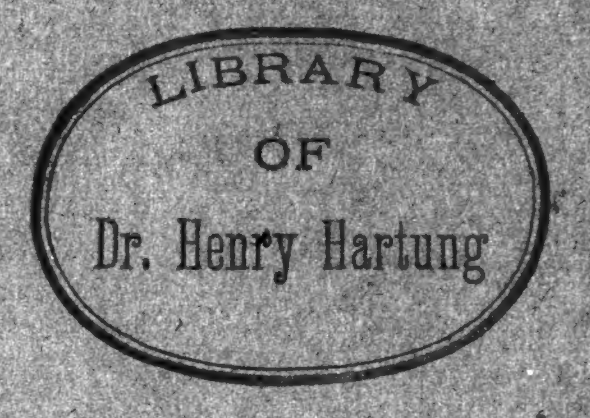
Mein Buch

Robert Reitzel





ROBERT REITZEL.

Das Reitzel-Buch.

Einem Vielgeliebten

zum

Gedächtniss.

Detroit, Michigan.
1900.

Inhalts-Verzeichniß.

Lyrischer Anhang.

Statt eines Vorworts:

Wer bin ich?

Ich bin ein armer Teufel. Die Dümmsten der Dummen haben es noch für einen Witz gehalten, mir meinen selbstgewählten Titel an den Kopf zu werfen. Und doch bin ich reich. Mit den Zinsen meines Kapitals der Liebe könnte ich den schlappen Säckel manches prahlerischen Großhannsen füllen; mit der Ehre, die mir angetan wurde, könnte man fünfzig unbekannte deutsche Dichter glücklich machen; an dem Wein der Freundschaft, den ich genossen, hätte der ganze Hain-Bund sich voll und wieder nüchtern trinken können. Aber die Schmach blieb nicht aus. Ich bin kein Deutscher. Ich bin ein heimatloser Lump. Ich bin vaterlandsloses Gesindel. Wer heute nicht mit singen und trinken und Hoch schreien kann, der ist kein deutscher Mann — so wurde schon mehr als einmal die Devise ausgegeben. Ich, der ich sonst so gerne trinke und singe, konnte jedesmal nicht mitmachen, nicht einmal am deutschen Tag, folglich bin ich kein deutscher Mann.

Ich habe aber im badischen Lyceum gelernt, die Liebe zur Freiheit sei eine Haupteigenschaft der Germanen; da es im Tacitus stand, so konnte es der Oberstudienrath nicht gut ausmerzen. Diese germanische Freiheitsliebe hieß mich das Bettelstudium der Heimath mit der Freiheit Amerikas

vertauschen. Sie ließ mich das Pfaffentum, das dem im Hungersumpfe Erstickenden eine Rettungsplanke geboten hatte, von mir stoßen, wie den Tell den Nachen Geßlers. Sie machte es mir unmöglich mit einer Partei, und wenn sie das Freieste auf ihre Fahne geschrieben, in Reih und Glied zu marschiren. Sie führte mich aber in das blutstinkende Malepartus des Kapitalismus, als die Frage war: Wo sind Männer? bereit ein Opfer zu sein. Dumm oder groß, wie man es nennen mag.

Sie hat mich den besten sog. Freunden zu einem Aergerniß gemacht, weil ich meinem Geiste nicht die kleinste Zwangsmanschette anlegen lassen wollte — doch genug von der Sorte.

Unser, d. h. der deutsche Schiller, erzählt, der Poet sei zur Teilung der Erde zu spät gekommen, ich bin, wenigstens in meiner Einbildung, auch so eine Art Poet und fand es ganz natürlich, daß ich nichts bekommen. Aber ich wollte mir meine Armut nicht schänden lassen. Ich habe nie um schnöden Profit meinen Rücken oder meinen Geist gebeugt. Ich habe nie das Geld als Zweck betrachtet. Ich habe nie jüdischen, oder judenchristlichen Wucher getrieben. Ich war nie Lohnschreiber und wollte nie herrschen (die Spalten meines A. T. ausgenommen). Ich labte mich am Tau der Schönheit, und die Ideale der Gerechtigkeit und Wahrheit waren meine Richtschnur. Also ganz wie es in unseren deutschen Klassikern steht.

Den Deutschen wird auch nachgerühmt die Liebe zu ihrer Sprache. Wolan, ich habe dieser Sprache einen kleinen Tempel errichtet. Unter Handelsbotokuden, Zeitungskaffern, „mir und mich"-Biedermännern, habe ich die Sprache Lessings, Goethes, Schillers geredet, und der frechste Verleumder, und der lügenhafteste Pfaffe wagte es nicht, mir darin mein Verdienst zu schmälern.

Item: Ich habe mein Lebtag deutsch gesprochen und geschrieben, getrunken, geliebt, (auch im Schwabenalter noch wie ein Vergißmeinnicht-Jüngling) geschwärmt, gekämpft; ich habe sogar dem lieben Herrgott sagen lassen, ich wolle bei etwaniger Unsterblichkeit lieber in die Hölle der alten Alemanen, Vandalen u. s. w., die ihren Nacken nie der Taufe gebeugt, als in den christlichen Himmel — — — und doch muß ich mir

von ehrenwerthen Politikern, von Großkrämern, ideallosen Philistern und sonstigen Herrschaften, deren Deutsch nicht über den Katechismus, das Einmaleins und die Wacht am Rhein hinausgeht, sagen lassen, ich sei kein echter deutscher Mann!

Ich will den Geist meiner Mutter beschwören, er soll mir Trost einsprechen.

Detroit, im April 1895.

R. R.

In Dur und Moll.

... wo das Strenge mit dem Zarten,
Wo Starkes sich und Milde paaren,
Da gibt es einen guten Klang.

(Schiller.)

Fremd im eigenen Hause.

Wenn uns ein deutschländischer Vetter mitleidig oder höhnisch die Heimatlosen nennt, so dürfen wir ihm antworten: Wenn wir keine Heimat haben, so hast du keine Freiheit. Aber ach! der Vetter ist im Vorteil, denn während ihm die Abwesenheit der Freiheit durchaus keine Unbehaglichkeit verursacht, und er schon längst bei den Klängen der Regimentsmusik mit Behagen an die Table d'Hote der Knechtschaft sich setzt, können wir es nur mit einem Seufzer aus dem tiefsten Innern bestätigen: Ja, wir sind heimatlos!

Für Menschen, welche tierisches Behagen erfüllt, wo immer sie Vieh treiben und das Beste der Krippe mitessen dürfen, für Fanatiker der Religion oder irgend einer Partei existiren die Schmerzen der Heimatlosigkeit nicht; wer aber weder am Dienen noch am Herrschen Geschmack findet, wem nicht alle Wünsche befriedigt sind, wenn es ihm „gut geht", wer nicht in einem Programm seiner Zeit aufgeht, sondern unter allen Umständen die Individualität sich wahrt, gerade der wird das Weh nach irgend einer Heimat erst dann los, wenn der blasse Bruder des Schlafes für ihn die Fackel senkt.

Ich habe es erfahren, was es heißt, fremd geworden zu sein in der eigenen Heimat, die so grün und schön in den Träumen der Nächte und der Tage vor mir stand, wie es tut, wenn Einem selbst im Vaterhause der Stein des Mißverständnisses statt des Brotes der Liebe gereicht wird! Wie gern würde ich die Begeisterung für mein Adoptiv-Vaterland als Balsam in meine Herzenswunde träufeln! Es will mir nicht gelingen, denn ich kann Amerika nicht lieben; ich weiß, daß wir Heimatlosen niemals tiefe Wurzeln in diesem Boden schlagen, niemals in ganzer Freudigkeit in diesem Sonnenlicht emporsprossen können. Fremd sind wir, nicht nur im Vaterhaus, sondern auch im eigenen Haus, das wir uns hier gebaut, in der Familie, die uns, den Verächtern des staatlichen Kampfes um die Beute, Ruhehafen und Kraftherd sein sollte. Und wenn du das beste und treueste Weib zur Seite hättest, zwischen dir und deinen Kindern steht eine unsicht-

bare Barriere — du bist und bleibst ein Deutscher, sie sind und werden immer mehr Amerikaner; mit andern Worten und damit mich Niemand nationaler Schwachheiten bezichtige: Das Beste in dir verstehen sie nicht, die Sprache deines Herzens reden sie nicht, und deinen edelsten Schatz, das Erbteil, das Niemand besteuern kann, kannst du ihnen nicht hinterlassen.

Man rede mir nicht von den Oasen in dieser Menschenwüste, Familien, die befähigt waren, in sich selber sich fortzuentwickeln! Ich habe die traurige Erfahrung gemacht, daß auch unter diesen Ausnahmen oft die Selbstlosigkeit, der Friede, die gegenseitige Liebe nur so lange vorhanden waren, als man „zu Besuch“ da war, daß aber der intimere Einblick dieselbe Gemeinheit fand, welche man auf die Gemeinen beschränkt glaubte. Hier handelt es sich um allgemeine Erfahrungen, und die liefern leider in Bezug auf die nächste Generation der Deutschamerikaner ein schlechtes Resultat.

Am schlimmsten steht es natürlich mit den Mischehen. Wo deutsche Mutter und amerikanischer Vater, verwischen sich in der Nachkommenschaft die deutschen Züge fast vollständig. Wo deutscher Vater und amerikanische Mutter, geht der Prozeß nicht so rasch vor sich, aber der Einfluß der Tochter dieses Landes ist der überwiegende, und die Barriere zwischen Vater und Kindern ist, schon der Sprache wegen, von vornherein eine unübersteigliche. Sind aber Beide eingewanderte Deutsche, so werden doch die Kinder anders als die Eltern, und während die Mutter dem Wesen der Kinder sich anbequemt, bleibt der Vater in seinem Denken und Fühlen allein.

Gutreligiöse Menschen und radikale Freidenker beklagen ein gemeinsames Geschick. Ich meine nicht die Pharisäer ihrer Bekenntnisse. Unter denen sind sogar die Christen noch im Vorteil und scheinbar die Besseren; denn, wenn ihnen auch gar nichts daran liegt, ob ihre Kinder wirklich religiös sind, so sorgen sie doch dafür, daß dieselben wenigstens äußerlich in ihre Fußstapfen treten, in denselben Kirchen knieen und demselben unsichtbaren Gott den Pfennig opfern, den sie als Thaler von demselben Gott Mammon wieder zurück zu erhalten hoffen. Die Pharisäer unter den Radikalen aber, welche aus irgend einer jener undefinirbaren und schwer bis zu ihrer Wurzel zu führenden Eitelkeiten eine freisinnige Rolle spielen, blicken gleichgiltig dazu, wenn die Kinder den Glauben an Dinge und die Ehrfurcht vor Göttern heucheln, welche die Alten ihr ganzes Leben lang lächerlich gemacht haben. Ja, im Innern sagen sie sich wohlgefällig: „Der

Junge ist schlauer als ich; der weiß, wo man sich Freunde machen muß, der paßt in die Welt!"

Darüber wollen wir uns auch keinen Kummer machen; kann man auch Trauben lesen von den Dornen? Aber für euch blutet mein Herz, ihr ehrlichen Frommen, wenn ihr eure Kinder den Schätzen nachjagen seht, welche die Motten und der Rost fressen, und mehr noch für euch, denn ich verstehe euch ganz, ihr unabhängigen Kämpfer der Freiheit, die ihr, auf Lohn und Anerkennung und Erfolg verzichtend, die herrliche Hoffnung im Busen truget, daß in den Früchten eures Leibes auch Früchte eures Geistes erwachsen und eure Kinder das erobern würden, worum ihr vergeblich gekämpft.

O abscheuliche Barriere! Eure Töchter haben keine Tränen für die Märtyrer der Freiheit, sie sind berechnend, aber geistesleer; sie sind gefallsüchtig, aber sie können nicht lieben; sie haben weder Abscheu noch Mitleid für ihre Schwestern im Schmutz, nur Geringschätzung, weil sie überzeugt sind, daß sie das erhabene Ziel erreichen werden: eine Ehe, die eine gute Versorgung ist.

O abscheuliche Barriere! Ihr seid die Kinder mit dem seligmachenden Kinderglauben an einen Weltsieg der Gerechtigkeit, an einen Freiheitsmorgen für alle Unterdrückten; eure Söhne sind die Alten, die eure Narrheit belächeln, weil sie mit amerikanischer Genauigkeit wissen, was in der Welt zum Erfolg verhilft. Wißt ihr noch, wie wir uns sträubten gegen die Kenntnisse, welche der Broterwerb verlangt, wie wir aber heimlich gierig an den Quellen sogen, wo Menschenliebe strömt und der Glaube an das Ideale; wie wir durch die Wälder schwärmten, wo der Wind frei durch die Wipfel saust und am schäumenden Wildbach die Blume der Romantik blü't! Zu unserem freudigen Erstaunen finden wir hin und wieder einen jungen Deutschamerikaner, der sich für deutsche Literatur interessirt. Hier ist ein Samenkorn auf den richtigen Boden gefallen! Aber wenn wir die Sache näher untersuchen, so ist es ihm nur darum zu tun, mit einigen Dingen sich oberflächlich bekannt zu machen, die man in Gesellschaft wissen soll, und die Sprache will er nur darum nicht vergessen, weil er schlau genug ist, einzusehen, daß man dieselbe zum Fortkommen im Leben brauchen kann. Wir aber haben gegen alle Verbote Das gelernt, was uns nichts nützen konnte und uns doch einzig und allein zu Menschen gemacht hat.

Ich habe die Carriere so vieler Söhne tüchtiger Väter und freiheitliebender Mütter verfolgt. Nur der Cultus des Wahren und Schönen umgab ihre Jugend, nur die besten und freisten Schulen besuchten sie.

Aber Verständniß und Liebe für die Ideale ihrer Eltern, den Haß gegen alle Unterdrücker, die Sehnsucht nach der Befreiung der Armen und Elenden konnte man ihnen doch nicht beibringen. Eine Zeit lang noch zwang sie kindliche Pietät, äußerlich wenigstens an den Bestrebungen der Eltern Anteil zu nehmen — es gab ja auch hin und wieder Vergnügungen dabei, und das konnte man mitnehmen — aber bald trieben sie in andre Kreise, wo sie sich mehr zu Hause fanden; und wenn man schließlich die paar Stunden des oft sonderbaren Vergnügens abrechnete, so blieb nichts übrig als der Geschäftsmann und die Losung: Geld, Geld und noch einmal Geld!

Ich habe wol beobachtet, daß unsrer Jugend, vielleicht gerade weil der Erwerbssinn so stark in ihr ist, ein gewisses praktisches Gerechtigkeitsgefühl, ein Verlangen nach Ellbogenraum für Jeden nicht abgeht, und ich darf sie nicht unter die Feinde der socialen Evolution zählen; ob die sociale Revolution in ihnen ein Feuer entzünden wird, von dem wir bis jetzt noch keinen Funken entdecken konnten, kann für den Einen ein schmerzender Zweifel, für den Andern eine stille Hoffnung sein. So viel ist sicher: Das Deutsch-Amerikanertum, das seinen Lessing und Feuerbach und Börne in Fleisch und Blut mit herüber gebracht hat, das stirbt mit uns, die wir die Heimat verloren haben und im eigenen Hause fremd sind.



Zur Selbsterkenntniß.

Hoch klingt die Leyer der Dichter, wenn sie die Saiten schlagen zum Preise der Freundschaft und Liebe. In schwärmerischen Mondnächten umkreisten die Dichter des Göttinger Hainbundes ihre Bundeseiche, das Blut ihrer Adern ließen sie in eine Schale träufeln und schwuren bei diesem Tranke sich ewige Treue; aber im Leben suchte einer dem andern ein Aemtchen wegzuschnappen, und einer beneidete den andern, wenn es demselben gelungen war, bei einem dritten eine Anleihe zu erheben. Bei Geldgeschäften hört die Freundschaft auf, sagt sehr wahr der Volksmund, aber welch ein erbärmliches Ideal ist das, welches von der größeren oder geringeren Masse jenes erbärmlichen Tauschmittels beeinträchtigt werden kann?

Wo ist der Mensch, der sich nicht bewußt ist, daß er seinem besten Freunde keinen größeren Gefallen erweisen kann, als wenn er ihm eine Schwäche verrät? Wo ist der Mensch, der siebzig Jahre alt wird, und am Lebensende sich sagen darf: ich besitze einen Freund, der mich noch nie, auch in Gedanken nicht, verraten hat?

Freundschaft?! Legt Raum und Zeit dazwischen, und sie stirbt; laßt Concurrenz zu ihr hinzutreten, und sie verwandelt sich in Haß.

Aber Liebe, girren unsre Anakreontiker, Liebe, seufzen die Sentimentalen, Liebe machen unsre Tragiker zum weltbewegenden Princip. Das ist wol wahr: sie spielt neben dem Hunger die größte Rolle, aber was ist Liebe anders als Sinnlichkeit mehr oder minder verschleiert, mehr oder minder mit den bunten Nebeln der sich selbst belügenden Phantasie umhüllt? Liebe ist Leidenschaft, Drang nach Besitz, eitle Selbstbespiegelung in der Bewunderung eines Andern; befriedigt sie, beglückt sie, gewährt ihr den vollen Genuß, und die Liebe stirbt. Die Ehe ist das Grab der Liebe, das ist ein leider in Millionen Beispielen zu Recht bestehender Satz.

Elternliebe, Geschwisterliebe — laßt die Sorgen um's tagliche Brod dazu kommen, und der Bruder wird die Schwester betrügen, und die Söhne werden dem Vater den Bissen mißgönnen, den er an ihrem Herde einnimmt.

Ich denke an Heines tiefergreifende Strophen:

Es ragt ins Meer der Runenstein,
Da sitz ich mit meinen Träumen;
Es pfeift der Wind, die Möwen schrein,
Die Wellen wandern und schäumen.
Ich habe geliebt manch schönes Kind
Und manchen guten Gesellen.
Wo sind sie hin? Es pfeift der Wind,
Es brausen und schäumen die Wellen!

Ja, so sitzen wir Alle früher oder später auf dem Runenstein, der auf dem Grab unsrer Hoffnungen errichtet ist, und was wir geliebt, ist uns schon längst gestorben, noch ehe es die Erde bedeckt.

Wag' es nur einmal, dein volles Herz den Menschen zu öffnen, und du wirst je älter, desto kälter werden; und derselbe gemeine Egoismus, dieselbe boshafte Feigheit, die dich bei Andern angrinst und anekelt, sie ziehen in deine Brust ein. Haben doch darum schon die Alten gesagt: Wol dem, den die Götter jung sterben lassen!

Aber nein, wir Menschen der Neuzeit, wir lieben die Erkenntniß, selbst wenn sie uns Schmerz bereitet, darum nur weiter geliebt, und wenn du auch Einzelne nicht mehr lieben kannst, so hast du doch noch Alle, so hast du doch das Volk, die Menschheit, und beglückend erscheint es dir, für ihr Wol an der Verwirklichung des Freiheitsideals mitarbeiten zu können. O, wenn du solchen Drang verspürst, darfst du abermals zu den Göttern flehen, daß sie dich jung sterben lassen. Oder willst du dir Stück für Stück den Glauben an das Volk aus der Brust reißen lassen? Willst du zu der Ueberzeugung gelangen, daß das Volk die Kanaille ist, die wol klatscht, wenn du ihm zu lieb den sterbenden Fechter spielst, und Beifall stampft, wenn dein Blut fließt, aber zugleich auch lacht, lacht über dich, den armseligen Don Quichote, der von den Windmühlenflügeln der Vorurteile sich zerschmettern läßt, statt gleich Sancho Pansas Esel die saftigen Disteln am Wege zu pflücken, lacht über dich, der vor jeder Stallmagd als einer edelgeborenen Dulcinea sich verneigt, statt über das Gesindel hinwegzureiten.

Freiheit! Gib dem Volk so viel Freiheit, als die Gehirne der besten Menschenfreunde auszudenken vermögen, mach es zum Herrn seines Geschickes, und es wird doch nur vor dem rohen Erfolg des Kampfes ums Dasein im Staube liegen; es wird den Fuß dessen küssen, der es zu treten wagt.

Hast du je eine Weihestunde der Begeisterung erlebt im Kreise gleich dir begeisterter Menschen? Dir wars, als ob es nimmer anders werden könne, als ob das Feuer, das hier entzündet, segensreich fortlodern müßte; schon sieht dein prophetisches Auge eine herrliche Zukunft, ein Reich des Friedens und der Gerechtigkeit herannahen, schon siehst du die menschliche Vernunft triumphiren über die Erbschaft des Tieres! O, daß du dann ewig blind bleiben könntest, o daß des Lichtes Himmelsfackel dir später zeigen muß, daß Alles nur ein Comödienspiel war. Siehe da! deine Enthusiasten, wenn sie des andern Morgens sich erheben, so reiben sie sich den Schlaf und die Begeisterung aus den Augen, und schauen wieder scharf und nüchtern umher, wo sie für sich den besten Brocken erwischen können; und wenn du bei ihnen nach den dauernden Spuren jener schönen Stunden suchst, so schauen sie dich fremd und verdutzt an, sie begreifen es gar nicht, wie man aus einem solchen Spaß, den man sich ja wol hin und wieder erlauben darf, Ernst machen kann. Das Tier ist in ihnen wieder erwacht, und je nachdem sie mehr Schaf oder Tiger sind, grasen sie entweder ruhig weiter auf dem ihnen angewiesenen Platz oder gehen auf neuen Raub aus. Dich aber packt unsägliche Verachtung.

Das wäre nun am Ende immer noch ein kleiner Trost; es liegt eine gewisse Genugtuung darin, den Menschen, den Freund, die Geliebte, sie alle, alle aus Herzensgrund zu verachten, bleibt dir doch als Gegengewicht dein eignes erhabenes Selbst, darfst du dich doch hoch hinausgehoben fühlen über den gemeinen Schwarm, ein Adler, dem der Sperlinge Schaar nicht zu folgen vermag!

Ob es wirklich Menschen gibt, die dabei stehen bleiben können, ich bezweifle es; sicher ist, daß nur die Wenigsten es offen zu bekennen wagen, daß die nächste und unerbittliche Consequenz der Weltverachtung die Selbstverachtung ist.

Armer Zweifler und Denker, auch diese Leidensstation darf dir nicht erspart bleiben, auch dieser Sonnenflug wird dir mißgönnt, das Wachs des Stolzes, mit dem du die Federn deines Flügelkleides gekittet, schmilzt unter der Glut der Selbsterkenntniß, und du taumelst abermals hinab in das Meer der Verzweiflung.

Dann frage dich einmal ehrlich: Stehe ich wirklich über der Menge? Erforsche einmal ehrlich, welches die Motive sind, die dich leiten in deinem Ringen, und du wirst dir selber gestehen müssen, daß auch in dir der alte Adam, sollte vielmehr heißen die alte Bestie, ebenso rege ist wie bei den Andern. Hat dich nicht oft in den weihevollsten Momenten irgend ein

gemeiner Gedanke, irgend ein roher Wunsch gepackt? Ging dirs nicht, wie Mephisto so grausam treu beschreibt, daß du noch eben im Begriff, Erd und Himmel wonniglich zu umfassen, zu einer Gottheit dich aufschwellen zu lassen, „in stolzer Kraft, ich weiß nicht was genießen, bald liebewonniglich in Alles überfließen, verschwunden ganz der Erdensohn", daß es dann dich drängte, die hohe Intuition, ich darf nicht sagen wie, zu schließen?

War es wirklich Liebe zum Ganzen und hohe Begeisterung für das Glück Aller, was ausschließlich dich leitete. Nein, und abermals nein, erkenne dich selbst, und du wirst wissen, daß deine Eitelkeit, deine Selbstsucht dich drängte, daß du Opfermut geheuchelt, während du im Grund deines Herzens bereit warst, das Wol Aller deinem Wolbefinden zu opfern, und daß es, selbst wenn du wirklich in den Tod gegangen wärest für deine Ueberzeugung, doch nur eitel Prahlerei gewesen wäre, die dich zum Aeußersten getrieben, Eitelkeit, die dir den Augenblick des Todes versüßt hätte.

Du hast Freundschaft gefordert, aber warst du selber ein treuer Freund? Du hast die Liebe gepriesen, aber wohnte sie rein in deiner Brust? Du hast Gerechtigkeit gefordert, aber warst du selber gerecht? Du hast Freiheit verlangt, aber warst du selber der Freiheit würdig? Du hast der Wahrheit einen Altar errichtet, aber du hast dich selbst belogen, dich und Andere! Ja! krümme dich nur in deinem nichtsdurchbohrenden Gefühle: Wer die Welt verachten gelernt hat, der muß auch sich selbst verachten.

Entsetzliche Oede in der Brust eines also Wissenden, todestraurige Philosophie, die dir als einzigen Trost den Wermutbecher übrig läßt: Verachte auch, daß du von Andern verachtet wirst.

Wozu noch sein, wozu noch existiren! Wenn es in deiner Macht läge, du würdest die Existenz des Weltalls überhaupt vernichten; nur in der Nirvana, nur im Nichtsein ist Seligkeit, und wenn du einst, als noch nicht diese vernichtende Erkenntniß dich erfaßt, mit Dranmor ausriefst: Schön ist die Welt und groß des Menschen Wille! so wirst du jetzt mit ihm fortfahren:

Doch nach der Jugend jauchzenden Fanfaren
Wird jedem Denker sich des Todes Stille
Als seine beste Zuflucht offenbaren.

Kindesliebe.

In der Untersexta, jetzt Unterprima des Karlsruher Lyceums wurden wir angehalten, einen Aufsatz über ein selbstgewähltes Thema zu liefern, denselben auswendig zu lernen und vor der grinsenden Corona der Classe vorzutragen, um so etwaniges rhetorisches Talent zu wecken und zu pflegen. Als der bärtige Professor von Langsdorff mit Donnerstimme mich nach meinem Thema fragte, erwiderte ich: die Poesie meines Lebens. Aufjauchzten im Chor die lieben Bengel, und in des Professors grimmen Zügen zuckte es wie Wetterleuchten. Da will ich mir doch vorher selber ansehen, was Sie unter der Poesie Ihres Lebens verstehen, sagte er; und so wanderte ich denselben Abend zu einem jener Besuche beim Professor, die Jedem unverwischbar im Gedächtniß bleiben, und saß bänglich in dem burschikos-gelehrt dekorirten Junggesellen-Gemach, denn die Poesie meines Lebens bestand damals schon nicht nur aus Kunst- und Naturgenüssen, sondern auch aus Liebe und Trinken. Aber der Professor, der mir immer wie eine Gestalt aus dem Walthari-Lied vorkam, wurde immer aufgeräumter, je weiter er las, gab mir eine Cigarre, die ich stolzer rauchte als die feinste Havanna, und entließ mich mit folgendem Bescheid: Das Ding ist recht hübsch, Sie haben Talent, aber es ist doch besser, Sie tragen die Rede, statt in der Classe, Ihren gleichgesinnten Commilitonen beim „schäumenden Becher" vor. Das geschah denn auch redlich; die Poesie meines Lebens wurde der Kneipzeitung der Rhenania einverleibt, später von dem preußischen Direktor Wendt mit Beschlag belegt und ist vielleicht heut noch im Besitze der goldhaarigen Tochter desselben, der unsre süddeutschen Phantastereien genau so imponirten, wie sie dem Alten ärgerlich und abgeschmackt erschienen.

Nun sind zweiundzwanzig Jahre vorübergeeilt, und es gelüstet mich wieder, von der Poesie meines Lebens zu erzählen, nicht von dem, was ich mir aus transatlantischer Oede gewann, sondern was mir aus der Jugendzeit herüberragt, einfache, alltägliche Dinge, die Jeder erlebt, Liebesge-

schichten des Knaben und des Jünglings, die gerade darum geneigte Herzen finden mögen, weil sie jeder fühlende Mensch selber zu seinen köstlichsten Erinnerungen zählt, und die, wenn sie auch nicht vor der Classe der Gelehrten oder der Partei-Fanatiker zugelassen, doch gewiß immer anklingen werden in den Kreisen, wo man „beim schäumenden Becher" gern der Jugend gedenkt. Mein erstes Capitel aber sei mit dem Namen geziert, den schon Millionen Lippen in inbrünstiger Liebe ausgesprochen haben:

Marie.

In einem Werke über die Physiologie der Liebe von Paolo Montegazza, Professor der Universität in Florenz (übers. von Dr. E. Engel, Jena, Costenoble '85), heißt es: „Der Dichter und der Metaphysiker können von der Liebe eine beliebige andre Definition geben, für die Wissenschaft gibt es nur die eine: Die Liebe ist die Kraft, welche das Ei mit dem Samen in Berührung zu bringen hat; ohne Ovarium und Testikel kann keine Liebe existiren.... Ein dicker Nebel der Unwissenheit umgibt den Tempel der Liebe, den der Mensch fast immer wie ein Räuber betritt, und fast immer wie ein Sklave verläßt. Unser jetziger Liebescodex ist eine elende Verquickung der Heuchelei mit der Wollust, und weil wir der Liebe nicht von Angesicht zu Angesicht entgegenzutreten wissen, so vermummen wir sie mit der Ausschweifung und der Prostitution (und der Abstinenz dürfen wir hinzusetzen)." Das ist nun gewiß ein wahres Wort, und daß es von einem Mann der wissenschaftlichen Belehrung der Jugend und in einem Buche „den Frauen gewidmet" ausgesprochen wurde, ist doppelt erfreulich. Aber wahr ist es auch, daß die Liebe am Schönsten in der Erinnerung jener Zeit lebt, da man sich ihres Ursprungs nicht bewußt sein konnte, der Kindheit. Die Knospe dünkt uns reizender, keuscher, reiner als die erschlossene Blume, trotzdem auch in ihr Staubfäden und Eierstock schon vorhanden sind und ihr Erschließen nichts Anderes ist als ein der Begattung sich Entgegendrängen.

So lang' ich lebe, hab' ich auch geliebt; mit meinen ersten Erinnerungen schon ist die Liebe, die unbewußte geschlechtliche Liebe verknüpft. Noch glaube ich das Entzücken zu verspüren, das mein kleines Herz erfüllte, als mich einst eine große, schöne Dame, eine Sängerin und Schauspielerin, auf ihrem Schooße hatte und mich unter hundert Küssen an ihren nackten Busen drückte. Sie war leider auch gegen Große mit ihrer Liebe verschwenderisch und ist, wie gebräuchlich, an dem Kreuz gestorben, das die Alltäglichkeit jeder starken, das Selbst opfernden Leidenschaft setzt. Aber was

Liebe sei, wußte ich doch erst, als ich alle Sorgen meines siebenjährigen Daseins (Verachte mir Keiner diese Sorgen! sie sind genau so gegenständlich und so schwer zu tragen wie die des späteren Lebens) vergaß, wann ich mit meiner Marie zusammen sein konnte.

War sie hübsch? vermutlich, denn sie wurde später ein sehr schönes Mädchen, aber wie sie auch gewesen sein mag, mit ihren blauen Augen und blonden Zöpfen war sie mir der Inbegriff alles Liebenswerten. Was die Götter auch an meiner Jugend verbrochen haben, in die Liebe meiner Kindheit ließen sie es nicht hineinregnen. Dort wo der Neckar in den Rhein fließt, auf und zwischen den Schwarzwaldtannen der Flöße, wahre Amphibien, so viel im Wasser wie auf dem Land, verspielten wir die köstliche Zeit. Aber daß wir nicht nur getreue Kameraden waren, ich immer im Bunde mit ihr gegen die wilden Brüder, sondern schon eines tieferen Gefühles fähig waren, das fanden wir doch erst an einem Frühlingsabend, als sich das verschlafene Zwitschern der Vögel mit den Klängen der Militärmusik vermischte.

Der Löwenkeller in Mannheim, was ist mir dagegen die Alhambra mit ihrer geheimnißvollen Pracht oder Londons Krystall-Palast! Dort saßen an jenem Frühlingsabend unsere Eltern und aßen nach guter Mannheimer Sitte öffentlich und doch im Familienkreis ihr Abendbrot und tranken einen musikalischen Schoppen dabei. Sie haben sich wohl auch gut amüsirt, aber was war das gegen die Seligkeit, als wir zwei Hand in Hand die steinerne Treppe hinuntergingen und drunten im Garten unter den Kastanien uns küßten, als ob wirs gelernt hätten! Unser Geheimniß war uns zu lieb und süß, als daß wir zur lauten Gesellschaft hätten zurückkehren können, und als sie uns suchten und fanden und zurückbrachten, war es uns, als ob wir vom Himmel wieder auf die Erde gefallen seien. Nicht als ob wir uns schämten! Nein, daß die Liebe eine Sünde sei, zu dieser dreimal verfluchten Erkenntniß hatten wir es noch nicht gebracht, und ich muß heute noch den Eltern dankbar sein, daß sie zwar lächelten über unsere glühenden Gesichter, aber unsern schönen Traum nicht störten und es stillschweigend gewähren ließen, daß wir von da an jede Minute, die wir der unerbittlichen Schule abstehlen konnten, unzertrennlich waren. Ohne Schmerzen aber blieb unsre Idylle nicht. Diese unschuldige Kindesliebe ist so heftig und leidenschaftlich wie eine gereifte, tragische. Wir konnten die Trennung kaum ertragen, wir versteckten uns, sobald wir zusammenkamen — o die köstlichen Winkel im Dämmerlicht des Speichers oder in den Bretterhaufen am Neckar, die nur kühne Kletterer zu erreichen vermoch-

ten! Wenn wir so heimlich beisammenhockten wie zwei Mäuschen, schwatzten wir nicht viel, aber wir teilten unser Vesperbrot, wir bissen nie in einen Apfel — o Adam und Eva! — in den nicht das Andere gebissen, wir knabberten und küßten in süßer Abwechslung. Später zogen meine Eltern in einen andern, entfernten Stadtteil, und man wird es doch wol für gut befunden haben, uns mehr auseinanderzuhalten. Wie aber unsre Liebe zu Ende kam, weiß ich nicht mehr, sie war eben so ewig wie irgend eine, die je bei allen Göttern beschworen wurde. Vermutlich wurde Marie mir untreu; denn so ist es mir immer gegangen. Aber wenn ich auch Clara, der Tochter des reichen Kaufherrn, als treuer Cavalier diente, und die Perle noch besitze, mit der sie mich auf einem Kindermaskenball dafür tröstete, daß ich nicht tanzen konnte und wie eine unbeholfene, ärmlich-schwarz gekleidete Motte unter den glänzenden Schmetterlingen mich bewegen mußte, und wenn ich auch Josephinens Schulsack gern über die Rheinbrücke bis nach Ludwigshafen trug — im Schloßgarten küßte es sich so schön wie auf dem Löwenkeller — und in den Ferien in Schopfheim sogar eine andere Marie fand, die aber mutmaßlich von der Grundursache der Liebe fast so viel verstand wie der Herr Professor Montegazza, — unverblaßt blieben doch die Farben jener ersten Liebe, zumal da mir später das Kind als Jungfrau entgegentrat und mir zu einer Strafe wurde, die ich mein Leben lang beherzigt habe.



Pessimismus in der Erziehung.

„So, Du hast wieder ein schönes Zeugniß heimgebracht! In der Gesammtlokation um zwei hinuntergekommen, in der Mathematik die Note ungenügend und im Betragen: gut statt sehr gut. Nun, ich hab's ja immer gewußt: aus Dir wird seiner Lebtag nichts, und ich möcht nur wissen, was Du einmal in Zukunft anfangen willst." So bin ich zur Weihnachtszeit des Jahres 1865 zu Hause empfangen worden, und trübe Schatten lagerten sich über die Weihnachtsfreude. So sind schon tausende von Kindern von tausenden von Vätern oder Müttern empfangen worden. Ich bezweifle durchaus nicht, daß sie es gut meinten, aber welche Verkehrtheit, welche Erziehungsunfähigkeit bekundet sich in dieser beliebten Schwarzseherei in Bezug auf die Zukunft des Kindes!

Da haben wir z. B. einen willensstarken und in Folge dessen bisweilen eigensinnigen oder trotzigen Knaben, tagtäglich wird ihm vorgepredigt, daß ihn seine Gemüthsanlage zu den unglücklichsten Lebensschicksalen berechtige, da haben wir einen etwas langsam denkenden, schwer auffassenden, der Lehrer ermangelt nicht, ihm zu versichern, daß er stets ein Dummkopf bleiben werde; oder ein Andrer wird auf einer Lüge ertappt, und der Herr Pastor, der, wie Ingersoll ganz richtig bemerkt, doch sein Leben mit Lügen macht, setzt dem unglücklichen Wahrheitsverbrecher auseinander, daß ein Mensch, der lügt, auch sicherlich stiehlt und sengt und brennt und bei Zeit an den Galgen gehängt wird. „Ut dem ward nicks", pflegten Eltern, Verwandte und Bekannte so oft als Endurtheil über den Jüngling Fritz Reuter abzugeben, daß er es schließlich selber glaubte, und wohl auch nichts aus ihm geworden wäre, wenn nicht eine ihm vertrauende und die wertvolle Seite seines Wesens hegende und pflegende Frauenseele ihn zu dem größten Humoristen Deutschlands gemacht hätte.

Ja, das ist das Infernalische: wenn man uns fortwährend vorpredigt, daß wir die verkommensten heranwachsenden Individuen der menschlichen Rasse seien, daß Hopfen und Malz an uns verloren sei, so glauben wir es

schließlich und ergeben uns in unser Schicksal, wir werden matt im Ringen und Streben und protestiren höchstens noch beim Biercommerse mit einer Art von Galgenhumor: daß unsre Alten, wenn sie uns jetzt sähen, wohl merken würden, daß Malz und Hopfen doch nicht an uns verloren seien.

Es ist freilich die christliche Methode, dem Menschen beständig seine Nichtigkeit und Schlechtigkeit in's Gedächtniß zu rufen, damit er ja als zerknirschtes und sich selbst als wertlos erkennendes Objekt der göttlichen Gnade um so würdiger werde. Die Christen behaupten stets selber, daß sie die größten Sünder seien, und, wie männiglich weiß, haben dieselben auch ganz nette praktische Beweise der Behauptung geliefert.

O! welch ein ganz andres Geschlecht müßte heranwachsen, wenn Eltern und Lehrer diese Schwarzseherei aus ihrer Erziehungsmethode entfernen würden. Beschneidet man dem jungen Aar die Flügel, so kann er freilich nie zur Sonne sich emporschwingen; wenn man aber der Jugend die erhabensten Ziele als erreichbar darstellt, wenn man statt des ewigen Lamentos über die schlechten, vielmehr beständig an die guten und edeln Eigenschaften des heranwachsenden Geschlechtes appellirt, wenn man vielmehr lobt als tadelt, vielmehr anerkennt als verurtheilt, dann wächst der Muth in der jungen Brust. Die Scham über den stillschweigend verziehenen Fehler ist um so größer, als das Kind die Verpflichtung fühlt, sich selber zu strafen, und die Dankbarkeit über die gute Meinung, die man von ihm hegt, macht es zum besseren Menschen. Ich erinnere mich, daß von allen Lehrern derjenige mit uns die besten Resultate erzielte, der beständig ans Ehrgefühl appellirte, das uns innewohnte, ohne daß wir uns desselben bewußt geworden, oder das uns, richtig zu sagen, erst durch diese Appellation entstand. „Knaben", sagte jener würdige Mann, „die Zukunftsbestimmung Eurer Nation ist ein einiges, freies Deutschland; jeder von Euch kann einst dazu berufen werden, als Volksvertreter in dem Parlamente die Geschicke der Nation mitzubestimmen, darum müßt Ihr aber auch stets so leben, daß Ihr ohne Erröten auf Euer vergangenes Leben zurückschauen könnt." Das machte unsere Herzen von edlem Stolze erglühn, das setzte uns große Ziele und gab uns große Gedanken, und in keiner andern Lehrstube herrschte so musterhafte Ruhe, war die Strafe so selten notwendig. Freilich bemühten sich die andern Lehrer aus Kräften, zu vernichten, was der Eine gut machte.

Behandelt junge Menschen als Gentlemen und Ladies, und sie werden sich als solche betragen; sagt ihnen, sie seien unverbesserliche Bengel, und

sie werden sich bemühen, solche zu sein. Sagt einem Kinde, es sei zu dumm, etwas zu lernen, und es wird sich dabei beruhigen, sagt ihm, es könne Alles, und es wird Alles zu können versuchen. So aber, da dieser Pessimismus, diese Schwarzseherei in der Erziehung der hervorragenste Faktor ist, so darf es uns gar nicht wundern, daß wir demselben auch überall im Leben begegnen. Man erzieht die Menschen anstatt zur Achtung zur Verachtung des Lebens, man vergiftet ihnen das blühende Dasein dadurch, daß man ihnen beständig die Nichtigkeit und Schlechtigkeit des Bestehenden vorpredigt, und was das Schlimmste ist, man verleidet ihnen das Streben nach Idealen damit, daß man ihnen vorlügt, die Menschheit entferne sich ja doch nur immer weiter von denselben, anstatt daß man ihnen durch das herrliche Bild der aus den niedersten Anfängen stetig sich entwickelnden Cultur einen Sporn zum Mitarbeiten an dem großen Werke einsetzt.

Es mag ja sein, daß in einer Generation eine gewisse moralische Versumpfung Platz greift, wie es ja leider eine Tatsache ist, daß unsre Zeit in vielen Hinsichten eine geistig und gemütlich arme genannt werden muß im Vergleich mit der Zeit unsrer Urgroßeltern, aber das sind doch im großen Entwickelungsgange des Ganzen nur vorübergehende Rückfälle, und wer nur einmal den Begriff der Culturgeschichte erfaßt hat, wird sich den immer stralender anbrechenden Morgen nicht durch die das Tagesgestirn vorübergehend verhüllenden Wolken verbittern lassen.

Man kann es dem vielgeprüften Manne, dem strebenden Weibe verzeihen, wenn sie, das Herz von tausend Wunden der Enttäuschung zerfleischt, am Menschengeschlecht und seiner hohen Mission verzweifeln, sind sie vom echten Schrot und Korn, so werden sie sich doch immer wieder aus den Abgründen der Verzweiflung auf die Sonnenhöhe der Erkenntniß der fortschrittlichen Entwicklung retten. Aber aus der Erziehung verbanne man diesen Pessimismus! „Herrgott, nur in die Jugend laß' es nicht hereinregnen!" betete Jean Paul. Gebt der jungen Pflanze vollauf Sonnenschein, weckt in den Kindern das Selbstvertrauen, und es wird ein Geschlecht heranwachsen, welches die christliche Trostlüge verachten wird, Menschen, die ihre eigentliche Stellung in der Natur als Götter der Erde einzunehmen und zu behaupten wissen.



Der Liebesneid.

Einst waren Sonne und Mond am Himmel liebend vereint und wandelten mit der leuchtenden Schaar ihrer Kinder durch das weite All. Aber solch ein strahlendes Glück können weder Götter noch Menschen dulden. Böse, zischelnde Zungen säeten Zwietracht; und wenn jetzt Luna sehnsüchtig aus den Wolken hervorschaut, so taucht der grollende Sonnengott zornrot hinab in sein flutenkaltes Wittwerbett. So hat Heine in einer seiner schönsten Dichtungen jene lichtspendenden Weltkörper uns menschlich nahe gebracht. Wenn aber selbst die unsterblichen Götter nicht verschont bleiben, wie könnten wir arme Staubgeborene entrinnen den bösen, zischelnden Zungen?

Ich habe auch einmal in dem schönen, naiven Glauben gelebt, ein Glück, welches zwei Menschen sich gegenseitig schenken, das Niemanden beeinträchtigen kann, weil es ja nur aus den freiwillig gespendeten Gaben des Einen an den Andern besteht, weil es die Zwei unendlich reich macht, ohne zur Armut Andrer beizutragen, weil seine einzigen Capitalien aus Gefühlen, Worten, Blicken, Seufzern, Tränen, Küssen bestehen, ich war einmal naiv genug zu glauben, ein solches Glück könne keine Neider finden.

Es ist schon lange her, und ich will erzählen, wie mir dieser Glaube geraubt wurde, denn schließlich kann man doch über das am besten sprechen, was man selber erlebt hat.

Es war im Frühling. Die Nachtigallen schlugen wieder im Schloßgarten, und in mein junges Herz war die Liebe eingezogen, eine Liebe so bescheiden wie ein junges Veilchen und so rein wie ein Tautropfen. Wenn ich aus der Schule kam und unterm Tor ihr begegnete, zog ich grüßend die Mütze, und ihr süßes Gesicht errötete glückselig. Das waren so die Höhepunkte unseres Liebesdaseins. Oder wir schenkten uns auch zuweilen Blumen, und mit der Wonne voller Befriedigung erfüllte es mich, als sie mir eines Tages erzählte, daß sie mich jeden Abend in ihr Gebet einschlösse. Das arme Mädchen — ein Glück ist ihr zu teil geworden, sie durfte jung sterben — war die älteste Tochter einer armen gelähmten Pfarrerswittwe;

so jung sie war, so lastete doch auf ihr die Sorge für die jüngern Geschwister, und in den Tagen, da ihren glücklicheren Geschlechtsgenossinnen der Frühling ganz gehört, mußte sie schon ihr Brod verdienen. Ich weiß es, daß der einzige Sonnenblick ihres Dasein diese Liebe war, daß die Familienspaziergänge, welche nach alter deutscher Sitte des Sonntags in die nahen Berge gemacht wurden, für sie die einzigen versöhnenden Momente ihres von Not und Arbeit erfüllten Daseins bildeten.

Sollte man es für möglich halten, daß ein solch bescheidenes Glück seine Neider finden konnte? Und doch war es so. Ein altes, dürres Weib, das sonst mit Vorliebe die Kupplerin spielte, hielt es für seine Pflicht, die betreffenden Eltern auf die Gefahren dieser jungen Liebe aufmerksam zu machen, die Landspaziergänge unterblieben, unser Paradies, das keine Schlange gekannt hatte, wurde verschlossen, einmal noch sahen wir uns in die tränenverschleierten Augen, es war ein Abschied auf Nimmerwiedersehen.

Ich habe mich damals vergeblich gefragt, welches Motiv jene Dame beseelen mochte; sie war, wie gesagt, sonst durchaus nicht für Prüderie, sie erlaubte ihrer eigenen Tochter alle möglichen Freiheiten und würde, sie vorteilhaft unter die Haube zu bringen, kein Mittel gescheut haben. Ich fand keine Erklärung und mußte meinen Schmerz und meine Wut in mir selber austoben lassen. Ich kenne heute das Motiv. Es war der Liebesneid! Nicht die Eifersucht hat mit diesem modernen Laster etwas zu schaffen, nicht um einen Vorteil handelte es sich, nicht um Greifbares, sondern die Dame konnte es einfach nicht ertragen, daß zwei Menschen, und waren sie auch noch so jung, noch so unschuldig und noch so unbedeutend, sich gegenseitig durch Liebe beglückten. Es war der Neid der gemeinen Seele um ein Glück, das sie den besseren Seelen mißgönnt, weil sie es selber nie besessen hat.

Ich habe den Liebesneid ein modernes Laster genannt. In der Tat kannte die alte Cultur diesen abscheulichen Zug ebensowenig wie jene heuchlerische Verdammung des Genusses, welche wir erst dem Christentum zu verdanken haben. Eifersucht gab es freilich, Kampf um den Besitz der Liebe — die heilige Ilion mußte fallen um eines Weibes willen — aber, mit Ausnahme des betrogenen Hepheistos neidete kein einziger Gott dem Ares Aphroditens heimliche Liebesgunst. —

Aber ich weiß noch ein Beispiel aus eigener Anschauung. Einer meiner Freunde verlebte seinen ersten Liebestraum in einem kleinen Schwarzwald-Bad. Das Paar war wie für einander geschaffen, mir jauchzte das

Herz, wenn ich ihren jubelnden Gesang durch die Tannen vernahm, wenn ich sie im Garten der alten Burg Rosen pflücken sah. Mein dicker Junggesellen-Onkel, ich werd' ihm in diesen Blättern auch einmal ein Denkmal setzen, der wie Onkel Bräsig sieben Brauten gehabt hat und darum wissen mußte, was Liebe ist, war der reine Schutzengel der zwei Glücklichen, er sorgte dafür, daß sie sich gelegentlich im Walde verirren konnten, er beschäftigte mit seiner altmodischen Galanterie die Mütter und trank Wein mit den Vätern, und wenn gar nichts andres mehr half, so war sein breiter Rücken die Schutzwehr, hinter der rasch ein Kuß gegeben und genommen werden konnte.

Natürlich wußte nicht nur der ganze Wald, sondern auch die ganze Welt ihr „zärtliches Geheimniß" — man brauchte nur zu sehen, wie sich bei Tisch ihre Augen in einander versenkten — und siehe da, alsdald fanden sich auch die bösen, zischelnden Zungen. Das war ein Gewitzel und ein Ellbogenstoßen unter den genialen jungen Herren, das war ein entrüstetes Blicketauschen unter den ältern Damen — „ich hätt' sie mögen zusammenschmeißen"! — Das junge Liebespaar tat Niemanden etwas zu leid, stand Niemanden im Wege, aber sie waren durch Liebe beglückt, das war Grund genug, alle diese gemeinen Seelen gegen sie zu empören. Erst erschienen im Wochenblättchen verblümte Anspielungen in Versen und Prosa, dann indirekte Warnungen, dann entrüstete, anonyme Briefe, die bis zu den Verwandten der Beiden in die ferne Hauptstadt ihren Weg fanden. Eines Tages fanden die guten Kinder, daß ihr idyllischer Zauberwald von den Aasgeiern der alltäglichen Gemeinheit bewohnt war; eines Tages riß man sie auseinander wie zwei Verbrecher, und sie, die nach der Frucht des Erkenntnißbaumes noch gar kein Verlangen gehabt hatten, trugen in ihren blutenden, getrennten Herzen für immer die traurige Wahrheit mit, daß es eine unverzeihliche Sünde ist, durch Liebe beglückt zu sein.

Wie die Intoleranz und die Heuchelei Früchte der Geist-Verkrüppelung durch die Religion sind, so ist der Liebesneid die Folge der durch das Christentum bedingten Verkrüppelung unseres geschlechtlichen Lebens. Wenn du frei zu denken wagst, so ziehst du dir den Haß und den Neid aller Knechtsseelen zu, welche es dir nie verzeihen werden, daß du dir erlaubst, ihre Götzen zu verachten! Wenn du frei zu lieben wagst, so lockst du die ganze Meute jener körperlichen und Gemüts-Kastraten, welche nicht lieben können, auf deine Spur!

Warum hassen die „ehrbaren" Frauen so ingrimmig jene elenden Dienerinnen der Prostitution, warum tun sie ihr Bestes, dieselben noch tiefer

in den Schmutz zu drücken, statt ihnen die hilfreiche Schwesterhand zu bieten? Ein großer Kenner des menschlichen Herzens hat behauptet, es sei gar nicht Haß, was die ehrbaren Frauen gegen die Verführten und Verlorenen beseele, sondern es sei des N e i d e s schlangenhaariges Scheusal. In der Tat haben zahllose ehrbare Frauen die Liebe nicht kennen gelernt, sie haben sie nie empfangen, und es fehlten ihnen die Fähigkeit und die Seelengröße, sie zu geben, oder aber, wenn einmal jenes erhabene Gefühl, das in der vollen Aufopferung und ganzen Hingabe sein höchstes Glück findet, an ihr Herz anpochte, so umgürteten sie sich mit jenem feigen Selbstsuchtspanzer, welchen „Sitte und Gesetz“ geschmiedet. Es weiß aber die ehrbare Frau, daß die Verlorenen, welche aus Liebe gefallen sind, wenigstens einmal das höchste, ihr versagte, Erdenglück genossen haben, daß diese Verlorenen also im rechten Lichte betrachtet trotz alledem die Begünstigten sind, ja sie weiß, daß selbst die ärmste Dirne, die ihr Dasein mit den Almosen fristet, welche ihr die tierische Gier der Verkommensten zuschleudert, dennoch stets einen „Geliebten“ hat, von dem sie sich vielleicht ausbeuten, beschimpfen, schlagen, mit Füßen treten läßt, aber für den sie arbeitet und sorgt, an den sie Alles verschwendet, was in ihr groß und gut und schön geblieben ist. Selbst die niedrigste Bajadere, „wo die letzten Häuser sind“, kann verschenken, was die ehrbare Egoistin im Bürgerhaus oder im Palast nie besessen hat — ein Herz! Das wurmt, das erbittert, das tritt als Liebesneid in tausend Formen glückvernichtend auf die soziale Bühne.



Der Geist von 1776.

Das waren bange Minuten in der alten Stadthalle von Philadelphia am 4. Juli 1776. Die ganze Nacht war das Komite an der Arbeit gewesen, um jenes Dokument zu verfassen, von dem das Leben und die Ehre Amerikas abhing. Endlich öffnet sich die Tür, und die drei Männer treten heran an John Hancocks Stuhl. Der große Mann, welcher das Dokument in den Händen hält, mit den scharf geschnittenen Zügen, der kühnen Stirn und dem sandfarbigen Haar, das ist der Virginier Farmer Thomas Jefferson. Die gedrungene Gestalt mit dem entschlossenen Blick und dem blitzenden Auge, das ist der Bostoner John Adams. Und der Mann mit den ruhigen Mienen, dessen Haar in dicken schwarzen Locken auf seine Schultern fällt, gekleidet in einen mehr als einfachen Rock und mit abscheulich blauen hausgemachten Strümpfen, das ist Benjamin Franklin, der Buchdrucker von Philadelphia.

Wird die Schrift unterzeichnet werden? Jefferson spricht dafür in kurzen scharfen Sätzen, und Charles Carroll in langer wie Musik dahinfließender Rede. Da erhebt sich ein Blaßgesichtiger in einer Ecke des Saales und spricht vom Hochgericht und vom Galgen, und ein Schauder läuft durch die Versammlung. Jetzt steht das Zünglein der Waage still. Jetzt fragt sich jede Seele die eine Frage: Wird die blasse Furcht siegen oder der Mut und die Ehre der Freiheit?

Da erhebt sich eine lange, hagere Gestalt, gekleidet in einen verschossenen roten Mantel, und durch die Halle und durch jedes Herz vibriren die Worte: „Der Galgen, sagt ihr? Mögen sie uns die Hälse zuschnüren an allen Galgen des Landes, mögen sie jeden Felsblock zum Schaffot machen und jede Heimstätte zu einem Grab, doch werden die Worte dieses Dokumentes nimmer vergehen! Diese Worte werden die Welt entzücken, wenn wir Staub und Asche sind. Dem Sclaven werden sie Hoffnung bringen, dem Arbeiter Freiheit; zu den Königen aber werden sie sprechen wie die Flammenschrift an Belsazars Palastwand: Die Tage eures Hochmuts sind ge-

zählt; das Gericht ist nahe. Durch Meere von Blut seid ihr zu euren Tronen gewatet; des armen Mannes Schweiß und Blut habt ihr zu Königsmänteln und Kronen für eure gesalbten Häupter gemacht; jetzt aber ihr Könige, ihr purpurgeschmückten Henker der menschlichen Gesellschaft, jetzt kommen für euch die Tage des Richtschwertes und des Galgens.

Sollen wir zurückweichen, da unser Fuß schon die Schwelle der Freiheit betreten hat? Hat man nicht eure Weiber geschändet? Sind nicht die Herdsteine rot von dem Blute der Kinder dieses Landes? Und hier soll es zitternde Stimmen geben und furchtbleiche Gesichter? Ich sage euch, die Todtenselber stehen auf von unsern Schlachtfeldern und mahnen euch, dies Schriftstück zu unterzeichnen oder auf ewig verflucht zu sein.

Schreibt euren Namen, und wenn ihr den Strick schon um den Hals hättet, schreibt als Gatten und Väter, als Männer. Schreibt, nicht nur für euch selber, sondern für alle Zeiten; denn dies Pergament wird das Lehrbuch der Freiheit sein, die Bibel der Menschenrechte für immer.

Gott gab Amerika den Freien. Wenn ihrs nicht glaubt, so schaut auf euer Bunkerhill, auf euer Lexington, wo ein Haufen Bauern die Blüte der britischen Armee niedermähte.

Unterzeichnet, damit aus dem blutüberströmten Europa die Armen und Elenden zu euch kommen können. Ich sage euch, nicht wir allein, nicht unsre Weiber und Kinder allein zittern vor diesem Federzug und jauchzen ihm doch entgegen, sondern Millionen Menschen, welche von euch das erlösende Wort erwarten: Ihr seid frei!"

Erschöpft sank der Redner in seinen Sessel zurück, einen Augenblick ging still und gewaltig der Engel der Geschichte durch den Saal; dann ein mächtiger Ansturm nach vorn. Kaum hat John Hancock Zeit, seine großen Schriftzüge auf das Dokument zu setzen, da ist die Feder schon in der Hand eines Andern und wieder eines Andern. Sieh, wie ihre Namen glänzen auf dem Pergament: Adams und Lee und Jefferson und Carroll und Rodger Sherman, der Schuhmacher. Hier kommt, wankend von Alter und Gicht, Stephen Hopkins, hier Benjamin Franklin; und jetzt der Mann mit dem roten Mantel, noch zittert seine Hand vor innerer Erregung, als er seinen Namen schreibt: Patrick Henry.

Und jetzt sind die Namen vereinigt. Jetzt laßt die Botschaft ausgehen zu dem Volk in den Straßen, in die Höfe und Hütten Amerikas, in das Lager Washingtons und zu Englands idiotischem König; laßt die Botschaft ausgehen in alle Welt! Jetzt, alter Mann im Turm, schürze deine Aermel

und laß die Stimme deiner Glocke der Welt die Wahrheit verkünden: Fünfundsechzig Bauern und Handwerker haben heute einen Schlag geführt gegen die Fesseln der Welt.

— —

Und heute! Ihr Bauern und Arbeiter? Ihr Unterdrückten aller Welt, heute hört ihr die Botschaft wohl, allein euch fehlt der Glaube. Wir haben noch kein Bunkerhill gehabt und kein Lexington; denn gegen unsre Könige darf man nicht kriegen, und wer das Schwert ergreift, ist ein Verbrecher. Aber eins ist dasselbe geblieben, Strick und Galgen stehen immer noch bereit für Diejenigen, welche die Menschenrechte für Alle fordern.



Ein töricht Mann.

Gibt es wohl einen deutschen Knaben, der nicht mit dem Mann im Syrerland ein Kameel am Halfterband führte? Gibt es einen, dem nicht unbehaglich zu Mut wurde, wenn er sich an der Hand der Rückert'schen Parabel die entsetzliche Lage vergegenwärtigte, in welcher die armen Sterblichen sich befinden? In des Brunnens Bauch an einem Brombeerstrauch hängend, dessen Wurzel, Tag und Nacht, ein Mäusepaar benagt, während von oben das grimme Kameel Lebensnot, von unten der grause Drachen Tod sie bedräut?

Jede Parabel soll eine Moral haben; Rückert aber, der kluge Rückert, ist diesmal mit der Moral sehr sparsam umgegangen, sie liegt eigentlich nur in den Worten: „ein töricht Mann". Warum heißt er den Mann, welcher in dieser höchsten Not die Beerlein Sinnenlust nascht, einen törichten Mann? Der Theologe ist der Einzige, und ich bezweifle sehr, daß Rückert an ihn gedacht hat, welcher darauf die Antwort erteilen könnte. Er würde sagen: Der Mensch soll jetzt alle Zeit, die ihm noch übrig bleibt, auf Gedanken an Tod und Unsterblichkeit, auf die Vorbereitung zur Ewigkeit, auf Buße verwenden. Dabei würde aber der intelligente Knabe sofort sich fragen: Warum Buße? Kann er denn dafür, daß das Kameel Lebensnot plötzlich so wütend geworden ist? — Ich meine aber, der Nicht-Theologe, der Lebensweise, wird einfach constatiren, daß Rückert etwas Dummes gereimt hat, als er den Mann einen törichten nannte. Soll der im Brunnen Schwebende sich vielleicht fallen lassen in den Schlund des Todes-Drachens? Soll er, höher hinaufkletternd, seinen Scalp dem wütenden Kameel zur Benagung darbieten? Warum in aller Welt soll er, da er die nagenden Mäuse: „Tag und Nacht" nicht vertreiben kann, nicht von den Beeren zehren, deren Süßigkeit ihn auf Augenblicke wenigstens des Daseins Not vergessen läßt?

Praktischer ist die Notwendigkeit und die erlösende Kraft des Sinnengenusses gar nie geschildert worden als in der Rückert'schen Ballade,

welche doch wol das Gegenteil bezwecken sollte. Das ist der „töricht Mann", welcher auf das Nagen der Mäuse horcht und aus der Furcht vor Kameelen und Drachen gar nicht herauskommt, der aber ist der Weise, der sich ein fröhlich leichtes Gemüt bewahrt und recht viel Schönheit und Lust aus „Grabes-Brunnenritzen" pflückt. Nun sind allerdings Brombeeren, und die hat als Verdeutlichung der Sinnenlust Rückert in seiner Parabel gewählt, durchaus gesund und nicht berauschend. Wir müssen aber, mit Erweiterung des Gleichnisses, annehmen, daß auch andre und gefährlichere Beeren, deren Genuß berauscht und die Hand schlaff macht, welche am Strauch sich festhält, an Grabes-Brunnenritzen wachsen. Hier wird sich nun allerdings durch Mäßigkeit der Weise vom Toren unterscheiden.

Es kommt so selten vor, daß ich der Mäßigkeit ein Loblied singe, daß ich diesmal ihr zu Ehren eine kleine Geschichte erzählen muß, welche auch als Parabel gelten kann: — Ein mir sehr nahe stehender Mann (diesmal bin ich's aber nicht selber gewesen) ist einmal in seiner Jugend, als er noch Schul-Präparand war, aus hier nicht näher zu erläuternden Gründen unter das Ehebett seines Präceptors gekrochen. Da der Raum viel enger war, als er erwartet, und die Insassen des Bettes, statt, von Morpheus überwältigt, ihm Gelegenheit zu entschlüpfen zu bieten, vielmehr durch muntere Gespräche sich die Zeit verkürzten, so befand er sich in nicht minder verflixter Lage als der Mann im Syrerland. Rührte er sich, so wurde er entdeckt, rührte er sich nicht, so war er in Gefahr zu ersticken. Da präsentirte sich ihm das Beerlein Sinnenlust in Gestalt eines steinernen mit Schnupftabak gefüllten Topfes, welcher dort als an einem sicheren Platze aufbewahrt wurde. Nun denke man sich die Gefühle eines Jünglings, zu dessen harmlosen Leidenschaften das Schnupfen gehört, der sich auf einmal vis a vis einem ganzen Topfe voll ächten Lotzbecks findet. Er streckte vorsichtig die Hand aus und genoß, da er aber nicht Maaß zu halten verstand, sondern, die Gelegenheit zu reichlich ausnützend, den Nasenhäuten zu viel zumutete, so mußte die Katastrophe erfolgen: Ein Niesen, so donnerähnlich, daß das Ehepaar sogar das „Helf Gott" vergaß, Hilferufen, allgemeiner Aufruhr! An den Beinen wurde der Schuldige hervorgezogen und wurde vom lustigen Tribunal zu — zwei Maaß Rachenputzer verurteilt.

Es wachsen aber nicht nur berauschende, sondern auch wahrhaft giftige Beeren aus Grabes-Brunnenritzen, da ist z. B. die Tollkirsche der Klatsch- und Scandalsucht. Nehmen wir mit einer abermaligen Erweiterung der Parabel, an, in des Brunnens Bauch klammerten sich mehrere Menschen an den rettenden Sträuchern an — wäre Der nicht in Wahrheit

ein töricht Mann, der das Beerlein, welches er selbst nicht erreichen kann, seinem Nachbar mißgönnt?! Und doch, es gibt Tausende, welche Lebens- und Todesnot vergessen, um an der Tollkirsche der Scandalsucht sich zu ergötzen, sich zu vergiften. Ich kenne Leute, die, wenn sie am Ertrinken wären, die letzten Atemzüge noch benützen würden, um einem guten Freund zuzurufen, daß Der und Der seine Schulden nicht bezahlt, oder daß Die und Die am Arm eines Mannes gesehen worden sei, „der nicht ihr eigen ist". Ich kenne Geschäftsleute, denen der Bankerott auf dem Nacken sitzt, für die es aber nichts Genußreicheres gibt, als von der liederlichen Wirtschaft anderer zu erzählen. Ich kenne arme Teufel, welche das Kameel Lebensnot schon an den Haaren und der Drache Tod am Bein hat, und die Alles vergessen, wenn sie, geschäftig von Haus zu Haus eilend, die Nachricht von dem Unglück eines andern armen Teufels mit bezeichnendem Achselzucken und „es ist schade", und „kein Wunder, es mußte ja so kommen" colportiren können. Man kann sie nicht hassen, man kann sie nur bedauern, und man muß sich manchmal ärgern über die Törichten, welche, statt von den Beeren der Sinnenlust zu naschen, so viel Jedem beschieden, mit Tollkirschensaft immer das Gemeine in sich auffrischen und zu übler Nachrede sich stärken.

Der weise Mensch wird auch Erkenntniß in Grabes-Brunnenritzen gewinnen können. Die Abwechselung der weißen und der schwarzen Maus wird ihm immer etwas Neues bringen, und wenn sie hundertmal an der Zerstörung der haltenden Wurzel arbeitet; das Studium des Strauches, an dem er sich hält, wird ihm Inhalt geben für die sonst so öden, bangen Minuten; er wird das Wutschnauben des Kameels verachten und an den allzeit offnen Todesrachen sich so gewöhnen, daß er schließlich mit einem Seufzer der Resignation in ihn hinabsinkt.

Im Uebrigen aber sei kein „töricht Mann", laß dich nicht verblüffen durch des Dichters Parabel! Friedrich Rückert selber hat, wie alle seine Collegen, wohlweislich Acht darauf gehabt:

„Daß er recht viel Beerlein hasche,
Aus Grabes-Brunnenritzen nasche."



Erste Liebe.

Daß du mich liebst, das wußt ich, ich hatt' es längst entdeckt, doch als du mir's gestanden, hat es mich tief erschreckt; ich stieg wohl auf die Berge und jubelte und sang, ich ging an's Meer und weinte beim Sonnenuntergang. Wie köstlich närrisch, wie naiv unconsequent und doch wie keusch und schön ist das! Die Liebenden erkennen es unwillkürlich, daß mit der Erklärung und Gewährung der feinste Blütenstaub schon abgestreift wird, und ob es wohl nichts Schöneres gibt als wenn zwei junge Mündlein sich herzen und küssen im Maien, und der Knabe, nachdem er König Ringgangs Töchterlein Schön Rothtraut zum erstenmal geküßt, in stolzer Freude aufjubelt: Ihr Bäume, ihr Blumen, daß ihr's alle wißt, ich habe Schön Rothtrauts Mund geküßt, schweig still mein Herze — am schönsten bleibt immer die noch unausgesprochene, die kaum selbst erkannte und verstandene erste Jugendliebe, die ist so schön, so hold, so rein, daß uns, wenn wir sie in reiferen Jahren bei Andern beobachten, wehmütige Erinnerung in's Herz hinein schleicht und: Mir ist als ob ich die Hände auf's Haupt dir legen sollt, betend daß Gott dich erhalte so schön, so rein, so hold.

Groß und edel aber wird diese Liebe, wenn sie unerwidert bleibt, wenn sie unglücklich ist. Laß ihr den Gegenstand ihrer Verehrung geraubt werden, sie hält sich, freilich irrtümlich, aber wer wollte ihr diesen Irrtum nicht verzeihen, für stark genug, den Tod und alle Zeit zu überdauern: Ich hab dich geliebet, ich lieb dich noch heut und werde dich lieben in Ewigkeit; es findet dann der Hinterlassene das süßeste Glück für die trauernde Brust nach der schönen Liebe verschwundener Lust in der Liebe Schmerzen und Klagen.

Ueberhaupt hat wohl Niemand die Wahrheit des Trostes, der in den Tränen liegt, besser erfahren als die jugendlich Liebenden. Glück und Leid, beides gibt ihnen Veranlassung, das übervolle Herz in der vollblühenden Zähre der Liebe zu erleichtern. Wenn die Tränen, die all beim Abschied, beim bösen Abschied (den wie Heine meint ein frierender Lappländer erfun-

den haben muß) geweint wurden, gesammelt wären, das gäbe einen weiten salzigen See, nehmen wir die hinzu, welche der verschmähten Liebe geflossen sind, so gäbe es ein Weltmeer.

Wie kommts, daß du so traurig bist, da Alles froh erscheint? man sieht dir's an den Augen an, gewiß du hast geweint. Und hab ich einsam auch geweint, so ist's mein eigner Schmerz und Tränen fließen gar so süß, erleichtern mir das Herz. Mancher schämt sich dieser Tränen, sucht sie mit Witzen hinwegzuscheuchen, oder leugnet sie gar ab; o törichtes Menschenherz, du kannst kein herrlicheres Gut besitzen, du warst nie glücklicher (so paradox dir's auch klingen mag) als in solchen Augenblicken, darum mahnt dich auch Wolfgang Göthe, der doch gewiß kein Schwächling war: Trocknet nicht, trocknet nicht Tränen der ewigen Liebe; ach nur dem halb getrockneten Auge, wie öde, wie todt die Welt ihm erscheint! Trocknet nicht, trocknet nicht Tränen unglücklicher Liebe!

Heiliger Traum der Jugend, erste Liebe, wie selbstlos wußtest du uns zu machen! Nicht besitzen wollten wir die Sterne, die begehrt man nicht, man freut sich ihrer Pracht, und sollte sie, die Geliebte, den Andern wählen, wir sind überzeugt, es müsse der Bessere sein: Will mich freuen dann und weinen, selig, selig bin ich dann, sollte mir das Herz auch brechen, brich o Herz, was liegt daran? Und wurde sie uns untreu, zeigte sie sich unsrer Liebe unwürdig, wir waren bereit zu verzeihen: Leb wohl und mög dich Gott bewahren, auch ein Atom nur jener Glut, die mich verzehrte zu erfahren, nur m e i n Herz dulde bis es ruht! Erste Liebe, wie warst du uns ein Talisman gegen alles Rohe und Gemeine, wie hätte uns auch Häßliches nahen können, da wir die Schönheit im Herzen trugen?

Sollten wir der Weihnacht unsres Lebens, die uns gläubig vor dem Heiligenschrein eines selbstgeschaffnen, aber eines menschlichen Ideals, knieen sah, nun, da wir viel erfahren, viel gereist, etwa lachen und spotten? sollten wir mit den alten Angedenken, mit den verblichenen Bändern, verstäubten Locken und welken Blumen auch die Erinnerung an die süße Jugendeselei in's Feuer der Vergessenheit werfen? Nein, wir tragen in unsrem Gehirne einen besondren Schrein, in dem uns die Weiheerinnungen der keimenden Liebe aufbewahrt bleiben, das wird allen unsern Gedanken das Gepräge der Jugend verleihen, das wird sein wie der Becher des Königs von Thule, bis in spätes Greisenalter werden wir uns daraus Jugendmut trinken können. Wenn wir auch längst zu Prometheusgeistern geworden sind, die dem Gotte der Kindheit, der Bettler und Toren, den Gehorsam abgeschworen haben, wir dürfen uns deshalb doch rühmen, auch

einmal Ganymed gewesen zu sein mit einem Herzen voll Liebe zur Allnatur und heißer Sehnsucht nach dem unverstandenen Gott; wenn wir auch längst als würdige Ehemänner die silberne Hochzeit gefeiert, wir dürfen uns doch jener ersten Liebe erinnern, die wie eine schöne fromme Sage durch unsre Jugendjahre sich zieht, jenes Mädchens, das zuerst auf unsrer Lebensreise unter schattigem Ueberdach uns frischen Gesundheitsblick schenkte; denn so sang auch der greise Emanuel Geibel seiner Jugendgeliebten gedenkend: Ich warb um Lust, um Ruhm und Tugend und manches Schöne fiel mir zu; doch bleibt das schönste Glück die Jugend und meiner Jugend Glück warst du!

Die Jugend und sie, die jener Jugend Glück war, müssen schwinden; größere Erkenntniß bedingt in dieser Hinsicht Ernüchterung. Don Juan starb durch seine eigene Hand, als er in der Leidenschaft vergeblich jene den ganzen Menschen ausfüllende Seligkeit der Jugendliebe zu erobern hoffte. Der gesunde Mensch aber wird gerad' aus jenem Jugendgefühl, so oft es auch mißbraucht und getäuscht werden mag, die Achtung für die Menschheit überhaupt sich retten, und wie er einst mit Entzücken das erste Schneeglöckchen, das erste Veilchen begrüßte, weil sie ihm Bürgschaft waren, daß der Frühling doch kommen muß, trotz aller Rückfälle des Wetters, trotz aller erfrorenen Blütenpracht, so wird er jetzt durch jedes Aufflammen des idealen Sinnes in seinem Glauben an eine bessere Zukunft des Menschengeschlechtes sich bestärken lassen. Und wie er einst einem menschlichen Wesen jene Liebe widmete, die Alles duldet und Alles hofft, so wird er jetzt an der Menschheit nicht irre werden, wenn sie auch in rätselhafter Erstarrung zeitweise die Hoffnung auf einen gedeihlichen Gerechtigkeitsherbst zu nichte zu machen droht.

O, verzweifelt nicht, ihr ewig Jungen: Der Frühling der Erkenntniß ist schon gekommen, die Revolutionen waren seine Märzstürme; die Blumen der Wissenschaft sind längst aufgeblüht, in allen Zweigen des Menschheitsbaumes singen die Sänger des Lichtes und der Wahrheit, und wenn es immer noch nicht grün werden will, bis in das fernste tiefste Tal, so fehlt es uns eben noch an jenem Ostern der Liebe, die auch das Grab nicht scheut, wenn sie eine Auferstehung der gerechten Sache voraussieht.

O, Menschen, ihr müßt wieder lieben lernen, wie in jenen Tagen, da euch ein unbegreiflich holdes Sehnen trieb, durch Wald und Wiesen hinzugehen, ihr müßt wieder hassen lernen wie damals, als euch das Herz ergrimmte und die Faust sich ballte, schon ob des erdichteten Unrechtes.

Nur Halblinge, nur Feiglinge schließen ihr Leben mit der Jugend ab, der wahre Mann wird die Blümlein der Jugendliebe als Schmuck niederlegen an dem Piedestal, das jenes erhabene, alle Zeiten überragende Bildniß der Freiheit trägt, — das wahre Weib wird an die Stelle des e i n e n vergänglichen Helden, den ihre Phantasie mit allen Attributen eines Gottes geschmückt, den unsterblichen Antäus der Menschheit setzen, der nur schwach wird, wenn er den irdischen Boden willkürlich verläßt, der aber aus der ewigen Berührung mit der Natur ewige Kraft saugend, alle Götter und mit ihnen alle gottgeweihte Dummheit und alles gottgeweihte Unrecht überleben wird.

Wohlauf ihr wackeren Paladine! da ist eine Dulcinea, für die es der Mühe wert ist, in den Kampf zu gehen: die Menschheit. Wenn ihr nur recht in die verliebt seid, dann findet sich leicht das sociale Heilmittel, die radikale Medicin. Und wenn wir keine Paladine und keine Ritter vom Geiste sind, so wollen wir uns des Wortes jenes italienischen Bäuerleins erinnern, der zu Giordano Bruno sagte, als er ihn predigen gehört hatte: Ich bin nicht ein Gelehrter, der reden, ich bin nicht ein Waffengeübter, der fechten kann, aber ich kann für die Wahrheit leben und sterben.



Gedanken über den Tod.

Wißt ihr, liebe Leser, wann der Mensch am Unverschämtesten lügt? Wann er den kläglichsten Versuch macht, sich über sich selber hinauszuheben? Das ist, wann er sich und Andern weis machen will, er fürchte den Tod nicht.

Ist es ein frommer Christ, der sein Lebtag im Tode nur einen Uebergang erblickt hat zu besserem Sein — ich sage er lügt, wenn er betet: o Herr nimm mich zu dir in dein Reich! Ist es ein Freidenker, ich sage er lügt, wenn er sich mit Freuden bereit erklärt, das Bewußtsein mit der anorganischen Welt zu vertauschen; denn Beide hängen mit allen Fasern am Dasein, am Ich, an der Form. Jedes Lebewesen, jede Form überhaupt, wehrt sich gegen die Auflösung, und wenn es die geistige Fähigkeit hat, sich zu fürchten, so fürchtet es sich nicht so sehr vor allen Schrecknissen, welche uns das Dasein bereiten kann, als vor dem Nichtsein.

Ich stand an zwei Sterbebetten, auf dem einen lag ein frommer und guter Mann in den letzten Zügen, auf dem andern ein Mann, für den die Kirche nicht existirt hatte, der viel gesündigt hatte und doch ein guter Mensch gewesen war, bei Beiden war es nicht ein sanftes Auflösen, sondern ein Kampf, der furchtbare Kampf um das Leben. Beide ließen ihrer Verzweiflung freien Lauf, protestirten gegen den Tod und flehten in herzzerreißenden Tönen um Hilfe, nur daß der eine seinen Herrgott und seinen Arzt anrief, der andere seinen Arzt und seine Freunde: „Helft mir doch! haltet mich! ich *will* ja nicht sterben." Aber der Herrgott, die Aerzte, die Freunde waren machtlos gegen die hereinbrechenden Schatten, daraus uns Gesichter entgegenstarrten voll Angst und Wut und gräßlicher Verzweiflung. Wenn aber ein Zuschauer an diesen Sterbebetten gesagt hätte, er fürchte den Tod nicht, ich hätte ihn einen doppelten Lügner genannt.

Von allen Denen, die ich auf dem Sterbelager oder in Todesgefahr gesehen, schienen mir die zwei, welche ich eben angeführt, am *ehrlichsten* sich benommen zu haben; ja ich gehe noch weiter: sie müssen beide

starke Naturen gewesen sein, denn nur die geben nicht ohne Kampf sich selber auf, ist aber eine Natur von Haus aus schwach, oder ist sie durch Entwürdigung, Elend, Enttäuschung, Krankheit schwach geworden, so wird ihr Protest immer milder, um schließlich in willenloser Ergebung zu enden.

Die Starken unter diesen Schwachen sind die Selbstmörder, welche, die Willenlosigkeit voraussehend, den letzten Rest ihrer Stärke dazu benützen, jene Tat zu begehen, die unter Umständen eine höchst ehrenhafte sein kann.

Oder sollte mir wirklich alles Verständniß abgehen für jene erhabenen Sterbescenen, bei denen menschliche Geisteskraft selbst die Schrecken des Todes zu überwinden scheint? Ist nicht Epaminondas, wenn er, nach empfangener Siegesnachricht, mit einem Seufzer der Befriedigung den Speer aus der Brust zieht, um des Lebens Quell verrinnen zu lassen, eine großartige Gestalt? Sind nicht die großen Männer der Wissenschaft, welche mit einer letzten Beteuerung der Wahrheit, die sie geliebt, den ewigen Todesschlaf antraten, oder die christlichen Märtyrer, welche auf dem Scheiterhaufen ihre Loblieder zu Ehren Gottes anstimmten, für die jeweiligen Bekenner ihrer Richtungen bewunderungs- und nachahmungswürdige Beispiele? Bewunderungswürdig? gewiß, selbst für den Fall, daß es sich nur um vorzügliche und ehrenvolle Schauspielerei handeln sollte, selbst wenn nur die Eitelkeit die Triebkraft zu der übermenschlichen Anstrengung gewesen wäre. Nachahmungswert? Nein; denn ein solcher Tod muß sich bei Allen von selbst ergeben, denen „über das Leben noch die Ehre geht", die sich als Träger einer ewigen Idee fühlen, die in ihrem Geistesleben die Forderungen der Menschheitsrechte erkannt und geliebt haben und die Gerechtigkeit derselben gleichsam mit ihrem Tode besiegeln. Nur soll mir Niemand sagen, daß jene Heroen des Sterbens, daß wir selber, wenn wir mit Anstand unser letztes Stündlein verleben, den Tod nicht gefürchtet haben, nicht fürchten werden!

Man kann etwas fürchten, ohne sich darum zum Sklaven dieses Etwas zu machen, ohne darum zum Feigling zu werden. Wenn das Kind vor dem dunkeln Raum, vor dem Friedhof bei Nacht mit dem intensivsten Grauen erfüllt wird und dennoch sich zwingt, dieselben zu betreten, so ist es gerade so tapfer wie der Soldat, dem die Kniee schlottern und das Herz bebt, der aber dennoch nicht flieht, sondern dem tausendfältigen Tode entgegen marschirt. Nur wer die Furcht kennt, ist wahrhaft tapfer, und nur ein solcher erhebt sich bis zu der erhabenen Schauspielkunst der Ruhe in

Todesnot. Daher die Feigheit des Tiermenschen, dessen gesunder Körper ihm jede Todesahnung fernhält und der vor der plötzlich vor ihn hintretenden gewaltsamen Auflösung um so erbärmlicher um Gnade winselt.

Je mehr wir uns vom Tierreiche entfernen, desto ungesunder wird unser Körper, das ist leider eine Tatsache, welche durch unsre moderne Civilisation am Deutlichsten bestätigt wird, desto mehr haben wir zu kämpfen mit der Furcht vor Störung und Zerstörung unsrer Lebeform. Während der Jüngling in der Vollkraft des Daseins die Todesfurcht fast gar nicht kennt, und er fähig ist, für eine Bagatelle oder Person, in welcher er sich die Liebe oder die Freiheit verkörpert, sein Leben wegzuwerfen, ist der Mann ein eifersüchtiger Verteidiger seines Ich, und er frägt sich mehr als einmal: ist es der Mühe wert? ehe er sein Leben in die Schanze schlägt. ..... Nur der Mann kennt jene Minuten der unsäglichen Todesfurcht — so erzittert der Baum bis in die höchste Krone, wenn der erste Axthieb seine Rinde durchschneidet: — es krampft uns das Herz zusammen, als ob es jetzt zu schlagen aufhören wolle, der Schweiß dringt plötzlich aus allen Poren, die Kehle schnürt sich zu, langsam, sicher, ein entsetzliches Gefühl der Verlassenheit füllt unsre ganze Seele aus, und ob wir einen Gott haben oder die Lehre vom naturgemäßen Aufhören jedes Individuums, jetzt können wir nicht daran denken, jetzt beherrscht uns nur die Angst vor dem Nichtsein, die Furcht vor dem Tode.

Nur eins vermag auch diese entsetzlichsten Minuten — Minuten? es sind Sekunden, aber sie dünken uns eine Ewigkeit — erträglicher zu machen, die Nähe eines geliebten Wesens, daher auch jede innige Herzensliebe das leider so bald vergessene Bedürfniß in sich trägt, treu bis zum Tod einander anzugehören.

„Das Leben ist der schwüle Tag,
Der Tod das ist die kühle Nacht,
Es dämmert schon, mich schläfert,
Der Tag hat mich müde gemacht."

Schöner als mit dieser Strophe Heines hat kein moderner Dichter des Pessimismus den Tod besungen; und solche Stimmungen sind wohl Jedem gelegentlich gegönnt. Süßes Selbstvergessen und Selbstbemitleiden! Du brauchst dich nur an einem heißen Sommertag aus dem Gewühl der Straße in des Waldes Abendschatten zu retten: wie fern ab all die Enttäuschungen, all die Gemeinheit, die du bekämpfst und die doch so oft aus dir selber heraus dich überwunden! ade du schwüler Tag! Wie weich um-

fangen dich die Schatten der Dämmerung, wie sanft entschlummert sichs in der Kühle der Sommernacht, und wenns auch auf ewig wäre! — Aber wenn du in kalt dich durchschauernder Herbstnacht am dunkel hinströmenden Flusse stehst, und aus dem Rauschen herauf jene schmerzliche Selbstanklage monoton immer wieder erklingt:

„O weh! wie hast du die Tage verbracht,
Nun stille du sacht
In der Nacht, in der Nacht
Im pochenden Herzen die Reue!"

dann ist es, daß du erst recht nicht den Tod herbeisehnst, daß du vielmehr mit tausend Armen an den Rest des Lebens dich anklammerst, von dem du ja doch immer noch einen Frühling erwartest.

Heinrich Heine hat jenes „müde" Lied in der Blütezeit seines Lebens geschrieben, als er die Schrecken der Matratzengruft noch nicht hatte kennen lernen. Ganz andre Töne erklingen in seinen letzten Liedern. Zu der schwächlichen Todessehnsucht um der körperlichen Leiden willen konnte dieser starke Geist, der auch frisch blieb bis ans Ende, nie ganz gebrochen werden. Wol meint er, wenn er in der Morphine (dieser letzten und treuesten Geliebten des modernen Denkers und Dichters) den Schlaf besingt: „der Tod ist besser", aber überall macht sich in verzweifelnden Aufschreien und in ironischen Seufzern der Horror Vacui geltend.

„Unjung und nicht mehr ganz gesund,
Wie ich es bin zu dieser Stund,
Möcht ich noch einmal lieben, schwärmen,
Und glücklich sein, — doch ohne Lärmen."

oder:

„Das ist der böse Thanatos!
Er kommt auf einem fahlen Roß;
Ich hör den Hufschlag, hör den Trab,
Der dunkle Reiter holt mich ab —
Er reißt mich fort, Mathilden soll ich lassen
O den Gedanken kann mein Herz nicht fassen!"

Summa: Liebe Freunde und Freundinnen! Laßt uns ehrlich gestehen, daß wir den Tod fürchten — sonst wären wir auch wahrlich des Lebens nicht wert —, um so höher wird es uns anzurechnen sein, und um so schönere Saat wird es bei den kommenden Geschlechtern erzeugen, wenn wir auch im Sterben Zeugniß ablegen für die Wahrheit, der wir unser Leben geweiht!

Ein Sommernachtstraum.

Neulich verirrte sich eines jener rätselhaften geflügelten Wesen, die halb Käfer, halb Fliege sind, sehr formidabel aussehen, aber höchst wahrscheinlich sehr harmloser Natur sind, in die Office des „Arme Teufel". Da mir ein solches Exemplar noch nicht vorgekommen, hielt ich den Burschen unter einem Glase gefangen, um ihn einem weisen Manne zur Beschauung vorzuführen, und wie so manchem Gefangenen erging es auch diesem, er wurde vergessen. Zwei Tage darauf saß ich in später Mitternacht an meinem Pult, es war eine schwüle Sommernacht, und „ich war allein mit meiner Seele". Ein eigentümliches Summen, das aus weiter Ferne an mein Ohr zu dringen schien, nahm meine Sinne gefangen, oder waren es die Stralen des Mondes, der mir selbst über Büchern und Papier niemals als „trübselger Freund" erscheint, kurz die Feder entsank meiner Hand, ich träumte, und dich, der du an der schlichten Schönheit der Natur noch Gefallen finden kannst, dich, dem der geheimnißvolle Zusammenhang mit Allem was lebt und wird, noch nicht verloren gegangen ist, dich will ich mitnehmen auf meines süßen Traumes Pfaden.

Wandeln wir an einem Sommernachmittage durch des Kornes Gassen, das, ein gelbes Aehrenmeer, fast über unsren Häuptern zusammenschlägt, die rote Mohnblüte strahlt wie erfüllte Liebe, und lieblich winkt die blaue Kornblume, das Symbol der Treue. Welch ein Bild des stillen, in sich gesättigten und doch so herrliche Entwicklung verheißenden Glückes! Tiefe Stille. Leise nur zittert die Luft, es ist die ewig lebendige Wärme; ein Sommerfaden, dieses märchenhaft zarte Gespinnst, verknüpft dich, den Vorbeiwandelnden, mit der nächsten Aehre, wie um dich an deine Zusammengehörigkeit mit der Natur zu erinnern, und du zögerst ihn zu zerreißen; ein Eidechschen, das auf dem Steine sich sonnt, blickt dich mit klugen Augen an, und es ist dir, als ob dir das Tierchen uralte Rätselfragen lösen könnte, an denen die Gelehrten vergebens sich versucht haben. Halb verschlafen

zwitschert in der Tiefe des Korns eine brütende Grasmücke—ewige Liebe! Allüberallwaltende; wo ist dein Ursprung? Wo ist deine Quelle?

Du schaust noch oben, fromme Sagen der Kindheit dämmern in deinem Gehirne auf; aber du bedarfst ihrer nicht mehr; denn siehe jene Stralenkönigin, die in leuchtender Majestät an dem unendlichen, klarblauen Himmelszelt erglänzt, sie ist ja der Gott aller Götter, sie ist die Schöpferin der Aehre, der Blume, der Eidechse, des Vogels, dich selbst hat sie gebildet, und was dein Herz den Blutstrom durch alle Adern ergießen läßt, es ist die Sonnenkraft, und was dein Gehirn jetzt in schönen, unaussprechbaren, poetischen Bildern gestaltet, es ist Sonnenfeuer.

Lagst du jemals um die Sommermittagsstunde im Waldesschatten an eines Weihers Rand und sahst die Wasserspinnen hin- und herschießen gleich unruhigen, suchenden Gedanken und hörtest halb schlafend, halb wachend das ferne Klopfen des Spechtes, war es nicht da, daß die ganze Märchenwelt, durch die sich der naive Sinn des Volkes mit der Natur in stetem Wechselverhältniß erhält, dir auf einmal begreiflich, ja tatsächlich wurde?

Die wunderlich verschrumpft über das Erdreich hervorragenden Baumwurzeln werden zu Alräunchen, die schneiden die tollsten und lustigsten Grimassen; aus dem Felsgestein erhebt sich mit Spitzhacke und Lampe das Erdmännlein. Sei mir gegrüßt, kleiner Gesell! Sind sie noch nicht erschöpft, die blinkenden Schätze da unten, um welche die Menschen sich plagen und jagen und morden? Die Schlangenkönigin mit dem Krönchen erhebt ihr feines Köpfchen und blickt dich bittend an, die vielverfolgte. Ach wer den Zauber wüßte, der die Arme erlöst und sie als blühendes, schimmerndes Weib in deine Arme legt! Seerosen nicken mit ihren goldnen Kelchen aus dem Wasser — sind trügerische Nixen, wer ihnen folgt, den ziehen sie hinab in den wüsten schlammigen Schlund. Und siehe, dort blüht sie, die lang gesuchte blaue Blume. Erfasse sie und dein Sehnen ist gestillt; alte und neue Zeit vereinigen sich dir zu einem herrlichen Gewebe, dessen Sinn du verstehst, der dich versöhnt mit allem Geschehenen und Werdenden; denn der Sinn des Gewebes heißt Entwicklung. Bewahre dir, du Sonntagskind, die blaue Blume in deinem Herzen, sie gewährt dir ewige Jugend, und der Hochsommer des inneren Lebens wird nie dem trüben Winter des Alters Platz machen.

Aber du hast genug geruht, du erhebst dich, die Bäume flüstern leise, als ob sie wüßten, was dir geoffenbart wurde, ein verschlungener Pfad scheint dir in's Dickicht zu winken, du folgst ihm zum rauschenden Bach, an

der Mühle vorbei. Die Räder stehen still, sie hält ihren Mittagsschlaf. Tiefer hinab, welch ein reizendes Bild! Der Bach weitet sich, die Erlen spiegeln sich in der tiefgrünen Fläche, und siehe dort — täuscht dich dein Auge nicht? — weiße Glieder tauchen aus der grünen Dämmerung, es ist diesmal kein Märchenbild, es ist nicht die Nymphe des Baches, es ist die badende Müllerin!

Und es ergreift dich wie eine neue nie geahnte Offenbarung. O Mensch, du höchste Schöpfung der Sonne, o Leib, wie bist du wunderbar in allen deinen Prächten! Hast du nicht unter all den verhüllenden Kleidern und höflichen Redensarten vergessen, daß es solche Schönheit gibt?

O selig, wenn nur einmal der Hochsommer die Herrlichkeit des Nackten enthüllt, darin liegt Befreiung von tausendjährigem Wahn. Du schaust mit den Augen des Griechen, trübselige christliche Hülle und Verzerrung schwinden aus deiner Seele, und die Ahnung wahrer, freier Sittlichkeit dämmert dir auf. Störe das liebliche Bild nicht, leise wie du gekommen, so gehe und danke dem Hochsommer, daß er dich einmal die Schönheit ansehen ließ mit Augen.

Aber wenn du auf der Halde dem verliebten Schäfer begegnest, so verrate ihm das süße Geheimniß. Der blöde Bursche bedarf der Ermutigung und Uhlands Bauernregel heißt:

Im Sommer such ein Liebchen dir
In Garten und Gefild,
Da sind die Tage lang genug,
Da sind die Nächte mild.
Im Winter muß der süße Bund
Schon fest geschlossen sein,
So darfst nicht lange stehn im Schnee
Bei kaltem Mondenschein.

Du bist am Waldrande des Berges angelangt, es dunkelt, fast betäubend umweht dich der Lindenduft, die Cicaden und die Frösche beginnen ihr Nachtconcert. Im Dörfchen drunten werden schon die Lichter angezündet. Einzelne Liedakkorde tönen bis zu dir herauf; ein fernes Glöcklein läutet; früher rief es dich zu törichtem, gedankenlosem Gebete, jetzt bringt es dir nur den ganzen köstlichen Frieden des Sommerabends zum Bewußtsein.

Friede? Nein, drüben am Horizonte flammt es in langen feurigen Streifen, und wenn du ihn auch nicht hörst, so weißt du doch, daß dort der

Donner brüllt und der heulende Sturmwind uralte Bäume entwurzelt und die Flamme des brennenden Hauses emporwirbelt!

Und in deiner Seele wird auch ein Gewitter wach. Hochsommer ist auch die Zeit der Tat; im Hochsommer mehr als zu jeder anderen Jahreszeit rauschte der Donner der Geschichte und leuchteten die Blitze der Freiheit!

Tage der Revolution, wenn auf das Frühlingstreiben in den Herzen der Völker, wenn auf die dumpfe Schwüle, die jedem Gewitter vorausgeht, die furchtbare Entladung der Volkswut folgte und Köpfe abgemäht wurden wie Disteln und uralte Trone stürzten und purpurrot der befruchtende Regen des Märtyrerblutes floß!

Hei, wie das die faule Luft zerteilte, wie alles Kleinliche und Erbärmliche zitterte, und wie alle stolzen Seelen aufjauchzten: Ertön erhabener Choral der Wolken! Hinweg die Fesseln, vergeh' erbärmlich Machwerk, ich bin frei!"

Brausender Wind, schwarze jauchzende Wolkenrosse, nehmt mich mit, ich bin auch ein Kind des Hochsommers, auch in mir entladet sich der uralte Groll ob des tausendjährigen niegesühnten Unrechtes, ich will nicht zusehen in einem Scheinfrieden, ich will mich nicht furchtsam verkriechen in den Keller einer gesicherten Stellung, Menschheit du rufst deine Kinder, schlagt an die Sichel, die Zeit der Ernte ist da!

Der Hochsommer der Menschheits-Entwickelung: faul und fauler haben sich die Dünste aus den uralten Sümpfen des Glaubens und der Untertanenlüge erhoben, aber mächtiger und prächtiger auch ist in den Herzen der Menschen die Ideensaat gereift, die einst die französische Revolution gesäet hat. Ein neues Evangelium ist den Armen erstanden, das der Gerechtigkeit. Plötzliche, grelle Blitze, die Taten des erwachenden Proletariats gegen seine Unterdrücker, haben uns die furchtbaren Gewitterwolken gezeigt. O daß sie losbrächen, daß wir den Sturm erlebten, der alle Festen erschüttert und zermalmt, daß wir, wenn er ausgetobt, siegreich die Gestirne der Freiheit hervortreten sehen könnten!

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Da erwachte ich, kein Gewitter umbrüllte mich, mild lugte der Mond durch's Fenster und ringsum herrschte die heilige Stille der Nacht.

Doch nein, dort unterm Glas, da rasselts, da summts in zornig flehenden Tönen, 's ist meine arme, seit zwei Tagen gefangene Käferfliege. Da ergreift mich tiefes Mitleid. Soll ich, der ich Freiheit predige, dieselbe dem geringsten Wesen vorenthalten können? Als welch abscheulicher, barbarischer Tyrann muß ich dem kleinen Flügelgeschöpf erscheinen!

Ich öffnete das Glas. Das Ding probirte ein paar mal die Schwingen und schoß mit triumphirendem Surren durch die offene Thür in die freie Nachtluft empor.

Die Gefangenschaft hat ihn den Wert der Freiheit gelehrt, ihn gelüstet es nicht mehr nach der glänzenden sengenden Gasflamme, vor der er Hunderte von törichten Motten und Käfern mit verbrannten Flügeln zu Boden sinken sah. So hat man einst auch uns die Nachtlichter falscher Ideale aufgesteckt: Entsagung, Demut, Glaube, Himmelshoffnung; aber wenn wir sie in ihrem Wesen erkannten, dann stürzten wir um viele Hoffnungen ärmer in der Enttäuschung Chaos zurück.

Menschengeist, lange genug hast du von diesen falschen, von bösen tückischen Menschen genährten Lichtern dich betören lassen; nun fliege du entgegen dem ewigen, dem einzigen, dem Sonnenlichte der Humanität, der Gerechtigkeit, das versengt dich nicht, das erwärmt, das vergoldet dein Dasein!

Hört ihr's, schon krähen die Hähne, die herrliche, stralende Sonne des Hochsommers steigt empor, lange verstummte versteinerte Herzen ertönen bei ihrem Anblick wie Memnonssäulen in herrlichen Melodien. Es wird ein heißer Tag werden. Aber nur hinter den Schweiß setzten die Götter die Unsterblichkeit! Nichts mehr jetzt von blauer Blume und Märchensuchen im Walde. Unsere Liebe sei kein Frühlingständeln, sondern rasch aufflammende, in Gluten zusammenschmiedende Hochsommerglut. Nackt erhebe sich die freie fessellose Natur im Manne wie im Weibe. Mehr als all die hochgepriesene, aus Pfaffenkniffen destillirte Moral und Sittlichkeit wird das gemeinsame Ringen nach Befreiung und Erkenntniß die Leidenschaft veredeln. Aus Worten sollen Taten reifen, schöne, freudige Opfertaten, und unsere Religion sei die Freiheit.



Der Haß aus Liebe.

Dieser Jesus, wie ihn das neue Testament schildert, ist doch eine psychologisch durchaus wahr gedachte Figur, und die Widersprüche, welche manche Bibelcritiker in dem Charakter des jüdischen Volksmannes finden wollen, sind für mich nicht vorhanden.

Wenn derselbe Mund, der über die Ehebrecherin das erhabene Wort aussprach: „ich verdamme Dich nicht", dem um Hilfe flehenden griechischen Weib die echt jüdisch-partikularistische Schmähung antut: „laß zuvor die Kinder satt werden, es ist nicht fein, daß man den Kindern Brot nehme und werfe es vor die Hunde", oder Denjenigen, die nicht an ihn glauben wollen mit himmlischem Feuer und höllischer Verdammniß droht—ist es nicht, als ob sich der Groll unseres eigenen Innern enthülle? als vernähmen wir die Schmerzensschreie, die in der Brust jedes Menschen aufgellen, der, von der breiten Heerstraße ab, die steilen Pfade hinanklimmt, welche kühne Sonnensöhne vor ihm gebahnt? Du meinst, jedes ehrliche Herz m ü s s e nach jenen Höhen streben, welche goldig die Sonne der Gerechtigkeit bestralt, Du meinst jeder freiere Geist müsse die staubige Landstraße verlassen, wo in langen Reihen die Gemeinheit ihre Trödelbuden geöffnet hat, und an Millionen Schlagbäumen die Tyrannei ihren Zoll fordert, aber siehe da, auch die Ehrlichen und Freieren ziehen die bequemeren Wege vor. Je höher Du steigst, desto mehr lichtet sich die Schaar der Genossen, und es kommt eine Stunde, da ein Excelsior nicht in der Brust von Gefährten freudigen Widerhall findet, sondern in leerer Luft verfliegt, — dann wird es sich erweisen, ob Du die Menschen auch noch lieben kannst, nachdem Du sie verachten gelernt hast, ob Dich die Erhabenheit der Wahrheit, die Du erkannt hast, zwingt, immer wieder herniederzusteigen zu Deinen Mitmenschen, ein Prediger in der Wüste, oder ob Du wie Jesus in tatenlosem Martyrium untergehen wirst mit der trostlosen Anklage im Herzen: Gott, mein Gott, Glaube an die Menschheit, die Du mir das Göttliche warst, warum hast du mich verlassen?

Die tiefsten Wunden schlägt nicht das Schicksal, sondern die Untreue der Menschen. Nicht Deine eigenen Mißerfolge machen Dich vor der Zeit alt und kalt, sondern daß Du immer wieder das Tier hervorgrinsen siehst, da wo Du den Stempel reiner Menschlichkeit gesucht.

Du hast eine Anzahl Menschen, wie Du glaubst, so erkennen gelernt, daß Du in ihnen vorurteilsfreie, nach idealer Wahrheit und Gerechtigkeit Strebende fandest, es kam eine Stunde der Prüfung, e i n m a l soll es sich beweisen vor dem Angesicht der sog. öffentlichen Meinung, daß sie im Stande sind die Schmähung der Toren zu ertragen, und siehe da, sie entpuppen sich als erbärmliche Feiglinge, die dem Kreuzige, Kreuzige der Welt höchstens ein nichts- und im schlimmen Sinne des Wortes doch so vielsagendes Achselzucken entgegensetzen.

Du hast ein Weib geliebt, oder wenn Du ein Weib bist, einen Mann, und es war Dir, als ob diese zwei Flammen ewig in einander lodern müßten, da kommt eine Stunde wo Du schaudernd erkennst, daß das Herz, das Du für unerschöpflich gehalten, schon ausgebrannt, und nichts als kümmerliche Asche geblieben ist, in der nur noch die Schlacken der tierischen Begierden ihre todte Glut ausströmen.

Du hast einen Freund gehabt, mit dem Du Arm in Arm das Jahrhundert in die Schranken fordertest, da tritt an Euch die Prüfung eines materiellen Gewinnstes heran, an dem Beide Berechtigung haben und den doch nicht Beide besitzen können, und Du siehst mit Schaudern, wie vor dem Klingen des elenden Geldes die Harmonie der Freundschaft flieht, wie das langschlummernde schlangenhaarige Scheusal des Neides erwacht und die Eifersucht plötzlich Dir die Zähne entgegenfletscht.

Ich las in den Zeitungen, wie man die Uebergebliebenen der amerikanischen Nordpolfahrt im Triumph durch das Land führte, wie man die Todten feierte als Helden und Märtyrer der Wissenschaft. Da kam das Nachspiel, aus den Zeugenaussagen ergibt sich, daß diese Helden sobald die Not an sie herantrat, zu ganz gemeinen Bestien wurden, von denen der Eine die Schwäche des Andern benützte, um ihn zu beschimpfen und zu mißhandeln.

So erscheint Einem oft unser ganzes Leben mit all seinen Siegen der Freiheit, mit all den Triumphzügen des freien Gedankens wie eine leere Farce, denn wenn man die Acteurs in der Nähe besieht, so geht es Einem wie mit den Schauspielern des specifischen Theaters, man verliert den ganzen Geschmack an selbigem Stück. Wenn man das Elend hinter der Scene

gesehen, so verliert auch das glänzendste Tableau auf der Bühne seinen Reiz.

Das sind gefährliche Stimmungen und Tausende haben sich durch solche fortgesetzte Stimmungen und Erfahrungen entweder in den Abgrund der Verzweiflung jagen oder auf die Landstraße der Gemeinheit herablocken lassen. Wie aber der vernünftige Mensch bis zu einem gewissen Grade die Krankheiten seines Körpers selber kuriren kann, so muß er auch die natürlichen Mittel zur Heilung seines seelischen Unbehagens kennen. Und wenn ich gesagt habe, die schlimmsten Wunden sind die, welche uns von Menschen geschlagen werden, und zwar von Menschen, in denen wir der Menschheit Würde zu erkennen glaubten, so kann ich jetzt auch sagen, daß nur bei Menschen die Heilung zu suchen ist.

So stark ist kein Herz, daß es allein dem Ansturm aller Enttäuschungen stand halten könnte, so tief ist kein Gemüt, daß es aus dem eignen Schacht immer wieder das Gold der Befriedigung heraufholen kann. Karl Heinzen hätte nicht ausgehalten bis er brach, er hätte nicht trotz seiner Menschenverachtung die Menschenliebe treu bewahrt, wenn er nicht trotz alledem Menschen, und seien es auch nur Wenige gewesen, gefunden hätte. Ludwig Feuerbach wäre viel früher dem Dämon seiner Krankheit erlegen, wenn nicht ein Deubler und andre Seelen, deren Hochherzigkeit über jedem Zweifel erhaben war, mit ihm in beständigem geistigen Verkehr geblieben wären, und für Jeden von uns, der seine Liebe und sein Streben sich bewahren will, bis sich die Augen auf immer schließen, ist es absolute Notwendigkeit, daß wir Menschen haben, auf die wir vertrauen können wie auf das Fundament eines Gebirges, das nur der Weltuntergang zersplittert, die uns eine Bürgschaft sind für die Berechtigung dessen, was wir anstreben.

Und solche Menschen gibt es, man muß sie nur suchen wollen, man muß sie nur treffen in der gemeinschaftlichen Bewunderung des Kühnen, des Freien, des Erhabenen, man muß nach dem Kleinod jenes Hasses suchen, der um der Liebe willen glüht und auflodert und der eben darum echte Liebe ist.



Samariterthum.

„Immer muß ich wieder lesen — In dem alten heilgen Buch": So oder ähnlich begann ein Lied, das wir beim Beginn der Bibellektion singen mußten. Und wenn das damals wirklich für uns Buben ein hartes Muß war, das sich manche Stunde wie eine trübschwere Wolke vor die Sonne unserer Kinderzeit legte, so ist es mir jetzt zu dem Muß eines inneren Bedürfnisses geworden, und meine Widersacher würden darüber erstaunt sein, daß gerade auf meiner alten Bibel am seltensten der Staub zur Ruhe kommt. Ja es ist mir geradezu eine Erholung, wenn ich aus den vertrackten Wortkämpfen unserer Staatsretter und Staatszerstörer, aus den Wettkämpfen unserer realistischen Idealisten und idealistischen Realisten zu den einfachen Geschichten der Bibel mich retten kann, welche die beste Critik unserer Cultur und — des Christentums unserer Zeit sind. So hab ich denn auch wieder einmal „gestochen", wie wir es im Pfarrhaus zu Königsbach taten, wo wir freilich lästerlicher Weise Alles auf unsere irdischen Bedürfnisse bezogen und die dicke Ida bis über die Ohren rot wurde, als ich das Sprüchlein aufschlug „Kindlein, liebet euch untereinander." So gut gehts mir jetzt nicht mehr, und ich war daher ganz zufrieden, als ich das Evangelium vom 13. Sonntag nach Trinitatis aufschlug, über das ich auch schon etlichemale gepredigt habe.

Ist aber auch ein wunderbar Stück derjenigen Moral, die noch kein Reich der Erde anerkannt hat und die bei unseren Christen lange hinter dem Gassengebet und der Sonntagsheiligung kommt, das Evangelium vom barmherzigen Samariter! Noch heute wird es in unzähligen Kirchen gepredigt, aber die Prediger wissen es dem Geschmack ihrer zahlenden Gemeindechristen anzupassen, und den letzteren selber klingt es wie eine abgeleierte Melodie, bei der sie sich nichts mehr zu denken brauchen. Die alten Pharisäer und Schriftgelehrten versuchten es wenigstens noch mit Vexir-Fragen, sie wagten es doch noch, die Frage zu stellen: Meister, was muß ich tun, daß ich das ewige Leben erwerbe? ob sie wohl erfahren mußten,

daß die Antwort immer ihre Verurteilung war. Die heutigen Pharisäer hüten sich wohl, so unbequeme Fragen zu stellen, sie kennen die Antwort schon längst, und bei der überall eingeführten Arbeitsteilung überlassen sie einfach die Sorge für ihr ewiges Leben denen, welche sie für diese Arbeit bezahlen — den Pfaffen.

Es war ein Mann unter die Mörder gefallen, die zogen ihn aus, schlugen ihn und ließen ihn halbtodt liegen. Ein Priester zog dieselbe Straße und wandte sich zur Seite und ging vorüber, ein Levit tat deßgleichen. Da kam ein Samariter des Weges daher, und „da er ihn sahe, jammerte ihn sein.“ Er reiste aber nicht weiter und machte später ein Gedicht über die Poesie des tiefsten Elends oder schrieb einen Leitartikel über die Unsicherheit der Landstraßen, sein Erbarmen setzte sich sofort in die Tat um, er wusch und verband die Wunden des Ueberfallenen, setzte ihn mit sich auf sein Tier, brachte ihn nach der Herberge, bezahlte für seine Pflege und erklärte sich bereit, für weitere Unkosten aufzukommen. Gehe hin und tue desgleichen! sagte Jesus zu dem Schriftgelehrten, denn das ist dein Nächster, und diese Liebe ist das ewige Leben.

Mag Jesus existirt haben oder nicht, was verschlägt das uns! der Jesus des neuen Testamentes hat mit allen Menschen, die einfach und groß dachten, das gemein, daß er ein Revolutionär ist. Ohne Zweifel war auch mit seinem Genius der Wahnsinn verwandt, der schließlich den Genius zur Selbstvergötterung mit hinauf — oder hinab reißt. Was aber nach Abzug des Sagenhaften der Chronik und der Verwirrungen in das Dämonische übrig bleibt, das ist für alle Zeiten menschlich wahr und revolutionär. „Die Zöllner und Huren kommen eher ins Himmelreich denn ihr,“ schleudert er den Zufriedenen in ihre ordentlichen Gesichter, und in dem oben erwähnten Gleichniß sucht und findet Jesus seine Schurken in der Classe derjenigen, welche die Vertreter des Althergebrachten, des Geheiligten, des Gesetzlichen sind. Die waren und sind die Verbündeten der Räuber, die waren und sind die Verräter der Nächstenliebe, die schließlich doch nur sich selber Gerechtigkeit und die einzige Grundlage des gesellschaftlichen Zusammenlebens der Menschen ist. Und den Repräsentanten des wahrhaft Menschlichen nimmt er aus den verachteten ketzerischen Samaritern, die, statt im Tempel, auf Bergeshöhen zu ihrem Gott beteten, die den reinen Juden ein unreiner Gräuel waren und keinen Teil hatten an Abrahams Schooß.

Wird der Herr Schriftgelehrte, welcher wissen wollte, wer sein Nächster sei, von dem Beispiel des Samariters erbaut gewesen sein? Schwer-

lich, viel eher befand er sich unter dem geistlichen und reichen Pöbel, der den Tod des unbequemen Propheten verlangte. Also hat es sich auch erfüllt, seit den Tagen, da der Tempel des alten Testaments zerstört wurde. Wer von den Räubern ausgezogen und blutend dalag, dem haben nicht die Gelehrten und Heiligen und Mächtigen geholfen, sondern die Ketzer und Ungläubigen, die Prediger in der Wüste, die Menschen, welche sich von der Höhe der Wahrheit nicht herabzwingen ließen in den Tempel der durch den Glauben Gerechten. Wer waren die Fürsprecher der Juden, welche von Priestern und Leviten durch mehr als anderthalb Jahrtausende den Räubern ausgeliefert wurden? die Humanisten, die Ketzer des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts. Der Samariter Lessing schrieb den Nathan, die Samariter unsrer Zeit, die Socialisten im weitesten Sinn des Wortes, sind es, welche den mittelalterlichen Spuk der Antisemiten mit dem Fluche der Lächerlichkeit beladen haben. Wer predigte die Menschenrechte in Frankreich und stand an der Wiege der amerikanischen Republik, als man in ihr noch die Bürgschaft eines menschenrechtlichen Gemeinwesens erblickte? Die ketzerischen Philosophen, die gottlosen Naturforscher, die kritischen Samariter mit Feder und Schwert. Und wenn wir heute den Mächtigen das von Räuberhänden blutig mißhandelte Volk zeigen: Seht, da ist euer Nächster, ihn zu lieben wie euch selber, ihm zu helfen, das ist das ewige Leben! heraus aus euren Tempeln und Palästen, am Wege liegt es und harret, daß man seine Wunden verbinde! — so wissen wir ganz gut, daß sie uns kreuzigen werden, kreuzigen durch die Not des Lebens oder buchstäblich am Galgen ihres Gesetzes, denn sie sind ja selber die Räuber. Aber auch nach uns werden Samariter kommen, die Oel und Wein haben für den Geschlagenen, und eines Tages werden Priester und Leviten zu ihrem Schrecken erfahren, daß der unter die Räuber Gefallene doch nicht ganz todt war.

Es ist mir aber beim Lesen des Gleichnisses und bei dem Vorüberwandeln des Gerechten noch ein anderes Samaritertum eingefallen, und ich will es durch etwas illustriren, das die Leser ein Gleichniß nennen mögen oder ein Erlebniß.

An einem naßkalten Herbstabend saß ich „gedankenbekümmert und einsam“ im Schatten eines alten Gemäuers, das früher der Turm einer Wasserleitung gewesen war. Da stieg ein junges Paar den Berg heran; waren keine feinen Leute, die ein Zimmer im Hotel bezahlen konnten, sondern Proletarier-Brut, die in der Wüste das Genügen ihrer Liebe suchen mußte. Denen wars gar nicht herbstlich zu mut, lachten und küßten, als

ob die Rosen des Frühlings für sie dufteten und lagerten sich unter dem einzigen Baum, der die schwermütige Höhe beherrschte und sahen mich nicht. Da ging es denn, wie es bei Proletariern zu gehen pflegt, denen das Himmelbett auf feuchtem Erdboden gerade gut genug zum Ehebette ist. Aber es gibt keinen Gott der Glücklichen. Auf dem Weg, den sonst nur Einsame gingen und solche, welche die Einsamkeit suchen, kam in raschem Trab ein Wagen herangefahren, die Höhe herab; der Insasse fuhr nicht vorüber, er bremste und betrachtete sich mit frechen Augen das uralte Mysterium und grinste mit seinem aristokratisch-verlebten Gesicht und lachte überlaut und schaute im Weiterfahren zurückgedrehten Leibes, solange er noch etwas zu sehen glaubte. Und von der anderen Seite kam ein Mann gegangen, der raisonnirte in deutsch accentuirtem Englisch gar bösherzig über die „Gemeinheit ...... unter freiem Himmel ...... und daß so etwas die Polizei erlaube“. Und er floh erst seines Weges weiter, als der junge Bursch mit wilder Geberde einen Stein aufhob. Ich aber schlich mich leise wie eine Katze um den Turm herum und stieg ungesehen auf der anderen Seite ins nachtdunkle Tal und sang im stillen Herzen einen Lobgesang der Mutter alles Lebens.

Dir aber sag ich, lieber Leser: Es gibt auch ein Samaritertum, das im Vorübergehen sich äußert. Es gibt ein Glück des Nächsten, das dir unantastbar sein muß.

„Gehe hin und tue desgleichen!“



Die Gefallenen.

Nicht einen Lorbeer will ich winden den Männern, welche, im Streit um das Höchste niedergeschmettert, noch die süßeste Hoffnung im Herzen, dem goldenen Tageslicht Valet sagten, nicht den Denkern und Dichtern, welche der Gegensatz zwischen Ideal und Leben mit lastender Sicherheit ins Grab drückte; ich will von den andern „Gefallenen“ sprechen, welche im Kot ihr Dasein weiterführen müssen, eine Pariah-Kaste der neuen Civilisation, der öffentlich der gesittete Bürger und Christ die ganze Verachtung des Bramanentums zeigt, während er im Geheimen die intimste Berührung mit derselben erkauft. Und zu diesem Thema bin ich gekommen durch zwei Straßenbilder, die ich in den letzten Frühlingstagen beobachtete.

Wenn ein Kranker, der seine körperlichen Schmerzen unerträglich findet, Morphium einnimmt, um dieselben zu betäuben, so findet das Jedermann gerechtfertigt, und man segnet den Entdecker des schmerzstillenden Mittels. Wenn aber ein in das Elend und in die Verkommenheit durch die Geburt schon oder durch den verruchten Opferdienst unserer Civilisation hineingezwängtes menschliches Wesen Betäubung seiner seelischen Schmerzen im Alkohol sucht, wenn es die Reue, den Gram, den Neid beim Anblick scheinbar glücklicher Menschen in jenem Saft ertränkt, der leider nicht sofort tödtet, aber eilig trunken macht, das ist ein Anblick, vor dem männiglich zurückschaudert, und wollte einer dem Alkohol als dem besten Freund der Armen ein Loblied singen, man würde ihn selber als Schnapslump verachten.

Bekanntlich ist es nicht so sehr der Dienst der Venus Vulgivaga, welcher die blühenden Leiber gefallener Mädchen früher Fäulniß entgegenführt, als vielmehr das Trinken, das mit diesem „Erwerben“ unerläßlich verbunden ist. Also hätte ich mich eines Widerspruchs schuldig gemacht, und der Alkohol wäre wirklich das Urübel, als welches ihn wolwollende und bornirte Gesellschaftsphilosophen hinstellen. In der Tat, er ist wie die meisten Medicinen ein Heilmittel, das erst recht die Vergiftung mit sich

trägt; darum glauben aber doch die Kranken an die Medicin, und wie sollten die Gefallenen, „die Töchter der Schande“, ihr Dasein ertragen ohne Alkohol? Und sollte auch krankhafte Wollust, das Erzeugniß unsrer „schamhaften Erziehung“, ein Mädchen ins Bordell geführt haben, den Ekel wird sie doch zu überwinden haben. Die Besucher dieser Häuser sind meistens betrunken; selbst im gewöhnlichen „anständigen“ Leben kann man mit einem „Angerauchten“ nur verkehren, wenn man selber den Verstand schon etwas umnebelt hat. Nun bedenke man aber, daß selbst bestialische Betrunkenheit von diesen Armen die intimsten Liebkosungen verlangt und erzwingt, und man wird begreifen, daß es nicht nur der Ekel, sondern auch physische Notwendigkeit ist, welche sie dem Trunke in die Arme treibt. Erst die Notwendigkeit und der Ekel, dann die Gewohnheit, die Stumpfheit, zuletzt das wahnsinnige Verlangen, das ist die steil abgehende Stufenleiter, welche im Gefängniß zuerst und dann in der Morgue endet.

Auf der Straße sah ich neulich ein rührendes Bild. Ein alter Seemann, dem beide Beine paralysirt sind und der sich auf einem mit den Händen zu regierenden Karren fortbewegt, war mitten auf dem Trottoir, von der Müdigkeit und dem Alkohol überwältigt, in tiefen Schlaf gesunken; rot strahlte die Nase und ein Lächeln des Traumglückes lag auf seinen Zügen. Wenn es einen Himmel gibt, so hatte er sich diesem Lumpenträger, diesem besoffenen Bettler aufgetan. — — Und das nennst du ein rührendes Bild? Das ist ja abscheulich, das ist gemein, das sollte die Polizei nicht dulden! — Ich bemerkte, daß die Vorübergehenden weder gerührt noch entsetzt waren, sie lachten, das war ein guter Witz für sie, den sie ganz umsonst genießen konnten, jenes grinsende äffische Lachen, das eine Herzensrohheit entwickelt, wie sie in Schnapskneipen und Bordellen nicht schlimmer zu finden ist. Eine alte Frau, selber zerlumpt und mit den Spuren des Lasters im Gesicht, schob mitleidig den Karren in eine wenig belebte Seitenstraße, und eine „Dirne“, ein leichtsinnig gekleidetes Mädchen, das auch lachte, gab der Alten ein Geldstück dafür.

Ja, es existirt eine Freimaurerei der Gefallenen und Elenden, aber ohne Ceremonien und ohne gegenseitige Beweihräucherung. Der Fall, der seiner Zeit von Philadelphia berichtet wurde, daß ein von ihrem Geliebten verlassenes hochschwangeres Mädchen, nachdem sie bei christlichen und anderen Woltätigkeits-Gesellschaften vergebens angefragt hatte, bei einer in tiefster Armut lebenden Prostituirten Unterkommen und Hilfe fand, wiederholt sich tausendfach, überall, wo es Gerechte und Pharisäer und Gefallene gibt. Ja, verehrte Dame, deine gefallenen Schwestern sind

nicht so bodenlos schlecht, wie du dir in deinem reinen Herzen denkst. Sie lassen nicht wie du arme Näherinnen ohne den Arbeitslohn gehen, weil es ihnen gerade nicht paßt, zu bezahlen; sie können noch lieben „nicht um Wollust noch Gewinnst", und wenn sie zehnmal des Tages den Leib verkaufen, so bleiben sie ihrem Geliebten doch treuer als du deinem Gatten, dem du niemals ein Herz zu schenken hattest. Und wenn du dir die Mühe nimmst, diesen Wesen die Geschichte eines ungeheuren Unrechtes zu erzählen, wenn du ihnen das Loos der Träger der Wahrheit schilderst, die für die Unterdrückten litten und starben, so siehst du echte Tränen über die geschminkten Wangen perlen; auch wird der Engel der Menschenliebe die Schärflein höher schätzen, welche aus dem Sündenlohn armer Prostituirten einer guten Sache gewidmet werden, als die Checks, welche der Gatte der fashionablen Dame in ihrem Namen für fashionable Woltätigkeits-Anstalten ausstellt.

Es war ein wunderschöner Maitag. Zwei Gefallene hielten in einem Miet-Fuhrwerk vor einem Saloon und ließen sich Drinks herausbringen; nicht so verwässerte Affairen wie Bier oder Wein, sondern klaren Branntwein, die Gläser voll bis zum Rand. Die Beiden hätten einen prächtigen Vorwurf gebildet für einen Maler der Moral. Die Eine in lachender Jugendblüte, nur durch den frechen Blick der schönen Augen ihr Schicksal verkündend, die andre — ein Todtenkopf, abgezehrte und abschreckende Lasterglieder elegant in Seide gehüllt. Ich sehe im Geist den Verlauf dieser Spazierfahrt. Von Wirtshaus zu Wirtshaus wird sie fortgesetzt; man trifft schließlich „Freunde", welche sich ein Vergnügen daraus machen, eine Orgie der Trunkenheit zu insceniren; man zerschmettert in toller Fahrt das Buggy, man johlt auf der Straße und insultirt anständige Herrn. Nachtquartier: das Stationshaus, Schlußscene: das Polizeigericht. Vielleicht hilft die „Madame" noch einmal aus der Not, das muß mit schlimmerer als sklavischer Arbeit wieder „abverdient" werden, wenn nicht, so folgt die Hochschule aller Verbrecher, das sog. Arbeitshaus.

Arme Kinder der Welt! in der Gefährtin sieht die Blühende das Bild ihrer eigenen Zukunft, aber lustig wollen wir heut' sein, frei das Leben genießen wie Andre, mit unsrem eigenen Geld bezahlen. Heute ist das Leben, morgen ist der Tod. Die Peitsche fällt aufs Pferd, und mit übermütigem Lachen fahren die zwei der nächsten Kneipe zu.

Ich habe nicht gelacht — ich ahne auch hier einen Heroismus der Verzweiflung; ich habe geseufzt und geflucht, geflucht den Räubern, welche die Arbeit um ihr Recht, die Jugend um ihre Freude,

das Dasein der ringenden, keuchenden Masse um jeden Schimmer von Glück betrügen; geflucht den Priestern, welche die Natur verdammen, um von der Sünde ihren Zoll zu erheben, welche tausendjährigem Unrecht den Mantel der göttlichen Heiligung umhängen und als wachsame Hüter den Sumpf der Unwissenheit umstehen, aus welchem das Verbrechen emporbampft.

O liebe Leserin, schrecke nicht zurück, wenn ich solche Dinge verhandle von der Tribüne, von der ich so oft die Lebenslust und die Freude am Schönen proklamirt habe. Glaube mir, ich bin mir wol bewußt, daß mir nur schlimmer Lohn wird, wenn ich von Dingen rede, die sonst vor keuschen Ohren verschwiegen werden; ich tue es doch, weil ich keiner von denen sein will, die es sich genügen lassen, auf der mit zahllosen zerstörten Existenzen gepflasterten Straße gleichgiltig weiterzuwandeln, weil ich weiß, daß selbst unter den geistig Freien tausende sind, welche die Gefallenen mit in den Kot treten helfen, ehe ein einziger sich findet, der ein Wort der Verteidigung und der Gerechtigkeit für sie übrig hat.



Ostergedanken!

Wer jemals, wie Uhland, in Gras und Blumen gerne lag, und oben hin die Wolken ziehen sah, der hat auch schon jene seltsame Sehnsucht empfunden nach etwas Unerklärlichem, jenen Drang, eine Welt zu umarmen; Goethe hat dieses Gefühl in seinem Gedichte „Ganymed" geschildert: „Wie du mich anschaust, Frühling, Geliebtester! Hinauf zu dir, allliebender Vater!" Das ist die dichterische Darstellung des Gefühles, welches die Religionen mitschaffen half; denn es war nicht allein die Furcht, nicht allein das Abhängigkeitsgefühl, das den Menschen Götter machen ließ, es war noch ein unverstandenes Etwas, ein Liebesdrang, der in der geschlechtlichen Befriedigung nicht erlosch. Dieser Liebesdrang hat die Menschen getrieben, den Göttern zu opfern; der hat in den Kreuzzügen Tausende in den Wüsten Kleinasiens sterben und verderben lassen; der hat sich zum Religionshaß umgewandelt und in den Religionskriegen Völker aufeinander gehetzt. Soweit die Weltgeschichte berichtet, hat diese unverstandene Sehnsucht große und schöne, aber noch viel mehr schreckensvolle Taten erzeugt und wird es noch tun, so lange die Menschen diesen Drang sich falsch deuten lassen und ihr warmes volles Herz kalten todten Götterbildern, unfruchtbaren Idealen darbringen.

Unsere Zeit hat, wie in so vielen Dingen, auch hier den rechten Weg angedeutet, indem sie das einzige, ich möchte sagen reale Ideal, uns enthüllte; und dies Ideal lag so nahe und doch, wie die Wahrheit, zugleich immer so fern; s o nahe, wir waren es selber, der Mensch ist es, der vollendete, und Menschenliebe heißt jenes so lange nicht verstandene Gefühl. Schopenhauer und seine Genossen glauben freilich in der Sehnsucht nach der Vernichtung jenen rätselhaften Drang zu finden, aber das erscheint mir eben so sehr als die Ausgeburt eines überreizten Gehirns als die Strauß'sche Universumsreligion im Grunde genommen nur eine hübsche poetische Phrase ist. Man kann das Universum nicht lieben, denn es wird für unsern beschränkten Geist immer und ewig nur ein Begriff, ein Abstraktum sein;

man liebt nicht einmal eigentlich den Frühling, sondern nur die einzelnen Erscheinungen desselben; die Blumen, das Gras, den Morgenwind, die Nachtigall, den Wolkenzug. Aber all' das genügt uns doch nicht, in dem kann doch nicht unser Sehnen und Hoffen seine Befriedigung finden, wir suchen doch das Gleichstehende, wir müssen doch Menschen haben, denen wir uns mitteilen, die sich uns mitteilen, und wenn wir zu dieser Mitteilung gekommen sind, dann erfahren wir, daß jenen unendlich viel fehlt, und daß wir uns dennoch unendlich viel geben können.

Und ist es etwa wunderbar, daß diese Erkenntniß der Zusammengehörigkeit der Menschen, daß die Menschenliebe gerade im Frühling, gerade in der freien Natur in unseren Herzen neue Blüten treibt? Ist es nicht, als ob die Erde im Frühling ein Altar sei, auf dem die Sonne ein Liebesopfer entzündet! wie leuchtet und lebt der Wald, wie schmeichelt der kosende Wind das verschämt zitternde Blümlein mit Bächlein zu engem Verein, wie singen die Vöglein ihr schmelzend Brautlied! Könnte dies Alles eindruckslos an uns vorübergehen? wo Alles liebt, kann da der Mensch allein hassen? O! man frage sich nur selber, man gedenke der Jugendtage, da die Herzen noch nicht so vertrocknet wie die Blumen in des Botanikers Kapsel lagen, da die Gedanken vielleicht noch nicht so lebens- und weltverständig im Kopfe kreisten, dafür aber die Gefühle noch stark und warm waren, ist dann nicht oft mit dem kommenden Frühling die Liebe in's Herz eingezogen?

Im wunderschönen Monat Mai,
Als alle Knospen sprangen,
Da ist in meinem Herzen auch
Die Liebe aufgegangen.

Im wunderschönen Monat Mai,
Als alle Vögel sangen,
Da hab' ich ihr gestanden
Mein Sehnen und Verlangen.

Und es ist nicht Heine allein, der diese Wechselwirkung zwischen dem Frühling und dem Menschenherzen aufgefaßt hat. Auch Goethe schließt seine Naturschilderung des Frühlings: Und Freud und Wonne in jeder Brust, o Erd, o Sonne, o Glück, o Lust! folgendermaßen:

O Lieb, o Liebe,
So goldenschön,
Wie Morgenwolken
Auf jenen Höhn,
Du segnest herrlich
Das frische Feld

Im Blütendampfe
Die volle Welt.
O Mädchen, o Mädchen,
Wie lieb ich dich!
Wie blickt dein Auge,
Wie liebst du mich,
So liebt die Lerche
Gesang und Luft
Und Morgenblumen,
Den Himmelsduft.

Und singt nicht auch Schiller von der schönen Zeit der jungen Liebe, die sich das Schönste auf den Fluren sucht?!

O! wol gibt es eine Zeit im Menschenleben, und ich beklage den, der sie nie erlebt, jene Zeit, da Liebe zu einem Menschen das ganze Herz ausfüllt und all unser Denken in Anspruch nimmt, aber das kann ja nicht immer grünen, und wenn mit dem Gürtel und dem Schleier der schöne Wahn entzwei gerissen ist, dann sollte jene stärkere Liebe bleiben, jene umfassendere, die in dem Gatten und der Gattin und in den heranwachsenden Kindern Repräsentanten der Menschheit erblickt, und im Dienste des Menschentums arbeitet.

Und wenn wir uns sagen können, daß unsere Herzen jung und liebesfähig geblieben sind, daß wir mit allezeit jungem Mut um der Menschenliebe willen gearbeitet haben, dann dürfen wir ein Osterfest feiern, das uns umgrünt wie ewiger Frühling.

Wie unendlich verschieden ist also unser Osterfest von dem, das Christen oder Juden feiern! Jahrtausende liegen zwischen uns und ihnen; denn während wir hier mit frohem, vielleicht etwas zu enthusiastischem Blick in eine bessere Zukunft schauen, wo Menschenliebe das erste und letzte Gebot sein wird, holen jene ihr Idol aus dunkeln und vergangenen Zeiten, und versuchen immer wieder auf's Neue die kümmerliche Sage von dem Gotte, der starb und wieder auferstand (als ob das für einen Gott nicht eine Kleinigkeit wäre!) aufzufrischen; anderseits aber ist unsere Osterfeier auch wieder die viel ältere, denn im Frühling haben von jeher Menschenherzen der Liebe Walten empfunden, und sicherlich haben schon die Bewohner der Pfahlbauten der Sonne wärmeres Scheinen mit Entzücken begrüßt.

Ein griechischer Philosoph hat einmal gesagt: ich habe in meinem ganzen Leben nichts zu bewundern und anzubeten gefunden als die Sonne; ich glaube, der Mann hat vollständig Recht gehabt. Ohne die Sonne existirt nichts, denn wir wären ja nicht, und nur so lange als die Sonne scheinen

will, denkt, liebt und hofft unser Geschlecht. Seltsam, man wirft uns Deutschen Mangel an Galanterie vor, und doch haben wir die Sonne zu einem weiblichen Wesen gemacht, während die Griechen und Römer, Franzosen und Engländer sie stets als männliches Wesen gedacht haben; vielleicht hängt das damit zusammen, daß die alten Germanen gewohnt waren, in der Weiblichkeit etwas Höheres, fast Uebernatürliches zu sehen, vor dem auch der wildeste Krieger gern sein Haupt neigte, und daß sie darum auch ihre höchste Segensquelle, die Sonne, als weibliches Wesen sich dachten. Weiblich aber repräsentirt sich bei allen Nationen das Freiheitsideal, und ich glaube, auch dieses Prädikat dürften wir der Frühlingsweckerin, der Sonne, beilegen. Befreit sie nicht Alles, nach des Winters Druck neu aufzuatmen, und dürfte der, welcher an einem Frühlingsmorgen im Freien wandelnd das Leben mit Augen auferstehen sieht, dürfte der der Freiheit vergessen?

Nein, unser Ostern ist nicht allein ein Frühlingsfest der Liebe, sondern auch der Freiheit. Wenn in den Märznächten der Sturm über die Erde hinfegt, alles Abgestorbene vernichtet, allem frisch Auflebenden Platz macht, da ächzt der alte Erdkörper halb vor Graus und halb vor Wonne, und aus stürmischer Märznacht wird ein sonniger Maitag; so mag es auch Manchem im Herzen wehe tun, wenn wir liebgewordene Irrthümer schonungslos aburteilen. Wir könnens nicht ändern, die neue Weltanschauung ist ein Frühlingskind, wenn sie lebendig wachsen will, dann muß sie erst das Alte, Abgestorbene beseitigen. Nur immer Frühlingseifer behalten, nur immer der Freiheit gestritten entgegen allen Gewalten! Dies sei mein Osterwahlspruch: Der Geist ist lebendig, der Frühling muß kommen, da kann ja des Glaubens Eisharnisch nicht frommen, der Gedanke lebt, er durchbraust die Welt. So hab ich des Frühlings Grüße bestellt!



Die Religion des deutschen Volksliedes.

Noch in meiner Jugend wurde das Versemachen als eine der schlimmsten Kinderkrankheiten betrachtet, notabene, das unabhängige Versemachen! Wenn Einer sich mit einem Geburtstagsgedicht auf einen allgeliebten Lehrer hervortat, oder wenn er besang, wie herrlich und wie schön es sei, in die Schul' zu gehen, so durfte er sicher auf Anerkennung rechnen von Seiten der Herren Eltern und Lehrer. Wenn er aber als heimlicher Dichter dem undefinirbaren Drang nach Freiheit und der Sehnsucht nach Liebe, wie sie im Knabenherzen vorhanden sind, Ausdruck zu geben versuchte, dann zog sich alsbald über seinem Haupte die Wolke des allerhöchsten Mißtrauens zusammen. Ich erinnere mich hier einer charakteristischen Begebenheit aus meiner Kinderzeit. Ein wandernder, italienischer Kunsthändler stellte sich eines Tages im Mannheimer Lyceum ein und offerirte uns in den Zwischenpausen der Lehrzeit aus Lava gegossene Bilder berühmter Männer, die man zu einem Sechser das Stück erstehen konnte. Da waren Könige, Kaiser, Generäle, Heilige und auch Dichter. Ich erwarb wir mit den 12 Kreuzern, die ich zu Hause erpreßt, die Bildnisse von Shakespeare und Byron, ohne von Beiden etwas mehr als die Bedeutung ihres Namens zu kennen. Unser Classenlehrer, welcher der Transaktion beigewohnt hatte, fragte mich: „Du willst wohl auch ein Dichter werden?" und als ich, zum erstenmal das süße Geheimniß verrathend, bejahend antwortete, griff dieser Menschenkenner in seine Tasche — mit den Worten: „da hast Du noch einen Sechser, kauf Dir einen Strick und häng Dich auf, aber sofort!" Ich habe später, obgleich ich kein Dichter geworden bin, eingesehen, daß der Mann gar nicht so unrecht gehabt hat.

Was hilft aber alles Raisonniren des gesunden Verstandes, immer wird's Menschen geben, die, mit dem Kainszeichen der Dichtung geboren, es nicht lassen können, ihr Herz in Liedern zu verbluten, und so lange ein Sterblicher auf Erden wallt, wird auch nicht ausgesungen „das alte ewige Lied". Deß gibt die Geschichte des deutschen Volkes erfreuliche Kunde. —

Nicht nur erhabene Sänger, die, Prophet und Richter zugleich, das Erhabene und Ewige aus dem Wirbeltanz der Zeiten herauszufinden wußten, auch das Zwitschern der kleinen unscheinbaren Waldvögel hat nie aufgehört, selbst nicht in den trübsten Zeiten der mittelalterlichen Nacht, selbst nicht in der Misere des dreißigjährigen Krieges, und in ihren anspruchslosen Liedern findet sich eine so köstliche Mischung von frommer Gefühlsinnigkeit und frisch sprudelnder Lebenslust, so viel wahre Poesie und so viel wahrer Humor, daß es sich wohl lohnt, ihre intimste Bekanntschaft zu machen.

Und wo haben wir diese Dichter zu suchen? In der Literaturgeschichte sind sie gar nicht verzeichnet. Als fröhliche Gesellen, Handwerksbursche oder fahrende Schüler, bevölkerten sie die Landstraßen, als Landsknechte marschirten sie nach Welschland oder ließen sich in deutschen Schenken den süßen Wein über den Bart rinnen, als arme Klosterschülerlein haben sie an dem verbotenen Becher der Minne genippt — mit einem Wort, es sind die Namenlosen, die sich begnügten, dem Liedlein, das sie frisch im Zecherkreis sangen, oder als fliegendes Blatt dem Winde gaben, als Zeichen der Autorschaft etwa folgende Schlußstrophe anzuhängen:

Und wer hat dieses Lied erdacht?
Zwei Soldaten auf der Wacht,
Ein Trommler und ein Pfeifer —

oder:

Der das Liedel hat gemacht,
Hats Lieben erdacht,
Drum wünsch ich meim feins Liebchen
Viel tausend gute Nacht —

oder:

Das hat gesungen ein Reuter gut,
Es ist ihm wohl gelungen,
Er trinkt viel lieber den lauteren Wein,
Denn Wasser aus kühlem Brunnen —

oder:

Und der uns diesen Reimsang,
So wohl gesungen hat,
Das haben gethan zween Hauer
Zu Freiburg in der Stadt.
Sie haben so wohl gesungen
Bei Meth und kühlem Wein,
Dabei da ist gesessen
Der Wirthin Töchterlein.

Es ist also die Domäne des Volkslieds, die wir betreten, und schon an der zuletzt mitgeteilten Schlußstrophe läßt sich ersehen, daß die dichterische

Kraft des Volksliedes durchaus nicht zu unterschätzen ist. Kann man die Situation lebendiger malen, als in den wenigen Zeilen geschieht, die uns die Geburtsstätte des lustigen Liedes schildern. Wir sehen die altdeutsche Schenke, lustige Gesellen, Bergknappen im Feiertagsgewand bei gefüllten Bechern sitzend und als Musagetin der Wirtin Töchterlein vor uns, als ob es gemalt wäre.

Oder in dem Lied von dem Räuberhauptmann auf der Lochmühle. Sehen wir ihn nicht leibhaftig und greifbar vor uns stehen den flotten Sohn des Räuberhauptmanns, wenn es von demselben heißt:

Johannes, ein schöner galanter Mann,
War auch ein studirter dabei.
Trug sich grün und gold, trug Uhren im Sack
Und hielt sich zwei Weiber frei.

Indessen — ich will diesmal den weltlichen Dingen entsagen, um den Spuren religiöser Gesinnung im Volksliede nachzugehen.

Es wird nicht überraschen, in jenen Zeiten, da die Schöpfung der Volkslieder in ihrer Blüte stand, also im 15. und 16. Jahrhundert, vorwiegend auf innig religiöse Gesinnung zu stoßen, die freilich in der Ausdrucksweise das Weltliche nicht verleugnete und die deutsche Volksdenkweise auch in den orientalischen Wundergeschichten der christlichen Religion zur Geltung bringt.

So sind es hauptsächlich zwei religiöse Figuren, an die sich die Volksdichtung innig anschließt — Christus und Maria. Es ist ein uraltes fliegendes Blatt aus Köllen, das uns erzählt, wie ein Sultan ein Töchterlein hatte, die des Morgens früh aufsteht, um Blümlein zu pflücken in ihres Vaters Garten, und während sie darüber nachsinnt, wer wohl der Blumen Meister sei,

Da kam zu ihr um Mitternacht
Ein heller Mann gegangen: —
„Thu auf, thu auf! viel schöne Maid,
Mit Lieb bin ich umfangen.“

Und nun entwickelt sich eine Liebesscene voll ausgesprochener sinnlicher Glut. Jesus, das ist der helle Mann, steckt ihr ein Ringlein von Sonnengold an den Finger und fragt sie, ob sie sein Bräutlein werden wolle,

Und da sie ihm die Liebe bot,
Seine Wunden sich ergossen:
„O Lieb, wie ist dein Herz so roth,
Deine Hände tragen Rosen.“

Poetisch schöner kann die im Grund abstoßende Opfertheorie nicht dargestellt werden, als es in dieser Strophe geschieht und in der folgenden:

„Mein Herz das ist um dich so roth,
Um dich trag ich die Rosen,
Ich brach sie dir im Liebestod,
Als ich mein Blut vergossen.“

Natürlich geht dann die Jungfrau mit ihrem himmlischen Bräutigam, nachdem sie erst noch einige Prüfungen durchgemacht, durch ein Tor, auf dem die Weltgeschichten mit Sonnengold dargestellt waren, in das Reich Gottes ein. Eine ähnliche Geschichte, nur mit andrer eigentümlicher Wendung, wird von dem Töchterlein des Commandanten von Großwardein erzählt; auch sie verlobt sich Christo, aber die Eltern dringen in sie, einen irdischen Gemahl zu heiraten, da geht sie betrübt in den Garten, um ihren unirdischen Geliebten um Rat zu fragen, der erscheint denn auch alsbald und tröstet sie in sehr irdischer Weise, „da gingen die verliebten zwei, herzten und küßten sich mancherlei“, und als die Sonne sich senkt, kehrt die Jungfrau traurig in die Stadt zurück. Aber siehe da, während sie nur ein paar Stunden weg gewesen zu sein glaubte, war die Welt 120 Jahre älter geworden; Niemand kannte sie mehr, und nachdem sie noch einmal das Sakrament genommen, ging sie zum Herrn für immer ein. Achim v. Arnim macht dazu die Bemerkung: wer mag leugnen, daß oft ein schöner Nachmittag mehr sei als elende 120 Jahre?

In einem andern Gedicht finden wir einen ziemlich gut durchgeführten Vergleich Jesu mit dem Vogel Phönix. Wie jener freiwillig in's Feuer sich stürzt, um in leuchtender Schöne daraus wieder hervorzugehen, so erlitt dieser freiwillig Tod und Begräbniß, und

Also des Himmels Phönix lag
Im Grab bis an den dritten Tag,
Alsdann er wieder lebend wurd
Durch seine ewige Geistesgeburt.

Rein mystischer Natur, wie das Letztere, findet sich vielleicht unter all' den echten Volksliedern nur noch eins, betitelt: Die mystische Wurzel, ein Gedicht, das sogar in die katholischen Kirchengesänge aufgenommen wurde, während wir in demselben freilich nur blühenden Unsinn erblicken können:

Von Jesse kommt ein Wurzel zart,
Daraus ein Zweig von Wunderart,
Der Zweig ein schönes Rösle bringt,
Das wunderlich vom Zweig entspringt,
Die Wurzel der Stamm Davids ist,
Maria du das Zweigle bist.

Man merkt in diesem Liede schon die dogmatische Absicht; so will der sicherlich geistliche Verfasser das Dogma von der doppelten göttlichen und menschlichen Natur in Christo am Bilde der Rose begreiflich machen:

Dein Sohn die Blum, die schöne Ros,
Ist Gott und Mensch in deinem Schooß.

Roth ist die Ros, grün ist das Blatt,
Ein Zweigle gleichwohl beide hat,
Als wie man zwo Naturen findt
Und ein Person in diesem Kind!

Am glühendsten ist die halb geistliche halb sinnliche Gemeinschaft der Seele mit Christus in einem Liedercyklus des Jahres 1712 geschildert, es wird dort ordentlich die Beschreibung des Hochzeitmorgens, Hochzeitmittags und Hochzeitabends gegeben, und man darf es schon ziemlich kühn heißen, wenn es vom Hochzeitmorgen heißt:

Wenn die Seele sich befindet
In des Bräutgams Keller stehn,
Wird sie als vom Wein entzündet,
Jauchzet voll einherzugehen,
Daß ihr Leib und ganzer Geist
Trunken und entzücket heißt.

Es ist dies mindestens eine sehr bachantische Seelenfreundschaft, die natürlich am Hochzeitabend um so zärtlicher wird:

Nun muß ich lieben,
Nun muß ich allein,
Des göttlichen Bräutgams
Verlobete sein!

und weiter:

Und wenn er nun wächset, (nämlich der göttliche Funke,)
So mehrt sich die Kraft,
Die Gottes liebreizendes Küssen verschafft!

Was die Böhmen betrifft, so scheinen sie anno 1636 Jesum nur als kleines Kind, etwa als eine Art Amor oder Puck gekannt zu haben, denn in dem Prager Lied, welches den Sieg über die Schweden schildert, heißt der Refrain:

Du allerschönstes Jesulein,
Du pragerisches lieb und klein,
Klein an Gestalt, groß in der Macht,
Wie in Erfahrung schon gebracht.

In einem andern Gedicht, welches die Leiden Jesu schildert, verstand es der Dichter meisterhaft und drastisch das Mittrauern der Natur zu schildern, und als ein Jud, ein Höllenbrand, Christo den Stoß in die Seite gegeben:

Nun bück dich Baum, nun bück dich Ast,
Jesus hat weder Ruh noch Rast,
Ach, traure Laub, ach, traure Gras,
Laßt euch zu Herzen gehen das!
Die Sonn verlor auch ihren Schein,
Die Vöglein ließen ihr Rufen und Schrein,
Die Wolken schrien Weh und Ach,
Die Felsen gaben einen Krach.

Ueberrascht es uns einigermaßen, Jesum mit einem Weinkorn verglichen zu sehen, das vom Himmel herab einer Jungfrau unter ihr Herze kam, „sie trug es wol verborgen bis an den Weihnachtstag, da ward der Wein geboren, der alle Dinge vermag“, so können wir einen gewissen dithyrambischen Schwung nicht ableugnen dem Liede der klugen Jungfrauen:

Gloria sei dir gesungen,
Mit Menschen= und mit Engels=Zungen,
Mit Harfen und mit Cymbeln schön;
Von zwölf Perlen sind die Pforten an deiner Stadt,
Wir sind Consorten der Engel hoch um deinen Thron,
Kein Aug hat je gespüret,
Kein Ohr hat je gehöret
Solche Freude, deß sind wir froh,
Jo, Jo, ewig in dulci jubilo.

Dies Lied ist 1599 gedichtet, wir können getrost behaupten, daß die Gesangbuchdichtkunst heute noch keine höhere Stufe einnimmt.

Die eigentümlichste Rolle wird Jesu aber in einem 1583 in das Gesangbuch der Wiedertäufer aufgenommenen Volksliede zugeteilt. Eine christliche Jungfrau, wird dort erzählt, sei in Antiochia von einem heidnischen Kaiser, da sie ihr Christenthum nicht abschwören wollte, in ein Schandhaus getan worden. Auf ihr Beten und Flehen sei Christus in Gestalt eines schönen Jünglings in ihre Kammer gekommen und habe seine Kleider gegen die ihrigen umgetauscht, so daß sie unbehelligt entfliehen konnte; als man später den Betrug entdeckte, befahl der Kaiser, den Jüngling zu verbrennen. Nun aber kommt Pure, das ist der Name der Christin, klagt sich der Mitschuld an und bittet um die Gnade, mit ihm zugleich sterben zu dürfen; als aber die Flamme des Scheiterhaufens schon ihres Kleides Saum berührt, da ergreift der Jüngling, der natürlich Niemand

anders als Christus, ihre Hand und schwebt mit ihr zum Himmel empor. Wem fällt da nicht Goethes „Der Gott und die Bajadere“ ein?

Man kann sich denken, daß neben Christus die heilige Jungfrau im Volksliede verehrt wird, in der Tat ist sie ja auch dem deutschen Volke zu einer Art heidnischen Göttin geworden, und während wir nur höchst selten die Andacht Gott Vater sich zuwenden sehen, pries und liebte der Deutsche Maria, die reine Magd, wie nur der Grieche seine Aphrodite besang und liebte. So sangen die Halloren, die Salzarbeiter in Halle, ehe sie protestantisch wurden:

O Wonne, o Glanz, o Krone,
O Himmel aufgethan!
Was gab ihr Gott zum Lohne?
Der Chorengel Lobgesang.
Bekleidet sei mit Sonne,
Maria war voll Wonne,
Wie hell scheint uns der Mond!

Allerlei Sagen hat das Volk, mit den Märchen der Bibel nicht zufrieden, um die Person Marias geflochten: so von den drei Dieben, die einst ihr Kindlein stehlen wollten und plötzlich durch höhere Macht unbeweglich auf die Stelle gebannt wurden; oder es hat, um seinem eignen Geschmack mehr zu genügen, aus dem Engel Gabriel einen Jäger gemacht:

Es wollt ein gut Jäger jagen,
Wohl vor des Himmels Thron,
Was begegnet ihm auf der Heiden?
Maria, die Jungfrau schön.
Der Jäger blies ein Hörnlein,
Es laut sich also wohl.
Gegrüßt seist du Maria,
Bist aller Gnaden voll.

Ein andrer Dichter redet sie an:

Ach, wie so schön, so hübsch und fein,
Sind deine Tritt Maria rein,
In deinen Schühlein leis dahin,
Ach Jungfer, was hast du im Sinn?

Er hält sich dann darüber auf, daß Maria, in Anbetracht ihrer interessanten Umstände, zu schnell gehe, sie aber meint, bei ihr sei das etwas Anderes,

Ich trag in mir das ewge Wort,
Beschwert mich nicht, ja hilft mir fort,
Gleich wie die Feder dem Vögelein,

und von wahrhaft poetischer Schönheit ist das Lied eines Jesuiten, in dem eine arme Pilgerin vor dem Marienbild getröstet wird:

Hast du ihr nichts zu geben mehr,
Laß ihr nur eine fromme Zähr,
Thu sie mit nassen Augen,
Gar sinniglich anschauen,
Ohn Zweifel wird's ihr lieber sein,
Denn Silber, Gold und Edelstein.

Heutzutage ist die Mutter Gottes, wenn sie bei Lourdes oder sonstwo erscheint, nicht mehr mit Tränen und Anschauen zufrieden, sie will klingende Münze, die Cultur, die alle Welt beleckt, hat auch auf sie sich erstreckt.

Von andren biblischen und heiligen Personen finden wir mit Vorliebe behandelt: David und Daniel und vorzüglich Petrus, doch muß sich der Letztere bisweilen auch grobe Satire gefallen lassen: Es ist, wie man am Dialekt erkennen wird, ein bairisches Lied:

Als d'Juden den Herrn habe gefange ghatt,
Da liefen die Jünger davon,
Hat einer den Peter beim Mantl dertappt,
Gelt Glatzkopf, jetzt hab i di schon.
Da fuhr der Peter zusamme
Als hätt ihn der Teufel gepackt,
Er schrie in Jesu Name,
Da hat mi so a Schlankl beim Gnack.

Christus neckt ihn dann, daß er keine Schneid habe, und darüber aufgebracht, haut Petrus dem Malchus das Ohr, das Loserl ab und ärgert sich ganz gründlich, als Jesus das Ohr wieder anheilt:

Was hat mir denn mein Hauen genutzt,
Da wär i a rechte Schwanz,
Wenn i son Racker zusammengebutzt,
Machst du mirn glei wieder ganz;

aber Jesus antwortet:

Hör, Peter, du bist a rechte Schroll,
Bist gewiß von Salzburg z'Haus,
Und wann i kain Mirakel mehr wirken soll,
Dann blas mir den Hobel aus. —

Zu den beliebtesten Heiligen gehört auf weiblicher Seite die heil. Katharina, auf männlicher St. Georg, den noch in Göthes Götz von Berlichin-

gen der Reitersjunge sich zum Vorbild nimmt. St. Georg ist das getreue Abbild des griechischen Perseus, wie wir aus der 1601 gedichteten Ballade erkennen mögen. Um einen Drachen zu befriedigen, soll des Königs Tochter geopfert werden, und als dieselbe schon angekettet auf dem einsamen Felsen im Meere steht, kommt St. Georg durch die Lüfte dahergefahren, befreit die Jungfrau und tödtet den Drachen, anstatt daß er aber nun wie der griechische Perseus seine Andromeda heiratet, (das schickt sich für einen Heiligen nicht) verlangt er als Dank, daß das ganze Volk christlich werde und der König eine große Kirche bauen solle.

Häufig wiederkehrende und zwar komische Charaktere sind auch die drei Könige, von denen das schwäbische Volkslied singt:

Die vier heilige drei König mit ihrem Steara,
Der Caspar, der Melcher, der Baltes, der Beara,
Sie stiefla, sie weidla, sie fülla de Bauch,
Sie springe wia d'Schelma zum Städtle hinaus —

das Lied schließt mit der geographisch und auch in anderer Weise überraschenden Nachricht:

Jetzt sin mer halt gstorba und leaba nimmai
Und liaga zua Kölla am Bodesai.

Obgleich sich, wie ich schon oben bemerkte, das Volkslied am liebsten an's Reale, Greifbare hält, an ernste und komische Tatsachen, an Personen, die es, nachdem ihm das Christenthum dieselben einmal aufgedrängt hatte, zu Nationalfiguren zu machen verstand, so finden wir doch bisweilen, wenn auch seltener, religiöse Ideen besungen, resp. Lehrgedichte, in denen freilich häufig wieder Personificationen der Ideen vorkommen. So findet sich in den „Gassenhauern Reuter und Berglieblin christlich moraliter verändert durch Herrn Heinrich Knausten, der Rechten Doktor, Frankfurt a. M., anno 1571," eine ganz nette Wertschätzung der drei Ideale Glaube, Liebe, Hoffnung. Man sieht dabei ganz deutlich, daß der Verfasser ein älteres Volkslied, das jedenfalls nur von der irdischen Liebe handelt, zu Grund legte. Der Held des Liedes ist wieder ein Jäger, der zu jagen ging dort wohl vor jenem Holz, was begegnet ihm auf der Haide? Drei Fräulein hübsch und stolz. Die drei repräsentiren Glaube, Liebe und Hoffnung. Der Jäger wählt sich vernünftigerweise die Hoffnung und setzt sie hinter sich aufs Pferd, Frau Glaube bleibt ganz unberücksichtigt, während es dem Ver-

fasser am Schlusse auf einmal einfällt, daß er doch die Liebe nicht leer ausgehen lassen darf; er dichtet also nach dem Vorbild Pauli:

Hoffnung, Liebe und Glaube,
Die schönen Schwestern drei,
Wenn ich die Lieb anschaue,
Die größt, sagt ich, sie sei. —

Rührend ist und an Heine erinnert das Gottvertrauen, das der leichtsinnige Knabe offenbart, als ihn sein Lieb wegen allzulangen Ausbleibens zur Rede stellt:

Wo ich so lange geblieben bin,
Das kann ich dir Schätzelein sagen,
Wohl bei dem Bier, wohl bei dem Wein,
Allwo die schönen jungen Mädchen sein;

meint sie:

Bist du bei Wein und Bier gewesen
Und hast dein Geld verspielt,
Wovon sollen wir denn leben?

antwortet er frisch:

Das Geld verwahren kann ich nicht,
Gott ist ein reicher Herr,
Nur fest allein auf Gott vertraun,
Der hat des Gelds und Guts vollauf,
Der kann uns genug bescheren.

Ach! wenn man sich in dieser Beziehung auf Gott verlassen könnte, ich glaube, wir wären alle die besten Christen. Ein andrer Dichter sucht sich selber darüber zu trösten, daß er ein Krüppel ist, und liefert damit einen ganz artigen Beitrag zur Zweckmäßigkeitstheorie und zugleich einen Beweis von philosophischer Gesinnung, er meint nämlich:

Ich muß es bekennen, Gott hobelt mich sehr,
Er schneidet, er haut mich, doch fällt mir's nicht schwer,
Willst wissen warum? Ich halte dafür,
Gott wollt ja gern schnitzeln einen Engel aus mir.

Daß der Culturkampf des Mittelalters zwischen Kaiser und Papst, sowie beim Eintreten der Reformation die katholische oder protestantische Siegesgewißheit in allerlei Variationen wiederkehrt, kann man sich denken, doch will ich diese Branche, da ich besondere bekannte Dichter berühren müßte, bei Seite lassen und nur ein allgemein gehaltenes, aber

ganz im Sinne der Zeit (1630) geschriebenes Kriegslied des Glaubens wenigstens in seiner Anfangsstrophe vorführen. Sie lautet:

Gott ist der Christen Hilf und Wacht,
Eine feste Citadelle,
Er wacht und schildert Tag und Nacht,
Thut Rond und Sentinelle,
Jesus ist das Wort,
Brustwehr, Weg und Port,
Der rechte Corporal,
Hauptmann und General,
Quartier und Corps der Garde.

Es enthält übrigens dies Gedicht in seinem weiteren Verlauf fast wörtlich Luther's berühmte Marseillaise des Protestantismus: „Eine feste Burg ist unser Gott".

Während wir von der großen Schmach des Mittelalters, den Hexenverbrennungen, nur wenig Spuren im Volkslied finden, hat die andre Schmach, die der Judenverfolgungen Ausdruck gefunden, und zwar in einem der ältesten, aus dem Jahr 1377 stammenden Liede, das uns im Moritatenton die grausige Geschichte erzählt, wie ein ungetreuer Schmied Namens Christoph Eisenhammer die Hostie stahl und an die Juden verkaufte, wie diese dann mit Messern die Hostie durchstachen und sie verbrannten, Christus aber in Gestalt einer Taube aus der Flamme hervorgeht, und zur Sühne dieses Verbrechens eine Anzahl Juden verbrannt wurden, während vier, die sich bekehren ließen, den Tod durch's Rad zu erleiden hatten; ein echtes, jedenfalls unter dem frischen Eindruck des Geschehenen aufgezeichnetes Culturbild. Auch ein äußerst pathetisches Gedicht, die Judentochter, findet sich, das vermutlich von Einem geschrieben wurde, der selber sein Herz an eine Jüdin verloren:

Es war auch eine Jüdin,
Ein wunderschönes Weib,
Sie hat auch eine Tochter,
Ihr Haar war ihr geflochten,
Zum Tanz war sie bereit.

Diese Tochter ist in einen Schreiber verliebt, der ihr die Ehe verspricht, wenn sie Christin werden wolle, sie bringt ihm dieses Opfer, aber der böse Schreiber ist trotz alledem nicht gesonnen, vor der Welt sich zu blamiren:

Das wär mir eine Schande
Im ganzen Christenlande,
Wollt ich eine Jüdin frein.

Die Tochter schwang den Mantel und dreht' sich nach dem See:

Ade, mein Vater und Mutter,
Ade, du treuloser Schreiber;
Ich seh euch nimmermehr.

Heute ist die Sache anders geworden, die Jüdinnen können sich Schreiber kaufen, so viel sie wollen, und schon mancher Christ hat sich beschneiden lassen, um an das Ziel seiner Wünsche zu gelangen.

Wenn sich nun Alles in Allem nicht leugnen läßt, daß ein tief religiöses Gefühl im Volksliede waltet, so finden sich trotzdem auch dort schon Anklänge an Skepticismus und bisweilen Rebellion des gesunden Menschenverstandes und des gesunden Lebenstriebes gegen die Religion. Hauptsächlich häufig vertreten und oft von vollendeter Schönheit sind die Klagelieder der Vestalinnen des Christenthums, der Nonnen, gegen ihr unnatürliches Loos.

Ich eß nicht gerne Gerste,

singt eine solche Unglückliche,

Ich steh nicht gern früh auf
Eine Nonne soll ich werden,
Versteh mich gar nicht drauf;
Ei so wünsch ich dem des Unglücks noch so viel,
Der mich armes Mädel ins Kloster bringen will.

Oder aus ältester Zeit in der Limpurger Chronik heißt es: In selbiger Zeit 1379 sang und pfiff man dieses Lied. „Gott geb ihm ein verdorbenes Jahr, der mich macht zu einer Nonnen" etc., wobei die Betreffende schließlich zu dem vernünftigen Entschluß der Braut von Corinth kommt, da sie doch einmal wider ihren Willen dem Leben entrissen werden soll, vorher einem Knaben jung den Kummer zu stillen. Noch tiefere Herzenstöne erklingen in Fr. v. Spees Trutznachtigall:

Wo man nur schaut fast aller Welt
Zur Freude sich tut rüsten,
Zum Scherzen alles ist gestellt,
Schwebt Alles fast in Lüsten,
Nur ich allein,
Ich leide Pein,
Ohn End werd ich gequälet,
Seit ich mit dir
Und Du mit mir
O Jesu Dich vermälet.

Es überkommt mich ein eigenes Gefühl tiefinnerlichen Mitleids, wenn ich mir denke, das ist das Lied, das so manche holde Tochter unsrer Vorfahren traurig vor sich hingesungen, und das ist der Fluch, den das Christentum der Welt gebracht. Wird wohl nach abermals drei Jahrhunderten ein Geschlecht existiren, das so glücklich ist, daß es die Klagelaute der Trutznachtigall gar nicht mehr verstehen kann?!

Auch in komischen Auslassungen macht sich zuweilen die Unzufriedenheit mit der Kirche Luft. So scheint es damals schon Mode gewesen zu sein, in der Kirche zu schlafen, denn es wird der Frau als höchstes Verdienst angerechnet,

Wenn sie hat ein fein Geberd,
Hält alles sauber an dem Herd,
Verwahrt das Feuer und das Licht,
Und schlummert in der Kirchen nicht.

In einem andern Schelmenlied tritt das Motiv so vieler Kirchengängerinnen zu Tage. Die Tochter spricht nämlich den Wunsch aus, in die Kirche zu gehen, um die Bilder anzubeten, aber die Mutter verweist ihr das Sündhafte solchen Tuns (sie war jedenfalls Protestantin) da meint die Tochter:

Das Bild, o liebste Mutter mein,
Das zieht mich in die Kirche hinein,
Ist nicht von Holz formiret,
Es ist ein schöner stolzer Knab,
Sein Leib gar wohl gezieret.

Solch lebend Bild die Kraft jetzt han,
Ziehn in die Kirch manch Frau und Mann,
Wenn sich die Augen drehen,
Daß man also verstehen
Kann, manch Wunder ist geschehen.

Das war 1593, Wunder, wie die Kirchen heute besucht wären, wenn es für beide Geschlechter besondere Gotteshäuser gäbe?

In alten Zeiten scheint man auch schon Mißtrauen gegen die gar zu Frommen gehabt zu haben, wenigstens empfiehlt ein Mann seiner Frau, wenn ein Pilger oder ein Mönch vorbeigehe und um eine Gabe anfrage, so solle sie ja nicht die Türe aufmachen, sondern was sie geben wolle, an einer langen Stange herausreichen; und über die Wirkung der Predigten war sich jener Spaßvogel vollständig klar, der zu Ehren von Abraham a Santa Clara, dem berühmtesten Kanzelredner seiner Zeit, die Fischpredigt dichtete.

Der heilige Antonius von Padua unternahm es einstmals, da die Kirche leer war, den Fischen zu predigen und siehe da, sie alle, die Hechte, die Aale, die Krebse, die Stockfisch u.s.w. waren höchlichst erbaut, und keine Predigt hat jemalen ihnen so gut gefallen, aber —

Als die Predigt geendet,
Ein jedes sich wendet,
Die Hechte bleiben Diebe,
Die Aale viel lieben,
Die Krebs gehn zurück,
Die Stockfisch bleiben dick,
Die Karpfen viel fressen,
Die Predigt vergessen,
Die Predigt hat gefalle,
Sie bleiben wie alle,
Wir habens erfahren,
Sie bleiben wie sie waren.

Daß sich um die bedeutensten deutschen Volkssagen, den ewigen Juden, Faust und Tannhäuser, ein jeweiliger Volksliederkranz gebildet haben muß, läßt sich leicht absehen. Nichtsdestoweniger sind uns Bearbeitungen der Sage vom ewigen Juden erst in der beginnenden Kunstdichtung erhalten; Faust und Tannhäuser müßten jeder in besonderen Skizzen behandelt werden. Von der letzteren Sage will ich nur bemerken, daß sie schon eins der ältesten Volkslieder in einer Weise auffaßt, die einem modernen Lyriker alle Ehre machen würde. Bekanntlich zog Tannhäuser, der sieben Jahre mit der heidnischen Liebesgöttin im Venusberg zugebracht, nach Rom, um vom Papst Urban Absolution für seine Sünden zu holen. Verzeihung kannst du nur dann erhalten, sagte der Papst, wenn der dürre Stab, auf den ich mich stütze, wieder Zweige und Blätter treibt. Da zog Tannhäuser betrübt davon und machte eine Bußwallfahrt nach Jerusalem. Siehe da aber, o Wunder, es erblühte wirklich des Papstes dürrer Stab, und die Sühnung Tannhäusers mit dem Himmel wird vollzogen. Nach der erwähnten Auffassung des Volksliedes aber ergrimmt Tannhäuser über das harte Urteil des Papstes, „da er des Papstes Grausamkeit also ward innen, zog er wieder in den Venusberg, blieb ewiglich darinnen“ — und das war jedenfalls nicht das Dümmste, denn ist man doch einmal zu Feuergluten verdammt, so zieht der vernünftige Mensch sicherlich die heidnische Liebeshölle dem christlichen Hades vor.

Eine reizende Mischung von religiöser und irdischer Liebe findet sich auch in einem von Joh. Scherer mitgeteilten Volkslied, das ich hier ein-

schalten will, da es auch in poetischer Hinsicht zu dem Besten gezählt werden darf:

In welcher Zelle knieet nun
Mein süßer Pilgerknab?
Ach wo, ach wo, in welchen Sand
Drückt er den Dornenstab?

Wo drückt sein roter Mund ein Kuß
Aufs heilige Gewand?
Und welchen Bruder grüßet er,
Mit seiner frommen Hand?

Ihr Engel singt ihm alle gar,
Wo er im Schlummer ruht,
Den Rosenkranz in seiner Hand,
Die Muscheln auf dem Hut.

Ach süßes Aug, so fromm und rein,
So schwarz wie Holderbeer!
Ach dürft ich seine Schwester sein
So heilig sein wie er!

Fremd ist die Welt mir, weit und breit
Irr ich ohne Rast und Ruh,
Groß ist die Welt, doch gehört sie mein,
Wenn ich ihn finden tu.

Das ist für ein Volkslied schon sehr sentimentale Kost, obgleich unschwer zu erkennen ist, daß es mit der Schwesterschaft nicht weit her sein wird, wenn sie ihn einmal finden tut.

Zu den ergötzlichsten Stücken zählt unstreitig das von Hans Sachs überarbeitete Lied von dem schlauen Bauer. Der wollte nämlich seinem Pfarrer nicht Buße leisten, der Pfarrer verklagt ihn beim Bischof. Ja, sagte der Bauer, wie kann ich einem Pfaffen dienen? erstens habe ich in meinem eigenen Haus den Himmel, denn meine Urahne, die wieder zum Kind geworden ist, wird von mir auf's Beste gepflegt, und solcher, sagt der Herr, ist das Himmelreich.

Zum zweiten hab ich in meinem Haus
Die Höll mit solcher Qual und Grauß!
Das ist mein arg boshaftig Weib,
Die täglich peinigt meinen Leib,
Mit Greinen und Zanken immerzu,
Hab Tag und Nacht vor ihr keine Ruh.
Zum dritten ich einen Esel han,
Viel gescheidter als unser Pfarrersmann.

Was, sagt der Bischoff,
Erklär mir das,
Auf daß ichs möge verstehen baß.
Der Bauer sprach: der Esel mein
Geht selb zum Brunnen allein,
Wenn er ihm gnug trinket zumal,
Geht er wieder heim in sein Stall.
Die Kunst der Pfarrherr kann nit wohl,
Im Wirthshaus säuft er sich städt voll,
Daß er kann weder stehen noch gehn,
Daß ihn heimführen müssen zween.
Dabei gar klärlich ich bewähr,
Mein Esel gscheidter sei als er.

So mußte natürlich diesem schlauen Bauer die Kirchenbuße erlassen werden.

Derb sinnlich, und doch nicht ohne satirischen Beigeschmack, ist auch die Schilderung der himmlischen Freuden, ein fideles Lied, das noch heute in Süddeutschland gesungen wird:

O wie gehts im Himmel zu
Und im ewigen Leben,
Alles kann man haben genug,
Darf kein Geld ausgeben,
Alles darf man borgen,
Nicht für Zahlung sorgen,
Wenn sie einmal drinnen wär,
Wollt nicht mehr herausbegehr.
Fällt im Himmel Fasttag ein.
Speisen wir Forellen,
Peter geht in Keller nein,
Tut den Wein bestellen,
David spielt die Harfen,
Ulrich brat die Karpfen,
Margareth backt Küchlein genug,
Paulus schenkt den Wein im Krug.
Lorenz hinter der Küchentür,
Tut sich auch bewegen,
Tritt mit seinem Rost herfür,
Tut Leberwürst drauf legen.

Der Schlußvers heißt dann:

Und bei der Tafel gibts allerlei Schnacken,
David kneipt Bathseba in die Backen,
Darob muß Salomo lachen,
Daß ihm die Rippen krachen u.s.w.

Ach, die fröhlichen Gesellen, die einst im grünen Wald oder in lustiger Herberge Strophe an Strophe zum Lied von den himmlischen Freuden reihten, sind nun schon längst, wie unsre Altvordern zu sagen pflegten, zur fröhlichen Urständ eingegangen, und ich möchte ihnen gern die Genüsse in alle Ewigkeit gönnen, die sie sich auf Erden ausgemalt, aber leider ist mit jenen Gesellen der Himmel überhaupt in's Nichts verschwunden. Und wenn wir auch den verschmerzen könnten, so ist mit diesem auch das deutsche Volkslied verschwunden. Was heute noch als solches sich kennzeichnen will, ist entweder traurig knechtselige Umarbeitung der alten Landsknechtslieder in's patriotische Neu-Reichsdeutsche, oder aber die rohe Zote, die von den Commis Voyageurs, den Handwerksburschen unserer Zeit, mit Vorliebe gepflegt wird. Ein Glück ist es, daß seit Goethe unsere Kunstdichter den wahren innigen frisch-unbekümmerten Volkston mit Vorliebe gepflegt haben. Man denke nur an Uhland, Heine, Kerner u. A.

Jene himmlischen Freuden, auf die der unverfälschte und unvergeistigte Christ der vergangenen Zeit hoffte, sind uns gegenstandlos geworden, dafür haben wir den Wert des irdischen Lebens besser erkannt, und ich will in diesem Sinne schließen mit den Strophen eines neuzeitlichen Dichters, der kürzlich in Stuttgart als Anarchist verhaftet wurde, es ist dies der Schwabe Ludwig Pfau, und das Gedicht ist betitelt: Der Becher:

Nun adje du falsche Welt,
Du tust mich verdrießen,
Im Himmel es mir besser gefällt,
Wo alle Freuden fließen.
Alles ist verfänglich,
Und alles ist vergänglich,
Wenn ich einmal den Himmel hab;
Hust ich auf die Welt herab!



Herbstferien.

Vor der Ausnahme und für die Ausnahme hat der gesunde Mensch immer mehr Achtung und Liebe als vor der und für die Regel. Tüchtig Arbeiten ist lobenswert und nützlich, aber nur geistig höher Gestellte verstehen es, mit Anstand zu faulenzen und ihr Nichtstun andern Menschen nutzbar zu machen. Wer die Schule erdacht hat, das muß ein sehr gescheiter Mann gewesen sein oder eine Frau, denn die sind ja unsre ersten und natürlichsten Schulmeister; aber sie verschwinden in Nichts vor der humanen Größe des Genius, der zuerst das erlösende Wort von den Ferien aussprach.

Ich habe in meiner Kindheit stellenweise sehr schmale Kost bekommen; Jahre gab es, da Bratkartoffeln, wegen des vielen Schmalzes, das sie aufsaugen, zum Luxus, resp. zur Delicatesse gestempelt waren, ich mußte zum größten Aerger meiner Buben-Eitelkeit die Kleider tragen, bis sie sich absolut nicht mehr flicken ließen, jedes Gericht der Freude wurde mir — vielleicht weil ich unvorsichtig genoß — mit Prügel-Sauce angemacht, aber wie gern hab ich das Alles vergessen, wie sind selbst die Leiden vom Rosenlicht der Erinnerung verklärt, wie unendlich reich dünkt mich meine Kindheit, da ich die Wonne, die Seligkeit der Ferien kennen gelernt habe!

Weihnachten, Ostern, Pfingsten, das waren nur deliciöse Bissen, die man schon verschlungen hatte, ehe man sich ihrer Güte recht bewußt geworden war, aber die Herbstferien, die zeitlich unendlich erscheinenden (Mitte August bis 3. Oktober), die räumlich eine, selbst wenn sie auch nur aus ein paar Schwarzwald-Tälern bestanden hätte, unendliche Welt vor uns legten, — nur der wird sie nach den Knaben- und Jünglingsjahren noch einmal ganz und voll erleben, dem ein philosophisches, materiell geschütztes Alter zu solchen Herbstferien wird, ehe er in die ihm noch gänzlich unbekannte Classe des Jenseits eintritt. Die Herbstferien waren ja auch darum so ungebunden und freudenvoll, weil sie mit keinerlei Aufgaben, mit keinerlei Sorgen für die Zukunft belastet waren, weil wir nicht wußten und uns

nicht darum kümmerten, ob und in welchem Grad uns die nächste Classe zur pedantischen Tretmühle werden würde, weil sie ein abgeschlossenes Ganze der Freiheit waren, das uns selbst in den letzten Tagen nicht Zeit ließ, an die düstre Pforte zu denken, durch welche wir in ein neues Schmerzensreich eintreten mußten. Der Christ aber, der vor seinem himmlischen Rektor beständig hofirt und petitionirt und sich sorgt, wie es ihm in der nächsten Welt gehen werde, der gleicht jenem schwachen und unglücklichen Schüler, der sich dreimal durch Nach-Examina, die er nie bestand, die Herbstferien verbittern ließ, ohne jemals in die ersehnte höhere Classe promovirt zu werden, — im Sehnen und Hoffen auf jene bessere Zukunft betrügt er sich selber um die goldene Gegenwart.

Herbstferien! In solchen Tagen war es, als ich mit einer Schaar jener echten fahrenden Schüler, wie sie aus den angehenden katholischen Theologen des badischen Oberlandes sich noch rekrutiren, an jenen gesegneten Weingeländen herumstrich, die sich von Offenburg bis Baden-Baden der Landstraße und den Vorhügeln des Schwarzwalds entlang hinziehn. Wir waren wirklich nach dem Herzen Scheffels „fräßige Brut“, und wenns auch mit den „goldklaren Seelen“ meiner Begleiter, bei den Schatten, die jetzt schon die Erziehung über sie warf, wohl etwas dürftig aussah, so waren die „Mägen von Erz“ in um so urwüchsigerer Anlage vorhanden.

„Kleidung war dünne,
Spreitung war roh,
Ach! und die Minne
Auf Heu und auf Stroh.“

Wenn die Indianer im Verfolgen der Büffelspuren ihres Gleichen suchen, so können sie an Findigkeit die angehenden katholischen Theologen nicht übertreffen, wenn es gilt, liebesdurstige Bauerndirnen und gutmütige Pfarrersköchinnen im Tal und auf den Höhen ausfindig zu machen. Der Instinkt und die Kühnheit des Werbens ist bei diesen Menschen geradezu großartig entwickelt, nicht minder aber das Talent des Annektirens, denn Stehlen haben das schon zur Zeit der Bettelmönche und der Flagellanten nur die dummen Bauern genannt.

Einmal aber habe ich doch einen der Fahrenden in Verlegenheit gesehen. Wir hatten schon im frühen Morgenstral von der Yburg herab die Berggipfel erglühen, die Waldwipfel erblühen sehen, wir hatten den schmalen Imbiß, den uns die letzten erfochtenen Groschen erlaubt, mit Aepfeln gewürzt, die uns jene wundermilden Wirte der Landstraße, die Aepfel-

bäume, so freigebig boten, und mit Trauben, die wir trotz der landbekannten Wachsamkeit der Weinhüter in der Affentaler Gemarkung uns zu ergattern wußten, aber als wir mit den brüllenden Heerden in's Bühlertal hinabstiegen, stand uns der Sinn nach kräftigerem Futter. Kalbsbraten und Salat hatte Einer gemunkelt, Speck und Eier war dem Andern schon genügender Hochgenuß, vor Allem aber war's uns um den Nachttrunk zu tun, der so reizend um uns herum seiner Erlösung entgegen harrte und der uns als Ruhekissen sogar über das bekannte gute Gewissen ging. Nun war aber unser Führer, der wackere Schlageter, der es mit seinen 25 Jahren bereits bis zum Untersextaner (heutzutage Unterprimaner) im Konstanzer Lyceum gebracht hatte, im Bühler Tal nicht minder mit edeln Gastfreunden bekannt als am Bodensee oder an der Tauber. Noch seh ich das kleine Pfarrhaus, das durch einen Hügel gegen das Dorf abgeschlossen war, die die Veranda umsäumenden Weinblätter, rot und gelb in den badischen Landesfarben erglühend und mit Mühe die schwellenden grün-goldenen Trauben verhüllend. Aus der Laube klangen fröhliche Stimmen und verheißendes Gläsergeklirr, einige Herrn Collegen taten der Wein-Competenz des Herrn Pfarrers die gebührende Ehre an. Mit sittiger Anmut brachte Schlageter, vor die zechende Gesellschaft tretend, sein Gewerbe an von der Gottwohlgefälligkeit in Christo Jesu, von der Armut der Theologen und von dem Hunger und Durst der fahrenden Scholaren. Eh wir's uns versahen — der Biertrunkene jagt den Bettler mit hartem Wort zur Tür hinaus, der Weintrunkene gibt ihm den besten Platz am Tisch — saßen wir hinter großen Gläsern, und auf unsern Tellern häufte sich der Braten neben dem goldgelb strotzenden Kopfsalat. Glühende, feiste Gesichter mit verschmitzten Satir-Augen, ein Wirt, der uns einschenkte, daß uns der Trank bald auch kühn und sinneselig machte, eine Pfarrjungfer, nicht zu jung, nicht zu alt, mit großen üppigen Gliedern, einem großen guten Gesicht und einem guten Herzen. Ich habe selber gesehen, wie der junge Pfarrer von — — Namen darf ich nicht nennen — sie ungestraft in's Bein kniff und wie sie diesem verfluchtigen Kerl, dem Schlageter, die größten Bratenstücke aus der Schüssel fischte.

Nun erhob sich, nachdem der Magen versorgt war, der Weinstrom (frei nach Schillers Regenstrom) des Gesanges: „Im Krug zum grünen Kranze" und „Es gfallt mer numme — n — Eini" und „Gaudeamus" und selbst der uralte, unglückliche Candidat Fehrele wurde von den Herrn Priestern mit einer Begeisterung aufgenommen, als hätten sie nicht schon vor vielen, vielen Semestern in Freiburg seine Bekanntschaft gemacht; nur die Stro-

phe von der Mythologie fanden wir zu unterdrücken für gut. Heller brauste der Jubel in's dunkle Tal, und schließlich gerieten wir in den bekannten Lumpidus, der auch an den theologischen Tischen Deutschlands seinen Umgang hat. Da war's, daß mein Freund Schlageter, vielleicht zum erstenmal in seinem Leben, in Verlegenheit geriet. Er war nämlich kein Meister des Gesanges, und ich glaube das einzige Lied, das er durchsingen konnte, war dasjenige, welches er, als die Reihe an ihn kam, mit seiner kreischenden Bauernstimme anhob: „So leben wir, so leben wir“ etc. Nun saß aber Frl. Marie — so hieß die Pfarrhaushälterin — den Strickstrumpf in der Hand, gemütlich mit am Tisch, und als mein Schlageter an die berühmte Stelle jenes Liedes kam, wo es sich um das Nachtquartier bei den Mädchen handelt, da mußte ihm der Gedanke durch den Kopf schießen, daß Solches in solcher Gesellschaft doch Etwas „zu frei“ sein dürfte, einen Augenblick irrt sein Blick wie hülfesuchend über unsre in boshafter Angst glänzenden Gesichter, dann überziehts wie befriedigte Schlauheit sein Gesicht und kräftiglich schließt er: „des Abends bei Fräulein Marie im Nachtquartier“!

Habe ich je wieder ein so feuriges jungfräuliches Erglühen gesehen, so wackelnde Bäuche und ein solch heidnisch homerisches Gelächter gehört von Lippen, welche zum Ave Maria sich zu formen bestimmt waren?!

Wie die Pfarrherren durch die stockdunkle Nacht nach Hause gekommen sind, weiß ich nicht, ich weiß nur, daß sie sich kühnlich jede Begleitung verbaten und daß der Schlageter keinen ziehen ließ, ohne ihm einen Obolus abzunehmen, der uns den andern Tag beim Kegeln in Steinbach trefflich zu statten kam. Wir blieben an Ort und Stelle im Nachtquartier, auf Heu und auf Stroh. Der Schlageter lag neben mir, aber als ich einmal aufwachte und nach ihm tastete und rief, war er nicht zu finden.

Herbstferien, weindurchglühte, frühlichtumflossene Jugendzeit! ihr seid vergangene Herrlichkeit; ich darf nicht wie der Christ die Gegenwart vergessen, ich werde im nächsten Bild Herbstgeschichten zu berühren haben, die nicht so gemütlich sind und bei denen von rechtswegen sehr viele Menschen, die noch gescheiter sind als der Schlageter, in Verlegenheit kommen sollten.



Aus der Jugendzeit.

Und noch einmal gieß ich mir in den Becher Erinnerungen schmerzensreicher und doch köstlicher Zeit. Ich sehe mich wieder, wie ich war, ein ganz Anderer und doch derselbe törichte arme Teufel wie heute noch, verschwenderisch, wenn's nicht mit Geld möglich ist, mit Liebe und Gesundheit. Vielleicht, wenn ich den Trank funkeln lasse in den ersten Frühlingsstralen, daß doch auch hin und wieder Einer, der selber davon getrunken, seine Freude daran hat, vielleicht daß gerade das Unabsichtliche dieser zwecklosen Jugendfahrten seine Liebhaber findet in einer Welt, welche auf den Knieen zwischen der freßgierigen Göttin Nützlichkeit und dem brutalstirnigen Erfolg hin und her rutscht.

Ich habe das Glück gehabt, in meiner Jugend etwas zu erleben, es waren freilich nicht lauter angenehme Erlebnisse, aber was mir damals fast Vernichtung aller Lebenshoffnungen schien, ist mir heute nur Ausgangspunkt denkwürdiger Wendungen; daß ich nicht im ehrbaren Geleise hinwandeln konnte, dafür sorgte mein Leichtsinn und die Unvernunft der die Jugend regierenden Mächte; und weil ich nun all die dummen Geschichten so recht behaglich erzählen und die Spalten des A. T. damit anfüllen kann, so gilt auch für mich in gewissem Sinne das Sprichwort: Wer in der Jugend sammelt, der hat im Alter die Fülle.

Land meiner Kindessehnsucht war mir die Schweiz; und wenn ich, ein Knabe, auf der Neckarbrücke in Mannheim saß und dichtete, konnte mir der blaue Höhenzug der Bergstraße doch nicht die rotglühenden Firnen ersetzen, die ich als Kind von den Waldhügeln des Wiesentals angestaunt und angebetet hatte. Und nun kam eines Tages doch meine erste Schweizerreise; es war freilich keine wie die des jungen Werther oder des jungen Göthe, es war im Grunde nur ein recht närrischer Streich, und wie ich dazu kam, das war eine sehr traurige Geschichte.

Ich war eines der Schmerzenskinder der Obersexta (heute Oberprima) des Karlsruher Lyceums (heute Gymnasium genannt); noch zwei Monate

standen zwischen mir und der Universität, was bei mir so viel zu bedeuten hatte als zwischen mir und dem Fuchszipfel der Allemannia. Da wurde ich auf Beschluß des Lehrer-Collegiums von der Anstalt relegirt. Direkte Ursache dazu war eine Spritztour in den Schwarzwald, wobei unter meiner Anführung allerlei Allotria getrieben wurden und eine hierdurch verursachte Verspätung meiner Commilitonen um einen und höchst selbst meiner Person um zwei Tage. Die Andern hatten, als ich einrückte, schon Alles gebeichtet und natürlich in der Not des Selbstschutzes Alles auf mein so schon schwer belastetes Haupt gehäuft. Da ich merkte, daß doch Alles verloren, rächte ich mich dadurch, daß ich den Hergang der Tour so haarklein berichtete, daß den Herren Professoren die Haare, so sie noch hatten, zu Berg stunden. Nur der wackere von Langsdorff, der einzige Lehrer, welcher etwas für mich übrig hatte, freute sich ohnemaßen, und wenn ich etwa ein Wirtshaus der Schwarzwald-Straßen vergessen hatte, fuhr er gleich dazwischen: Ja, waren Sie denn nicht im Waldhörnli? — Jaso, ja, im Waldhörnli waren wir auch. Die Länge und der Ausdruck des höchsten Entsetzens, welche das Gesicht des preußischen Rektors bei der Schilderung der Leistungsfähigkeit der badischen Mägen annahm, bereiteten mir trotz alles Elendes immenses Vergnügen.

Ich konnte also gehen, der Herr Rektor sagte es mir mit dürren Worten und sogar mit einem Anflug von Hohn. Eigentümlich, dasselbe Schicksal ereilte auch den grünen Heinrich; und Gottfried Keller hat an jener Stelle des Romans folgende schwerwiegende Worte niedergeschrieben: „Wenn über die Rechtmäßigkeit der Todesstrafe ein tiefer und anhaltender Streit obwaltet, so kann man füglich die Frage, ob der Staat das Recht hat, ein Kind oder einen jungen Menschen, die gerade nicht tobsüchtig sind, von seinem Erziehungssystem auszuschließen, zugleich mit in den Kauf nehmen. Gemäß jenem Vorgange wird man mir, wenn ich im späteren Leben in eine ähnliche ernstere Verwicklung gerate, bei gleichen Verhältnissen und Richtern wahrscheinlich den Kopf abschneiden; denn ein Kind von der allgemeinen Erziehung ausschließen, heißt nichts anderes, als seine innere Entwickelung, sein geistiges Leben köpfen. In der Tat haben auch häufig die öffentlichen Bewegungen der Erwachsenen, von welchen solche Kinderaufläufe ein Abbild genannt werden können, mit Enthauptungen geendet.

Der Staat hat nicht danach zu fragen, ob die Bedingungen zu einer weiteren Privatausbildung vorhanden seien, oder ob trotz seines Aufgebens das Leben den Aufgegebenen doch nicht fallen lasse, sondern manch-

mal noch etwas Rechtes aus ihm mache: er hat sich nur an seine Pflicht zu erinnern, die Erziehung jedes seiner Kinder zu überwachen und weiter zu führen. Auch ist am Ende diese Erscheinung weniger wichtig in Bezug auf das Schicksal solcher Ausgeschlossenen, als daß sie den wunden Fleck auch der besten unserer Einrichtungen bezeichnet, die Trägheit nämlich und Bequemlichkeit der mit diesen Dingen Beauftragten, welche sich für Erzieher ausgeben."

In meinem Falle war die Entlassung noch specifisch grausam und niederträchtig, da ich, wie gesagt, nur noch ein paar Monate vor der Freiheit stand und körperlich und geistig, wie sie Alle wußten, zur Universität reif war. Ich hatte mir nie etwas Unehrenhaftes zu schulden kommen lassen, ich war einfach der Schulbank entwachsen. Das wußten sie, die Herren; aber ich war ja nur der Sohn eines Schulmeisters, und es muß für manche Seelen eine gewisse Wollust darin liegen, Scharfrichter spielen zu können. Mit Ausnahme des erwähnten v. Langsdorff stimmten sie Alle für meine Relegation, raubten sie mir ein Jahr meines Lebens, denn nun mußt ich doch irgendwo anders den Oberprima-Schwindel wieder von vornen anfangen, brandmarkten sie den ganzen Lebensgang eines Jünglings und häuften sie Schmach auf eine Familie — die — guten Seelen! Mein einziger Gedanke war: es ist gut, daß deine Mutter nicht mehr lebt! dann ging ich direkt in die Höhle des Löwen, nämlich zu meinem Vater und beichtete.

Aus diesem betrüblichen Vorfall wurde meine erste Schweizerreise, ein wunderlicher pädagogischer Versuch meines Vaters.

* * *

In der französischen Schweiz, in Orbe im Waadtland lebte mir damals ein Onkel, der durch seltene Energie sich vom badischen Unterlehrer zum Professor der Sprachen an dem dortigen College aufgeschwungen hatte. Das war also ein leuchtendes Beispiel, und es schwebte meinem Vater vor, daß ich unter dessen Leitung und Einpaukung eine ähnliche Carriere machen könne. Ich hatte darüber so meine eigenen Gedanken, denn ich wußte, daß mein Onkel August gerade durch diejenigen guten und schlechten Eigenschaften, welche mir abgehen, zu einigem Erfolg gekommen war; aber eine Reise nach der Schweiz, auch unter den dürftigsten Umständen, ließ ich mir allemal gefallen.

Es war in jener gesegneten Zeit, da der Sommer den Segen des Herbstes schon auskocht und die ersten Studenten sich auf die Ferien-Wander-

ung machen, als ich in dem vielverleumdeten Basel, das doch so prächtig seine altehrwürdige Herrlichkeit im Strome spiegelt, wieder die ersten Landjäger aß und mit einigen Polytechnikern, dem Mutz von Bern und dem Mutzli von Zug, die Reise nach Bern fortsetzte. Unterwegs machte ich auch eine Damenbekanntschaft, und wenn ich nun in der Manier Gottf. Kellers „dichten" wollte, so könnte ich daraus eine „seltsam artige Begegnung" machen und aus der Dame „ein anmutiges Wesen von zierlichen Formen und einem edeln Anstande". Es war aber anders, sie war vielmehr eine nicht unschöne, aber mit Ringen und Schmuck plebejisch behangene Person, die es aber doch verstand, mir, dem Achtzehnjährigen, zu imponiren, trotzdem oder vielleicht gerade weil sie mir ohne Umschweife erzählte, daß sie ein Bordell gehalten habe und jetzt von ihrem Gelde lebe. Ich hatte sie aber geschwind vergessen, als ich bei der Ankunft in der Krone (solche Kronen gibts auch in der Schweiz) die Perle aller Aufwärterinnen erblickte. Jetzt möchte ich wohl die Kraft eines Keller haben, diese mit dem ganzen Duft der Jugend und des unschuldigen Genießens geschmückte Schweizerblüte zu beschreiben. Aber es führte mich keine „wunderbare Verkettung der Umstände" mehr mit der lieblichen Marie zusammen, und so will ich nur hoffen, daß nicht auch sie das Schicksal ihrer meisten Berufsgenossinnen geteilt hat und von dem großen Juggernaut der Hab- und Lustsucht in den Staub gedrückt worden ist.

Mein Vater, welcher meine Eigenschaften im Pekuniären wenigstens nur allzugut kannte, hatte mir gerade so viel Geld gegeben, um mit Anstand an meinen Bestimmungsort zu gelangen; nun war aber die Fahrt nach Bern schon ein Umweg, und es gab auch dort lustige Brüder. Als ich daher auf den Bahnhof kam, entdeckte ich, daß meine Baarschaft bei weitem nicht mehr reichte; ich fragte also nach richtiger Handwerksburschenmanier: Wie viel Eisenbahn können Sie mir abschneiden für sieben Francs? indem ich mir um des Hungers und Durstes willen noch etwas Ueberschuß vorbehielt, und fuhr mit einem Billet nach Romont in der Tasche fröhlich in den herrlichen Tag hinein. Als aber Romont als „kleenes miserablichs Nestl" im Canton Fribourg, noch dazu in ebener, uninteressanter Gegend sich darstellte, stellte ich mich nach Art unangenehm überraschter Käfer todt oder wenigstens schlafend und reiste als blinder Passagier mit. Ueberdem ward aber die Verstellung zur Wahrheit, und ich war wirklich eingeschlafen.

Wollte ich nun eine der Untugenden Kellers nachahmen, so würde ich hier einen „wundersamen Traum" einschalten; ich weiß aber, daß fast

Niemand von der Schwäche frei ist, einen Traum zu erzählen, während Keiner gern zuhört. Eine allgemeine Bewegung der Passagiere nach meiner Seite des Wagens weckte mich auf, und es ist anzunehmen, daß mir im Augenblick des Aufwachens noch schnell ein Traum voll Verfolgung und Aengsten durch's Gehirn fuhr. Es waren aber Rufe des Entzückens, welche hier ausgestoßen wurden; und was vor meinen Blicken sich ausdehnte, war eines der Paradiese der Erde, der Genfer See mit seinem blauen Wasser und seinen schwimmend weißen Segeln, mit seinen Rebhügeln, von denen uns das Leben förmlich entgegenjauchzt und dem von Terasse zu Terasse sich türmenden Lausanne.

Ich habe nur selten ein so intensives Wonnegefühl empfunden. Mochten sie nun mit mir machen, was sie wollten, umbringen konnten sie mich nicht wegen der paar Franken, und wenn sie mich auch einsperren oder auf den Schub bringen sollten, die Hauptsache war: Ich war dahin gekommen, wohin meine Seele sich gesehnt hatte, und was ich mir noch niemals so hatte ausmalen können.

Die Jugend hat Glück. Der Conducteur hatte mich übersehen oder vergessen; auf dem geschlossenen Bahnhof von Lausanne, woselbst ich doch mein auf Romont lautendes Billet nicht abgeben konnte, entdeckte ich einen verbotenen Ausgang und rückte mit meinem Ränzlein in aller Gemütsruhe hinaus, allerdings in einem durch den Zuruf der Beamten etwas beschleunigten Tempo. Nun war ich allerdings in Lausanne, aber noch lange nicht in Orbe, von dessen geographischer Lage ich überhaupt keine Ahnung hatte. Da fand ich dich, das du die Welt erobert hast und in irgend einer Form überall zu finden bist: am schwarzen Meere so gut wie im amerikanischen Urwald, im Deutsche hassenden Frankreich so gut wie am Fuß des Aetna, deutsches Wirtshaus! Du hast mich schon viel Geld gekostet, und wenn ich es, wie man so sagt, nie weit bringen werde, so bist vielleicht du allein die Schuld daran. Aber du hast mir doch immer Zinsen bezahlt von dem Capital, das ich bei dir angelegt, und in meinen kleinen und großen Nöten hast du mich nie im Stich gelassen.

Das waren diesmal nur kleine Nöten; der Wirt erklärte mir die Lage von Orbe, tröstete mich, daß ich bei gutem Fußwerk in etwa sechs Stunden dahin kommen könne, und verabreichte mir für die noch übrig gebliebenen Rappen die Labe des deutschen Jünglings: duftenden Backsteinkäs und braunes Bier. Die ersten Abendschatten fielen über den See, goldig erglänzten die Zinnen und Fenster von Lausanne, als ich mit fröhlichstem Herzen und bestem Gewissen der träumerischen Nacht entgegenzog.

Wenn der Frühling kommt, dann studire ich das Clima unserer Halbinsel wie ein Kind, das eben gestraft worden ist, das strenge Gesicht der Mutter; und wenn ein Tag blaut mit offenem Himmel und sanftem Wehen, dann bin ich für den ganzen Winter entschädigt, ans Herz stürzen möcht ich der Welt wie das Kind an den Busen der versöhnt lächelnden Mutter, „und 's ist Alles wieder gut!". Da wächst mir erst recht die Lust, von den Jugendfahrten zu erzählen, die dem Vernünftigen so bedeutungslos erscheinen, und von denen wir ewig Närrischen unser ganzes Leben lang zehren.

Es war freilich ein Nachsommer-Abend, als ich in das schöne Waadtland hinein wanderte, aber den Frühling, die Jugend hatte ich doch nicht in der Schule gelassen, und mein ungewisses Zukunftsschicksal erschien mir so schön wie die immer höher vor mir im geheimnißvollen Abenddunkel sich auftürmenden Waldberge.

Marschiren ist ganz schön, als mich aber ein Fuhrmann einholte, dachte ich, daß ein wenig Fahren zur Abwechslung auch nicht schaden könne. Stieg ich also auf und versuchte, im Bewußtsein der Note „sehr gut" im Französischen, eine Conversation mit dem Manne anzuknüpfen. Da geriet ich aber schnöde in die Brüche, zumal der Mann das Patois seiner Heimat sprach. Nur so viel verstand ich, daß er mich für einen Schneider hielt. Empörend! mich, der ich das sonst verbotene Band der „Rhenania" stolz über der Weste zur Schau trug. Ich meinerseits glaubte meinem Fuhrmann verständlich gemacht zu haben, daß Orbe das Ziel meiner Reise sei. Wir fuhren immer tiefer in die Berge hinein, die Schatten wurden länger, der Weg wurde steiler, längst ging ich wieder neben dem Wagen her, und die Sterne, der leuchtende Trost aller Heimatlosen, traten am Himmel hervor.

Endlich langten wir in einem kleinen Bergnestchen an, woselbst mein Fuhrmann vor einer alten baufälligen Taverne anhielt und schweigend sein Pferd ausspannte. Ist das Orbe? O, nein, mein Herr, Orbe liegt weit da unten. Allmälig sammelten sich die Autochthonen, und wie sie so beim Scheine einer Stalllaterne um mich herum standen und mit den den Waadtländern eigentümlichen heftigen Gesticulationen in ungekannten Zungen sprachen, da wurde mir doch etwas bänglich zu Mut. Wie, wenn sie dich statt wie Jener für einen Schneider für einen Goldschmied hielten und in deinem Ränzel Schätze vermuteten! Da ertönte es hinter mir wie die Stimme eines rettenden Engels in deutscher Sprache: „Wo

wollen Sie denn eigentlich hin?" Muttersprache, Mutterlaut! Es war der Friedensrichter des Dorfes, der nun ein kleines Examen mit mir anstellte; und siehe da, der liebe Gott tut nichts halb, mußte es sich denn so fügen, wie Gottfried Keller sagen würde, daß der Mann mit der Frau gerade des Onkels verwandt war, bei welchem ich Französisch und Zucht und Sitte lernen sollte. Dieser Mann, möge sein Schatten lange währen! bewies sich als ein Gentleman im vollen Sinne des Wortes. Hier können Sie nicht bleiben, sagte er mir, im ganzen Dorf ist kein Haus, wo Sie über Nacht bleiben könnten, und ich selber habe leider eine junge Frau geheiratet. Aber sehen Sie, da unten im Tale ist Licht, das ist Aux grands Moulins, Mühle und Gasthaus, ich gebe Ihnen einen Führer mit, und dort sind Sie vortrefflich aufgehoben. Jetzt folgte natürlich meinerseits das Bekenntniß der gänzlichen Abgebranntheit. „Kennen wir schon," meinte dieser Menschenfreund, „kann vorkommen", riß ein Blatt aus seinem Notizbuch und schrieb darauf mit seiner Namensunterschrift: Gewähren Sie diesem Herrn unbeschränkten Credit.

Und wenn Einem so etwas einmal passirt ist, soll man die Menschen nicht lieben bis ans Ende?! Jetzt glänzten die Sterne doppelt hell, als ich ins Tal niederstieg, und ein wonniges Lied sang der Nachtwind in den Föhren. Und aus dem einen Licht der Mühle wurde eine ganze Reihe freundlich erhellter Fenster, weiße Wasser blinkten aus dem dunkeln Grund, die Hunde schlugen an, und Geigenklang, immer stärker anschwellend, grüßte mein lachendes Herz.

Ich fand einen jungen und doch schon behäbigen Müller, eine knicksende, errötende, mit allerliebster weißer Haube gekrönte Müllerin, einen Berliner Studenten, der hier Gesundheit suchte und fand, augenblicklich aber in der geräumigen Küche zum Tanz aufspielte, und zwei schwarzhaarige Berner Meidschi, welche auch hierher geschickt waren, um Französisch zu lernen und Zucht und Sitte. Ich fand ein Huhn im Topfe und feurigen Wein. Da ich unbeschränkten Credit hatte, so kann sich der geneigte Leser vorstellen, daß ich nicht schlecht auffahren ließ; so eine Gelegenheit nicht auszunützen, wäre ja unverzeihliche Sünde! Und doch kostete mich die ganze Geschichte nur etwas über sechs Francs; glückliches Land, wo man für wenig Geld so viel Freude eintauschen kann!

O selig durchtollte Jugendnacht! Lustige Küsse, beim Tanze gestohlen, zärtliche Küsse unter des Gartens verschwiegenen Bäumen, wer das noch einmal so erleben könnte! Schwüre beim Abschied, nie gehaltene,

Tränen, leicht getrocknete und doch nie vergessene. Ich suche nicht nach einem Bimini wie Ponce de Leon, der gute Ritter, ich begnüge mich damit, ein Aux grands Moulins gehabt zu haben.

Noch versah mich der freundliche Wirt mit einer Wegespende, als ich im Morgengrauen am brausenden Wehr entlang abermals meiner Bestimmung zuschritt. Als ich in Orbe ankam, war das Haus meines Onkels verschlossen, und es wurde mir mitgeteilt, daß sich derselbe in der Kirche befinde. Das läßt tief blicken, sagte ich zu mir und begab mich vorläufig zum Frühschoppen. Als mein hagerer, ernstblickender Onkel mit dem Gesangbuch unterm Arm des Weges daher geschritten kam, stellte ich mich ihm vor und fügte meinem „das bin ich“ sofort hinzu: Ich muß aber gleich wieder nach Aux grands Moulins zurück, woselbst ich so und so viel zu entrichten habe, welches Geld ich mir gefälligst als Darlehen zu übermitteln bitte. Mein Onkel zeigte kein Erstaunen, es tauchte auch kein Lächeln in seinen Zügen auf — er war kein Onkel Benjamin; er sagte nur trocken: Du fängst gut an! erschloß die Türe seines Hauses, kalt hauchte es mich an aus dem steinernen Flur, und als die Pforte sich hinter uns schloß, war mirs, als ob aller Sonnenschein für immer aus meinem Dasein ausgeschlossen sei. Die Angelegenheit in Aux grands Moulins ordnete er selber: ich habe die Mühle und die lieben Mädchen nie wieder gesehen.

* * *

Wie schon bemerkt: mein Onkel war kein Onkel Benjamin, aber er hatte doch seine Besonderheiten. Als er etwa vierzig Jahre alt geworden war, fiel es ihm ein, daß unter andern schönen Dingen auch in der Bibel steht, daß es nicht gut für den Menschen sei, allein zu sein. Eine meiner Cousinen (wohl dem, der sie ungezählt hat!), welche auch von Haus aus „etwas zu erwarten hatte“, hatte ihm nicht übel gefallen, aber sie wollte ihn nicht, und seine diesbezügliche Reise in die alte Heimat war ein Metzgergang. Darauf heiratete er eine muntere kleine Französin und langweilte dieselbe auch glücklich in einem Jahr zu Tod. Arme Annette, als ich sie bei einem Besuche der Neuvermählten kennen lernte, bestand ihr größtes Vergnügen darin, den Augen des gestrengen und gelehrten Herrn und Gemahles zu entrinnen und mit uns Buben im Wald herumzustreifen. Nun aber war ihr liebliches und mutwilliges Lebensläuflein abgeblüht, und ich fand einen süßen Trost darin, im Mondschein unter allerlei aber-

gläubischen Schauern auf ihrem Grab zu sitzen und den betäubenden Duft der letzten Waadtländischen Sommerrosen einzuatmen.

Ja, als an jenem Sonntage die Türe des Schulmeisterhauses in Orbe sich hinter mir schloß, war das fröhliche Lachen Annettes schon längst verstummt, und ein Regiment erging über mich, das bei den Soldaten nicht besser oder schlimmer hätte sein können. Um fünf Uhr wurde aufgestanden und ins Bad gegangen — o ihr kühlen Fluten der Orbe, ich habe euch nachher auch in der Freiheit begrüßt! Dann gab mir der Mann irgend einen französischen Schriftsteller und sperrte mich in das Haus ein, sperrte mich buchstäblich ein, bis er mich zum Essen abholte, das bei einer Pfarrerswittwe mit zwei abgelagerten Töchtern eingenommen wurde. Abends eventuell ein kleiner Spaziergang, natürlich in Begleitung des Schulmeisters — Wirtshaus überhaupt nie; und um neun Uhr, dies ist der Climax der Grausamkeit! mußte ich mich in demselben Zimmer zu Bette legen, in dem der Onkel über die Wichtigkeit seines Berufes nachdachte; denn diesen Mann beim Schlafen zu überraschen, war eine Unmöglichkeit.

Nun denke dir, geneigte Leserin, einen achtzehnjährigen Menschen, der schon Liebesgedichte gemacht hat und dessen Blut im Schnelltact wallt, trotz der vorwiegenden Pflanzenkost und des Fleisches, das so ausgekocht war, daß kaum ein Vegetarianer etwas dagegen einzuwenden gehabt hätte, denke dir meine Gefühle, wenn in den Mondnächten Guitarrenklang und Mädchenlachen zu mir heraufdrang und ich deutlich das Klingen der Gläser aus der benachbarten Kneipe vernahm. Nur wer die Sehnsucht kennt, weiß, was ich litt.

Die Bekanntschaft mit den französischen Classikern habe ich meinem Onkel zu verdanken, denn unter anderen Umständen hätte ich es im Leben nicht fertig gebracht, Corneille und Racine zu lesen; die Bekanntschaft mit den dummen Streichen eines teutschen Jünglings hat er mir zu verdanken. Der gute Onkel hatte doch nicht mit allen Umständen gerechnet. Gegenüber dem Hause befand sich der Hof ganz natürlich, daß zwischen dort und hier ein gewisser Rapport sich herstellen mußte. Ich beschrieb kleine Zettel mit den unsterblichen Worten: Je vous aime, wickelte sie um Steine, welche ich der Mineraliensammlung meines Onkels entnahm und warf sie den Mädchen zu. Natürlich konnte solche Schandtat nicht lange unentdeckt bleiben. Eines Tages kam der Onkel nach Hause mit der größten Wut, die er vielleicht in seinem Leben gehabt hat; ich hatte seinen guten Ruf geschädigt, sein Haus entehrt. Druck erzeugt Gegendruck; ich

muckte auf, verlangte zur Gedanken-Freiheit auch die des Leibes und drohte mit allerhand Verzweiflungstaten. Endresultat war eine vollständige Emancipation, ein Taschengehalt von zwei Francs den Tag und „Ich wasche meine Hände in Unschuld" des Onkels.

Nun hab ich aber das weinfrohe Waadtland mit allen Sinnen genossen. Von der Burg, welche Orbe krönt, vom Dent du Lion, den ich auf Händen und Füßen erkletterte, sah man die ganze Kette des Jura und der Walliser-Alpen; Französisch aber wurde nicht mehr in Corneille und Racine studirt, sondern in den Herbergen, wo die Töchter Strümpfe stricken und die Mütter gegen einen Kuß hinter der Türe nichts einzuwenden haben. In den Weinbergen reifte die Traube, und als es mir einst einfiel, einige Beeren zu kosten, strafte mich eine eifersüchtige Municipalität „wegen Diebstahls" um sechs Francs, welche von dem Onkel mit Seufzen auf Asträens Altar entrichtet wurden. Strafen und Gesetze machen Verbrecher. Jetzt verlegte ich mich im Ernst aufs Stehlen, und für die sechs Francs habe ich nächtlich in den Weinbergwinkeln eine vollständige Trauben-Kur genossen.

Was wäre aber das Paradies ohne Liebe?! Diesmal hieß sie Henriette und war von der schönen blauen Donau hierher geschickt worden, ebenfalls um Zucht und Sitte zu lernen. Bei der Gemüse kochenden Pfarrersfamilie war sie in Pension, und wenn wir auch kaum mit den Augen sprechen durften, so fanden sich doch unter dem runden Tisch die Füße, und Amor, der Schalk, sorgte dafür, daß sich auch die Lippen nicht fremd blieben. Meine Tante hatte nämlich als Quittung für das Bischen Vergnügen eine andere kleine Annette zurückgelassen, welche in einem kleinen Bergdörfchen der Nachbarschaft die Vorzüge einer Ammen-Erziehung genoß. Als ich diese Amme besuchte, fand ich zu meinem Erstaunen an der Wand ihres Besuchszimmers eine ganze Sammlung von Photographien deutscher Corps-Studenten; sie war in Göttingen Kellnerin gewesen und fühlte sich sofort dazu berufen, die Schutzgöttin unserer jungen Liebe zu spielen. Kein Mensch konnte etwas dagegen einwenden, wenn das gute Mädchen oder der brave Knabe das menschliche Bedürfniß hatten, die kleine Waise zu besuchen, und wenn sie zufällig zur selben Zeit hinkamen, so war das eben ein Zufall, von welchem die gestrengen Herrschaften in Orbe nichts zu wissen brauchten.

Die schönste Liebesscene hat Fritz Reuter geschrieben, und über dem Spucknapf in Frau Nüßlers guter Stube spielt sie sich ab. Uns wurde ein Schweinestall zum Tempel Aphroditens. Mama Schwein hatte näm-

lich elf Kinder geboren, ach, so niedliche, appetitliche Dinger! Mademoiselle und Monsieur mußten natürlich die Herrlichkeit betrachten, und um uns den möglichst ungestörten Genuß des Anschauens zu sichern, schloß unsere Beschützerin einfach die Tür des Schweinestalls hinter uns zu. Vermutlich hat nachher Mama Schwein über dasselbe Thema Betrachtungen angestellt wie der Kater Hiddigeigei: Warum küssen sich die Menschen?

Junge Liebe ist unvorsichtig. Konnten wir nicht zufrieden sein mit unsrem süßen Geheimniß? Mußten auch wir wie Romeo und Julie den Rat der guten Amme mißachten? Statt, wie anfänglich, auf verschiedenen Wegen zurückzukehren, wandelten wir Arm in Arm bis zur Ringmauer, und weil es gar so schwer war, auseinander zu kommen, mußten noch unter dem Torbogen die letzten Zärtlichkeiten gewechselt werden.

In der Tat die letzten. Böse, zischelnde Zungen kolportirten den wahren Inhalt unserer sonnendurchwirkten, liebegesegneten Herbstnachmittage: es wäre eine Schande, verkündete mein Onkel, für mich und meine Familie, wenn ich dich noch länger hier behalten wollte, und da zu gleicher Zeit die Erlaubniß meines Vaters zum „Weiterstudiren" eintraf, fuhr ich alsbald im schönsten Abschiedswetter dem Norden zu, während Henriette im Zimmerarrest und über dem Gebetbuch ihre Aeuglein rot weinte.

War das Mädchen schön? vermutlich, denn sie war eine Wienerin. Jedenfalls steht sie mir schön im Gedächtniß; und wenn sie heute vielleicht als wohlbestallte Mutter selber auf elf Kinder stolz sein kann, meine Liebe besitzt sie noch, und wenn sie kaum meines Namens mehr gedenkt, mein gehört sie doch.

In meinen Träumen wandle ich oft am Felsenhang und höre tief unten im Tal die Abendglocken von Les Clefs erklingen, am Lac de Joux grüßen mich die von den Bergen springenden Quellen, düster wie ein Leitmotiv des Mittelalters ragt die Burgruine am Neuenburger See; aber glänzend wie der Streif des Mondlichtes über dunkle Wasser fällt über meine vielfach bewegte Seele die Erinnerung an eine Kahnfahrt von Duchy nach Montreux —

* * *

Seinem Pfarrhaus-Idyll setzte Joseph Victor Widmann das Horazische Motto vor: Virginibus puerisque canto — den Jungfrauen sing' ich und den Jünglingen. Ich hätte dasselbe auch über diese kleinen Schilderungen aus meiner Jugendzeit stellen können. Wer nicht eine

gewisse Jungfräulichkeit der Seele sich bewahrt hat, wer nicht so jung geblieben ist, daß ihm alle die kleinen, süßen Erinnerungen des Lebens und der Liebe ein unveräußerlicher Schatz sind, der überschlage getrost das kindische Zeug und suche in andern Spalten etwas, was seiner männlichen, streitbaren Seele besser behagt.

Aber es ist ja unterdessen wieder einmal Frühling geworden, wirklicher Frühling, sogar in Michigan; die Knospen schwellen wie die Busen junger Mädchen, und die Spatzen tragen Strohbalken zum Nest, dreimal so lang wie sie selber. Glückliche Spatzen! sie arbeiten nur, wenn sie lieben; die armen Menschen aber müssen noch arbeiten, wenn sie schon lange nicht mehr lieben können. Auch der Charfreitag zog wieder vorüber, und ich war so betrübt wie ein guter Christ; aber nicht weil der Herr Jesus gestorben ist, sondern weil mich die Erinnerung so manchen Charfreitags im Gegensatz zu dem Jetzt wehmütig stimmte.

Osterferien waren es. Xenophon hatte keine Schrecken mehr für uns, und die ins Leben sich drängende Natur spottete mit allen Linien des Pythagoräischen Lehrsatzes. In dem braven alten Neckargemünd sah man es nicht gern, wenn so junge Schülerknaben am Charfreitag dem Vergnügen nachgingen; denn da das Städtchen zu gleichen Teilen von Protestanten und Katholiken bewohnt ward, die in friedlichem Einverständniß lebten, so achteten die letzteren die strenge Charfreitag-Feier der ersteren. Dies galt aber nur für die Einheimischen; Fremden wurde es durchaus nicht übel genommen, wenn sie, der Langeweile des Heimat-Ortes entrinnend, hier allerlei Lustbarkeiten suchten. So zogen denn auch wir noch im Dämmer der weichenden Nacht, sechs böse und doch gute Buben, in den Odenwald hinein. Wir fanden nach anhaltendem Marsch ein Dorf, das uns paßte, und ein Wirtshaus, das uns noch viel passender schien, und, begeistert von dem seltenen Trank des in ganzer Freiheit genossenen Weines, schwuren wir dann, nicht ohne unser Blut in den Becher zu träufeln, einen heiligen Eid, zum Beweise unserer unerschütterlichen Freundschaft jeden Charfreitag hier zusammenzukommen, so lange uns der Tod nicht von dem Versprechen entbinden würde.

Dreimal noch haben alle Sechs ihr Versprechen gehalten; das ist, wenn man bedenkt, daß wir für deutsche Verhältnisse örtlich weit auseinander wohnten, eine seltene Leistung, und mit jedem Charfreitag hatten wir zugenommen an Alter und Weisheit, und jedesmal wurde es schöner.

In jenen Jugendjahren sieht man Vieles und Schönes, aber wir blieben unserem Dörflein treu, trotzdem dasselbe in keiner Weise hervorra-

gende Anziehungspunkte hatte: ein bescheidenes, waldgekröntes Hügelland, ein Kirchlein mit moosigem Turm, aber freilich auch im Pfarrhaus nebenan zwei lustige Pfarrerstöchter; ein Wirtshaus mit leichtem, kühlem Wein, unübertrefflichen Pfannkuchen und grüngoldnem Salat; aber auch hier wuchsen ein paar Töchter immer höher und lieblicher den „Charfreitagsstudenten“ entgegen, welch' letztere mit berechtigtem Stolz die ersten Bart-Anlagen und dann die ersten Schmisse zur Schau brachten.

Wir trafen immer, wenn auch von verschiedenen Seiten, pünktlich zur Mittagsstunde in unserer Herberge ein. Nach dem Essen wurde der Kaffee officiell im Pfarrhause eingenommen, wir bewirkten dabei durch unser „gesetztes“ Betragen, daß die guten Alten beide Augen zudrückten, wenn die beiden Mädchen durch ein Pförtchen in der epheuumrankten Mauer nach dem Wirtsgarten hinüberschlüpften, um zu den Klängen der Ziehharmonika zu tanzen oder der unschuldigen Erotik des Pfänderspieles zu huldigen. Herzen haben wir keine gebrochen, die Wirtstöchter hatten schon ihre Schätze, und die Pfarrersmädchen haben Officiere geheiratet, lange ehe einer von uns ans Examen denken konnte, aber Stammbuchverse von zweifelhafter Güte wurden eingeschrieben, und verstohlen trat manch ein Veilchen im Taschenbuch die Reise in die Fremde an.

Um fünf Uhr aber mußte absolutes Cölibat eintreten, denn nun begann der Sechse geheiligtes Symposium, wobei ich freilich gestehen muß, daß mein unvergeßlicher Paris und ich immer erst mit Gewalt aus versteckten Gartenwinkeln ins Haus transportirt werden mußten.

Guter Wein schmeckt mir auch heute noch, aber wann habe ich je so die Steigerung der Stimmung, wie sie unter seinem Einflusse bei unverdorbenen Menschen stattfindet, erlebt, bejubelt und doch zu gleicher Zeit mit Genugtuung beobachtet! Es wird sich wohl kaum ein Moral-Prediger finden, der gegen solches Sich-Betrinken etwas einzuwenden hätte. Ich habe einen der Zettel gerettet, auf welchem der Sekretär der Sechs, der sich als Kaufmann selbstverständlich durch eine schöne Handschrift auszeichnete, die aufeinander folgenden Lieder und Toaste notirte. Da ist es denn gar kurzweilig zu beobachten, wie die Züge immer freier und kühner werden, bis sie zuletzt in chaotischem Durcheinander über das Papier hintaumeln. Vielleicht kann mancher im Geist einen solchen Commers mitmachen, wenn ich die Toaste und Lieder hier notire.

Gaudeamus Igitur — Toast: Altheidelberg. Stoßt an Allemannia, resp. Suevia, resp. Arminia soll leben — Toast: Unsere Freundschaft. Vom hoh'n Olymp herab — Toast: Der Wein. — Und legt ihr

zwischen mich und sie wohl Berg und Tal und Hügel — Toast: Die Liebe; in besonderer Ausführung: Emilie, Lona, Gretchen, Bertha, Scientia (das war der Kaufmann, der jedesmal Tränen weinte, weil er nicht studiren durfte,) Emma. Hier wurde eine Pause und ein Ausflug nach dem Telegraphenbureau gemacht (der Telegraphist wußte schon Bescheid); und nun sausten die Liebesgrüße in die Welt, z. B.: Sechs muntre Burschen sitzen zu Mauer bei dem Wein und schließen ihre Lieben in ihr Gebete ein. Hierauf Fortsetzung: Weg mit den Grillen und Sorgen — Toast: Die deutsche Jugend. Du Schwert an meiner Linken — Toast: Das Vaterland. Wir sind nicht mehr am ersten Glas — Toast: Die Freiheit. Hier erheben sich die Schriftzüge zur höchsten leserlichen Kühnheit. N. B., lieber Leser, diese Toaste wurden immer mit ganzen Humpen Weins honorirt. Einzelnes läßt sich noch entziffern im buntesten Durcheinander: Die Weltrepublik — Das schwarzbraune Mädel — Der Kater — Mein Alter — Stimmt an mit hellem, hohem Klang — Ich hab ja (wahrscheinlich: mein Schätzel schon lang nit mehr gseh)..... Darunter befinden sich wieder einigermaßen leserlich die Namen der Commercirenden.

Wo sind sie heute, die frohen Jugendgenossen, die Charfreitagsstudenten? „Der eine seufzt beim Unterricht", d. h. mit dem Seufzen ist es nicht so gefährlich — Ludwig Mathy hat, wie man sagt, Carriere gemacht, er steht auf der höchsten Stufe der Lehrerschaft des Mannheimer Gymnasiums, in welchem wir einst zusammen geschwitzt haben; aber von der Republik will er nichts mehr wissen, er ist im socialen Leben braver Familienvater und seiner Ueberzeugung nach Reserve-Officier. „Der schimpft die sündige Seele aus" — und das besorgt der lange Hasenclever gründlich; einst schien er bestimmt, ein Sänger und ein Held zu werden, ein Volker, der für todtmüde Recken der Freiheit die Wache hält, jetzt ist er eine Hauptstütze der orthodoxen protestantischen Kirche. „Und der flickt ihr verfallnes Haus" — mein Freund Leo Müller ist zwar in Vielem noch der Alte, sein Durst ist noch nicht angekränkelt, er glaubt nicht an Gott, aber er glaubt an die Regierung, und ich habe ihn stark im Verdacht, daß in dem Sanitätsrat für ihn selber der Gipfel seiner Wünsche zu finden ist.

Das sind die Lebenden. Wie viel besser haben es die Todten! Ein widerwilliger Soldat war Grohe, er hatte die ganze Freiheitssehnsucht seines Vaters geerbt, den sie 1849 als Rebell erschossen haben; aber wer weiß, ob es nicht gerade deshalb für ihn ein Glück war, daß er 1870 auf dem Schlachtfeld bei Nuits den Tod fand. Endlich Du, dessen „Fidus Achates" ich war, mein herrlicher Paris! freilich kein blonder Griechen-

jüngling, sondern ein Römerkopf mit feurig schwarzen Augen über der fein geschwungenen Adlernase, Du Abgott aller Mädchen, es ist eine Ironie des Schicksals, daß gerade Dich der Liebeskummer in den Hades trieb. Ich wähnte, er schriebe „mit finstrem Amtsgesicht Relationen" und wandte mich an ihn in einer Frage der Jurisprudenz (was fälschlich auch Rechtsfrage genannt wird), da erhielt ich statt von ihm von seiner Mutter einen Brief, der mit dem Satze begann: „Mein Sohn Alfred, der Ihnen immer ein liebendes Andenken bewahrte, kann Ihnen nicht mehr antworten, er hat sich erschossen, weil seine Geliebte ihm untreu wurde und hat mich einsam als unglücklichste aller Mütter zurückgelassen."

Das sind die Todten, die mir so lebendig geblieben sind; ich aber, ich lebe noch, manchmal ein recht trübseliger Charfreitagsstudent; und ich habe es zu weiter nichts gebracht, als ein armer Teufel zu sein. Aber den Idealen, welche damals dämmernd vor unserer Seele standen, auf die wir getrunken und die wir besungen haben, bin ich treu geblieben. Ich erhebe mein Haupt im Frühlingsschein, denn ich habe ein Recht, „Aus der Jugendzeit" zu erzählen.



Der Stolz der Völker.

„Nur was euch eigen
Schirmet und baut!“

Ich stand nach zwanzigjähriger Trennung zum erstenmal wieder auf der Terrasse des Heidelberger Schlosses. Des Frühlings Brautgeschenk füllte weiß und rot das Neckartal, und in den Bäumen des Schloßgartens gaben die Vögel ihr ewiges Liebesconcert.

Nicht weit von mir saß auf einer Bank ein Ehepaar, und da der Mann mit erhobener Stimme sprach, und ich zu indolent war, meinen Standpunkt zu wechseln, mußte ich hören, was er sagte. Der Mann hatte ein Recht, mit erhobener Stimme zu sprechen, und kein Schutzmann hätte ihm diesen Luxus gestört, denn er verhandelte ausnahmsweise nicht Essen und Trinken oder Fahrgelegenheit, sondern er sprach patriotisch. Denke dir einmal, rollte es breit aus seinem Munde, das Alles wollten uns die Franzosen nehmen, wir aber haben ihnen gezeigt, was eine Harke ist, Kloppe haben wir ihnen verabreicht, unser gehört nicht nur Deutschland sondern auch Elsaß und Lothringen, und der Rhein muß deutsch verbleiben. — „Wir?“ dachte ich und sah mir den Herrn genauer an. Er hatte einen Bierbauch, und sein Kopf trug die Glatze und das spärliche Haar eines Siebzigers. „Wir,“ du und ich, wir sind also anno siebzig nicht dabei gewesen, wir haben weder verteidigt noch erobert. Diese wir werden wohl wo ganz anders zu suchen sein als im Maienschein auf dem Heidelberger Schloß. Dort unten keucht ein Eisenbahnzug vorbei, da steht Einer auf dem Trittbrett und schnarrt die Namen der Stationen und Einer dreht die Bremse Tag und Nacht, die mögen wohl unsere Schlachten geschlagen haben; und im Zuchthaus hockt Einer wegen Diebstahls, und in den Straßen von Heidelberg paradirt Einer mit der Kriegsdenkmünze als Stiefelfuchs der Studenten, Fußtritte, die von einem Trinkgeld begleitet sind, mit freudigem Grinsen quittirend, und in Amerika steht Einer hinter dem Schanktisch und räsonnirt über das Adoptivvaterland, das nicht einmal ordentliche Soldaten hat, und in Frankreich modern in Massengräbern

die Gebeine — das mögen wohl die Helden von Spicheren und Sedan gewesen sein.

Aber das Vaterland ist ein ideales Gut und der Patriotismus eine Tugend, die sich selbst belohnt. Der dicke alte Herr hat gewiß einmal eine Kiste Liebescigarren gespendet und illuminirt, wenn eine Siegesnachricht eintraf, und ich, ich habe 1870 ein Gedicht gemacht, worin vom französischen Hahn und vom deutschen Aar die Rede war; also sagen wir getrost: auch wir haben mitgeholfen. Aber für wen haben wir denn das Vaterland geschirmt? für wen haben wir gebaut? wem gehört die Frühlingspracht und wem das in seinen Ruinen noch herrliche Schloß?

Der Mann auf der Eisenbahn da drunten hat vielleicht auch einmal jugendlicher Liebe voll Welt und Menschen umfaßt, jetzt hat er schon längst keinen Blick mehr für die Paradiese, an denen er vorbeifährt, wenn er etwas denkt außer seiner Pflicht, so sind es seine kleinen Kinder mit ihrer ungewissen Zukunft, so ist es seine bevorstehende Pensionirung, die ihn zum anständigen Bettler macht. Siehst du's wimmeln am Fuß des Berges, das ist der Kärrner, der Steinklopfer und Wegebauer, und wenn fröhliche Menschen in der Kutsche vorüberfahren, dann blickt er ihnen nach mit einem Fluch im Herzen. Aus dem Odenwald zieht hervor trübseligen Schrittes das Bäuerlein und treibt seine letzte Kuh zu Markte, um die Steuern bezahlen zu können; und in Schaaren wandert's an den Rhein und fährt den Rhein hinab an's Meer, das sind die Auswanderer aus Baden, dem Garten Deutschlands, welchen vielleicht erst in den Prairien Dakotas das Gefühl erwacht, daß sie etwas verloren haben, an dem ihre Arbeit mitgebaut, und das folglich ihr Eigentum war.

Sind das die Deutschen, für welche das Vaterland 1870 gerettet wurde, Elsaß und Lothringen und die Milliarden ersiegt und Alldeutschland zum Schrecken der Welt wurde? Ich will dir sagen, wem dies schöne Vaterland gehört. Ich mache darauf Anspruch; denn mit amerikanischem Geld habe ich die Fahrt hieher bezahlt, und was mir Satan selber nicht schöner zeigen könnte, das nehme ich von diesem Fleck aus in mein Herz auf und trage es mit mir als köstlichen Raub, und dem dicken Herrn Commerzienrat gehört es, der weder Arbeit noch Leben für das Land eingesetzt hat, und o Entsetzen! dem Mann aus Cincinnati gehört es, der zwischen Schloß und Molkenkur eine Villa sich erbaut hat, die vielleicht in den Straßen der Schweinestadt mit ehrfurchtsvollen Augen angesehen würde, die aber hier mit ihrer brutalen nichtswisserischen Architektur in dieser klassischen Umgebung ein wahrer Schandfleck ist. Wohl ballt der Heidelberger

Bürger, dem denn doch „sei Gegend" noch etwas wert ist, die Faust, wenn er über den edeln Formen des Schlosses das plumpe Machwerk der Neuzeit starren sieht, aber er kann nichts machen, der Amerikaner hat sich wohlweislich alle Privilegien erkauft, er ist im Recht, denn er hat Geld, und ihm gehört die Welt. — Euch aber, die ihr seit Beginn der Geschichte die Schlachten geschlagen und die Vaterländer geschirmt habt, die ihr mit eurer Arbeit und eurem Blut den Bau der Welt zusammengehalten, euch gehört gar nichts; und wenn's euch nicht gefällt, könnt ihr gehen — dahin, wo man euch nur solange gern aufnimmt, als ihr bereit seid, abermals mit eurer Arbeit und nötigenfalls mit eurem Blut das neue Vaterland neuer Herren zu bauen und zu schirmen.

„Unnütz in den Staub zerronnen
Ist das letzte Heldenblut,
Schneckenhaft der Rest...."

Wenn man ein gut Stück Pariser Volksleben kennen lernen will, muß man es von dem Dache des Omnibusses aus studiren. Neben mir saß ein rußiger Arbeiter, in dessen schwieligen Fäusten die lumpig zierliche Cigarette eine lächerliche Rolle spielte. Er hörte mir an, daß ich ein Deutscher, und da ich ihm auf Befragen als Wohnort Amerika angab, ließ er sich herab, auf gut Elsässisch mit mir zu conversiren. Dieser Mann hatte nur einen Glauben und nur eine Hoffnung: den Krieg, die Gloire, die Revanche. Ich fragte ihn: Glauben Sie, daß die deutschen Arbeiter irgend welchen Groll gegen die französischen hegen? — Nein, das nicht, aber wir wollen Revanche haben. — Glauben Sie, daß es die deutschen Arbeiter besser haben als die französischen? — Nein, eher umgekehrt, aber Frankreich muß wieder die erste Nation der Welt werden. — Glauben Sie, daß die französischen Arbeiter aus dem Krieg Vorteil für sich ziehen werden, daß für sie in Deutschland etwas zu holen ist, daß man die wiedereroberten Milliarden unter dieselben verteilen wird? — Ach nein, so etwas kommt nicht vor, und die Arbeiter werden immer die Kosten der Geschichte tragen müssen; aber, mein Herr, wir können doch unmöglich erlauben, daß die „Prüße" gar zu mächtig werden, die bilden sich schließlich noch ein, sie regierten die ganze Welt.

Und das von einem der intelligenteren Arbeiter am Herd der Revolution, in derselben Stadt, wo vor achtzehn Jahren das rote Banner der Commune vom Stadthaus geweht und wo kurz vorher der socialistische Weltcongreß stattgefunden hatte. So wollen die Sklaven Weltgeschichte machen, eine Weltgeschichte, die sie gar nichts angeht, die ihnen nicht einmal

den lumpigen Trost der Unsterblichkeit in Aussicht stellt. Und diese Sklaven sind die Mehrheit der Arbeitenden, sind die Völker selber. Und für diese Sklaven tragen freie Menschen des Elends ungeheure Last, für diese Sklaven geben sie ihr Herzblut hin. — Unser Frankreich! unser Paris! als aber wirklich einmal Paris dem Volke gehörte, und jeder hungernde Gamin und jede arme Lumpensammlerin doch mit berechtigtem Stolz sagen konnte: unser Paris! da hat man vor der ganzen Welt ein Exempel statuirt, da hat man mit Kanonen, mit Würgen, Erschießen und Deportiren bewiesen, daß das Volk niemals von einem unser sprechen darf, daß immer und ewig nur das Nichts sein Eigentum sein soll. — Wir müssen uns einschränken, wir studiren, sagen die Schwestern, welche sich die Finger krumm und die Augen blind nähen, damit der Herr Bruder sich auf der Universität nicht lumpen zu lassen braucht. Wir müssen zufrieden sein, sagen die Arbeiter, denn unser Staat braucht Geld, damit er siegen kann und erobern, und unser Staat ist unser Stolz.

Ich habe es mit angesehen, wie ganz Paris von einem Freudenrausch erfaßt zu sein schien, weil ein halbbarbarischer Tyrann, der Schah von Persien, sich herabließ, die Huldigungen dieser Republikaner entgegenzunehmen.

* * *

Louise Michel hat Recht, wenn sie in der Pflege der Aussätzigen der Colonien Erholung sucht von der Bekehrungsarbeit unter diesen mit dem geistigen Aussatz des Nationalstolzes Geschlagenen.

Ich will diesmal nicht von Amerika sprechen, aber als ich neulich einen Proletarier deklamiren hörte: Wir haben die Sklaven befreit, wir haben die Freiheit und Gleichheit hergestellt in unsrem Lande — da mußte ich mich fragen: Ist das rührend oder lächerlich?

Das sind freilich keine Ostergedanken, vielleicht kommts daher, weil sie am Charfreitag geschrieben sind. Ich sehe nur dann Rettung, nur dann ein Ostern, wenn jeder der Einzelnen, welche den denkenden Kern der Völker ausmachen, die Bibel wie Faust übersetzen lernt. En Archä än ho logos — Im Anfang war das Wort. Aber mit Worten sind wir genug abgespeist worden. Im Anfang war der Sinn; aber ist es der Sinn, der Alles wirkt und schafft? erst Bildung und dann Wolstand, säuselt mir ums Ohr die alte trügerische Melodie. Im Anfang war die Kraft. Aber die Kraft kann unfruchtbar, latent sein.

Mir hilft der Geist! Auf einmal seh ich Rat
Und schreib getrost: im Anfang war die Tat!"

Ein Buch der Weisheit.

Ein Freund schenkte mir ein gar fein in Rot und Gold eingebundenes Büchlein. Ich schaute hinein und wußte, das sei Weisheit und Labsal und hütete sorglich den Schatz und trug ihn über meinem Herzen. Wenn ich aber heute das Büchlein zur Hand nehme, da finden sich schon Weinflecken, blaßgelbe und blaßrote. O verräterisch Bild meines ganzen Lebens und Treibens: Ohne Weinflecken geht es nicht ab. Wenn mir ein lieber Mund von Liebe sprach, so saß ich gewiß bald darauf im Wirtshaus und feierte das seltene Ereigniß; und, ich gestehe es offen: Wenn ich mir auch vorstellen kann, daß die Bundesbrüder auf dem Rütli ab und zu ihren Durst am Felsenquell stillten, eine moderne Verschwörung ohne etwas Stärkeres will mir nicht in den Sinn.

Aber das sind ketzerische Gedanken! Sehet da, rufen die orthodoxen und berufenen Weltbeglücker, den Schlemmer! während wir dürstend und hungernd für das Volk arbeiten und sterben, lobt er die guten Menschen und stärkenden Getränke, wie Evoe! klingt sein Wehe! und Alles was er etwa bezweckt, ist eine Revolution seines Magens.

Lieben Freunde! ich schreibe in großen Schmerzen, jeder Schriftzug sendet mir Feuerpein durchs Gebein; denn, wahrscheinlich einem dunkeln Drange folgend, aber doch des rechten Weges nicht bewußt, stürzte ich in der seligen, fröhlichen Weihnachtswoche in einen Keller — mein rechter Arm wird noch lange davon erzählen können — aber gerade in Schmerzen bin ich erst recht zu allen Humoren aufgelegt, die Rheinweinflasche — entsetzt euch ihr Orthodoxen der roten Farbe — steht mir am linken Ellenbogen, mit der Linken läßt sich trefflich einschenken und den Becher heben, mit Oel salbt man mir die Wunden, aber mit Wein das Herz. Wenn ich aber ketzerisch schreibe, so ist Einer daran Schuld, der vor achthundert Jahren schon ein Ketzer war und Wein trank: Omar Chijam, ein volles Glas deinem Gedächtniß!

Ein Mensch, der nicht so denkt und spricht wie Andre, muß immer des Mißverständnisses von Mit- und Nachwelt gewärtig sein. Ich erin-

nere mich, daß einst ein radikaler Philister an einem meiner Vorträge Anstoß nahm, resp. an der von mir citirten Strophe Herweghs:

> O (Volk) wart in deiner tiefen Not
> Nicht auf den Ehebund,
> Wer liebt, der gehet in den Tod
> Für eine Schäferstund.

Wie, sagte sich der gute Mann, (jenes langgezogene entrüstete „Wie?!") das ist ja gegen die Ehe, das fordert die Leute zu Schäferstunden auf, das ist unsittlich! — Umgekehrt aber haben weniger gute als schlaue Vertreter der herrschenden Religion die schönste sinnliche Poesie zu ihren Zwecken mißverstanden, interpretirt und dem Volke als „heilige" Speise vorgesetzt. Deutlicher als Salomo in seinem „Hohen Liede" kann man sich gewiß nicht ausdrücken; der gläubige Christ verehrt aber nach der Auslegung der Pfaffen in den Brüsten der schönen Sulamith die ewigen Segensquellen der christlichen Kirche u.s.w. Und so mußte auch unser Omar resp. sein Staub sich gefallen lassen, daß die Sufis, die persischen Pfaffen, seine von Wein triefenden Strophen in ihrer Art auslegten, in jedem Liebesseufzer muhamedanische Himmelssehnsucht fanden und im schön besungenen Rausche Entzückung zum muhamedanischen Gott.

Wer war denn dieser Omar Chijam? Wenn du seine vierzeiligen Strophen (Rubajjats) liesest, so kommt es dir vor, als habe dieser Mann sein Leben lang nichts Anderes getan als Wein getrunken; historisch aber war er als Mathematiker und Astronom einer der hervorragendsten Gelehrten seiner Zeit, der auch ein beschauliches literarisches Dasein einer glänzenden und einflußreiche Stellung am Hofe des seldschukischen Sultans vorzog. In den Versen, welche er zwischen seinen wissenschaftlichen Arbeiten zu dichten Zeit fand, verherrlichte er den Lebensgenuß und übergoß die herrschende Religion mit ätzendem Spotte. Das trug ihm denn natürlich allseitige Verfolgung und Feindschaft bis zur Todesandrohung ein. Er starb aber friedlich und frei, und auf sein Grab streute der Wind die Blüten des Fruchtbaums.

Also besingt ein deutscher Dichter Persien und seine Sprache:

> Persien, Heimathland der Nachtigallen,
> Einzig wahren, deren Melodien
> In seinem süßen Parsi wiederhallen,
> Wie in dem Lied von Chosru und Schirin,
> Wer je gelernt Firdusi's Verse lallen,
> Ihm scheinen — sei der Ausdruck mir verzieh'n! —
> Die andern Sprachen als ein Kauderwelschen
> Elender Stümper, deine nur zu fälschen!

Was aber wären uns, im äußersten und barbarischsten Abendlande, Persien und seine Lieder, wenn nicht — o schönste aller menschlichen Woltaten! — sprachkundige Männer das Beste, was jene menschlichen Nachtigallen gesungen, in unser geliebtes Deutsch übertragen hätten?! Den Orientalisten von Fach ist Omar Chijam schon seit längerer Zeit bekannt, vor fünfzig Jahren hat ihn Rückert als „zaubervollen" Dichter gepriesen, aber uns, den nach solchem Tranke Dürstenden, ist er erst durch die Uebersetzung des Grafen Adolf Friedrich von Schack geschenkt worden, und da er zu mir auf der germanischen Weihnachtswoge gezogen kam wie eine Erinnerung an unsere asiatische Urheimat, so will ich meinen Lesern etwas von dem Genusse abzugeben versuchen, den er mir bereitet.

Wie bei Mirza Schaffy, dessen Lieder aber doch vorzugsweise Eigentum Bodenstedts sind, läßt sich auch bei Omar Chijam die Philosophie vom Weine nicht trennen. Während aber Mirza-Bodenstedt mit der negativen Verspottung einiger Dogmen und der Pfaffen sich begnügt, legt Chijam positiv der übersinnlichen Weltanschauung die Axt an die Wurzel, ohne deshalb dem, dem Muhamedanismus mit dem Christentum eigentümlichen Grund-Dogma der Sündenschuld den Nichtigkeits-Beweis zu ersparen, und predigt jenen fröhlichen Pessimismus oder Fatalismus, der im Leben vollauf Genüge findet und als einzige Lebensweisheit über allen Freuden und Leiden, über aller Wirrniß der Meinungen, über jeglicher Propaganda sich ausbreitet wie über allen Gewittern das ewige Himmelsblau.

Um meiner Schmerzen willen will ich mich heute an die speziell dem Wein gewidmeten Rubbajats halten, und wenn dabei ein Leser (oder auch eine holde Leserin) selber einen Rausch bekommen sollte, so tröste man sich beim Erwachen mit der Entschuldigung des weiland Schuhmachermeisters und Bürgerwehr-Majors Hackstrumpf nach dem „Welckers-Essen": „So arg's auch war, 's war doch e nobler Brand!"

O Schenke, den Becher, die Zierde der Welt bring' her!
Den Trank, der mit Wonne die Herzen schwellt, bring her!
Den Wein, die Kette, welche in süßer Haft,
Den Weisen zugleich und die Toren hält, bring' her!

Mit den Muhamedanern haben wir, falls wir's uns gefallen lassen, in Amerika gemein, daß es schließlich als Unanständigkeit und Sünde gilt, etwas Anderes zu trinken als Wasser, Thee oder Kaffee. Aber —

Ich bin der Häuptling aller Weinhausgänger,
Ich, der Rebell, der dem Gesetze flucht
Und vor dem Gram, dem grimmen Herzbedränger,
Beim Wein die ganze Nacht durch Rettung sucht.

Die ganze Nacht durch! Dich werden sie für einen schönen Lumpen halten, dachte bei sich Wilhelm Hauff, als er am hellen Morgen aus dem Rathaus-Keller stieg. Aber Chijam hält an diesem „die ganze Nacht durch" fest, selbst wenn es sich um heilige Nächte handelt:

Nie eine Sekunde, seitdem ich bin, verbracht ich anders als trunken.
Heut in der heiligen Kadir-Nacht lieg' ich zu Boden gesunken,
Ich halte die Brust an den Weinkrug fest, Mund an den Becher gepreßt,
Bis ich beim Morgenrote den Wein getrunken bis auf den Rest.

Die ganze Nacht durch! In einer wunderschönen Beschreibung eines Wiedersehens zweier Freunde in „Ebenbürtig" von Schack findet sich die Stelle:

Als Lebenslabsal dünkt so schön mich Keins,
Wie bald in ernster Zwiesprach, bald mit Lachen,
Beim Becher Weins die Nacht zum Tage machen.

Und wenn nüchternen und braven Leuten solches Treiben zuwider ist, so beruht das auf Gegenseitigkeit:

Wein, den rosenfarb'gen lieb' ich, wenn er funkelt in den Gläsern
Bei der Laute sanften Tönen und dem Spiel von Flötenbläsern,
Auch Asceten, Weinverächter lieb' ich, wenn mit ihrem Treiben
Sie nur hundert Parasangen weit mir stets vom Leibe bleiben.

Wenn Chijam sagt:

Lust ziemt der Jugend und Liebe und Trinkgelag,
Verdorben ward die Welt von der Sintflut Wässern;
So laßt uns sehen, ob es gelingen mag,
Durch Wein die arg verheerte zu verbessern!

so erinnert mich das an einen Ausspruch Karl Heinzens, der als beste Kur gegen die Trunksucht die allgemeine Einführung des Weintrinkens empfahl.

Draußen stiebt der Schnee, aber wenn auch keine Rosen aus den Knospen brechen, so erinnert doch am Fenster das Grün der Blattpflanzen an den ewigen Frühling, und wenn nicht Bülbül singt, so pfeift doch mein

Kanarienvogel, und ist mein Wein nicht wie Rubin, so funkelt er viel schöner wie lichtes Sonnengold, und auch bei ihm kann man sich „für die vergangenen Qualen rächen.“ Wir sind zwar bescheiden geworden, und wenn Omar singt:

Noch nach zwanzig Bechern scheint mir, daß das Leben nicht viel werth ist,
Doch zum Himmel wird die Erde, wenn der sechzigste geleert ist —

so erzielen wir mit der Hälfte schon dasselbe Resultat. Auch vom Katzenjammer scheint dieser Perser nichts gewußt zu haben, so wenig wie uns heute dies Gespenst verfolgt, wenn wir einmal nur wirklichen und guten Wein zu trinken bekommen haben; und wann ist je des Frühschoppens begeisterter gedacht worden?—:

Wo sind die Sänger? wo ist der Wein! Geschwinde nun eingeschenkt!
Gesegnet sei mir das Herz, das fromm des Morgentrunkes gedenkt!
Vor Allem auf dieser Erde sind drei Dinge das beste, glaubt:
Ein holdes Liebchen, der Morgentrunk, und ein weinbenebeltes Haupt.

Welch ein Abgrund von Leichtsinn! nein, der Onkel und die Tante bezeichnen das mit viel schlimmeren Worten: Den Turban und das Gebetbuch soll man für Rebensaft verhandeln, leisen Schrittes soll man zur Schenke wandeln, aber wenn an der Schule der Weg vorüberführt, schnell, nur schnell, daß wir nicht hören, was der Mufti dort docirt. Eine schöne Moral das! Sollte es wahr sein, daß wir tausend Wunder sehen, wenn aus dem Becher goldene Fluten uns durchrinnen, daß wir Stimmen hören sprechen, die uns das tiefste Wesen aller Dinge offenbaren? Freilich, sagt Mirza Schaffy, was *wir* im Weine preisen, bleibt den Toren unerreichbar.

So reiße ich mich denn für heute los von diesem Büchlein, das in 336 Strophen sich an mein Herz anklammert, das mir auf jeder Seite predigt: Wenn man vor 800 Jahren das gewußt hat, so wird man in 800 Jahren auch das wissen und nicht mehr. Und einsam im Stuben-Arrest hebe ich den Becher und lege euch bis zum nächstenmal folgenden Lehrsatz unseres persischen Faust vor — widersprechen darf dem zweiten Teil nur, wer für sich den ersten Teil zu reklamiren wagt —:

Ich habe des Daseins Höhen und Tiefen, so viel es der Geist vermag, durchdrungen
Und alles, was irgend das Denken ermißt
Doch nenn' mich Tropf, wofern nicht von Allem, wozu der Mensch sich emporgeschwungen,
Das Beste, Höchste der Weinrausch ist!

* * *

Ohne Zweifel waren die Verfasser des Buches der Weisheit und namentlich des Predigers in unserer Bibel nichts weniger als religiöse Menschen im Sinne der Priesterschaft. Trotz sorgfältiger Revision der Bibel-Zusammensteller sind doch, wie ich früher einmal gezeigt habe, Stellen mit untergelaufen, in denen schalkhaft das Glöcklein der Weltlust ertönt oder gar ketzerischer Geist mit einem philosophischen Wort ganze Kapitel der Frömmigkeit vernichtet. Sicherlich fanden sich auch im Prediger Salomo Stellen, welche den Weingenuß verherrlichten, dem die alten Juden so wenig abhold waren wie die neuen. Da aber die alten jüdischen Priester und Theologen, wie heute eine gewisse Sorte der katholischen Gottesgelehrten in Amerika, das Weintrinken allein besorgen wollten und vielleicht die Zeit voraussahen, da ihre späteren Collegen zur Gründung von Abstinenz-Vereinen auffordern würden, so haben sie gründliche Reinigung vorgenommen und dafür gesorgt, daß der Bibel-Leser selbst im alten Testament mit Ausnahme einiger Lichtblicke nur katzenjämmerliche Verdammung der Trunksucht und der Völlerei findet. Heil uns, daß sie uns den Omar Chijam nicht so verstümmeln konnten!

Wol mir, daß ich das Departement des Weines in diesem Buche der Weisheit schon das letztemal behandelt habe. Heute müßte ich mich fast geniren, denn vor mir liegt ein Aufruf, welcher mich auffordert, dem „Internationalen Verein zur Bekämpfung des Alkoholgenusses“ beizutreten, und unterschrieben finde ich das Dokument von einer merkwürdig zusammengewürfelten Gesellschaft, in welcher auch verschiedene Freunde des A. T. vertreten sind, z. B. Karl Henckell, Robert Seidel, der Studiosus Körner, Maurice von Stern, sowie auch einige Freundinnen, welche vorm Jahr, als man Träubele schnitt, noch gar nicht so waren. Es befinden sich aber in der Gesellschaft auch methodistische Mäßigkeitsprediger verschiedener Nationen, allerlei Handwerker (meistens Schuster und Schneider) aber auch ein „Viehhalter“, und ein Mann Namens Nebel, der sich als „Delegirten des internationalen Gut-Templer-Ordens und Vertreter des Großhochtemplers“ ausgibt. In dem Aufruf finden sich dieselben Argumente, wie sie uns seit Jahren hier von Pfaffen, Schwindlern und redlichen Fanatikern aufgetischt werden, Wahres mit Falschem gemischt. Auf mich speciell, ach! und noch viel mehr auf Omar Chijam, der glücklicherweise schon seit verschiedenen Jahrhunderten todt ist, bezieht sich folgender Passus: „Und dieses Mittel (den Alkohol, Wein, Bier, als Sorgenbrecher u.s.w.) umgebt Ihr mit allem Preis und Lobe, der in Eurem, als der Erfahrenen Mund, doppelten Wert hat, Ihr entrückt es der Kritik in den Be-

reich der Poesie und der geheiligten Tradition!“ Die Unterzeichneten „stellen sich nicht nur auf den Standpunkt der Mäßigkeit, sondern auf den der Enthaltsamkeit und verbannen in ihrem eigenen und dem Interesse ihrer Mitmenschen den Alkohol und alle alkoholischen Getränke aus dem Bereiche ihrer Lebensgewohnheiten.“

Mir wird ganz schwach zu Mut! „Noch eine Asti, Knabe! — Festliche, köstliche, dreimal heilige Gabe!“ las ich noch vor kurzem in einem „Diorama“.



Kultus des Teufels.

Es war gerade eine solche Herbstnacht, wie wir sie in nächster Zeit zu erwarten haben. Wild brauste der Sturm durch die Gassen und schmetterte die Fensterladen zu, daß es klang wie Flintenschüsse und heulte durch einen Kamin in ein wohnliches stilles Gemach, wo ein Greis bei nächtlicher Lampe vor sich hin brütete und nur zuweilen, wenn der Wind gar zu grausige Melodei anstimmte, wie erschrocken auffuhr. Vor ihm aufgeschlagen lag Arndts Schatzkästlein des wahren Christentums, denn der Greis war ein sehr frommer Christ und dachte jetzt gerade darüber nach, ob ihm denn bei seinem bevorstehenden Lebensende der Himmel auch wirklich gewiß sein würde.

Sinnend glitt sein Blick über die Büchergestelle — dort tritt hervor wie eine lieblich-schaurige Jugenderinnerung: Jung Stilling. Und all der Hexen- und Geister- und Zauberkram, der ihm drei schöne Jahre seiner Jugend verdorben hatte, brauste ihm durch den Kopf, daß ihm das Blut in den Adern zu sieden begann. Aber er hatte ja mit Gotteshilfe den schaurigen Spuk überwunden, freilich nur, um damals in das andere Extrem, in die gottlose Freigeisterei hineinzufallen. Jene Reihe Bände dort oben, staubbedeckt, Zschokkes Stunden der Andacht haben ihn einmal der Inbegriff aller Religion gedünkt.

Aber auch dabei war's nicht geblieben. Dort hinten in der Ecke, nicht sichtbar im trüben Lampenschein — aber er weiß, daß sie dort stehen — lauert jetzt noch das Leben Jesu von Strauß, grinst ihn an wie das Urbild Satans selbst — Casanova. Wie hat er einst gegen Gott gerast! wie hat er die jungen Tage vergeudet in Sinnenlust! Es war damals die höchste Zeit gewesen, daß er in schweres Siechtum verfiel und auf dem Krankenbett in einem christlichen Spital seinen Heiland wiederfand.

Von der Zeit an war er ein ernster strenger Mann geworden, ein orthodoxer Christ. Heftig und zornig konnte er nur werden, wenn Jemand, wie es ja auch in frommen Gemeinden vorkommen kann, die Existenz des

Teufels bezweifelte. Er hatte sich damals daran erinnert und er erinnerte sich jetzt daran, wie einst ein Bäuerlein im Heimatsort auf die Frage, ob er an den Teufel glaube, mit pfiffigem Lächeln geantwortet hatte: „I glaub nit dran und i glaub doch dran, denn wenns kan Teufel nit geb, hernachder könnts a kan Herrgott nit gebn.“

Daß ihm das jetzt gerade wieder durch den Sinn fahren mußte! Daß ihm auf einmal einfallen mußte, wie er als Knabe, da er das Glaubensbekenntniß hersagen mußte, immer gedacht hatte: Warum gibt's nicht noch einen Glaubensartikel: „Ich glaube an den Satanas, den allmächtigen Fürsten der Welt und der höllischen Heerschaaren“?! — Nein, nicht allmächtig, sonst hätte dieser Teufel, der so grausam schlau ist, gewiß dem lieben Herrgott das Handwerk gelegt. Aber der Gott ist doch — —“

Böse Gedanken, wer darf sich erdreisten, die Wege des Herrn zu erforschen? Aber wenn man so alt ist und so einsam und dem Tode nahe, da kommen Einem seltsame Gedanken. Er sucht Hilfe, Rettung vor dem Entsetzlichen, er greift nach der Bibel, da schlägt er das Buch Hiob auf. Wie hat der arme Mann leiden müssen unter den Qualen, die ihm Satanas bereitete! und Gott ließ es geschehen. Freilich dem Hiob hat er's reichlich vergolten, aber ist Jeder so stark wie Hiob? Wie viele tausend kostbare unsterbliche Seelen müssen bei so entsetzlichen Versuchungen zu Grunde gehen!

Er hat einmal von einem Indianerstamm gelesen, der seine Knaben so lange peitscht, bis sie zusammenbrechen; wer dann noch am Leben bleibt, ist tauglich und wird ehrenvoll zum Krieger erklärt. Sollte das auch die göttliche Praxis sein?

Der Alte stöhnt wie ein todtwundes Wild, er streckt die Hände aus, als ob er sich vor etwas Körperlichem wehren wolle, aber damit hemmt er nicht die strengen, scharfen Gedanken, die ihm keine Seele auf dem weiten Erdenrund widerlegen kann. Seine Lippen murmeln Gebete, aber sein Gehirn denkt weiter: Gott ist allmächtig. Warum duldet er das Unrecht? Der Böse ist der Vater der Lüge, warum erlaubt ihm der allmächtige Gott die milliardenfach fortdauernde Zeugung? Gott ist die Liebe. Gott ist allgegenwärtig. Aber sind Haß, Schande, Verrat, Mord auch Ausflüsse dieser allmächtigen, allgegenwärtigen Liebe? Gott ist die Gerechtigkeit. Aber wen sollen die Sklaven preisen?

Nur Prüfungen sind es, die der Herr uns hier im irdischen Tal auferlegt; wer ausharrt, dem wird die Krone, hat er eben mit bleichen Lippen gemurmelt, aber das Gehirn denkt dazu: Wenn ich aber nun nicht ausharre,

wenn ich jetzt, wenn ich im letzten Augenblick noch strauchle? Bist nicht du schuld, o Gott, der du allwissend bist? Und ist nicht dieses Allwissen, diese Ausfüllung der Ewigkeit schon Vorherbestimmung alles Dessen, was wird und vergeht?!

Der Wind hat sich gelegt, nur wie leises Weinen haucht's noch vorbei, und die Regentropfen klopfen an's Fenster. Da tritt ihm eine Gestalt der Vergangenheit vor die Seele. O, er war sein Freund, sein Bruder; in des Lebens Hochflut hatten sich ihre Herzen aneinander geschlossen, sie hatten dasselbe Mädchen geküßt und aus demselben Becher getrunken. Aber ihn, der da sitzt und sinnt, ihn hatte es tiefer in den Strudel der Wollust gerissen, bis er durch jene Krankheit Heilung fand — Heilung? — Er traf den Freund wieder als tüchtigen Gelehrten, als ganzen Mann, voll selbstlosen Forschens nach der Wahrheit und voll Menschenliebe. Nur den Glauben hatte der Freund nicht wieder finden können; je tiefer er die lebendige Natur in's Herz geschlossen, je wesenloser wurde ihm der Gott. Der junge Gelehrte war selbstlos, er erduldete das Loos der Selbstlosen: er war arm; er liebte die Wahrheit, nicht wie ein heimliches Schätzchen, sondern wie ein stolzes Weib, das man stolz aller Welt zeigt; er erduldete das Loos der Wahrheitsliebenden: er war gehaßt, verachtet, verfolgt. Und auch er, der da sitzt und sinnt, auch er hatte gehandelt wie die Welt, er hatte sich schaudernd abgewandt von dem von Gott Verlorenen.

Einst kam der Freund zu ihm, ein Bettler; nicht für sich, nicht für den abgehärmten Leib verlangte er Labe und Zehrung, er hatte ein Etwas, das ihm teurer war als das eigene Leben; eine Rolle Papier, ein Manuskript, worin er all sein tiefstes Denken, alle Resultate seiner Forschung, seine erhabensten Ideen niedergelegt hatte. Aber es war ein gottloses Buch, ein Buch, das Staat und Kirche durch den Henker hätten verbrennen lassen; und um dieses Buch drucken zu lassen, um diesen Schatz der Menschheit zu retten, verlangte er Geld von ihm, dem einstigen Freund, dafür erniedrigte er sich zum Bettler, dafür weinte und flehte er wie die Mutter für ihr Kind.

Einen Augenblick flammte es heiß in ihm auf, eine Blutwelle der alten Freundschaft schoß durch sein glaubensstarkes Herz, aber dann — ich sollte helfen, dem Herrn ein Aergerniß bereiten, ich sollte dem Antichrist die Wege ebnen — —? und er ließ ihn ziehen mit leeren Händen und verzweifelndem Herzen. Man fand ihn vor dem erlöschenden Feuer, das sein Manuskript verzehrt, die Pistole noch in der starren Hand, mit zerschmettertem Haupte.

Bin ich sein Mörder? Gellend ringt es sich von den Lippen und scheint in tausendfältigem Echo zu dem Gebeugten zurückzukehren. Ich? Hab ich ihn geprüft? Bin ich sein Versucher gewesen? Nein, Gott, Gott, dein Wille war's. Nicht aus Geiz hab ich's verweigert, ich habe dieselbe Summe der Kirche geschenkt, aber in Gottes Namen hab ich nein gesagt. Da steht das Crucifix, wie oft hab ich mir Trost geholt bei diesem milden Haupt voll Blut und Wunden. Aber heute verschwindest Du mir, und ich sehe nur das blutige Haupt jenes reinen und doch gottlosen Menschen, jenes Unerlösten, der selber ein Erlöser der Armen und Elenden sein wollte.

Wenn Alles falsch gewesen wäre! murmelt der Greis; die Lippen haben längst aufgehört Gebete zu lallen, sie formen unwillkürlich, was das Hirn denkt: wenn ich mich an die falsche Adresse gewandt hätte! wenn es besser gewesen wäre, zum Teufel zu beten?! Er hat sich uns nicht in Offenbarungen und Glaubensbekenntnissen aufgedrängt, aber wenn es höhere Wesen gibt, und der Gott hat uns gelogen, warum sollten wir die Wahrheit und die Güte nicht beim Teufel suchen? Wenn Gott mich so Gräßliches tun hieß, vielleicht hätte der Teufel mir lieblichere Pflichten auferlegt, vielleicht — — —

Da wurde dem Alten auf einmal so leicht und so wol zu Mut, als ob er schon erhört sei, und wieder sah er sich zurückversetzt in jene Tage der rauschenden Weltlichkeit. Im Theater stand er, es war nur ein kleines Provinz-Theater, aber mit dem Auftreten der Mademoiselle Satanella, der entzückenden tanzenden Mädchenblume, schien sich Glanz und Duft eines Paradieses ringsumher zu verbreiten. So muß der Teufel ausgesehen haben, als er den heiligen Antonius versuchte, sagte eine Stimme neben ihm, jetzt noch tönte sie ihm deutlich im Ohr: so muß der Teufel ausgesehen haben. Ach, er lernte diesen Teufel kennen und sie lehrte ihn des Teufels Tänze. Als er aber einst mit einem Degenstich durch die Lungen nach Hause gebracht wurde, da verwandelte sich diese Satanella in eine barmherzige Schwester, da brach aus diesem verwahrlosten, verkauften Herzen ein voller Strom der unendlichen Liebe.

Mit den weltlichen Dingen hat er auch — o unglückseliger Gottesdiener! — diese Liebe von sich gestoßen; sie lachte ihn ja aus, wenn er von Buße sprach und von Ehe und von Glauben. Es brach ihm selber fast das Herz, aber er hat sie und ihre Liebe von sich gestoßen. O er hat für sie gesorgt und für ihr Kind, das sie nicht lassen wollte; er war nicht geizig, aber er wußte doch, was ihr Ende sein würde, und als das Kind starb, und als

ihm Nachricht gebracht wurde, daß sie spurlos in dem Sumpfe untergegangen, aus dem sie sich wie ein leuchtender Falter einen Augenblick erhoben, da zerdrückte er die letzte Träne und sprach zu sich: du hasts gewußt, du hast sie hinein gestoßen, aber es geschah um Gotteswillen!

Jetzt aber erfaßte süßes Weh das brechende Herz des Alten, seit langen langen Jahren strömte ihm wieder der Tränen erleichternde Flut, sie strömten durch die mageren Finger aufs Bibelbuch hernieder.

Zitternd tastete seine Hand nach einem geheimen Fach des Schreibtisches, da war es ja das Bildniß der leichtgeschürzten tanzenden Mädchenblume mit den großen, dunkeln, teuflischen Augen. Schluchzend preßte er das Bildchen an die welken Lippen: Satanella, Satanella, und bist du der Teufel, so will ich zu dir beten, vergib du mir, nimm du mich zu dir in dein höllisches Reich!

Der Wind war ganz erstorben, mattes Frühlicht schimmerte durch die Fenster, der erste keckere Sonnenstrahl traf einen todten Mann.

Da lag er, das graue Haupt tief hinabgesunken auf die Bibel, das Bildchen lag auf dem Boden, wie es der sterbenden Hand entfallen war.

Der Diener kam, der Arzt kam, die Erben kamen, die Scheuerfrau kehrte mit andrem Staub auch das Bild der jetzt auf immer vergessenen Satanella hinaus. Der Pfarrer aber hielt eine schöne Leichenrede, worin es hieß: Wie sein Leben, so sein Ende: auf der Bibel hat er sein Haupt zur Ruhe gebettet. Er ruhet in Gott.



Sollen wir von den Klugen lernen oder von den Toren?

Wohl steht es einem armen Teufel an, bei der Jahreswende obige Frage an sich zu stellen, namentlich wenn er, wie Schreiber dieses, immer noch manchmal sich so hilfsbedürftig fühlt wie damals, als er zum erstenmal „ganz aus dem Kopf" einen „Aufsatz" zu Papier bringen sollte; oder wenn es ihm passiren kann, daß er für einen Narren gehalten wird, gerade wenn er das Rechte getan zu haben glaubt, und Lob über sich ergehen lassen muß, wenn er überzeugt ist, einen dummen Streich gemacht zu haben. Fragen, Lernen, Reproduciren, daraus besteht doch bei der unendlichen Mehrzahl der Menschen, bei den Zeitungsschreibern aber durchweg, die ganze sogenannte selbstständige Tätigkeit; und wer Glück hat, dem passirt es auch, daß er etwas findet, wenn „nichts zu suchen ihm stand im Sinn."

George Eliot, die weiseste Romanschriftstellerin der Anglosachsen, sagt irgendwo: „Ich habe noch nie einen Narren gefunden, von dem ich nicht hätte etwas lernen können." Wißt Ihr, liebe Leser, wo ich das Citat gefunden habe? In einer jener amerikanischen Roman-Zeitungen, die auf den dümmsten Geschmack berechnet sind, wo auf zehn blutdürstige Schurken immer ein edler Mensch kommt, der schließlich die Tugend zum Triumphe führt, wo die Heldin mindestens je einmal vergiftet, erstochen, ertränkt und zu einer Scheinehe gezwungen wird, ehe sie mit dem Richtigen auf Leben und Tod vereinigt wird—in einer solchen Zeitung, in der ich wahrhaftig nichts zu suchen hatte, fand ich auf einmal diesen Ausspruch der Eliot, noch dazu mit einer gar nicht übeln Begründung, so daß also die Zeitung selber mit dem hineingeschneiten vernünftigen Gedanken eine Begründung des Eliot'schen Wortes war.

Jeder gute Vater, jeder gewissenhafte Lehrer wird seinem Sohne sagen: Halte dich an kluge, vernünftige Lute, die wissen, was sie wollen und die es zu etwas bringen. Wenn wir aber in die Culturgeschichte blicken, so wird es uns auf einmal klar, daß wir Alles, was uns einen Zoll von der Bestialität entfernte, Alles, was uns das Leben erträglich macht,

den Menschen zu verdanken haben, welche von ihren Zeitgenossen, ja häufig von Denen, auf deren natürliche Liebe sie angewiesen waren, als Narren angesehen wurden.

Der kluge Mann, der Mann von Welt, der Mann, „der was vor sich bringt," behält alle seine Weisheit für sich, und er braucht sie auch sehr notwendig, und läßt dir nur das kahle: Hilf dir selber! Der kluge Mann ist in Folge seines Erfolges auch ganz zufrieden mit den Dingen, wie sie sind; nur der Narr wird von Sehnsucht nach Besserem verzehrt, und wenn er es hat, verschmäht er, es zu monopolisiren und schenkt dir und Allen, was er gefunden, der Narr!

Der Astronom Keppler lebte jährlich von einer Summe, welche nach hiesigem Geld etwa fünfzig Dollars betrug. Er war Narr genug, seine Kenntnisse nicht wie seine Collegen praktisch zu verwenden, d. h. in den damals der Theologie vollständig gleichgestellten Künsten der Astrologie, Nekromantik etc., dafür mußte er darben, dafür wurde seine Mutter als Hexe verurteilt, dafür lebte er im Gefängniß und starb den Hungertod. Aber dieser arme Narr hat die Weltgesetze entdeckt, deren Kenntniß heutzutage jeder verständige Vater von seinen Kindern erwartet!

Aber noch mehr, wir finden in der Geschichte des Geistes Narren, die durch die Disharmonie ihres Wesens mit der sie umgebenden Menschenwelt so weit getrieben wurden, daß sie scheinbar absichtlich sich selber schädigten und herabwürdigten. Ein englischer Schriftsteller gibt dem unglücklichen Robert Burns folgenden Nachruf: Er war ein Narr, der sein Leben, seinen Charakter, Alles vergeudete. Er mußte eine Zeit erleben, da selbst die Trunkenbolde von Dumfries mit abgewandten Blicken an ihm vorbeigingen, da keine Freundeshand sich fand, die ihn aus den Schatten herausholte, in denen er verschwand. Aber was sind wir diesem armen Narren schuldig? Die edelsten Schotten seiner Zeit haben wenig getan im Vergleich zu der Fülle, welche dieser gehetzte und verachtete Mann uns hinterlassen hat. Seine Worte tönen durch die Welt, er ist der Magier, welcher in Myriaden Seelen Alles heraufbeschwört, was an freiem Mut, Edelsinn und Liebe vorhanden ist. Er hat mehr getan, als alle die unantastbaren Moralisten, welche in ihm ein abschreckendes Beispiel sahen, und nur noch heuchlerische Pfaffen wagen es heute, ein Wort gegen sein Andenken zu erheben.

Hat England seinen Burns und seinen Charles Lamb, den der höhere moralische Pöbel als Trunkenbold verachtete, während die Besten seiner Zeitgenossen ihn liebten, wie ihn die Nachwelt liebt, so haben wir unsern

Fritz Reuter. Sein Vater ist in die Grube gegangen mit dem Gedanken: Mein Sohn hat kein Lebensziel, er vergeudet seine Kräfte wie ein Narr. Aber der wackere Bürgermeister von Stavenhagen würde trotz seiner Ehrenhaftigkeit und trotz des guten Biers, das er braute, längst vergessen sein, wenn ihn sein nichtsnutziger Sohn nicht unsterblich gemacht hätte, und die wahre Mission Fritz Reuters, der im Kleinen, im eigentlichen Volksleben, das wahrhaft Menschliche, die edeln Instinkte zu finden wußte, welche Garantie einer bessern Zukunft sind, wird erst dann beginnen, wenn nach dem sinnverwirrenden Kampf unserer Zeit das Suchen nach den Wurzeln unserer Kraft wieder Weisheit geworden ist.

Bis dahin aber steht es einem armen Teufel wol an, wenn er fragt: Sollen wir von den Klugen lernen oder den Toren? Und wenn er es dann einsieht, daß er von den Klugen nichts erhalten kann, entweder weil sie das, was sie besitzen, ängstlich hüten und egoistisch vergraben, oder weil ihre Klugheit nur darin besteht, nicht zu verraten, daß sie nichts zu verschenken haben, so wird er sich mit mir an den Tisch Derer setzen, welche in zeitlichen Dingen arme Narren waren, aber die Perlen der Schönheit und die Edelsteine ewiger Weisheit wie trunkene Verschwender unter das Volk warfen.



Etwas über das Schickliche.

Heinrich Heine, den unsre Literarhistoriker in ihrer Vornehmheit den ungezogenen Liebling der Grazien nennen, während er doch der größten Dichter und Kämpfer einer war, beschreibt in Atta Troll das im Sagenkreis jedes Volkes lebendige wilde Heer in seiner romantisch-kritischen, tollwehmütigen Weise. Unter den Jägern aus verschiedenen Zeiten, die nächtlich vor dem Dichterauge vorüberziehen, sind auch Helden des Gedankens:

— ich erkannte unsern Wolfgang
An dem heitern Glanz der Augen,
Denn verdammt vom Hengstenberg
Kann er nicht im Grabe ruhen.
Und mit heidnischem Gelichter
Setzt er fort des Lebens Jagdlust.
An des Mundes holdem Lächeln
Hab ich auch erkannt den William,
Den die Puritaner gleichfalls
Einst verflucht, auch dieser Sünder
Muß das wilde Heer begleiten.

In der That hätte Heine heute noch mehr Recht als zu seiner Zeit, den großen Menschendarstellern unter den heidnischen Gestalten der Nacht ihre Unsterblichkeit anzuweisen, denn für das verlogene, heuchlerische, geistig und sinnlich verkommene Geschlecht unsrer Zeit sind sie nicht vorhanden. Die Hengstenberg, welche über Göthe ihr pietistisches Verdammungsurteil aussprachen, die Götze, welche mit ihren orthodoxen Dummheiten Lessing das Leben zu verbittern trachteten, hatten doch wenigstens die Entschuldigung einer christlichen oder kirchlichen Ueberzeugung; die Feinde, welche heutzutage allem Großen und Schönen und darum Naturwahren gegenüber stehen, sind aber erbärmliche Gesellen, ohne eigene Meinung, Heuchler und Lügner aus Mode, ohne jede Bildung und vor allem ohne Ideale. — Die Christen, welche in guter Meinung die Kunst für etwas Verderbliches hielten, weil sie die Seelen von Gott und göttlichen Dingen abziehe, welche die Wissenschaft

verachteten, weil sie ja im Himmel doch einst die Lösung aller Rätsel zu erfahren hofften, und in der langen Ewigkeit Zeit genug zu dem Nachdenken sahen, das sie um des Glaubens willen auf Erden vernachlässigten, diese ehrlichen Feinde werden immer seltener, aber um so häufiger werden jene blasirten Buben und Bübinnen, welche, weil sie selbst innerlich faul und eines großen Gedankens unfähig sind,überall Unmoralität wittern, und da wo die nackte Natur hervorleuchtet, entweder ihre zotigen Witzeleien zum Besten geben, oder, wenn es ihren Absichten besser paßt, die sittlich Entrüsteten spielen.

Es passirte uns gelegentlich eines Vortrages, den wir mit einem prachtvollen Balladencyklus der Neuzeit „Der Untergang von Js", von L. Pfau, schlossen, die Entrüstung Mehrerer zu erregen, weil z. B. in einer der Balladen die Stelle vorkommt:

Dahüt, wie schimmert dein Arm so hell,
Wie glänzen deine Brüste —
Sie wallen empor ein Doppelquell
Unerschöpflicher Lüste.

Am schmerzlichsten fühlt man sich berührt, wenn man sieht, wie auch gut und gerecht Denkende durch die Opposition der Unlauteren sich in's Bockshorn jagen lassen und durch die Brille jener moralischen Feiglinge Gefahren erspähen lernen, die für den gesunden Menschen absolut nicht vorhanden sind.

Wenn es Menschen gibt, die in ihrer Moral durch das Anschauen nackter Statuen geschädigt werden, sollen wir darum alle die Kunstwerke von den Gestalten eines Praxiteles bis herab zu den Prachtgemälden Makarts zertrümmern? Nein, die Besseren sollen wahrhaftig nicht unter den Unvollkommenheiten der Schlechteren leiden. Es ist uns noch sehr gut im Gedächtniß, daß wir in der Bibelstunde, in der wir doch nur die geläuterte, von Gott selbst diktirte, christliche Moralität lernen sollten, daß wir da begierig nach den Stellen suchten, welche die Phantasie mit trüben und ekelhaften Bildern bereichern, während bei der Lektüre der Göthe'schen Balladen, in die ein hochgebildeter Lehrer uns Knaben schon im frühesten Alter einführte, das Interesse an dem Schönen andre Spekulationen gar nicht aufkommen ließ. Auch haben wir einmal einer Arbeiterfamilie: Vater, Mutter, Töchtern und Söhnen, Göthe's Elegieen, diese beste Verherrlichung der gesunden Sinnlichkeit, vorgelesen und haben die verständnißinnigste Aufnahme gefunden und reinen Genuß am Schönen erzeugt. Wir trugen die-

selben Dichtungen in einem sog. gebildeten Cirkel vor, und siehe da, einige der Dämchen kicherten, andre versuchten zu erröthen, und die Herren meinten nachher mit großer Majorität, nicht die Aufführung dieser Simpletons, sondern die Vorführung solcher Dichtungen sei skandalös gewesen.

Merkwürdigerweise geht man in dieser Hinsicht mit dem Volksredner am Strengsten in's Gericht. Was man beim Lesen goutirt und unbeanstandet in die Hände der Kinder übergehen läßt, was man auf der Bühne sich gefallen läßt, und in Statuen und Bildern bewundert, das soll für den Volksredner verbotene Domäne sein, und von einem Prediger der Freiheit erwartet man, daß er gerade da, wo die höchste Freiheit in ihre Rechte tritt, im Natürlichen wieder zum heuchlerischen Pfaffen werden soll.

Möge man doch nie vergessen, daß die Kunst und alle Belehrung, welche über die Kinderschule hinausragt, nur an Menschen sich wenden kann, die der Herzensbildung nicht ermangeln. Sollen wir den Ruf: Rückkehr zur Natur! unterdrücken, weil rohe Menschen darunter Verwilderung bis zur Bestialität verstehen? Sollen wir die Freiheitsbestrebungen verdammen, weil auch unter dieser Devise Selbstsüchtige ihr schmutziges Gewerbe betreiben? — Nein, nur Herzensbildung, d. h. der aus der Betrachtung des Lebens gewonnene Gerechtigkeitssinn schützt vor Mißbrauch der Freiheit. Wer je erhabene Moral sich erworben hat, die dem Andern nicht nur nichts zu leid, sondern stets etwas zu lieb zu tun bereit ist, die verzeiht, so lange sie verstehen kann, dem darf ungestraft jedes saitische Bild entschleiert und jede, auch die kühnste Forderung des mit uns geborenen Rechtes gepredigt werden. Es läßt sich leider nicht leugnen, daß die Herzensrohheit gerade in den sogenannten besseren Classen des Deutsch-Amerikanertums den Grundton angibt, das ist die Sorte, von der Hamerling prophezeite: „doch an des Herzens Stelle ist eine Lücke schaurig hohl!" Glücklicherweise findet sich in der Masse des arbeitenden Volkes gerade diese höchste Bildung, die Herzensbildung heute mehr als je, sowie es auch an Einzelnen, die durch eignes Studium zu dem Resultat wahrer Menschenliebe gekommen sind, nicht fehlt.

Das sind die Elemente, an welche der „Arme Teufel" sich richtet. Jene modernen Pharisäer aber, die auf einen besseren Rock oder auf einen größeren Geldsack das Recht ihrer Superiorität über Andre gründen — die mögen unseretwegen in i h r e n sittlichen Gefühlen sich verletzt fühlen, man darf sich bei dem Gedanken beruhigen, daß an Denen nichts mehr zu verderben ist.

Aus einem Dichterherzen.

I.

Ein altes Märchen erzählt von einem Kinde, das so herzensgut war, daß es, wenn es bös wurde, doch nur gute Worte sprach; und wenn es Steine werfen wollte, so wurden sie zu Rosen. Glücklicherweise passirt das auch heutzutage noch, und zwar in vereinzelten Fällen sogar boshaftigen alten Leuten.

Das mußte mir einfallen, als ich unter den argen Schimpfwörtern und schrecklichen Anklagen, womit mich ein hier wohnender böser alter zeitungsschreibender Mann traktirt, die Behauptung fand, ich setzte in meinem A. T. den Leuten Das, was die besten deutschen Dichter gesungen, in Prosa vor. Das sollte nun ein Tadel sein, ein Vorwurf, eine vernichtende Critik, die sich auf schlaue Beobachtung stützt, und auf die der Mann gewiß nicht wenig stolz war. Ich aber meine, dieser Stein sei zur Rose geworden, ich meine, es gebe gar keine schönere Aufgabe, als das ewig Schöne und das ewig Wahre, das uns die Dichter in ihren Liedern verkörpert, so viel als möglich in unsrem alltäglichen Leben heimisch, so viel als möglich dem arbeitenden Mann, der arbeitenden Frau zu eigen zu machen. Ja, ich halte es für Pflicht des schreibenden Volksfreundes, auch die edle Sprache der Dichter zur Geltung zu bringen; ich wenigstens freue mich selber, wenn ich in der Oede der Zeitungswelt zuweilen einem Göthe'schen Gedanken, einer Shakespeare'schen Wendung begegne, und ich fühle mich nie befriedigter, als wenn ich von einem meiner Artikel fühle, er liest sich wie ein Gedicht in Prosa. Wem der Sonnenschein je in's Herz geschienen, der wird auch sonnige Gedanken ausstralen, und nur ein Narr kann es ihm zum Vorwurf machen, daß er Alles ursprünglich von jener Mutter alles Lebens empfangen hat.

Es gibt freilich Menschen, welche das Reich der Dichter für ein ganz besonders abgegrenztes halten, für einen Rosengarten, der für die Recken des Geistes reservirt ist, die mit den gewöhnlichen schaffenden und hasten-

den Zwergen nichts zu tun haben, es gibt Männer des Fortschritts welche manche Wahrheiten, wenn sie in Versen gebracht werden, begrüßen oder wenigstens sich gefallen lassen, während sie dieselben Wahrheiten in Prosa mit aller Macht bekämpfen. Für diese Kurzsichtigen und eigentlichen Erfolgsanbeter existirt die Schönheit Aschenbrödels erst dann, wenn der revolutionäre Königssohn sie aus der Sklaverei der weltweisen Schwestern erlöst und in Sammt und Seide dem Publikum vorgeführt hat.

Die Dichter sind die wahren Menschen, weil sie das ewige, unveränderlich Schöne aus allen Zufälligkeiten und Nebensächlichkeiten herausfinden, sie sind als Erschaffende aus dem nie Geschaffenen die einzigen Götter, welche der freie Mensch anerkennt. Und doch meint auch mein Freund C. W., der Cultus dieser Götter sei für eine kleine Gemeinde von Kunstverständigen reservirt. Das ist aber ein grausamer Irrtum. Grausam für den, der ihn hegt, da er ihm die eigene Lebensfreude raubt, grausam für die Menschen überhaupt, da ihnen dieser Irrtum seit allen Zeiten von maßgebender Seite als göttliches Gesetz oder doch als naturwissenschaftliches Dogma hingestellt wurde.

Ist es denn unumstößlich, daß es immer so sein muß, weil es bis jetzt, und seit der Herrschaft der Industrie erst recht, so war, daß ein großer Teil der Menschen vom Sonnenlicht und vom widergestralten Sonnenlicht der Poesie abgeschlossen ist?

Man hat mir vorgeworfen — und nur die geachtete, auf Stelzen langweilig durch die Menge schreitende „vernünftige" Critik darf sich solch dumme Verleumdung erlauben — daß ich nur von der Revolution das Heil für die geistige und gemütliche Bildung des Proletariats erwarte. Und doch kann ich mir nichts Schöneres denken, als den Gefangenen auf den Sonnenstral aufmerksam zu machen, der ihm die ganze Frühlingswelt auf die Steinfliesen seines Kerkers malt, und doch habe ich zum Volk, zum gemeinen Volk, wie man es zu nennen beliebt, die Sprache der erhabensten Dichter und Denker gesprochen, weil ich weiß, daß sie es verstehen müssen. Nur ein Schuft hält noch an der alten Lehrmetode fest, welche dem Kinde sagte: du bist ein Teufelsbraten, aber der Heiland wird dir helfen, und dem Manne: du bist ein Dummkopf und wirst das nie verstehen, aber ich werde die nötige geistige Arbeit für dich besorgen. Wir wissen vielmehr jetzt, daß das Kind und der Mann sofort zu verstehen anfangen, wenn man ihnen sagt: ihr verstehts; daß sie gut sein werden, wenn man ihnen sagt: du bist gut; daß sie sich auf ihre eigenen Rechte besinnen, wenn man ihnen sagt: du bist frei!

Es gibt für unsre Welt nur e i n e Sonne, und die leuchtet für Alle, es gibt nur eine ewige Schönheit, und sollten die nicht Alle verstehen lernen? Ja, die armen Teufel zu allererst! denn nie ziehen goldschwere Taschen sie zur Erde nieder, und frei vom Ballast der gemeinen Sorgen des Ueberer=werbs steigt ihr Geist um so leichter hinauf in „Gottes freie Sternenluft".

II.

Als ich noch ein Knabe war, war es mir höchster Genuß, an trüben Herbsttagen, in starren Winternächten oder an jenen wieder an den Herbst erinnernden naßkalten Februarabenden in dem dann ganz menschenver=lassenen Mannheimer Schloßgarten umherzustreichen und an den Ufern des Rheins. Die Seligkeit des Leidens, die Wollust des Schmerzes sind ein besonderes Vorrecht der Jugend, und der noch innigere Zusammenhang mit der Natur läßt uns die Wandlungen derselben, die Todesschauer und die neukeimende Lebenslust um so inniger empfinden. Selige Zeit, da man noch weinen kann, ohne sich für die Tränen Rechenschaft zu geben, da man den Frühling noch anjauchzt und den weißen Stamm der jungen Birke küßt, als ob sie ein verständnißinniges Lebewesen sei!

Ich habe damals auch schon Verse gemacht, aber die reichten mir nicht aus, und wenn ich den richtigen Ausdruck für das Gefühl auf solchen Spa=ziergängen finden wollte, so sang ich Lenau'sche Strophen vor mich hin, Strophen des Dichters, dem die ganze Wonne und die ganze Verzweiflung der „Gottbegnadung" zu teil wurde, dessen Namen ich stets mit derselben Ehrfurcht nannte wie den der Geliebten. Nie bin ich über den krachenden Schnee der Winternacht geschritten, ohne daß mir Lenaus Todeswunsch im Herzen erklungen wäre: Frost friere mir ins Herz hinein, tief in das heiß=bewegte wilde, daß einmal Ruh mag drinnen sein, wie hier im nächtlichen Gefilde. Und — Dank der kytheräischen Göttin! noch haben die Früh=lingskinder nie mein Herz umringt, ohne daß ich sie fragen durfte: Brach=ten euch Morgenwinde die Sage, daß ich im Herzen eingeschlossen euren lieblichen Spielgenossen, heimlich und selig — im Bildniß trag?

Heutzutage bleibt man leider bei schlechtem Wetter hübsch zu Haus oder in der Kneipe schützendem Asyl; und nur wenn dich das Dampfroß mit höhnischem Hasten durch die entweihte Natur reißt, bringt dir manch=mal ein Blick in die regenschwere Nacht die Sterbeseufzer der Natur zum Bewußtsein; und vom Frühling bekommt man so wenig zu sehen, daß man von hohem Glück sagen kann, wenn es noch bisweilen wahr ist, daß —

in den Winterharm, der die Seele hielt bezwungen, mir ein Blick ist, still und warm, frühlingsmächtig eingedrungen. — Wenn du aber, lieber Leser oder noch liebere Leserin, eine einsame Stunde hast, die dir nicht des andern Tages Sorge vergällt, öffne deinen Lenau, du wirst die Abgründe deines eignen Seelenlebens schauernd erblicken, aber auch die „Primula Veris“ wird dir erblühen, die Blume des Glaubens an den Frühling. Oft hast du dem Schmeichler die Brust eröffnet, aber es drangen lauernde Fröste tödtlich ins Herz dir. Mag es verwelken! Ging doch der Blume gläubige Seele nimmer verloren! Willst du aber das Leid der Fremde, der geistigen Heimatlosigkeit, das uns Deutschamerikanern doch nie verloren geht, wieder einmal ganz auskosten, so vertiefe dich in Lenaus „Reiseblätter“, die ihm die Trennung vom Vaterland und das Suchen nach der Heimat der Freiheit im Westen reifte.

Heine hat das Meer besungen wie ein Grieche, dem es der Schauplatz seiner Freiheitskämpfe, dem es der herrliche Ausdruck der ewigen Weltschöne war; Lenau wie ein Germane, der es fürchtet und liebt, der in ihm nur seine eigene Seele widergespiegelt findet und seinen Schmerz und seine Sehnsucht vergebens in der befreienden Flut zu ertränken versucht. Und doch hat kein Dichter das ewige Naturleben des Meeres gewaltiger geschildert als Lenau in seiner „Sturmesmythe“. Nächtlicher Todesfrieden ruht über der See, da kommen in stürmischer Beklommenheit die Wolken angefahren, und sie neigen sich herab und fragen: lebst du noch? in lauten Donnerklagen, und sie weinen aus ihr banges Weh. Zitternd leuchten sie mit scheuem Grauen auf das stille Bett herab und schauen, ob die alte Mutter todt, die See? Aber sie lebt, der Töchter Kummer scheucht sie vom Lager aus dem Schlummer. Mutter, Kinder brausend sich umschlingen, und sie tanzen freudenwild und singen ihrer Lieb ein Lied im Sturmeschor.

Wie man heutzutage über den Ocean reist, in einer Woche, für Manche eine etwas ausgedehnte Skatpartie, für Andre ein verlängerter Katzenjammer, für die Wenigsten ein paar Lungen voll frischer Luft, da lernt man das Meer nicht kennen, nicht fürchten und nicht lieben. Eine Seereise zur Zeit, da Lenau „nach Amerika ging“, als der Dampf noch nicht seinen ausgleichenden Triumphzug über die Welt gefeiert hatte, war ein Lebensereigniß, und das Segelschiff gab Gelegenheit und Zeit genug, die erhabenen und furchtbaren Eindrücke des Oceans in sich aufzunehmen.

Wie gesagt, Lenau war zu viel in das Leid der eigenen Brust versenkt, um das Meer lieben zu lernen wie der Hellene Heine. Er sah vom gebor-

stenen Tau den Schiffsjungen mit gellendem Schrei in die Tiefe stürzen, wo die Wellen wie hungrige Bestien über ihn herfielen und dann: wie die Sonne wieder zum Himmel steigt, die Winde ruhn und die Welle schweigt — klar blickt der alte Mörder Ocean dem Himmel zu, als hätt' er nichts getan. Dieses Dichterherz ergreift auf der uferlosen Flut ein ungeduldig Sehnen, kalt ist die Luft, das Himmelslicht. Daß ich so lang euch meiden muß Berg, Wiese, Laub und Blüte! da — für ihn die Erlösung durch des Menschenangesichtes stille Wärme — da lächelt seinen Morgengruß ein Kind aus der Kajüte. — Wohl ahnt er schauernd auf dem nächtlichen, schweigenden Meer das Geheimniß der Natur-Alleinheit, wohl sah auch er den leisen Wandel der schlankgliederigen Meerjungfrauen im Korallenhage, aber zumeist singt ihm doch der Herbstwind von Ungarns Haideland, von der Alpenheerden Glockenschall, von den Wäldern und Weinbergen am frischen Neckarfluß; und wie ein höhnischer Vorwurf pfeifts in dem westwärts brausenden Sturm: Weil alter Liebesbande das Schifflein müd und satt, jag ichs vom Mutterstrande dahin, ein welkes Blatt.

Vor ihm liegt die Welt seiner Sehnsucht, auf jungfräulichem Boden, in unentweihten Wäldern und unter freien Menschen erhofft er sich Genesung, aber das Vergangne hat ihn noch mit tausend Liebesarmen umschlungen, der Abschied ist noch nicht verwunden, als er zum letzten Scheidegruß an der heimatlichen Grenze die Zähren in des Baumes Rinde rinnen ließ — und: Nun (die wunderbare Apostrophe an das Vaterland) denk ich dein so sehnsuchtsschwer, wo manches Herz mir hold, und ströme dir in's dunkle Meer den warmen Tränensold.

III.

Es sprechen gewiß Tausende mit mir, wenn ich anerkenne: ich schulde Amerika meine Gedankenfreiheit; und wenn ich so wenig wie die Andern verkenne, daß die Gesellschaft, so wie sie in den sog. civilisirten Ländern organisirt ist, keine Mutter und Förderin eines menschenwürdigen Daseins sein kann, sondern eine Tyrannin sein muß, einerlei ob man bei festiven Gelegenheiten vor der Welt Adler und anderes Raubzeug oder die Sterne der Staaten hochleben läßt, so wollen wir und dürfen wir nicht vergessen, daß wir gerade diese traurig wahre und doch allein zur Besserung führende Erkenntniß Amerika zu verdanken haben.

Ja, auch das internationale, also das rein menschliche Bewußtsein wird einem erst dann gegenständlich, wenn man gezwungen wurde, im

sitten- und sprachfremden Land sich den eignen Weg zu bahnen. Es ist keine Kunst, in cosmopolitischen Gefühlen zu schwelgen, so lang man am behaglichen heimatlichen Herd der Freiheitskämpfe andrer Völker sich erinnert, aber etwas Anders ist es, wenn du auf nie betretenen Pfaden ziellos wanderst, wenn dein Innerstes indignirt aufflammt ob der Insolenz der Fremden, wenn du dich bei der wohlmeinendsten Absicht verspottet fühlst, wenn dir auf Schritt und Tritt klar gemacht wird, daß man dich nicht gerufen, und daß man ganz gut ohne dich fertig werden kann.

Wenn du im deutschen Wald auf wildverschlungnen Pfaden schrittest, so glaubtest du auch allein zu sein, aber diese Einsamkeit sprach zu dir mit tausend Zungen, diese Einsamkeit war in ihrer Art Seligkeit; geh in die Fremde, setze das Meer zwischen dich und den deutschen Wald, die deutschen Laute, den deutschen Himmel, geh nach Amerika, und du wirst die Bitterniß, die Oede des Alleinseins verstehen lernen. Das war so, und auch heute noch, da man doch in Amerika fast nirgends mehr den Fuß hinsetzen kann, ohne auf Deutsche zu stoßen, bedarf es der ganzen Kraft fühlender Herzen, die Verbannung, die Sehnsucht nach dem Verlorenen zu überwinden; und ganz glücklich und frei macht uns nur der Kampf um die Freiheit, der überall derselbe ist. Wie muß es erst dem Deutschen zu Mut gewesen sein, der wie Lenau diesen Strand betrat, als der Einwanderer, namentlich der Deutsche dem Amerikaner noch so fremd, so unverständlich, so exotisch erschien, daß er (der Amerikaner) es nicht einmal der Mühe wert fand, ihn zu bekämpfen!

Ich habe Ungarn nie gesehen, aber, wie ich schon früher einmal bemerkte, weder die Tanzweisen der Zigeuner noch die klagenden und jubelnden Lieder der ungarischen und deutsch-ungarischen Dichter sind mir unverständlich geblieben. Es ist vielleicht ein sichrer Fingerzeig unsrer Herkunft, daß unser Verständniß leichter nach Osten zurückgeht, unsre Sehnsucht aber immer westwärts blickt. — Wenn ich in Deutschland die „Reiseblätter" las, welche Lenaus Aufenthalt in Amerika gezeitigt, so blieben mir dieselben dunkel, hier ist mir das Verständniß dieser Dichtungen, welche zu den herrlichsten zählen, nur zu gut aufgegangen.

Ich will nur wenige dieser Gedichte berühren, eigentlich nur zwei, da nur in diesen die amerikanische Erkenntniß Lenaus ihren Ausdruck gefunden hat; denn wie in seiner „Atlantica", in seinen Liedern auf dem Meer, so kommt auch hier mehr das Heimweh nach dem Verlassenen als die Freude am Gegenwärtigen zur Geltung und namentlich das Wiederfinden des individuellen Schmerzes, der individuellen Zerrüttung im Leben der

fremden Natur. Am Niagara denkt der Dichter an das Schicksal der Polen, und wenn er am Fluß hinwandert, dort wo er noch mit froher Muße der Sterne stille Pracht widerstralt und weitab das dumpfe Donnern des Falles mit schauerndem Herzen vernimmt, so ist ihm zu Mut wie dem Propheten, der in der Ferne die Zukunft rauschen hört. Reizend ist das Gedicht auf den alten Baum, in dessen Stamm ein Bienenschwarm seine Heimat aufgeschlagen, und eine edlere Huldigung ist dem fernen Freunde Justinus Kerner nie dargebracht worden: Baum, wie du im morschen Stamm den Honig birgst, so birgt der Weisheit süßen Hort in seiner Brust der morsche Greis. Und seine muntre Bienenschaar — Gedanken — fliegen aus und ein und bringen Honig süß und klar. — Und dieselben trüben Zweifel, dasselbe Ringen mit dem Welträtsel, das ihm seinen „Faust“ geschaffen, erweckt in der Dichterbrust der amerikanische Herbstabend: Er sieht in der Luft die Wildgänse nach Süden ziehen mit raschen Flügeln, sie lassen scheu das Sterben zurück auf den Hügeln. Aber auch im Süden deckt sie der Tod mit seinem Netze. Ist nun dieser wilde Ruf der Vögel, der, wenn mein Ohr ihn schon lange nicht mehr hört, als Nachtgesang des Zweifels in der Brust forttönt, ist das der Aufschrei wilden Traums von ewigem Leben? Ist das Erdenleben nur ein Schein? ist's eine Fata Morgana des Ewigen? Aber wenn es nur Schein ist, warum wird dann dem Erdenleben bange vor seinem Untergange? Ist dieses Bangen der unfruchtbare Beweis von dem Dasein eines Ewigen, das mit uns doch nichts gemein hat? Oder ist solche Bängniß auch nur Schein? So schwärmen die Gedanken, wie dort durch's öde Tal die Herbstesnebel schwanken.

Dieselben selbstquälerischen und doch beim denkenden Menschen so natürlichen Reflektionen finden in dem düstern Prachtstück „Der Urwald“ einen wunderbar schönen, versöhnenden Abschluß. Ja, dieser Urwald war für Lenau (und für wen nicht?) an und für sich schon eine schmerzliche Enttäuschung. Wie hatte er ihn von fern begrüßt! Nach der Freiheit Paradiesen nehmen wir den raschen Zug, wo in heiligen Waldverließen kein Tyrann sich Trone schlug. Weihend mich mit stillem Beten, will den Urwald ich betreten, wandern will ich durch die Hallen, wo die Schauer Gottes wallen; wo in wunderbarer Pracht himmelwärts die Bäume dringen, brausend um die keusche Nacht ihre Riesenarme schlingen. Aber diesen Urwald seiner Träume fand er nicht, Gott, den er suchte, offenbarte sich ihm nicht: auf dieses Urwalds grauenvoller Stätte, wo ungestört das Leben mit dem Tod Jahrtausend lang gekämpft die ernste

Wette. Ach, und in diesem Kampf siegt der Tod, der starke Zwinger, und umsonst sucht durch den Moder das Leben hervorzusprossen dürre Todesfinger. Und dieser Wald ist todt, längst sind die Blüten und die Vögel fort, und das arme Menschenkind liegt auf des Waldes Grund, das Haupt gedrückt ins alte, tiefe Laub, und trauriger Gedanken Raub fragt es sich: Müssen mit mir die Blumen meiner Lieder vergehen, bin ich dann still und todt wie dieser verwitterte Baum, der auch einst ein Traum des Frühlings war? Und warum nicht? Wer gibt mir die Gewißheit, daß mein Gedanke, der sich ewig wähnt, meine Sehnsucht, die nach Gott sich sehnt, mehr wert sind der Dauer als der süße Frühlingsduft, den einst der Baum beseelend strömte in die Luft?

Aber wie einst auf den Meereswogen der Morgengruß des Kindes aus der Kajüte ihm die Lebenswärme wieder gab, so ist es jetzt des treuen Rosses Huftritt, der durch die Blätter raschelnd ihn rettet aus der todesnahen Starre; aus den Augen des Tieres dringt ihm Lebenslust in die Seele, und mit ruhig heitrer Resignation — die Resignation, welche die Natur lehrt, ritt er auf tief einsamen Waldeswegen getrost der nächsten Nacht entgegen und der geheimnißvollen Todesnacht.

IV.

Leider erfreut sich die zweite und weitaus bedeutendste der transatlantischen Dichtungen keines so versöhnenden Abschlusses, aber sie ist so ganz mit Herzblut geschrieben, daß sie kein fühlender Mensch lesen kann, ohne die Anwandlung zu spüren, dem Beispiel der dichterischen Selbstbeschreibung am Schlusse zu folgen: „Und ich blickte mich um — und mußte schaudern". Nie hat die Verzweiflung am Sieg des Guten in schmerzlicherer Weise sich geäußert, und nie ist jener leider nur zu häufige Uebergang zur Verzweiflung an sich selbst so furchtbar schön markirt worden als in dieser Dichtung, die uns den edelsten Geist, den scharfblickendsten Verstand zeigt, und zugleich schon das Rauschen der dunkeln Flügel des kommenden Wahnsinns hören läßt. Aber jeder Deutschamerikaner namentlich sollte die Dichtung kennen, da das wahre Wesen des Amerikaners in kurzen Zügen meisterhaft und scharf gezeichnet ist. Freilich des Amerikaners, wie er war, des „Backwoodsman", des scharfkantigen, originellen Typus, wie er leider seit Abraham Lincoln fast ausgestorben scheint.

Wieder reitet der deutsche Dichter durch die hohen Wälder der Republik, aber das ist kein fröhliches Reiten wie auf Ungarns Steppen, wo das

Roß hinbraust wie ein Wetterstoß, schleudernd blanken Schaum aufs Haidekraut, das ist ein mühsam Suchen von Pferd und Mann durch wirre Baum- und Strauchwildniß, und als er endlich froh ein Gastfreundschaft verheißendes Blockhaus erblickt, da beugen sich nicht wie vor der Haideschenke Zigeuner bis zur Erde nieder, und nicht Jubel und Cymbalklang tönt aus den geöffneten Fenstern, sondern der Farmer empfing ihn „kalt, auf freundliche Weise, sprach gelassen mit ungekrümmtem Rücken „Guten Abend!" und bot mir seine Hand, gleichsam guten Empfangs ein leblos Pfand, denn er rührte sie nicht, die meine zu drücken. Lesen konnt' ich in seinen festen Zügen, seinen lang und treu bewahrten Entschluß: Auch mit keinem Fingerdrucke zu lügen, sicher und wohl ward mir bei seinem Gruß."

Welch ein prächtiges, welch ein exactes Bild eines Empfangs bei einem Hinderwäldler! Aber die Amerikaner sind anders geworden; You are a Liar, ist schon lang keine tödtliche Beleidigung mehr, und das Lügen mit den Händen, das Händeschütteln ohne Meinung ist bei ihnen zur Modekrankheit geworden.

Weiter in der Beschreibung der Hausinsassen und der empfangenen Eindrücke: wie präcis und die Eigentümlichkeit vollständig darstellend sind die einzelnen Bezeichnungen! Die Kost war nicht so dürr und mager wie des Mannes Wort und das Lager weicher und wärmer als seine Miene. Während der Reisende am Herdfeuer seine vom Urwaldsfroste starrenden Glieder auftaut, fragt des Farmers Bube nach dem Preis der einzelnen Gepäckstücke und die Frauen setzen das Essen auf. Es wird „rasch" gegessen. Dann schwatzen die Männer am Kamin, die „scharfe" Cigarre im Munde, vor allem gilt und wird mit Ehrfurcht aufgenommen das Wort des Aeltesten, der viel zu erzählen weiß und „aus dem Cigarrenstumpf Erfindung zu saugen" scheint.

Unsrem Dichter aber schwand eine Stunde in trauriger Langeweile. Aber als sie Alle zu Bett gegangen und „das englische Thalergelispel schwieg" (ist je das Wesen der amerikanischen Unterhaltung treffender bezeichnet worden!), da holt der Dichter die weitgereiste deutsche Flasche mit deutschem Wein hervor, und zur Flasche holt er den Uhland aus der Satteltasche. „Ferne der Heimat, tiefst im fremden Wald, las ich mir laut den herrlichsten Held Harald."

Eichenklötze wirft er in's Feuer und das Zimmer wird traulicher und heller, aber der süße Elfensang der Heimat verliert seine Wirkung im fremden Amerika, das ist der Ort an die Gegenwart zu denken, an die Kämpfe der Wirklichkeit, selbst der Rheinwein will nicht mehr munden.

Da entringt sich den Lippen die Herzensfrage: Uhland! wie stehts mit der Freiheit daheim? Plötzlich erwacht draußen der Sturm und im Wald ertönt die Antwortklage. Krachend stürzen die nacktgeschälten, frühentseelten Eichen zusammen, und ihm ist's, als ob er im Sturm grollen höre der Freiheit herrlichen Sänger: „Wie sich der Sturm bricht heulend am festen Gebäude, bricht sich Völkerschmerz an Despotenfreude, sucht umsonst zu rütteln die festverstockte, die aus Freiheitsbäumen zusammengeblockte!"

Hat Lenau nur an das Vaterland gedacht, oder wars ein prophetisches Wort? Ist es nicht eine aus Freiheitsbäumen zusammengeblockte Veste, an der heute Amerikas Freiheitskämpfer ihre Brust zerschellen? Hat man nicht die Eichen der Volksrechte geschält, bis sie stürzen eine nach der andern, um dem Eigennutz der Wenigen die Hände zu wärmen, anstatt sie zu pflegen für alle kommenden Geschlechter?! Wem wird nicht auch wie dem Dichter traurig und finster zu Mut? Wem erscheint nicht die bewegte Menschengeschichte in des Kummers zweifelhaftem Lichte?

Aber schon drängt sich die Frage: ists Ewigkeit? ists Vernichtung? die er mit übers Meer gebracht an den flackernden Herd. Und die schwarzen Flügel rauschen. Wie, spricht er mit sich selber, wenn ich selber nur eine solche Flamme wäre wie die, an der ich mich wärme! „Wärmt sich vielleicht ein unsichtbarer Gast heimlich an meiner zehrenden Lebensflamme, schürend und fachend meine Gedankenhast?" Also führt ich mit mir ein wirres Plaudern — hoffnungsloser Kummer ist ein Phantast — und ich blickte mich um — und mußte schaudern".

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Aus dem Herzen eines Dichters....! Ach, und eines Menschen, der selber der „gute Gesell" war, den er besungen, der „süß zu schwatzen wußte mit funkelndem Auge, daß friedlich und wohl uns wurde im Herzen". Aber auch selber der arme Schmetterling, der sich auf Flügeln des Windes aufs Meer hinausgewagt, „stets weiter fort von seines Lebens zu früh verlorenem Heimatsglück".

Ists Gunst des Schicksals? oder ists ein Zeichen gröberer und unreinerer Natur, daß nicht Alle untergehen, selbst die Vernichtung suchend oder im Wahnsinn, denen der Funke der Freiheitssehnsucht im Herzen brennt, beseligend, vernichtend und denen, wie dem von Mischkas wildem Stamme „frei und heilig gilt des Menschen Liebe"?!

Nein, trauern wir um Lenau, den unglückseligen Faust, der es nur noch sehen konnte, daß er dem Abgrund der Vernichtung zuraste, aber be-

wahren wir uns den Frühlingsglauben, die „Primula Veris“ des gesunden und jungen Lenau! Glauben wir an die geistige Gesundheit und die ewig klaren Augen des nie alternden Göthe!

Wir Deutschamerikaner verstehen zwar den ganzen Schmerz aus solchem Dichterherzen, aber wir wissen auch, daß z. B. ein Seume, wenn ihn das Schicksal dauernd an diesen Strand gefesselt hätte, hier seine ganze Gesundheit, sein ganzes geistiges Gleichgewicht gefunden hätte. „Es ist ein Land voll träumerischem Trug,“ aber wer in den Träumen nicht aufgeht und Lust hat am Lichten des Urwaldes und am frischen fröhlichen Dreinschlagen mit der Axt, mit dem Schwert oder mit der Feder, der wird auch hier nicht umsonst seines Daseins Ring vollenden.

V.

Noch einmal, ehe die wenigen sonnigen und doch frischen Tage vorüber sind, welche uns der amerikanische Frühling gönnt, kehre ich zu Lenau zurück. Es ist mir nämlich beim Blättern in seinen Gedichten aufgefallen, daß auch unter diesen rührenden Herzenstönen der Dichter des Johannes Ziska, des Faust und des Don Juan bisweilen mit einem markigen Bekenntniß der Rebellion gegen die verfluchten Gesetze und Rechte plötzlich hervortritt. Das ist es auch, was die Lektüre Lenaus trotz den förmlichen Orgien, welche die Verzweiflung an Andern und an sich selber darin feiert, doch zu einer gesunden macht. Man fühlt heraus, daß man es hier mit einem von Grund aus herrlichen Organismus zu tun hat, der selbst in der Periode des nahenden Wahnsinns noch Augenblicke hatte, da er seiner ganzen Kraft sich bewußt wurde, zum Protest sich ermannte und ewige Gesetze der Wahrheit und Schönheit zum Ausdruck brachte. In solchen Minuten konnte der Dichter sich sagen: Laß' das bange Lauschen auf die Klagen der Vergangenheit und auf der Zukunft dunkles Ahnen! O Herz, dein Lauschen ist nicht gut; sei ewig, Herz, sei hochgemut! — Solche Momente will ich heute heraussuchen, indem ich mich dabei blätternd auf mein Finderglück verlasse.

Es ist ganz gewiß kein „nüchterner Blick“, wie er es nennt, wenn dem Dichter bei der Ausgrabung der Riesenknochen der prähistorischen Tiergeschlechter des Mittelalters Glaube einfällt, der einst, ein Ungetüm, verheerend zog von Land zu Land; und es gibt etwas mehr zu denken als ein Leitartikel eines deutsch-amerikanischen Zeitungsschrei-

der, wenn ihm die aus jener Zeit übrig gebliebenen Münster wie hohe Felsenkrippen erschienen, wo jenes Ungeheuer ward gefüttert. Freilich klingt auch durch dieses Gedicht ein leises Heimweh nach jenen Zeiten, da das Ungeheuerliche noch Ereigniß war, da die Geschichte noch „Colosse und Extremitäten" kannte, und es ist ein Stück unzufriedener Ironie, wenn unsre Zeit die „kluge" genannt wird.

Von wohltuender Ironie aber ist Lenaus Rat an die „Biologen", der auch heute noch trotz Darwin und Häckel für die Naturphilosophie überhaupt gilt. Die Wahrheit, meint der Dichter, schrieb die Kunde vom Ursprung des Lebens auf einen kleinen Zettel, verschloß den in eine Nuß und warf die Nuß in's Meer. Wie viele haben schon an dem kleinen Wunderschrein vorbeigesucht!? Sucht nur, sucht! Oder vielleicht schrieb die Wahrheit die Kunde vom Lebensgrunde einem Vöglein unter den Schopf auf den Kopf, und das Vöglein sitzt jetzt im Strauch und liest in seinem Frühlingszwitschern euch gerade den Text, den ihr vergebens ersehnt. Ihr wollt das Vöglein haschen — da ist's auch schon auf der Flucht; sucht nur, sucht! — Ich fürchte, die Biologie und jede Wissenschaft wird, was des Lebens Quellen anbelangt, in alle Ewigkeit beim Suchen bleiben.

Und zu allen Zeiten wird auch dem strebenden Menschen die Antwort auf alle Fragen, die Wahrheit, nur durch das eigene Gefühl kund werden, wie es in dem Gedicht: „Zweifel und Ruhe" so herrlich entwickelt ist: Süße Wanderrast im Schatten des alten Baumes! In den Traum klingt der Vögel Gesang und du flehst zu deinem Gott: O laß mir den Traum! Aber der Zweifel klopft dir weckend auf die Schulter: Das Ziel ist noch weit, ich bin dein Führer, ein rauher aber ein treuer Führer. Durch öde Haiden gehts, wo die Raben aufschwärmen wie der Fragen wildes Chor und durch einsame Nacht. Aber der Zweifel lehrt dich auch die Sprache der Haide und die Stimmen der Nacht, und wenn du nur recht kräftig horchst und schaust, dann wird dir die Lehre des Zweifels lieber als das Glück des Traumes, und im eigenen Herzen findest du der Allewigkeit Geheimniß; du schaust den Brunnen und das Meer und frägst nicht mehr: wohin? woher?

Aber dieser Entwicklungsgang muß notwendigerweise ein einsamer sein, und selbst jene höchste Erkenntniß des Zusammenhanges des ewig Menschlichen mit der ewigen Natur wird, sobald sie sich Andern mitteilen will, zum Martyrtum. Das prächtige Wort Goethes von den Wenigen, die dem Pöbel ihr volles Herz offenbaren und dafür gekreuzigt

und verbrannt werden, ist von Lenau fast noch schöner gefaßt: Hältst du die Arme liebend ausgebreitet, um die Welt zu drücken an dein Herz, so bist du schon zur Kreuzigung bereitet. — Man wird selten ein Beispiel von gleich glücklicher Deckung des Begriffes und des Bildes finden, selbst in unseren Classikern.

Aber Lenaus Poesie verklärt nicht immer das Ringen nach Lösung der Welträtsel, sie weiß auch der gesunden Weltverachtung das Wort zu reden, den Görg, der im „Faust“ nach dem Gewitter so wacker zu zechen weiß und so derb zu küssen, finden wir auch in den Gedichten. Köstlicher ist die Sorglosigkeit, die geradezu tragisches Schicksal herausfordernde Lebensverachtung der armen Teufel nie gezeichnet worden, als in den „drei Zigeunern“, ein Gedicht, das man uns sogar in der Schule auswendig lernen ließ; als ob nicht die Moral desselben so ungefähr gerade das Gegenteil wäre von dem, was uns sonst unter diesem Titel von den Herrn Schulmeistern eingebläut wurde. Uebrigens ist auch dieses Gedicht in der Form vollendet. Man rufe sich nur folgende Strophe in's Gedächtniß:

> Hielt der Eine für sich allein
> In den Händen die Fidel,
> Spielte, umglüht vom Abendschein
> Sich ein feuriges Liedel.

oder:

> Und der Dritte behaglich schlief,
> Und sein Cimbal am Baum hing,
> Ueber die Saiten ein Windhauch lief,
> Ueber sein Herz ein Traum ging.

Es ist nur Lumpenbagage, es sind nur die Vagabunden am Wegrand, aber dem Dichter haben sie gezeigt, wenn das Leben uns nachtet, wie man's verraucht, verschläft, vergeigt, und es dreimal verachtet.

Das Höhelied des Zigeunertums, ich meine nicht der Bohemiens der Literatur, sondern des echten ungarischen Zigeunertums, natürlich aufgefaßt und widergestralt durch die Seele eines Dichters ist „Mischka“, die Geschichte von der Liebe des Zigeunermädchens und der Rache des Musikanten. Wer das nicht gelesen hat — und wie viele Deutschamerikaner haben es gelesen? — hat noch einen Genuß zu gut, wie er ihn selten findet im irdischen Jammertal. — Also schildert der Dichter Mira das Zigeunerkind, wie sie am Abend den heimkehrenden Vater zu grüßen vor die Hütte tritt: die vom Abendrot Geküßte ist vom leichten West umflogen, und es flattert um der Brüste melodiegeschwellte Wogen

ihres Haars gelockte Nacht. — Weit schöner als in Goethes Braut von Corinth, oder als ich wenigstens es überhaupt irgendwo gefunden, ist die Beschreibung der rasch wie die süße Frucht Indiens, von wannen Mira stammt, ins Dasein gesprungenen Liebeswonne:

Hochzeit feiernd, hat im Haus die Stille
Mit dem Dunkel traulich sich verschwistert,
Nur das Stroh des Lagers, wenn es knistert,
Spielt Musik, und zirpend eine Grille.
Vieles wird mit Worten süß begonnen,
Und vollendet in des Kusses Wonnen.
Und vorüber braust an Wort und Kuß
Draußen durch die Nacht der wilde Fluß.
Nur zuweilen ruhn und horchen beide
Nach der Marosch ungestümen Wellen,
Wie einst von der Paradiesesweide
Aufgelauscht das Wild den Tigrisquellen.

Der Höhepunkt der aus sechs Abschnitten zusammengesetzten Dichtung ist aber unstreitig der Ausdruck jenes erhabenen höheren Gesetzes, das für die verkommenen und verheuchelten Moralisten des 19. Jahrhunderts immer noch unverständlich ist: Der Grafensohn ist bald der Liebe zu der schönen Zigeunerin überdrüssig geworden. Mischka der Geiger sieht wie sein Kind vom stillen Kummer langsam verzehrt wird

Mischka klagt, doch fern, daß er verdamme
Seines Kindes unglückselige Triebe,
Weil bei ihm und seinem wilden Stamme
Frei und heilig gilt des Menschen Liebe.

Ja, bei ihm und seinem wilden Stamme; bei uns aber wird sie zum Verbrechen, sobald sie frei ist. Dies Wort ist auch so ein Aufschrei, ein Hilferuf aus der Seele des Dichters, der der Liebe Leid so ganz durchgekostet und dem so wenig Rosen der Liebe erblüten.

Aber nicht nur Vagabunden und Zigeunern, noch für schlimmeres Gesindel hat es der Dichter gewagt, Entschuldigung zu finden. Ich erinnere an seine famosen Schilderungen aus dem Räuberleben Ungarns, namentlich aber an ein Gedicht, das heutzutage sicherlich dem Dichter den Titel eines verrückten oder gefährlichen Anarchisten einbringen würde, es heißt: Der Räuber in Bakony. Der ungarische Schweinehirt ist auch Jäger und Räuber. Will er einen guten Schweinebraten, so wählt er sich ein Stück aus der Heerde, ihm fliegt sein Beilstock in's Genick und lautlos sinkt der Eichelmast entseelter Gast. Aber ist's ein Mensch mit Geld und Gut, so meint der Hirt: es ist sein Blut nicht anders, auch

nur rot und warm, und ich bin arm. Nun, denkt der gebildete Leser, hoffentlich wird der Dichter auseinandersetzen, daß der Hirt in moralischer Beziehung auf dem Holzweg ist, daß wir hier wieder eins der traurigen Resultate schlechter Erziehung haben, daß der gebildete Mensch eine ganz andere Logik hat u. s. w. Tut mir leid, aber der Dichter hat zu der Abscheulichkeit des Hirten, dem es schließlich einerlei ist, ob er Schweine schlachtet oder Menschen, gar nichts hinzuzufügen. Ja, es sieht fast so aus, als ob er mit der Logik des Bakony-Räubers gewissermaßen einverstanden wäre! Entsetzlich! Wenn es erst einmal so weit käme, daß Armut das Verbrechen entschuldigt?! Das Blut des Reichen auch nur rot und warm — und ich bin arm —? Meine Herren, verbieten Sie, verbrennen Sie den Lenau, es ist besser für die Moral Ihrer Töchter und Ihrer eherechtlich gepachteten Weiber, es ist besser für den Frieden Ihrer Seelen! Verfluchtes Ding, wenn so ein lumpiger Todtschläger sich vor Gericht am Ende gar aus Lenau oder sonstigen deutschen Classikern seine Verteidigungswaffen holen würde!!!

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ja, Lenau hatte auch für die Auswüchse des sich bäumenden Freiheitsgefühles Verständniß und Verzeihung. Er war sogar ein ganz gesunder Rebell, dem der Lärm und das Toben der Priester der Freiheit den Geschmack an der Revolution nicht verderben konnte. Er lebte in einer Zeit, welche die schlimmen Resultate der französischen Revolution noch nicht überwunden hatte und die gewaltigen Segnungen derselben noch nicht verstand. Aber der Dichter ließ sich nicht verblenden und verblüffen, wenn auch in Frankreich berauschte Korybanten der Revolution bis zur geistigen Selbstverstümmelung sich verirrten. Als nach der altgriechischen Sage Rhea den Zeus, den Friedensbringer für Hellas, gebar, erhoben die Kureten und Korybanten ein furchtbares Getöse, damit der Vater Cronos, der seine eigenen Kinder aufzufressen pflegte, nichts merke von der Geburt des Kindes. An diese Sage anknüpfend schließt Lenau sein Gedicht „Die Korybanten" mit folgender von köstlicher Zuversicht, für ihn und uns, erfüllten Strophe:

Drum geht im gräulichen Lärme
Entbrannter Kuretenschwärme
Der Mut mir nimmer verloren;
Es wird bei diesem Geschmetter
Für uns der olympische Retter,
Der neue Gott geboren.

Das Ungesunde eines Modernen.

Es ist doch ein Glück, daß wir unsern Schiller haben und unsern Fritz Reuter und bisweilen unter den Alten einen Onkel Benjamin finden und einen Prinz Rosa Stramin; denn wenn wir unsre geistige, ästhetische und ethische Nahrung nur aus den Erzeugnissen der modernen Literatur schöpfen müßten, so bedürfte es bald keines Lombroso mehr, uns zu beweisen, daß ein halbwegs gescheidter Mensch auch ganz verrückt sein muß.

Ich weiß wol, daß wir den Modernen ein gut Stück Wahrheit zu verdanken haben, und ich verstehe die Berechtigung eines Zola, trotzdem der Widerwille bei der Lektüre von „Die Bestie im Menschen“ mir fast den Genuß der genialen Schilderung und der grauenhaften Wahrheit verdarb. Ich habe es namentlich begrüßt, daß unsre jungen deutschen Dichter endlich einmal in dem Buch lesen gelernt haben, welches als Leid des arbeitenden Volkes vor Jedem aufgeschlagen liegt; daß sie von den Höhen des Olymp herabgestiegen sind in die Werkstatt und aus kastalischer Quelle den Mut schöpften, Genugtuung zu verlangen für die Schmach, welche den Geringsten unter uns angetan wird. Ja, ich habe Partei genommen mit den Modernen und verzeihe ihnen um des revolutionären Geistes willen, der allein eine neue Welt gebären kann, manche überflüssige Extravaganzen. Als ich mich aber selber auf unwillkürlichen Nachahmungen solcher Extravaganzen ertappte, als mir „das Rauschen des Waldes“, das „Leuchten der Sterne“ schon etwas banal geworden war und ich nach „geistreichen“ Neuheiten der Sprache zu suchen begann, da hielt ich es an der Zeit, Einkehr in mich zu halten, und Prinz Rosa-Stramin, mit welchem meine Leser noch intimer bekannt werden sollen, hat mir dabei redlich geholfen. Da wars mir zu mut wie einem, der aus schwülem Ballsaal in die kühle Sternennacht hinaustritt, wie dem verkaterten Schlemmer, wenn er aus dem Bergquell sich Genüge trinkt.

Geholfen hat mir auch eine kleine Novelle von Hermann Bahr, welche die Unarten, die Unnatürlichkeit einiger moderner Realisten in einer Weise

zur Geltung bringt, welche nur zu komisch ist, um haarsträubend zu wirken. Diese Novelle, betitelt „Die Function des Dritten", ist in dem September-Heft der „Modernen Dichtung" enthalten, und ich kann nicht umhin, meinen Lesern auch diese „Kunst" zugänglich zu machen.

„Die Function des Dritten" ist in den Worten der zweideutigen Heldin des kleinen Romans enthalten: „Beim Manne braucht man blos an das Blut zu tippen, und der ganze Geist und das ganze Gemüt und sein ganzer Gehalt ist mit einem Schlag alarmirt; einen solchen Anschluß von Blut zum Nerv, ins Gefühl u.s.w. gibts bei der Frau nicht, sondern die Verbindung muß erst künstlich hergestellt und an jedem extra angeläutet werden, durch einen besonderen Reiz. Das ist der ganze Witz und durch den heimlichen Dritten wirds am besten besorgt; darum sind Hausfreunde notwendig, förderlich und mit Recht beliebt."

Ich will es nicht abstreiten, daß es Frauen mit einer solchen Phantasie gibt, auch dem Dichter das Recht nicht, solche Frauen zu schildern; wenn das aber in so gespreizt lüderlicher Form geschieht wie in dem vorliegenden Machwerk, dann hat man als Kind seiner Zeit die Pflicht, nein, das Bedürfniß, dagegen zu protestiren. Die Schreibweise dieses Herrn Bahr, der jedenfalls noch ein junger Mann ist, gleicht selber einer Cocotte, einem schlecht geschminkten Gesicht, einem wollüstigen Mund mit unreinem Atem. Tolstois „Kreutzer-Sonate" mit ihrer klassischen Einfachheit war eine Notwendigkeit unsrer Zeit, solche Erzeugnisse aber, wie „die Function des Dritten" sind nur prahlerische Schaustellungen der Ungesundheit.

Ich will die Leser überzeugen. Der Held der Geschichte behält, nachdem er nach dem Theater seine Dame in dem „schwarzen Loch" der Kutsche verschwinden gesehen, „in den Nüstern den Veilchengeschmack ihrer Nähe" zurück. Das ist ihm aber nicht genügend, er läßt sich auch die „gewürzte Schmeichelei einer Cigarette über den Gaumen spülen" und sucht die Andere in dem Wagen, der mit seinem „regungslosen Dahliarot gleich einer glatten Stange von geronnenem Blut weithin wie ein Notsignal gellte". Ueber ein Pflaster, welches „knirscht und flucht" durch den „fetten" Nebel gelangen wir in das Boudoir der Dame zum Souper. Dieses Boudoir hat Vorhänge, aus welchen „die klebrige Erinnerung vertrockneten Champagner-Atems dampft". Da sie so lange nicht zusammen waren, und er kurz vorher geheiratet hat, nämlich die Andere, in welche er uncommentmäßiger Weise auch verliebt ist, so wissen sie anfänglich nicht, was sie reden sollen, und geben sich vorläufig „innig" dem Essen hin. O dieser „lutschige Spargel, der seine milde Güte buhlerisch zwischen die Zähne hinein, um

die Zunge herum wie streichelndes Katzenfell und langsam wie eine sanfte, laue, mit Träumen eindämpfende Brause in den gierigen Schlund hinab träufelt....." (Wenn das nicht gut für die Wanzen ist! Anm. des S.)

Später kommen die „dringlichen Gerüche der Chartreuse und der Cigaretten, die mit tastenden Nüstern eingeschätzt und schnuppernd erwogen wurden", und nachdem sie des Corsetts sich entledigt und er die „Gedanken in die Lehne des Stuhles zurückgelegt, gedieh ihnen das Plaudern."

Erst war er sehr traurig, aber indem sie ihm den spitzen Fingernagel in eine alte Narbe an der Schläfe bohrte, so daß ihm „die Kiefer auf und niederschnappte in klappernden Krämpfen", kurirte sie ihn von der Schwermut und dem Denken.

Späterhin sprang sie mit einem „ungestüm schrillen Ruck auf wie von einer plötzlich losschnarrenden Feder aufgeworfen," Sie (seine Frau nämlich) liebt mich nicht, hatte er gesagt und „kroch darüber mit Belegen hin und her." Sie aber „rutschte, indem sie mit krampfigen Griffen an der Stickerei seines Vorhemdes spielte, immer tiefer auf Erinnerungen in eine umständliche Lection hinein". Ab und zu „rümpfte sie sich" auch einmal, er aber „wurde recht traurig, auch die Cigarre war aus.... Dämpfe fühlte er, wie sie ihm das Gehirn verbrühten." Als er die Nase glatt an die Scheibe gedrückt und sie lange gerieben, „hellte es sich vor ihm". Dazu trank er wacker Chartreuse, „die gespreizten Nüstern tief in den glatten Dunst vergraben."

Natürlich erreichte sie ihren Zweck — nämlich den, als Hausfreundin außerhalb des Hauses eingesetzt zu sein. Wenigstens schließt er sie zum Schlusse, trotzdem er schon eine „kleine dicke" Havanna angesteckt hatte, „welche knisterte", in seinen Mantel und „wühlte mit durstig ausgestrecktem Kusse durch die verwundene Muschel ihres Ohres."

Das wird genügen, wenns nicht schon zu viel ist. Das sind faule Früchte am Baum der „Modernen". Das ist kein Wein mehr, der des Menschen Herz erfreut, nicht einmal ehrlicher Branntwein, den man als Gegengift gegen andere Miseren gebrauchen kann, sondern der pure Alkohol, zu dem der Abgestumpfte und Abgefeimte greift.



Aus sonniger Zeit.

Nirgends bin ich mehr allein, mit meiner Seele allein, als wenn ich im Eisenbahnwagen nächtlich durchs weite Land fahre. Das Aechzen, Klappern und Dröhnen unter mir wird mir zu einem Wiegengesang; wenn aber einst, als ich, im Schooß der Mutter gebettet, unterm Sternenhimmel durchs Rheintal getragen wurde, verworren glänzende Bilder der großen Welt und der Zukunft in meinem Kindesgehirn fieberisch sich jagten, so tauchen mir jetzt aus den Lichtern und Schatten, die am Fenster vorüberhuschen und aus den menschenfreundlichen Tabakswolken ganz klar bestimmte Ereignisse und Scenen der Vergangenheit auf, und ein Bild halte ich fest und koste es ganz aus mit seiner Lust und seinem Leid. Lieber Leser, es ist kein Traum, den mir die Sehnsucht nach dem warmen, farbenfreudigen Süden vorgaukelt — noch blaut über denselben Bäumen derselbe Himmel Virginiens, schön wie der Italiens, und die Menschen, die ich sehe, haben alle einmal gelebt und — je nach ihrer Art — geliebt.

Nicht weit vom Potomac und der Heimat George Washingtons stand ein einsames Bahnhäuschen, wo der alte Ben dem seltenen Gast Geschichten vom Krieg und von seinem Rheumatismus erzählte. War ein grämlicher Mensch; aber wenn der aussteigende Passagier des Doctors Töchterlein from up the hill war, dann zog ein Leuchten durch seine verwetterten Züge, und seine Augen folgten der anmutigen Gestalt, bis sie hinter den Bäumen verschwunden war.

Aber ehe er hinter den Bäumen verschwindet, zieht sich der Pfad durch des Kornes goldene Gassen, und wenn das Schnauben des eisernen Rosses verstummt ist, singt siegreich wie viele tausend Jahre vor dem Maschinenalter die Lerche ihr einfaches Lied. Dann führts in feuchten, schattigen Grund, Schlingpflanzen mit großäugigen Blumen bilden von Baum zu Baum Guirlanden, und zur Linken schimmern durch das Grün des Baches tanzende Wellen. Aber am breiteren Wasserspiegel liegt eine alte Mühle, eine wirkliche und wahrhaftige Klappermühle, die auch einem Eichendorff

gefallen hätte, und dir die Müller-Lieder ins Herz und auf die Zunge bringt.

Nun gehts über die alte Holzbrücke, wo der Fußweg in die Landstraße einmündet. Wer auf letzterer im Wagen daherrasselt, muß sich auf der Brücke sorgfältig in der Mitte halten, sonst schnappen die Bohlen in die Höhe; wenn eine mitleidige Seele, so eine Art Meister Hämmerlein, auch ab und zu eine annagelt, so hat schon die nächste himmelanstrebende Tendenz — wer aber klug und landeskundig ist, fährt durch das krystallklare Wasser, in welchem seitab um ein noch in schiffbaren Zeiten gestrandetes und vergessenes Boot weiße und schwarze Büblein der bekleideten Moral spotten. Noch einige Schritte durch knöcheltiefen Sand und schon winkt am Kreuzweg die Kneipe, wo ein biederer Plattdeutscher an schwarze und weiße, mit Leichtsinn und Malaria rettungslos behaftete Männer mit aufmunternder Miene Rattengift verkauft. Tritt hinein, er verspricht dir Hausmannskost und ein feines Bett, und, aufmerksam gemacht durch die fremde Stimme, blickt mit frechen Augen durch die Küchentüre die ewig schwangere, rothaarige Tochter.

Ach, die alte Geschichte von der Spinne und den Fliegen! Es gibt kein besseres, gutmütigeres, lüderlicheres Volk als die arm gewordenen Südländer und die auf Armut angewiesenen, freigemachten Neger. Und nun gar hier auf diesem paradiesischen Fleck Erde, wo sie zu wählen haben zwischen Chinin und Schnaps. Wird einer zu üppig und pocht auf das Hausrecht im Wirtshaus, so sperrt man ihn mit vereinten Kräften in ein viereckiges Steinhäuschen; bricht er durch die Mauer, so lacht man und klebt das Loch wieder zu.

Hinter dem Wirtshaus ist die Kirche, wo die ehemaligen Fetisch-Anbeter christliche Kriegstänze aufführen und ein Chor von jungen pechschwarzen Damen dem weißen Gotte Loblieder singt. Es gibt aber Nächte, in denen diese neuen Christen nach dem Gottesdienst sich nicht auf ihren Strohsack oder in die Kneipe begeben, sondern auf einen freien Platz zwischen den Weiden sich zusammenfinden und Elfentänze aufführen und alte Lieder singen aus der glücklicheren Sklavenzeit. Lachend stralt der Mond herunter und hält sich schelmisch ein Wolkentaschentuch vor, wenn auch der Herr „Reverend“ etwas stärkeres als Limonade hinter die Vatermörder gießt.

Im Sande verliert sich fast der Pfad, hohe Bäume schließen das Mondlicht aus. Aber sie alle überragt eine mächtige Kiefer, in ihren Zweigen flimmert es, als sei sie ein Weihnachtsbaum, durch Zauberkraft

hierher versetzt aus Nordland, und — das ist eine mondbeglänzte Zaubernacht — weiß schimmert aus den schwarzen Schatten ein säulengetragenes Dach.

Kommst du im Sonnenschein, so liesest du über der Pforte: „Psyche Kala“, — schöne Seele.

Also sprach einst ein Grieche: „Nie hätte das Auge je die Sonne gesehen, wäre es nicht selbst sonnenhafter Natur; und wenn die Seele nicht schön ist, kann sie das Schöne nicht sehen. „Und Göthe hat es uns verdeutscht: „Wär nicht das Auge sonnenhaft — die Sonne könnt es nie erblicken.“

Komm herein, auch hier ist classischer Boden! In einem anderen Jahrhundert baute ein Angelsachse, der auch wie Hölderlin Griechenland mit seiner Seele sah, dies Haus, und er pflanzte die Trauerweiden, die heute wie riesige Symbole der schmerzerfüllten Niobe ihr grünes Haar über den zerstörten Springbrunnen und den verwitterten Leib der kopflosen Nymphe herabfließen lassen. Aber auf dem Rasen, der vor den weißen Säulen sich dehnt, zwischen den Liebe hauchenden Rosenbüschen, schwingt Titania ihren Zauberstab; und wenn du dich niederlegst ins lange, feuchte Gras, so tanzt dir bald internationales Sommernachtsgesindel die Vernunft aus dem Schädel, und du bist verfallen den Geistern der Vergangenheit.

War es ein nachfolgender barbarischer Geist, war es die ursprüngliche Wehrburg — an das griechische Haus schließt sich dort, wo das „Cave Canem“! den Hausfrieden schützt, ein mittelalterliches Gebäude an. Aus dicken Mauern blinken Fensterchen wie Schießscharten. Dort wohnt ein Stück Armut unsrer Zeit. Und unter dem schwergeziegelten Dach träumt in fieberischem Schlummer ein Kind von dem kommenden Tag.

O, die Lust mit nackten Füßen durch das taunasse Gras zu streifen, wo im verwilderten Obstgarten die Pfirsichbäume dem kleinen Springer die süßeste Nahrung bieten! Reiche Ernte, die Niemand einheimst, und Niemand weiß, wie köstlich die reife Frucht im Süden schmeckt, wenn man sie selber vom Baum holt. Alles sein Eigentum. Aber ihm schmeckt nichts, wenn ers nicht teilen kann, und wenn ihm der Vater etwas Besonderes mitgebracht hat, so schenkt ers dem schwarzen Mädchen, das scheu am Zaune steht, weil es gar nichts hat. Und kommt er in den Hof zurück, so laufen ihm die Hühner gackernd entgegen, und der Hahn erhebt ein schallendes: Salve! Salveto! und die Hunde stimmten ein fröhliches Gebell an.

Drüben auf dem Hügel wohnt der Doktor mit seinem schönen Töchterlein, — Nachts beim Einschlafen hört der kleine Knabe von drüben herüber klingen Saitenspiel und Gesang. Und des Doktors schönes Töchterlein hat den kleinen Barfüßer lieb und möchte gern einen Christen aus ihm machen. Aber er sitzt nicht gern im Zimmer, mag der Teppich auch noch so kostbar sein; und als sie ihn beten lehren wollte, protestirte er mit dem ganzen Stolz eines Siebenjährigen: Wir halten das für Unsinn, hat mein Vater gesagt.

Aber auf einem Brette in den Ocean des Baches hinausfahren, Schiffbruch leiden und in der Hütte einer alten Negerin mit heißem Thee-Wasser wieder lebens- und repräsentationsfähig gemacht werden, Beeren suchen im Dorngestrüpp und mit zerrissener Hose und zerrissener Haut zurückkehren, mit Besenstielen mit dem Vater Fechtübungen machen, mit indianischem Stoicismus den Hieb entgegennehmen, der ihn unversehens trifft, — das ist so seine Lust. Ist er aber nachdenklich aufgelegt, erzählt er seinem Bilderbuch Geschichten oder er besucht den philosophischen Frosch in der versumpften Quelle, der sich streicheln läßt und, wenn er schlechter Laune ist, um sich schnappt.

Das war ein Kind, dessen Liebe man nicht mit Geschenken erkaufen konnte, das Unrecht still und stolz ertrug, aber nur dem die Blüte seines Seelenlebens erschloß, der ihm die Sonne der Freiheit scheinen ließ. Das war ein Knabe, der seinem Namen Wolfgang Ehre machte. Psyche Kala stand für ihn, den Hinterhäusler, an der Pforte des Vorderhauses; aber auch Mut muß ein Wolfgang haben. Als er einst, von einem Baume fallend, an einem Ast den Arm aufriß, preßte ihm der Schmerz die Tränen aus den Augen, aber als er dem Vater den Arm zeigte, klang es doch stolz und männlich: Siehst du Papa, nun habe ich schon wieder eine Abfuhr.

Der Schnee hatte sogar den Süden eingehüllt, als der Knabe auf dem Sterbebette lag und der Arzt nur noch Tränen für ihn hatte. Er konnte nicht mehr sprechen, aber ein lichtes Lächeln verklärte sein Gesichtchen, als wollte er sagen: Siehst du, Papa, ich kann doch tapfer sterben!

* * *

Sonnige Zeit! Mir schließt der Tränenschleier die Tabakswolken aus und die durch die Fenster schimmernden Lichter der nahenden Stadt; denn ich bin der Vater, der an diesem Sterbebett gestanden. Ich habe an deinem Grabe kein Wort gesagt, du mein tapferes Kind, aber ich vergesse dich so wenig wie den Sonnenschein, der auch in die dunkelsten Perioden meines Daseins seinen Weg fand.

Faust und Don Juan.

Einst verlebte ich ein paar Sommertage in einem weltverlassenen Dörflein. Es war um die Zeit der Ernte; die Menschen waren alle an der Arbeit, und wollte der Müßiggänger etwas Lebendiges mit Behagen studiren, so mußte er sich an die Tierwelt halten. Da waren es bald zwei Geschöpfe auf dem Hofe, den ich von meinem Fenster übersehen konnte, die mich interessirten. Das Eine war ein Sperling, so ein recht dicker, übermütiger Spatz, und da er mit sämmtlichen weiblichen Wesen der Sperlingsschaar auf gutem Fuß zu stehen schien, so nannte ich ihn Don Juan. Das Andre war eine Ratte, die saß immer bedächtig in ihrem Loche, kein Sonnenschein lockte sie hervor, sie saß und saß und meditirte, und da ich damals gerade meinen Göthe studirte, so nannte ich sie Faust. Mein Spatz Don Juan genoß das Leben in vollen Zügen, er erschnappte sich stets den fettsten Bissen, und im Liebeswerk schien er nie müde zu werden, ja er verstieg sich mit liebenswürdiger Frechheit sogar zu Finkendamen und andern blaublütigen Vogel-Geschlechtern. Meine Ratte Faust aber saß und meditirte, und wenn sie der Spatz zu einem Ausflug verleiten wollte, zog sie sich grämlich blinzelnd tiefer in ihr Loch zurück! Armer Spatz! eines Tages hatte er sich einer gelben Kanariendame zu lieb in die gute Stube hineingewagt, ein Sprung, die Katze hatte ihn, und bald zerstoben seine Federn in alle Winde. Ratte Faust überlebte ihn freilich, aber eines Tages fiel sie doch derselben Katze zum Opfer, noch ehe sie des Daseins Rätsel gelöst.

Ich kannte einst zwei Studiosen. Der Eine kneipte und sang und küßte alle Mädchen von der Kellnerin bis zur Professorentochter, und sie ließen sich's alle gern gefallen, der Andre aber saß auf seiner Bude und studirte, und zur Erholung dachte er über die Willensfreiheit und andre tiefe Dinge nach, und wenn er einmal schüchtern bei einem weiblichen Wesen Aufklärung über das Problem der Liebe holen wollte, so wurde ihm gewiß schnöder Bescheid, oder er wurde gar vom Vater die Treppe hinunter geworfen. Da aber kam das Examen, mein Don Juan fiel durch und ist

heute irgendwo in Amerika Barkeeper, der Andre aber bestand mit Ehren und ist jetzt Privatdocent und gelehrter Schriftsteller. Wie lang aber wirds dauern, so wird der grimme Tod sie beide ereilt haben, und Don Juan und Faust sind untergegangen im Meer der Bewußtlosigkeit.

Wer löst mir das Rätsel des Lebens? Wers frisch ergreift und mit allen Sinnen genießt, der verkommt und versumpft, wers ernst nimmt und einen Zweck sucht und sich abquält, die Fragen zu lösen, welche es ihm in den Weg wirft, der verliert über dem Meditiren und Spintisiren die Wirklichkeit, und schließlich verkümmert und welkt er dahin wie eine Pflanze, der man das Licht genommen. Ist nicht am Ende Derjenige der Klügste, der nur da genießt, wo er es straflos tun kann, der nie sein ganzes Herz hingibt, sondern immer das Nötigste für sich zurückbehält, der nie mit unfruchtbaren Erkenntnißfragen sich quält, sondern die Dinge nimmt, wie sie sind, und zwar nimmt im vollen Sinn des Wortes, einheimst, aufspeichert und wie der Wanzerich auf seinem Geldsack sich spreizt und hohnlachend zusieht, wie die Faust-Ratten in ihren Höhlen verhungern und die Don Juan-Sperlinge von der Katze gefressen werden?

Es gibt solche Menschen, die weder Don Juan noch Faust sind, ach! mehr als uns lieb sein kann, und ob sie zu dieser Stunde in den Kirchen knieen und beten, oder ob sie zu Hause schlafen oder den Gewinn der letzten Woche nachrechnen, es sind immer dieselben, und diese Menschen beherrschen den Markt, die setzen die Preise, die machen die Gesetze, die bestimmen, was gut und schlecht, die fixiren die Tugend und das Laster, die beherrschen unser Aller Dasein!

Wohl gibt es glorreiche Zeiten, wo die Oriflamme der Revolution emporleuchtet, wo die Tonangeber und Preissetzer zu Würmern werden, die den Staub des rollenden Siegeswagens der Freiheit schlucken müssen, wo Faust das dumpfe Mauerloch verläßt und im Donner der Rede den Samen kühner, herrlicher Ideen in die Massen schleudert, wo Don Juan, noch die Küsse der Geliebten auf den Lippen, das Schwert in der Hand, zum stürmenden Helden wird, vor dem Trone zersplittern und Altäre. Aber wenns ausgewittert hat, wenn die Wogen sich gelegt und die Alltäglichkeit wieder in ihre Rechte tritt, dann sind d i e Menschen wieder da, die weder Don Juan noch Faust sind, und sie beherrschen wieder den Markt, und machen wieder die Gesetze und formen wieder das Dasein.

Man sagt wohl, die Menschen seien im Grunde genommen alle gleich, aber es gibt Zeiten, wo ich mich gegen dieses Diktum auflehne, wo ich eine scharfe Grenzlinie ziehe, wo ich mich in mir selber zu voller Größe erhebe,

ein Aristokrat, meinetwegen in Lumpen, der mit dem Pöbel, und wenn er mit Titeln und Ehren geschmückt wäre, nichts gemein hat als die Abstammung, die Bedürfnisse des Körpers und den Tod. Auf der Reise erzählte mir einmal ein angesehener Mann, durch welche Handelskniffe und Tricks er es fertig gebracht habe, wolhabend zu werden, wie ihm, seit er den Boden Amerikas betreten, nie die Sorge nahe getreten sei; der Mann glaubte Wunder, wie sehr ich ihn bewundern müsse, ich aber dachte: Du bist wie ein Mistkäfer, der sich des Mistes freut, auf dem er groß geworden und der seine Heimat ist, und der Don Juan in mir freute sich, daß er Blumen küssen gelernt hat, und der Faust in mir gestand sich stolz: Wenn Der ein Mensch ist, dann bist du ein Gott.

Sind unter meinen Lesern solche Menschen, die den alltäglichen Markt beherrschen und die Preise machen und die Tugend taxiren, so mögen sie dieses, wie so manches Andre, ungelesen lassen, denn was ich denen, nach den Ideen eines deutschen Dichters mitzutheilen habe, das werden sie nicht verstehen, das wird ihnen wie Wahnsinn klingen, ach freilich, jener arme Dichter ist ja auch in der Tat wahnsinnig geworden, — aber ich weiß, ich werde auch Aristokraten finden, denen das Nahrung ist, was mir Nahrung ist, und ich will zufrieden sein, wenn ich in meinem Dichter Worte finde, welche der glühenden Lust, die uns durchströmt und dem Erkenntnißtrieb, der uns zugleich erniedrigt und erhöht, Ausdruck verleihen.

Faust und Don Juan: Weh dir, wenn du sie Beide ganz und voll in der Brust trägst, weh dir, wenn du Beides ganz bist! Für Beide genug zu finden, Beide nebeneinander frei zu entfalten, den Genuß durch Erkenntniß zu erhöhen, die Erkenntniß mit den Blumen des Genusses zu schmücken, das gelang nur dir, Lichtfürst Wolfgang Göthe, dein Leben war wie aus einem Gusse und du mutest uns an wie das weite Himmelsgewölbe: immer ist's schön und immer erhebend, ob's im heiteren Azurgewande prangt, ob's blitzschwangre Wolken gegeneinander peitscht, oder ob's aus unergründlichem Dunkel die leuchtenden Gestirne gebiert. Aber solch harmonische Entfaltung ist wie die herrliche Blume, die nur einmal dem Jahrhundert sich erschließt. Die andern armen Aristokraten unter den Sterblichen sind mit sich selbst im ewigen Kampf, die Einen vergessen in Genüssen den Faustischen Erkenntnißdrang, die Anderen opfern Don Juan und mit ihm des Lebens Freude an der Schwelle des Labyrinths, in dem man die Lösung der Lebensrätsel sucht. Wer aber in sich die eine Seele nicht der Andern untertan machen kann, wem die Erkenntniß den Genuß vergällt und der Genußtrieb das Erkennen stört, wer nicht den Ausweg findet, auf den

ich später aufmerksam machen werde, und in dem die Versöhnung liegt, für den bleibt nichts übrig als der Untergang, der Tod, der Wahnsinn.

Ich sehe Euch, acherontische Schatten der Wesen, denen die Natur das zwiefach verderbliche Geschenk mitgegeben, und unter Euch dich, welchen das deutsche Volk am meisten in's Herz geschlossen, den es am meisten betrauert und geliebt, du Sohn der ungarischen Steppe, der so echt deutsch zu lieben, zu leiden und zu dichten wußte: Nikolaus Niembsch v. Strehlenau. Ich seh dich durch die nächtliche Pußta jagen, wilder als das Haar um deine Stirne flattern die Gedanken durch deine Seele, ich höre die lustig gellenden Zigeunerweisen deiner Geige. Ich seh dich in den Burgtrümmern der Weibertreu zu Weinsberg, wie du den Dichtergenossen die Lieder vorträgst, „die singend dir das Herz zerrissen.“ Ach, keine Ruhe war dir gegönnt, so oft der Liebe Blüte dich beglücken wollte, hat ein Frost sie rasch geknickt. Vergebens fuhrst du über's Weltmeer. Amerikas Freiheit hatte für dich keine Früchte gezeitigt, und um in dem Waarengemengsel und Gefeilsche die erhabene Tatkraft eines selbstständigen Volkes zu entdecken, dazu warst du schon zu krank. Und als du heimgekehrt, und als du erkannt, daß dir die Hoffnung der Lebensfreude gelogen, da war dein Geschick nicht so mitleidig wie das deines Ahasver, von dem du singst:

Dann liegt der Stab des Abgemühten
Zerbrochen auf dem grünen Rain,
Den Strauch zu Füßen unter Blüten
Wird Ahasver begraben sein.

Nein, Nikolaus Lenau mußte noch lange Jahre als Wahnsinniger hinter den Gittern eines Irrenhauses toben. Das ist das Ende des Menschengeistes, der über sich selber hinaus will, so muß ein Faust sterben, der mit dem Don Juan in der eignen Brust Brust törichterweise um die Herrschaft ringt.

Nikolaus Lenau's unglückliches Geschick hat ihn noch über's Grab hinaus verfolgt. Er zählt mit vollem Recht zu unsern Classikern, er sang von allem Süßen, was Menschenbrust durchbebt; welch glutgewaltige Sprache! welch kühne, herrliche Ideen! aber suche im deutschen Volke nach Lenau, und du wirst vielleicht hin und wieder Lenau's Lieder auf dem Nipptisch einer Dame finden, oder seine Werke verstaubt auf dem Gestell einer Bibliothek, aber vergebens suchst du im Bewußtsein des Volkes seinen Savanarola, von dem er singt:

Doch kann der Feuertod nicht bannen,
Das Wort Girolamos, es fliegt
Aus Flamm und Rauch gestärkt von dannen,
Tönt mächtig fort und siegt —

und wenn er sein Heldenlied, die Albigenser, mit der Prophezeiung schließt:

Das Licht vom Himmel läßt sich nicht versprengen,
Noch läßt der Sonnenaufgang sich verhängen
Mit Purpurmänteln oder dunkeln Kutten.
Den Albigensern folgen die Hussiten
Und zahlen blutig heim, was jene litten,
Nach Huß und Ziska kommen Luther, Hutten,
Die dreißig Jahre, die Cevennenstreiter,
Die Stürmer der Bastille, und so weiter —

so ist das deutsche Volk dieses erhabene „Und so weiter" seinem Dichter immer noch schuldig geblieben.

Fragen wir aber gar nach seinen dramatischen Skizzen, Faust und Don Juan, die freilich zur Aufführung nicht geeignet sind, aber von einer ganz erstaunlichen dramatischen Kraft zeugen, so gibt es selbst unter den Gebildeten Tausende, die sie kaum dem Namen nach kennen. Möge es mir gelingen, wenigstens einige der Schönheiten der beiden letztgenannten Werke in der Behandlung meines Themas gegenständlich zu machen.

Es war ein Wagstück, einen Faust schreiben zu wollen, nachdem Göthes Riesentat in die Welt getreten war, ein Wagstück, das nur ein echter Dichter unternehmen konnte. Lenau's Faust darf sich neben dem Götheschen sehen lassen, er ist gewissermaßen eine Ergänzung desselben, er ist ein moderner Ausdruck des Göthe'schen Motivs; aber während Göthe seinen Faust zu beherrschen wußte und ihm nur so viel von seinem eigenen Herzblut einflößte, als ihm weise erschien, hat der Lenau'sche Faust seinen eignen Schöpfer mit sich fortgerissen und in jedem Wort, das er spricht, tritt uns der Dichter, der Mensch Lenau mit all seinen inneren Kämpfen, mit all seinem Anstürmen nach unerreichbaren Zielen, seinen jähen Verzweiflungsabstürzen entgegen. Die Fabel des Lenau'schen Faust ist ähnlich, aber doch nicht dieselbe wie bei Göthe.

Ein Gelehrter, der den heißen Wunsch, den schöpferischen Urgeist zu erkennen an dem ewig verweigernden starren Willen der Unendlichkeit scheitern sieht, schließt sich, um die Wahrheit zu suchen, Mephisto, dem ewig verneinenden Geiste an, erlebt mit ihm tolle Abenteuer, erkennt die Nichtigkeit aller Ideale und kommt schließlich zu dem Glaubensbekenntniß unserer

Pessimisten: Das Leben ist ein Traum, den weiter zu träumen nicht der Mühe wert ist; aber consequenter als unsre Pessimisten endet er den ihm schal und ekel gewordenen Traum durch den Selbstmord: Ich bin ein Traum mit Lust und Schuld und Schmerz und träume mir das Messer in das Herz!

Ein Sonntagmorgen war's, im Tale sucht der Gläubige des Kirchleins Notgezelt, und betet und weint, daß ihm der ersehnte Führer nicht erscheint, aber Faust, um seinen Zweifeln zu entrinnen, klimmt hinauf in die Felsenwüsten des Hochgebirges und ruft frohlockend in die Gewitterpracht: Die Wolken hab ich übersprungen, daß sie vergebens mir zu Füßen klaffen, so will ich mich der Geistesnacht entraffen.

Eitles Prahlen! Meinst du, o Faust, so leicht sei zu überwinden, was an der Mutter Brust du eingesogen? meinst du, weil du des Berges Gipfel erstiegen, du seist über dich selber hinausgekommen? Hernieder mußt du wieder in die gewohnte Atmosphäre, aber was dir sonst Arbeit war und Genuß, jetzt erscheint es dir nur noch als zweckloses Gaukelspiel.

Wir treffen Faust wieder am Secirtisch. Wenn diese Leiche lachen könnte, traun, sie würde plötzlich ein Gelächter schlagen, daß wir sie so zerschneiden und beschaun, daß wir die Todten um das Leben fragen. Was nützt es dem Forscher, daß er in der Nerven sinnigem Geflechte eifrig verfolgt des Lebens dunkle Fährte, er kann höchstens erfahren, daß dieser Todte, als er noch lebte, aß und trank und verdaute, aber was das Leben ist, was das Blut durch die Adern kreisen macht, was im Gehirn die Gedanken entstehen läßt, was dieser Trieb in seinem eignen Innern, der immer fragt: warum ist Alles das? das bleibt ihm verschlossen, und wenn ihm tausendmal ein geheimer Hoffnungszug das Secirmesser in die Hand drückt. Da naht sich ihm Mephisto als fremder Arzt und gibt ihm den verfänglichen Rat: Du mußt entweder dieses Erdenleben vertummeln, dumpf, in viehischer Geduld, wo nicht, dich als entschlossener Mann erheben und kühn zur Wahrheit dringen durch die Schuld. Wer glaubt, gehorcht, des Fragens sich bescheidet, als frommes Rind sein Plätzchen Wiese weidet, dem wird wohl nimmer mit dem Futtergrase die Wahrheit freundlich wachsen vor der Nase. Den Menschen gab der ewige Despot für ihr Geschick ein rätselhaft Gebot, nur dem Verbrecher, der es überschritten, wirds klar und lesbar in das Herz geschnitten. Noch ist Faust zu diesem diabolischen Rat nicht reif, noch einmal sucht er in der Natur Antwort auf die Frage: Was ist der Tod, was ist das Leben? Aber das sinnlose Säuseln der Blätter ist die einzige Antwort.

Da appellirt noch einmal die geistige Amme seiner Kindheit, die Kirche, an den schon verlorenen Sohn. Wer betend fragt, gewinnt allein Erhörung, ruft ihm ein Mönch zu, o kehre heim zur gläubigen Gemeinde und laß von ihr das kranke Herz dir pflegen. Aber Lenau=Faust ist diesem Trost entwachsen: Die Kunde, die mir Einsamen geschwiegen, mit Vielen würd' ich sie zu hören kriegen? Zur Kirche meinst du, daß ich flüchten soll, ei, wartet Gott gleich einem Bänkelsänger mit seiner Stimme bis die Stube voll? Mönch hebe dich und laste mir nicht länger!

Und wieder quält er sich mit den Fragen: Ist diese Welt ein Ausfluß Gottes, bestimmt wieder zu ihm zurückzukehren, oder ist sie nur ein Ueberschäumen der Kraft des Weltgerichts, das der unerschöpflich Reiche nicht vermißt und das schließlich zerplatzt wie des Kindes schillernde Seifenblase? Man spricht von unglücklicher Liebe. Ich habe diese Liebe nie gekannt, für's Erdenweib war nie mein Herz entbrannt; die unglücklichste, ewig hoffnungslose, die Liebe für die Wahrheit ist mein Schmerz; vom Himmel fallen nicht Erhörungsloose, so schreit ich sie zu suchen höllenwärts. Mephisto erscheint und malt dem nach Wahrheit dürstenden Faust ein Bild des Lebens, wie es Don Juan selber nicht schöner hätte sagen können: Das Beste, so das Leben beut, hast du zu kosten dich gescheut. Sonst ist des Menschen höchste Lust, daß liebend er ein Kindlein mache, und wenn er haßt, dem Mann der Rache den Dolch zu stoßen in die Brust; denn liebend zeugen, hassend morden, ist Menschenherzens Süd und Norden, und was dazwischen inne steckt, sind Keime, doch zurückgeschreckt, sind Sprossen nur, die halben, matten, vom Todschlag oder vom Begatten. Mitführen will ich dich auf des Lebens lustige Jagd und will dafür, bei meinem Leben, die Wahrheit dir zum Lohne geben.

Ja, aber welche Wahrheit! man sieht, Mephistos Wahrheit ist der Genuß, und da er folglich aus Faust einen Don Juan machen will, da er jene zweite Seele in ihm wecken will, die liebend sich an's Irdische klammert, und unbekümmert genießen will, so wollen wir uns jetzt einmal nach unsrem Don Juan umsehen, um dessen Lebensweisheit zu hören, die sich freilich in Worten ausspricht, die nicht nur für ein christliches Mädchenpensionat, sondern für die verlogene und heuchlerische Tugend unsrer Alltagsmenschen überhaupt zu starke Medizin sind.

Haben wir in Faust den einseitigen Geistmenschen, wie ihn das Christentum gezeugt und im 18. Jahrhundert großgezogen hat, der glaubt und zweifelt, der spekulirt, der immer nur fragt, statt zuzugreifen, der in die eisigen Höhen der Methaphysik steigt, für den vergebens die Blumen duften,

vergebens die Vögel singen, dem das körperliche Leben und die tierischen Triebe nur als Beeinträchtigungen der reinen Erkenntniß erscheinen, so haben wir in Don Juan den Körpermenschen, den naiv genießenden Sohn des Südens, dem das Leben ein Kelch ist, der geleert werden muß mit raschem, feurigem Zug, dessen ganze Tatkraft auf den sinnlichen Genuß sich verlegt und dessen Lebensphilosophie sich in die Worte kleidet: Die Gläser und die Herzen, alle Zechen hab ich bezahlt, wenn meine Augen brechen, mein letzter Hauch ist Sühnung und Entgelt, denn er verweht mich selbst und mir die Welt.

Der echte Don Juan ist unsrem sinnlich verkrüppelten Geschlecht eine fremde Figur geworden. Wir haben wohl Wüstlinge genug, aber weil unsere Moral das frische Genießen zur Sünde gestempelt hat, weil Wollust nur unter dem Deckmantel der Heuchelei einhergehen kann, darum ist auch unser Liebesleben entweder nichtssagendes, abgeschmacktes Scheingefecht oder häßliche Bestialität. Eine echte Liebe, deren Leidenschaft alle Schranken durchbricht, die ohne Genuß, ohne gegenseitigen Besitz nicht leben kann, die weder um göttliche noch menschliche Satzung sich kümmert, selbst wir Aristokraten schämen uns, sie zu bekennen, und wenn einer der Unsrigen seiner Geliebten singt: „Laß mich an deinem Busen weinen, mich eine Stunde dir vereinen, und ob uns Gott und Welt verstößt, in Sünden sein mit dir erlöst“, so beweist er damit nur, daß ihm der christliche Begriff der Leiberquälerei immer noch im Kopfe spukt, daß er wohl den Mut der Sünde besitzt, aber sich noch nicht zur sonnenheiteren Höhe des freien Menschentums aufgeschwungen hat.

Don Juan plagt sich nicht mit solchen Fragen: Er schlürft den Wein und die Düfte. Selbst schön, ein Bild kraftstrotzender Männlichkeit, fühlt er sich von Natur aus angewiesen auf weibliche Anmut: Den Zauberkreis, den unermeßlich weiten, von vielfach reizend schönen Weiblichkeiten, möcht' ich durchziehn im Sturme des Genusses, am Mund der letzten sterben eines Kusses.

Sieht er ein schönes Mädchenkind, so möcht er grollen dem Geschicke, daß er und sie nicht wurden Zeitgenossen. Und schaut er eine stattliche Matrone, von der noch jetzt die Alten sagen, einst war sie aller Schönheit Krone, so möcht er wandeln in vergangenen Tagen. Er spürt in sich auch wie Faust ein Stück vom Geist des Alls, aber dieser Geist steigt bei ihm nicht in's Gehirn, um sich selbst zu ergründen, nein, er wallt bei ihm im Blut, und wie der Allgeist möcht er Alles umfassen, im Einzelnen fühlt er

sich verlassen. Das ist es, was mich ewig dürsten heißt, und mich von Weib zu Weib verderblich reißt.

Des ältern Bruders Lebensweisheit mahnt den Jüngling vergebens: Willst du dein Erdenloos bestehn, mußt du geschlossnen Auges und verzichtend an manchem Paradies vorübergehen. Nein, ruft Don Juan, diese Weisheit ist nicht für mich. Ich will der Manneskraft vertrauen und jeden Paradieses Cherub gleich an der Pforte niederhauen. Wieder warnt der Freund: Der Gott der Freuden ist ein Gott der Schranken, dies lehrt dich ja die Fessel der Umarmung; aber Don Juan antwortet ihm sehr treffend: Das war ad hominem doch schief geboten; es trifft den Leib, die Seele trifft es nicht, du aber, Freund, philosophirst in Zoten.

Das ist es, Don Juan ist kein Wüstling, für ihn verbindet sich mit dem sinnlichen Genusse nichts Häßliches und an seinem Schönheitseifer scheitert die Gemeinheit.

Armer Faust, im Waldesrauschen hörst du nur Hohn auf die Fragen deines erkenntnißdurstigen Herzens. Wie anders Don Juan: Wenn ihn der Freund fragt: Wo ist das H e r z des Lebens, das überall sich regt und grün und bunt an's Licht sich drängt? So antwortet Don Juans glückliche Philosophie:

Das Herz, in dem die Wesen alle gründen,
Der Born, worein sie sterbend münden,
Der Gott der Zeugung ists, der Herr der Welt,
Die er, nie satt, in seinen Armen hält.
Nie wird in langer Brautnacht — Weltgeschichte —
Des Gottes Kraft, des Weibes Reiz zu nichte.
Des Lebens Jubeln ist sein Wonnestöhnen,
Wenn seine Küsse brennen auf der Schönen
Und ihre Blicke heiß die Nacht durchschimmern;
Des Todes Schmerz — der Braut jungfräulich Wimmern.
— Wenn ich des Weibes Blume mir gebrochen,
War ich sein Hauch und seines Herzens Pochen.
Sieh hier das Kloster, rings vom Wald umschlossen,
Dies Glöcklein ruft zur Hora die Genossen.
Schon ist der Psalmen düstrer Klang zu hören —
Hörst du den wilden Hirsch im Walde röhren?
Wie mag den armen Mönchen sein zu Mut,
Wenn der Naturschrei weckt verhaltne Glut?
O, finstrer Wahnsinn, blutendes Entsagen,
Wenn rings des Gottes warme Pulse schlagen!

Don Juan liebt es, diesen Entsagungswahnsinn ad absurdum zu führen, und Lenau hat da in seiner Skizze eine Szene geschaffen, die von

außerordentlicher dramatischer Schöpfungskraft zeugt. Auf den Befehl Don Juans verkleiden sich die begleitenden Mädchen in Pagentracht, sie nehmen alle zusammen die Gastfreundschaft des Klosters in Anspruch, und nun denke man sich, wie beim Zechgelage nach und nach die Mönche in ihrem Nachbar das Weib entdecken, wie die Frömmigkeit zum Teufel geht, sobald man die andächtige Glut auf ein Bildniß übertragen kann, das da lebt in Fleisch und Blut, man denke sich das Kosen der Mönche, das Kichern der Dirnen, das Verschwinden der Liebespaare in den Zellen und dazwischen das Toben des Abtes: Sündengast, Gestank der Hölle, hündisch geile Sinnenknechte, o, daß Gottes Zorn in Wettern stromweis auf Euch niederquölle! und man hat ein Bild, wie es kühner und lebendiger kein Dichter gemalt hat.

Eines hat unser Don Juan nur dem Namen nach kennen gelernt, und man kann ihm darob nicht zürnen, die Treue. Zu einem ehrsamen Haus- und Familienvater ist er verdorben, aber ein treuer Don Juan wäre kein Don Juan mehr. Merkwürdigerweise hat die Eigenschaft der Flatterherzigkeit den Don Juans bei den Frauen nie geschadet, und wissen sie auch, daß es ihr Verderben: Von welchen Zaubermächten ausgerüstet bist du, o wunderbar gewaltiger Mann, daß ich dem Abgrund nicht entrinnen kann, den du mir zeigst, daß mich's hinab gelüstet?

Jeder neuen Liebe schwört Don Juan, daß sie die erste sei, die einzige, die ganz ihn auszufüllen vermag, er schwört nicht falsch, er glaubt die Worte in dem Augenblick, in dem er sie sagt, aber ach, immer wieder muß er nach kurzem Lustrausch bekennen: Wie Abendglut und Mondeshuldigungen hielt ich dich gern bis in den Tod umschlungen, doch stirbt vor mir an dir mein Wohlgefallen. Nach Andern werden meine Pulse wallen, die Lichter werden nicht mehr um dich scheinen, du wirst im Dunkeln einsam stehn und weinen. Er hat sich die Liebe nicht gegeben, er weiß auch nicht, wer sie genommen. Ein Stück Naturkraft, dämonisch vernichtend, eine Flamme, die da und dort die Schönheit verklärt und verzehrt. Genießen wir, ehe wir zu Faust zurückkehren, den gewaltigen Ausdruck, den der Dichter dieser Idee zu geben wußte:

> Ich habe manches Weib mit starken Krallen
> Aufs Lager des Verlangens hingerissen
> Und fühlte nie was von Gewissensbissen,
> Wenn sie aus meinem Bett ins Grab gefallen.
> Denn reich vergalt ich ihr in einer Stunde,
> Was ich zerschlug, wie Hagel das Getreide,

An blödem Glück, an matter Herzensfreude.
Sie ging nicht stumpf und unerquickt zu Grunde.
Ich hatte sie entrückt dem schnöden Gleise,
Worin sonst Fraun verkommen sacht und leise.
Sie träumen Liebe, lachen, weinen, beten
Und haben, welkend mit den Werkeljahren,
Die hohe See der Wonne nie befahren,
Das Eiland ihrer Sehnsucht nie betreten.

O Tropenland der heißen Liebeskraft!
O Zauberwildniß tiefer Leidenschaft,
Wo vollen Schlags die trunknen Herzen wallen,
Wo, wie der Leu sich auf die Beute schwingt,
Der Liebestrieb hervor urplötzlich springt,
Um das entzückte Opfer anzufallen.
Nie fühlt ich Reue, wenn ich die verlassen,
Die mich auf ewig meinte zu umfassen.
Sie träumte süß, ich ließ es gar geschehen,
Wenn sie mir sprach vom Jenseits-Wiedersehen.
Denn was der Reiz der Schönen noch erhebt,
Was sie zu tieferen Genüssen weiht,
Ist solcher Wahn, ein Duft von Ewigkeit,
Der über einem Frauenherzen schwebt.

Armes Sonnenkind! wir werden später doch sehen, daß auch in dir ein Faustisches Element steckt, das dir schließlich den Genuß verkümmert und dich zur Sühne für dein Hinwegschreiten über die moralischen Schranken, welche die Dutzendmenschen geschaffen, die Vernichtung als letztes Liebchen umarmen läßt.

Kehren wir zu Faust zurück! Mephisto hat es verstanden, das Don Juan'sche Element in Faust zu wecken. Vor allen Dingen bringt er ihn in lustige Gesellschaft. Die Fidel klingt, im Tanze schwenkt der Ungarbursch sein derbes Mädel, und Faust fühlt zum erstenmal Sinnenglut durch seine Adern rasen:

Die mit den schwarzen Augen dort
Reißt mir die ganze Seele fort,
's muß unermeßlich süße Lust sein,
An diese Lippen sich zu schließen,
Die schmachtend schwellen, dem Bewußtsein,
Zwei wollustheiße Sterbekissen.

Aber ihm fehlt die fröhliche Kühnheit Don Juans, er braucht den Teufel als Brautwerber, und auf den Genuß folgen bei ihm Ekel und Reue. Immer tiefer verwickelt ihn in das, was für ihn Sünde ist, sein Verhängniß, die Liebe treibt auch ihn, wie den Göthe'schen Faust, zum Mord, da ist er ja schon angelangt an dem eigenmächtigen Eingreifen in die ewigen Ge-

setze, von dem ihm Mephisto die Erkenntniß der Wahrheit versprochen hat. Aber 's ist eine trübe Wahrheit: Ist nicht der Mord das alte Weltgebot und gäb es ohne Mörder einen Tod? Wenn ich auch morde, so bin ich nur der getreue Nachahmer des Geistes, der mir das Leben gab und wieder nimmt.

Sehnsucht nach der Kindheit unbewußter Wonne stellt sich bei ihm ein, aber dem setzt er entgegen sein trotziges Selbstvertrauen.

Bin ich unsterblich oder bin ichs nicht?
Bin ichs, so will ich einst aus meinem Ringe
Erobernd in die Welt die Arme breiten
Und für mein Reich mit allen Mächten streiten,
Bis ich die Götterkron aufs Haupt mir schwinge.
Und sterb ich ganz, wohlan so will ichs fassen
Nicht so, als hätte mich die Kraft verlassen,
Nein, selbst verzehr ich mich in meinem Stral,
Verbrenne selbst mich wie Sardanapal
Sammt meiner Seele unermessnen Schätzen,
Mich freuend, daß sie nimmer zu ersetzen.

Wie Lenau nicht ruhen konnte, ehe er seine Sehnsucht nach dem Meere gestillt, so treibts auch Faust vom festen Boden auf die schwankenden Wogen. Der Sturm umbrüllt ihn, da ruft er stolz in die Wolken: Mach was du willst mit deiner Sturmesnacht, du Weltenherr, ich trotze deiner Macht, hier klebt mein Leib am Rand des Unterganges, doch weckt der Sturm in meinem Geist die Urkraft, die ewig ist wie du und gleichen Ranges, und ich verfluche meine Creaturschaft! — Aber Mephisto hat ganz recht, wenn er ihn später daran erinnert:

Als du im Schiffe neulich
Auf deinen Gott gezankt so gräulich,
Das war, verlaß dich drauf mein Lieber,
Noch immer was vom Glaubensfieber,
Es war der Seele krankhaft Rütteln,
Den alten Rausch hinauszuschütteln.

Ja, Faust, das Kind einer gläubigen Zeit konnte wohl zur Gottanklage und zur Gottverachtung kommen, aber er, dem die sichtbare Welt keinen Ersatz bot für seinen geträumten Himmel, dem das naturwissenschaftliche Denken schon in der Schule unmöglich gemacht war, dem keine Hand den Weg wies zu erlösendem Schaffen für sich und Andre, er konnte nie zu einer klaren, das Weltall als solches umfassenden Anschauung kommen. Wie aus den goldnen Aehrenwogen der Mensch den Branntwein bereitet, so hat er aus Luft, Ozean und dem vollen Firmament Geister gebraut und auch

den Wunderschnaps der Trinität. Wer von diesem dreimal abgezogenen Geist einen herzhaften Zug getan hat, der wird den Rausch sein Lebelang nie ganz los.

Trefflich hat der Dichter dem ewig grübelnden Faust, eine prachtvolle Figur entgegengestellt, in Görg, dem Schiffsgenossen, einem Manne, der mit beiden Füßen fest auf der Erde steht und mannhaft der Wirklichkeit, sei sie gut oder schlimm, in die Augen schaut. Ich erinnere an die herrliche Scene in Göthes Faust, wo Gretchen den Geliebten in's Gebet nimmt und die Catechisation in den Worten gipfelt: Glaubst du an Gott? Diese Idee ist in Lenaus Faust durchaus originell neu entwickelt, in einem Gespräch, das Faust beim lustigen Zechgelage mit dem Reisegefährten Görg anknüpft, und das ich unverkürzt hier einschalten will:

Faust.

Ich fand an dir ein Wohlgefallen,
Stoß an mein wackrer Bruder, du.
Du sprachst zuvor ein tüchtig Wort
Vom Leben, Bruder, fahre fort,
Erzähle weiter mir ein Stück,
Was du vom Leben hältst und seinem Glück.

Görg.

Sie haben mich stockfinstrer Nacht
In diese Welt hereingebracht.
Ich weiß kein Wort, auf welchen Wegen,
Ist just auch nichts daran gelegen.
Nun bin ich da, hab einen Platz,
Der ist gut genug, ist gerade recht,
Denn daß ich nach dem Busenlatz
Fortuna's schiel, ist mir die Welt zu schlecht.

Faust.

Sag an, glaubst du an Gott?

Görg.

Du zeigtest dich im Sturme fest,
Drum sichs mit dir verkehren läßt,
Sonst schickt ich dich jetzt heim mit Spott.
Ich glaube Kameradenwort! —
Bei gutem Wind wohl an den Port,
Ich glaube, daß ein Schiff versinkt,
Wenn es zu viel Gewässer trinkt,
Wie selber ich zu Boden sänke,
Wenn ich zu viel vom Weine tränke.
Ich glaub an diesen süßen Kuß —
Ich glaube, daß ich sterben muß.

Faust.

An Gott vor Allem glaubst du nicht?

Görg.

Ich schaute nie sein Angesicht,
Niemals mir seine Stimme klang,
Wenn er von mir was haben will,
So blieb er nicht so mausestill,
So gab er mir ein Zeichen lang.

Faust.

Gab er dir nicht in Berg und Tal,
In blauer Luft, in Wetterstreichen,
Im großen Meer, im Sternensaal,
Daß er da herrscht, ein starkes Zeichen?

Görg.

Soll all' das mir zum Zeichen frommen,
So muß er früher selber kommen,
Daß ich von ihm erst fassen lerne,
Was heißt Berg, Tal, Luft, Meer und Sterne.
Das alles ist mir vor der Hand
Nur eben Stern, Luft, Meer und Land.
Was ich nicht fasse und verstehe,
Darf nicht dem Herzen in die Nähe.

Man vergleiche das mit den ausweichenden Antworten des Göthe'schen Faust, die noch heute von Pantheisten und allerlei unklaren Köpfen zu eignen Gunsten citirt werden, und man wird den Fortschritt des modernen Dichters erkennen. Da ist atheistische Klarheit freilich so nackt, so unvermittelt, so trostlos, daß sie der zerrissenen Seele eines Lenau-Faust nicht genügen konnte. Da war die Wahrheit, die er gesucht, aber freilich eine so einfache Wahrheit, daß sie dem mit Philosophie überladenen und erkrankten Magen des Dichter-Gelehrten wie hausbackenes Brod unverdaulich vorkommen mußte.

Faust's Stern muß sich neigen, der Don Juan in ihm ist nicht von der rechten Art; wenn ihm das Mädchen entgegenlächelt, so sieht er im tiefsten Aug die trübsten Schatten, und wehmütig gesteht er sich zu, daß Derjenige, der mit seiner Erkenntnißkraft sein kleines Stück der Welt zu erfassen trachtet, der Welt zum Heil geboren ist, daß er aber, der Alles zu deuten sich vermaß, im All spurlos, nutzlos untergehen muß.

Erhabner Weltschmerz! Nicht der da wimmert in den Liedchen der Dichterlinge, die mit der Welt nicht zufrieden sind, weil ihre Gedichte kei-

nen Absatz finden, nicht der mit seinem Phrasenprunk des Geistes Hohlheit überdeckt, nein, jenes Gefühl der Einsamkeit, das dir sagt:

Die Welle, die der Sturm bewegt,
Die schäumend an die Klippe schlägt,
Der Wind, der heulend Wälder splittert,
Der Blitz, der durch den Himmel zittert,
Mehr Heimat haben sie und Ruh,
Mein armes Herz als du!

Die Sehnsucht nach dem Verständniß des Ganzen, nach Gottähnlichkeit, die klagt:

So lang ein Kuß auf Erden glüht,
Der nicht durch meine Seele sprüht,
So lang ein Schmerz auf Erden klagt,
Der nicht an meinem Herzen nagt,
So lang ich nicht allwaltend bin,
Wär ich viel lieber ganz dahin.
Ha, wie das Meer tobt himmelwärts
Und widerhallt in dir, o Herz!
Ich fühls, es ist derselbe Drang,
Der hier in meinem Herzen lebt,
Und der die Flut zum Himmel hebt:
Die Sehnsucht nach dem Untergang.
Es ist das ungeduldige Zanken,
Hindurchzubrechen alle Schranken,
In freudevollem Todesfalle
Zusammenstürzen Alle — Alle.
O greife weiter, weiter Sturm,
Und nimm auf deine starken Schwingen
Den höchsten Stern, den tiefsten Wurm,
Um endlich Alle heimzubringen.

Und so stirbt Faust. Auf einsamer Meeresklippe stößt er sich den Dolch in's Herz. Wol dem, der noch so sterben kann, den nicht das Leben feig gemacht und im Staube der Gemeinheit hinkriechen läßt, bis der letzte Funke des prometheischen Feuers in ihm verglüht ist.

So starb Faust. Konnte Don Juan als ehrsamer Bürger in alten Tagen im Bette sein Dasein beschließen? Er hätte es gekonnt, wenn er nur Wüstling gewesen wäre. Das erleben wir alle Tage, daß solche in Ehren grau werden, und die schönsten Leichenreden werden an ihren Gräbern gehalten, aber Don Juan, der sich vermaß, keck in die Welt ein derbes Loch zu schlagen, Don Juan, der wie ein Wirbelwind der Wüste Alles in seine heiße Umarmung riß, mußte wie ein solcher in sich selbst verlodern,

mußte jung sterben und in voller Kraft, wenn er nicht sich selber und Andern zum Ekel werden wollte.

Ah, mein siegreicher Liebesheld, die Stunde kam, wo sich der Faust in dir rührte, wo du dir gestehen mußtest: in's Welke hat sich's Leben mir entfärbt, der frohe Juan ist aus der Welt entwichen, der traurige hat ihn beerbt; wo du hungertest nach Hunger und dürstetest nach Durst.

Einst ging er durch die nächtliche Haide, da sah er den Himmel glühn in wundervoller roter Pracht, doch als er näher kam, war's nur brennend Rohr, und als die Binsenglut in Asche fiel, war schwarz der Himmel, aus das Farbenspiel. So ist vielleicht der Liebe Zauberei nur Himmelswiderschein vom Erdenbrand, und wenn der Stoff verzehrt in Asche schwand, ist auch das Rosenspiel der Nacht vorbei.

Aber Don Juan kann nicht sterben wie Faust:

Der Todesstoß muß mich von außen treffen,
Krankheit, Gewalt, nur seis ein Gegenüber,
Ich geb doch selbst mir keinen Nasenstüber!
Wie echte Wollust nur zu zweien lodert,
So werden Zwei zum rechten Tod erfodert,
Nicht eigne Hand soll meine Tage kürzen,
Vom Schwerte eines Feindes möcht ich stürzen.

Glücklicher Don Juan! dein Wunsch ging dir in Erfüllung. Ein Jüngling, dessen Vater er erschlagen, und dessen Schwester er verführt, stellt sich zum Zweikampf. Don Juans überlegene Kraft und Fechtkunst geben ihm den Gegner in die Hand, aber er wirft den Degen weg und läßt sich lächelnd die Brust durchbohren. Seine letzten Worte sind:

Mein Todfeind ist in meine Faust gegeben,
Doch langweilt mich auch das, wies ganze Leben.

Armselige Resultate! Dem Einen ist das Leben ein Traum, den man träumend endet, ein grauses Possenspiel, das nur die Sehnsucht nach Vernichtung zeitigt, den Andern langweilt es. Und doch, belügen wir uns nicht! der Faust und der Don Juan, die wir in der eignen Brust tragen, sie kommen zu denselben Resultaten, und vor der Selbstvernichtung schützt uns nur der atheistische Fatalismus Görgs, den wir uns glücklich aus den Zweifelsstürmen gerettet haben, und jenes Streben, das seit dem Weltenfrühling der französischen Revolution der Menschheit zum Bewußtsein kam, das den grübelnden Faust aus Himmelshöhen herabzwingt und ihn mahnt: willst du Gott sein, so hilf dir selbst und Andern, willst du als schöpferische Ur-

kraft dich fühlen, so schaffe Gerechtigkeit, und deine Tat wird dir der schönste Lohn sein! das der elementaren Kraft Don Juans zuruft: der höchste Genuß ist der, Andern Genuß zu ermöglichen, und willst du ein Loch schlagen in die Welt, so schlags in die Tyrannei, schlags in der Geister verknöcherte Satzung. Auch die Freiheit ist ein Weib, aber nie wird dir Unlust verkümmern den Genuß ihres süßen Leibes, denn in idealer Ferne dir voranschwebend enthüllt sie sich nur dem brechenden Auge des sterbenden Kämpfers in ihrer ganzen Schöne.

Nikolaus Lenau kannte dieses Streben und er sangs in glutgewaltigen Liedern, aber er sangs in den Zeiten des Völkertodes, in jener stagnirenden Reaktionsperiode, die ihm kein Echo zurücksandte. Ach, wenn er die Tat gesehen hätte, wenn er den Wogensturm des kommenden Gerichtes hätte vernehmen können, der in unsren Ohren tost und unsre Herzen begeistert, vielleicht wäre ihm sein herbes Schicksal erspart geblieben.

Nikolaus Lenau, ein Aristokrat des Blutes und des Geistes, weh uns, daß die deutschen Dichter unsrer Zeit sich adeln und zu Hofräten machen lassen, während du trotzig in die Saiten schlugst:

> Nie wird mein Flügelroß
> Zum Schindergaule
> Für meine Ehre, und mich strafe Gott!

Nach Lenau ist in Herwegh der letzte Dichter unsrer Aristokratie zu Grab gegangen. Unsere Zeit drängt zu revolutionären Taten; die Kunst, die uns nicht hilft, verdient, daß ihr die Hand herunterfaule, der Forscher, der nicht in der Menschheit Tiefe steigt, drischt leeres Stroh, und wer die Stimme auf dem Forum erhebt, ohne als ceterum censeo Gerechtigkeit zu heischen für die enterbte Proletarierkaste, der ist ein schellenlauter Tor oder ein Verräter am Glück der Menschheit. Laßt die Ton- und Preisangeber des Marktes leben und schachern und hudeln, aber wo irgend einer unsrer Aristokraten geistig schläft, dem möcht ich in die Ohren gellen Lenaus Zuruf:

> Die Keuschen, sittig Strengen, Tugendfrommen
> Sind lahm und lau, wenns gilt den Strauß zu fechten,
> Wenn ihr Panier ins Blutgedräng gekommen,
> Doch Helden sind die sogenannten Schlechten.
>
> Der Fromme mit dem steifen Gottvertrauen
> Verwächst, und seine Klinge mit der Scheide.
> Der starke Gott wird selber durch sich hauen,
> Er will es, daß sein Knecht hienieden leide."

Doch solchem Ruf gebührt zur Antwort Solches:
O feige Gottesknechte, Kettenhunde!
Ein stumpfes Amen statt des scharfen Dolches?
Spürt Euer kalter Brand nicht mehr die Wunde?

Dein Tod am Kreuz, o Christus, ist verloren,
Wenn du nicht wieder kommst für unsre Nöten,
Prophetisch hat das Völkerleid geschworen,
Messias, daß du diesmal kommst zu tödten.

Sie fingen auf das Blut von deinen Hüften,
Die Welt zu tränken mit gefälschter Schale,
Die Welt damit zur Feigheit zu vergiften.
Sie krankt vom Opium in deinem Grale.

Hei, wie wir scharf dein Kreuz beschossen haben
Mit schneidigen Verstandes Hagelwettern!
Schon ist der Boden deines Reiches untergraben,
Die Kuppel stürzt und wird dein Priestertum zerschmettern.

Kein blutend Herz dem Untier mehr zur Atzung!
Messias Zorn, o komm, erschlag den Bösen!
Harpunen in die Schuppen starrer Satzung!
Und Dolche nach, die Menschheit zu erlösen!



Aphorismen.

Heutzutage gibt es nur noch Männer, die verliebt sind, das Lieben haben sie verlernt.

* * *

Ein Mann, der seine Verliebtheit kund gibt, spielt eine mehr oder weniger geckenhafte oder einfältige Rolle. Eine Frau, die liebt, kann nie häßlich sein.

* * *

Es gibt Mädchenaugen, die in uns die Verwunderung erregen, daß nicht im Dunkeln Motten und Nachtschmetterlinge in sie hineinfliegen.

* * *

Keine Frau versteht Ironie. Sie nimmt Alles für baare Münze. Aus einer Liebeserklärung, welche die pure Ironie war, sind schon manche Ehen geworden; und die bittersten Tränen aus schönen Augen sind der Liebe geweint worden, die sich in das Gewand der Ironie hüllte und darum mißverstanden wurde.

* * *

Frau Janssen-Pfund beklagt sich darüber, daß die Frauen in der Ehe nach dem Namen des Mannes sich nennen; noch viel abscheulicher ist die Unsitte die Frau auch mit dem Vornamen des Mannes zu bezeichnen: Mrs. Habakuk Meyer, Frau Georg Schmidt etc.

* * *

Das Beste über die Frauen hat doch Börne gesagt: Warum ist das zarte innig fühlende Weib, das einem Manne diesen furchtbaren Schmerz einflößt, so empfindungslos dagegen? Das Weib bildet den Horizont der Menschen, an dem Himmel und Erde zusammentreffen. Engel und Teufel vertragen sich in ihm, wie sonst nirgends. Die sanfteste edelmütigste Frau besitzt von der Hölle wenigstens ein volles Kohlenbecken, und es ist keine so ruchlos, die nicht einen kleinen Winkel des Paradieses in ihrem Herzen trüge. Man muß sie hassen, damit man sie ja nicht liebe, sie verachten, um sie nicht anzubeten, sie beherrschen, um nicht ihr Sklave zu werden.

Ein Brief an meinen Freund, den Squire von Oak Lodge.

Du hast mir einmal gesagt: „Dein Brief mag sehr interessant gewesen sein, nur schade, daß ihn kein Mensch lesen konnte." Darum will ich mein Schreiben diesmal vorsichtshalber lieber gleich drucken lassen, zumal da es nicht nur in Deinem treuen Herzen seine Adresse finden wird.

Ich muß wenigstens in Gedanken hinaus zu Dir, sonst ersticke ich in dem Schmutz, den man über mich häuft. In Brighton will ich erst den paar wackeren Freunden die Hand drücken und beim Peter den Willekum trinken. Dann aber gehts über Tal und Höhen des alten Hamburg County hinter dem erprobten Rößlein, und das Wasser der Seen blitzt aus dem Goldrot des Herbstlaubes, und ich grüße den Waldwinkel, wo Du einst ein Haidenröslein fandst, und den freien Wind und die fernher grüßenden Eichen von Oak Lodge. Endlich, endlich einmal bei guten Menschen zu sein, zu denen das Gute des eigenen Wesens ausgeht und im Tausche überreiche Belohnung findet! Endlich einmal heraus aus diesem Narrenhause von einer Stadt, wo ich den Glauben an mich selber zu verlieren und an der Existenz wahrer Menschlichkeit zu verzweifeln anfange!

So, jetzt wollen wir uns niederlassen in der Stube, von Urväter-Hausrat vollgepropft, jetzt stopfe mir die Pfeife Deines Vaters, des Europamüden Studenten mit der Rousseau-Sehnsucht im Busen, und hier will ich Dir und Deinem Weibe erzählen, was sie mir angetan haben.

Du weißt, eine zweifelhafte Fee hat mir die Gabe, den andern Menschen auf die Hühneraugen zu treten, in die Wiege gelegt. Ob ich will oder nicht, meine tappigen Stiefel richten rechts und links Unheil an, und immer höre ich auf diesem Maskenball des Daseins ringsum mich herum ein unterdrücktes „Autsch!" das freilich, so lange die allgemeine Keilerei noch nicht zu dem Tanzvergnügen hinzugetreten ist, mit einem verbindlichen Lächeln maskirt wird.

Unglücklicherweise hat fast Jeder sein Hühnerauge, und Diejenigen, welche es am besten verstecken und am leichtesten auftreten, schmerzt es am

meisten. Während ich also zu tanzen, mich und Andere zu amüsi
glaube, teile ich rechts und links Schmerzen aus, und in den Herzen wä
ungesehen der Groll.

Wird dann einmal einer der Getretenen grob und beklagt sich ü
mich, so freuen sich die andern vorläufig erst recht und lachen den Grobi
aus — wie kann man auch so ein dummes Hühnerauge haben! — u
klatschen mir Beifall. Wenn ich es aber gar zu toll treibe, wenn ich m
einer mir selber unbegreiflichen Fertigkeit, einige tausend Hühnerau
zugleich im Schmerz aufjauchzen lasse, wenn ich die ganze schöne Tanzor
nung durchbreche und Alles beleidigt habe, von der Ballkönigin bis z
Schuhwichser, dann werden sie auf einmal alle einig, und es geht über m
her, ganz wie auf einer richtigen „Baurekerwe“ — etwas Andres ist
Grund genommen dieser Maskenball nicht — wer mir eben noch zugelächel
schwingt das Stuhlbein über meinem Haupt, wer eben noch mit mir getru
ken, wirft mir das Glas ins Gesicht.

Du meinst, ich übertreibe, Freund, Du hättest in der letzten Zeit h
sein sollen, und Du hättest gesehen, daß das Bild zur scheußlichen rea
Wahrheit wurde. Bei solchen Gelegenheiten erinnert sich Jeder seines bel
digten Hühnerauges, es ist nicht mehr lächerlich oder dumm, gr
zu werden, sämmtliche so hundertfach verschiedenartig verkrüppelten Fü
sind für einmal eine einzige Armee, aus dem unterdrückten Autsch wird
Wutgeheul, und in einer einzigen schmutzigen Woge ergießt sich der la
aufgedämmte Haß.

Soll ich Dir einige dieser Hühneraugen aufzählen, welche in den B
reich des Armen Teufels kommen? Wolan, hier ist ein Mann, dess
Grundsatz ist: Leben und leben lassen. Es läßt sich famos mit ihm v
kehren, er lacht über deine Scherze, er lobt deinen Freimut, aber er h
doch trotz seines freidenkerisch aufrechten Ganges so ein kleines protesta
tisches oder katholisches Hühnerauge. In deiner nichts ahnenden U
schuld trampelst du mit wahrer Wollust drauf herum. Die Zeit wi
kommen, da du den Mann als schonungslosen Feind dir gegenüber u
den Wutschmerz des Hühnerauges aus seinen Kopf=Augen tierisch dich a
starren siehst. Oder ein Mann ist frei von jedem unsichtbaren Gott; bra
schreit er entzückt, wenn du dein Schwert über Pfaffendünsten und Pf
fenkünsten schwingst. Aber du hast auch so allerhand kuriose soci
Ideen, du kümmerst dich um die Ungerechtigkeit der Verteilung der Leben
bedingungen und Lebensgenüsse, du machst den Mann des Geldes für d
Elend der Armen verantwortlich. Dein Freund ist diplomatisch gen

dir Recht zu geben, aber die Liebe zum Eigentum, einerlei wie es erlangt wurde, ist sein moralisches Hühnerauge; du trittst darauf, er lächelt und verzeiht es deinem „jugendlichen Enthusiasmus“, aber er wird sich rächen, sobald es Gelegenheit gibt.

Oder du empörst dich über die freiheitswidrige Geheimnißtuerei der Logen. Da regt sich bei dem Manne, der sein freimaurerisches Hühnerauge schon halb vergessen hat, die alte Liebe, und er fühlt es, wenn er es auch nicht einmal sich selber ausspricht: dem Kerl bin ich eins schuldig. Du lachst über die Narretei der Uniformen in der Republik, und, Unglücklicher! noch letzte Woche hat sich dein Gegenüber als Ritter photographiren lassen und das Bild stolz an die Verwandten in Deutschland geschickt.

Ja, die lieben Verwandten! Zum Hausgebrauch ist man allerdings Verwandten gegenüber neidischer, gehässiger, geiziger als bei Fremden. Aber wenn so ein Stral der Lächerlichkeit, ein Hieb des Tadels auf den Schwager oder Schwiegervater oder Onkel fällt, dann ist auf einmal „Blut dicker als Wasser“ — wie darf man einen Menschen bloßstellen, der zu m i r in Beziehungen steht! — und die Hühneraugen der Verwandten werden identisch mit den eigenen.

Ach, ich Unglückseliger, was habe ich nicht Alles auf dem Kerbholz! Ich habe Geizige zu unnötigen Ausgaben verleitet, sie fluchten mir von der Stunde an. Ich habe in die hohle Pracht der Prominenten Löcher geschlagen, ich habe die Eitelkeit, die Leerheit, die Alltäglichkeit im eigenen Lager nicht verschont und so auf diesen Hühneraugen, die mir teuer und heilig hätten sein sollen, herumgewütet, daß man auch von dieser Seite mit Genugtuung zusieht, wenn ich — an die Luft gesetzt werden sollte. Ich habe des Lebens Lust, die Freiheit der Liebe und die Gleichheit des Weibes gepredigt und besungen und gedachte dadurch Allen eine Freude zu bereiten. O ich Tolpatsch! die besten Damen habe ich damit beleidigt, denn unter dem engen Schuh der conventionellen Lüge wuchs das Hühnerauge des Anstandes, und vor keuschen Ohren soll man nicht nennen, was keusche Herzen nicht entbehren können.

Fülle den Becher, Freund! auch hier ist Trank der Labe, Balsam fürs gequälte Herz. Du weißt, daß ich nicht zum Hassen geschaffen bin; es passirt mir häufig, daß ich meine Feinde auf der Straße grüße, weil ich mich absolut nicht mehr erinnern kann, was eigentlich die Feindschaft veranlaßt hatte. Und doch gerade auf m e i n Haupt die Fülle des Hasses! Ich habe mir einreden wollen, ich hätte das Alles verdient; ich habe ja schon manchen dummen Streich gemacht, und ich habe auch aus

Lust am Schabernack, und weil es so schwer ist, einen Witz auf Kosten eines Andern zu unterdrücken, Manchen unverdient gekränkt. Aber nein, die tierische Wut, die mich auf der Straße anglotzt und in Wirtshäusern insultirt, die vor den Fenstern meines Sanctums und in den Spalten einer Zeitung ihre Kriegstänze aufführt, will ich meinetwegen als die tragische Gerechtigkeit annehmen, die uns auch für die Ueberhebung über Dummheit und Unredlichkeit büßen läßt — daß aber auch Menschen, die ich für meine Freunde gehalten, die ich mir aus dem Troß herausgelesen, aus kleinlicher Hühneraugen-Rache mir den Rücken drehen, das — nun das sollte ich eigentlich gewöhnt sein. Aber das Herz tut mir weh, nicht nur so bildlich poetisch, sondern im Fleische schmerzlich zuckt es hinter den Rippen.

Ich klage nicht, die Todten sind mir ja geblieben und Du, bei dem ich zu Hause bin, und die so sind wie Du. Fülle den Becher! Hörst Du draußen die Eichen im Nachtwind aufrauschen? Die Blätter sind schon welk, und morgen vielleicht liegen sie traurig am Boden. Aber auch ihr Sterbelied ist ein Freiheitsgesang; denn wenn der Frühling wieder kommt, treibt auch das Leben in den alten Eichen wieder empor, und sie werden wieder im grünen Gewande das alte Evangelium verkünden, welches vielleicht von einem kommenden, besseren Geschlecht ins Menschliche übersetzt wird.

So, nun hab ich Dir meinen Kummer erzählt, Squire von Oak Lodge, und es ist mir leichter ums Herz, und Du — bös büst Du mi dorüm doch nich! Ne, wat denn?



Der wahre Judas.

Sämmtliche Scheusale der Geschichte, oft ebenso unschuldig zu dieser Bezeichnung gekommen wie gewisse Wohltäter der Menschheit, haben nicht so viel Fluch und Schande auf ihr Haupt gehäuft wie der biblische Judas, der Ex-Jünger Jesu. An des Verräters Sohlen, einerlei ob derselbe eine Gestalt der Menschen-Typen darstellenden Sage oder eine historische ist, heften sich die Erinnyen. Auch ich habe mich durch landläufige Auffassungen bestimmen lassen, einen Stein nach dem Selbstmörder zu werfen; es schien mir, als ob in ihm die Sparsamkeit, der Geiz in seiner zerstörenden Gewalt einer revolutionären Idee gegenüber und in seiner schließlichen Ohnmacht personificirt sei. Die Aussage eines guten Buches, in welchem Judas als die interessanteste Figur unter den Jüngern bezeichnet wird, und eine Skizze von Geo. M. Baxter veranlaßten mich zu erneutem Studium der neutestamentlichen Novellen, und ich überbringe den Lesern eine Auffassung dieses vielgeschmähten Charakters, die vielleicht mehr Berechtigung hat, als die irgend eines Theologen. Man sage mir nicht: Was gehen uns Menschen der Neuzeit die alten Schmöker an! was kümmerts uns, ob der Judas ein Heiliger oder ein Schuft war! — Es geziemt uns, in Allem das Menschliche zu suchen, und wenn in meiner Auffassung des vielgeschmähten Charakters irgend eine einsame Seele ihr eignes Leiden und Lieben wiederfindet, so habe ich mir und Allen genug getan.

Und Judas war eine einsame Seele. Bei seiner Geburt, welche das Leben der Mutter zerstörte, prophezeiten die weisen Frauen, er werde Großes tun aber Schlechtes. Der Vater hielt ihn zu den härtesten und niedersten Arbeiten, um die Teufel aus seinem Leibe zu treiben, die Kinder, welche seine Spielgenossen hätten sein sollen, mieden ihn als einen, der mit dem bösen Auge behaftet ist. Von allen gemieden, gefürchtet, gehaßt, sehnte sich dies junge Herz in verzehrender Glut umsonst nach einem Sonnenstral, nach einem Blick der Liebe und des Vertrauens.

Lust am Schabernack, und weil es so schwer ist, einen Witz auf Kosten eines Andern zu unterdrücken, Manchen unverdient gekränkt. Aber nein, die tierische Wut, die mich auf der Straße anglotzt und in Wirtshäusern insultirt, die vor den Fenstern meines Sanctums und in den Spalten einer Zeitung ihre Kriegstänze aufführt, will ich meinetwegen als die tragische Gerechtigkeit annehmen, die uns auch für die Ueberhebung über Dummheit und Unredlichkeit büßen läßt — daß aber auch Menschen, die ich für meine Freunde gehalten, die ich mir aus dem Troß herausgelesen, aus kleinlicher Hühneraugen-Rache mir den Rücken drehen, das — nun das sollte ich eigentlich gewöhnt sein. Aber das Herz tut mir weh, nicht nur so bildlich poetisch, sondern im Fleische schmerzlich zuckt es hinter den Rippen.

Ich klage nicht, die Todten sind mir ja geblieben und Du, bei dem ich zu Hause bin, und die so sind wie Du. Fülle den Becher! Hörst Du draußen die Eichen im Nachtwind aufrauschen? Die Blätter sind schon welk, und morgen vielleicht liegen sie traurig am Boden. Aber auch ihr Sterbelied ist ein Freiheitsgesang; denn wenn der Frühling wieder kommt, treibt auch das Leben in den alten Eichen wieder empor, und sie werden wieder im grünen Gewande das alte Evangelium verkünden, welches vielleicht von einem kommenden, besseren Geschlecht ins Menschliche übersetzt wird.

So, nun hab ich Dir meinen Kummer erzählt, Squire von Oak Lodge, und es ist mir leichter ums Herz, und Du — bös büst Du mi dorüm doch nich! Ne, wat denn?



Der wahre Judas.

Sämmtliche Scheusale der Geschichte, oft ebenso unschuldig zu dieser Bezeichnung gekommen wie gewisse Wohltäter der Menschheit, haben nicht so viel Fluch und Schande auf ihr Haupt gehäuft wie der biblische Judas, der Ex-Jünger Jesu. An des Verräters Sohlen, einerlei ob derselbe eine Gestalt der Menschen-Typen darstellenden Sage oder eine historische ist, heften sich die Erinnyen. Auch ich habe mich durch landläufige Auffassungen bestimmen lassen, einen Stein nach dem Selbstmörder zu werfen; es schien mir, als ob in ihm die Sparsamkeit, der Geiz in seiner zerstörenden Gewalt einer revolutionären Idee gegenüber und in seiner schließlichen Ohnmacht personificirt sei. Die Aussage eines guten Buches, in welchem Judas als die interessanteste Figur unter den Jüngern bezeichnet wird, und eine Skizze von Geo. M. Baxter veranlaßten mich zu erneutem Studium der neutestamentlichen Novellen, und ich überbringe den Lesern eine Auffassung dieses vielgeschmähten Charakters, die vielleicht mehr Berechtigung hat, als die irgend eines Theologen. Man sage mir nicht: Was gehen uns Menschen der Neuzeit die alten Schmöker an! was kümmerts uns, ob der Judas ein Heiliger oder ein Schuft war! — Es geziemt uns, in Allem das Menschliche zu suchen, und wenn in meiner Auffassung des vielgeschmähten Charakters irgend eine einsame Seele ihr eignes Leiden und Lieben wiederfindet, so habe ich mir und Allen genug getan.

Und Judas war eine einsame Seele. Bei seiner Geburt, welche das Leben der Mutter zerstörte, prophezeiten die weisen Frauen, er werde Großes tun aber Schlechtes. Der Vater hielt ihn zu den härtesten und niedersten Arbeiten, um die Teufel aus seinem Leibe zu treiben, die Kinder, welche seine Spielgenossen hätten sein sollen, mieden ihn als einen, der mit dem bösen Auge behaftet ist. Von allen gemieden, gefürchtet, gehaßt, sehnte sich dies junge Herz in verzehrender Glut umsonst nach einem Sonnenstral, nach einem Blick der Liebe und des Vertrauens.

Dreiundzwanzig Jahre alt, als der Vater wieder eine grausame körperliche Züchtigung an ihm vornahm, erschlug er den Erzeuger und entfloh. Von herkulischer Gestalt und dämonischer Schönheit, ein ächter Nachkomme Josuas, gewann er in römischen Söldnerdiensten das Wohlgefallen einer hochstehenden Dame, und von der Lust der Welt wurde er satt bis zum Ekel. Eine mißglückte Verschwörung, an welcher er, nach der Macht strebend, welche zur Wollust die Grausamkeit erlaubt, sich beteiligt hatte, machte ihn aufs neue zum ruhelosen Wanderer. Da traf er eines Tages in Capernaum den Mann mit den sanften, klaren, Mitleid blickenden Augen. Mit dem Wort, das dem Niedersten Lebensmut einflößte, mit der Berührung, welche Gesundheit in kranke Leiber goß. Das Volk nannte ihn Messias und Gottes Sohn, Judas aber wußte nur, daß er hier einen Menschen gefunden, der ihm mehr geben konnte, als er bisher in Glück und Unglück gefunden, und als Jesus zu ihm sprach: „Folge mir nach!" folgte er ihm willenlos und machte sich zum Diener Desjenigen, der selber den Niedrigsten diente.

Aber in der waffenlosen Heeresfolge des Nazareners verließ ihn der alte Löwenmut nicht. Wenn eine gefahrvolle Reise zu unternehmen war, wenn es Klugheit und Gewandtheit erforderte, fernen Brüdern Botschaft zu überbringen, Judas wurde dazu auserkoren. Eines Tages war er von der Ueberzahl überwältigt worden, für todt ließ man ihn liegen, aber im Hause des Lazarus zu Bethanien brachte ihn zarte Fürsorge wieder ins Leben, und als er die Augen zum erstenmal wieder aufschlug, sah er in zwei andern Augen den Himmel, der ihm bis dahin verschlossen gewesen. Maria, des Lazarus Schwester, beugte sich über ihn mit freundlichen Worten und kühlte seine Wunden. Von dem Augenblick an war sein Herz in ihrer Hand, und sein ganzes Leben war Liebe.

Und nun verlebte ein Paar denselben Liebestraum, der junge Herzen beglücken wird, so lange die Welt steht; unter den Oelbäumen lasen sie gemeinsam die glühenden Zwiegespräche Salomos und seiner Sulamith, und doch war Judas, vor der Reinheit dieses Weibes wie vor etwas Göttlichem sich beugend, mit Küssen zufrieden, wo er sonst die schrankenlose Umarmung erzwungen hätte.

Aber solches Glück ist flüchtig wie der kühlende Schatten einer Wolke, welche die sengende Sonne verdeckt. Im Auftrage des Meisters wurde Judas nach Cäsarea geschickt. Bittere Tränen rannen in die Küsse des Abschieds, aber Maria war es, welche dem Scheidenden den erhabenen

Trost ins Herz sprach: Höher als die Liebe steht das Gebot des Messias, welcher gekommen ist, die Menschen zu erlösen.

Furchtlos verkündete Judas in der Herodes-Stadt das Evangelium, und zum Lohn wurde ihm harte Strafe im unterirdischen Gefängniß. Aber was waren alle Qualen, aller Hohn der Knechte, alle Entbehrungen ihm, der den Glauben an seine Mission und an seine Liebe im Herzen trug? Eine Laune des Herrschers gab ihm die Freiheit wieder. Mit Windeseile trug es ihn durch die Städte, über die Flüsse und Berge, bis er im Abendschein das geliebte Bethanien vor sich liegen sah. Jetzt noch das Wäldchen, jetzt noch der Hohlweg, da ist der Brunnen —— Aber am Brunnen standen ein Mann und ein Weib, und der hervorbrechende Mond enthüllte das Licht der Liebe in ihren Augen. Und das Weib war seine Maria, und sie küßte das Gewand des Mannes, und seine Hand lag auf ihrem Haupte. Da regte sich in ihm Tigerwut, und wie er hervorstürzen will, den Räuber seines Glückes zu erdrosseln, da wendet der seinen Kopf, und er erkennt seinen Meister, Jesus, den Christ. Der nickt ihm freundlich zu und spricht: Ich wußte, daß du mich nicht verlassen würdest, Judas! Da stürzte der weinend vor ihm nieder und küßte seine Füße. Aber der Kuß Marias war kalt und nicht wie der einer Braut, und die Liebe war aus ihm gewichen.

Armer Judas! Es war eine traurige Heimkehr. Aus seinem Herzen war der Friede gewichen, und die Dämonen des Mißtrauens und der Eifersucht hatten ihren Einzug gehalten. Also hielt er in schlaflosen Nächten mit seinem Herzen Zwiesprach: Er ist rein und gut, nicht anders sieht er sie an als die Sünderin, die man steinigen wollte, oder die Aussätzige, aber sie — liebt sie ihn nicht? hat nicht der allmächtige Gott, verdammt sei sein Walten! die Liebe, welche mir mehr war als Welt und Seligkeit, ihm zugewandt? ist sie nicht bestimmt, die Versucherin zu sein, da doch geschrieben steht, Gottes Sohn soll versucht werden wie jeder Menschensohn?! O Judas, du Narr! steht nicht auch geschrieben, daß in alten Tagen die Söhne Gottes Gefallen fanden an den Töchtern der Menschen und sie zum Weibe nahmen? Hast du nicht selber im Palaste des Antiochus tausendmal die Erfahrung gemacht, daß die Weiber lügen können mit lachenden, küssenden Lippen? ist nicht die Untreue des Weibes ein Sprüchwort bei allen Völkern?

Als aber Judas den Sturm seiner Seele über Maria ausgoß — jetzt drohte er ihr mit allen Qualen der Hölle, jetzt lag er vor ihr im Staube und bettelte um ihre Liebe wie ein Verdurstender um einen Tropfen Wasser —

da wandte sie sich mit Abscheu von ihm ab. Was waren ihr die Rasereien und Klagen des Wilden und Starken, seitdem die Liebe zu dem milden Gotte unter den Menschen sie beseelte!

In seiner Verzweiflung suchte Judas ein Freundesherz, das er bei Bartholomäus zu finden glaubte. Aber der antwortete ihm mit rauhen Worten: Ist das die Zeit, an Liebesleiden zu denken, jetzt da die Schriftgelehrten unsres eignen Glaubens mit dem heidnischen Tyrannen Hand in Hand gehen und für die Lehren unsres Meisters sein Leben verlangen?! Da tauchte aus dem Wogensturm in der Seele Judas die gewaltige Versuchung auf: Gib ihn in ihre Hände! Ist er Christus, so wird er sich in seiner ganzen göttlichen Majestät erheben und seine Feinde zerschmettern; dann werde ich wissen, daß die Liebe Marias ihn so wenig berührte wie das Lied der Lerche die Morgenröte. Ist er aber ein Betrüger, so wird er vor ihren Augen erniedrigt werden, und die Hölle wird mir ihren Hohn leihen für dieses Weib, das meine Liebe verschmäht hat. Ist er Gottes Sohn, so will ich ihn anklagen, daß er, der Alles hat, die Welt und ihre Erlösung, mir das Einzige geraubt hat, das mein dunkles Dasein erhellte, und ich will diesem Gott sagen: behalte deine Erlösung, ich wähle mir meine Liebe und die Verdammniß; ist er ein Narr, so will ich ihn retten aus denselben Händen, denen ich ihn übergeben habe, und will ihn dem Weibe schenken, das ich dann verachten und zertreten muß und das ich doch lieben werde bis ans Ende.

Damals war es, als Maria im Hause Simeons, des Aussätzigen, die Füße Jesu salbte mit köstlichen Salben; und nicht aus einem geizigen, aus einem eifersüchtigen, von wahnsinniger Wut verzehrten Herzen kamen die Worte: „Wozu die Verschwendung, hätte man das nicht verkaufen und den Armen geben können?“ Und dem armen Judas klang es wie Hohn, als Jesus erwiderte: „Die Armen habt ihr immer bei euch, mich aber nicht. Ich sage euch, Maria wird man preisen, wo immer mein Wort gepredigt wird.“ Ein Blick voll unsäglicher Verachtung schoß aus den Augen des Weibes über den Verlassenen, und dieser Blick reifte den Entschluß in Judas Seele.

War es nur der Verräter, welcher den Menschensohn mit einem Kusse in die Hände seiner Feinde überantwortete, oder bebte in diesem Kusse auch der letzte Abschied eines Unglücklichen von dem, was ihm im Leben groß und gut erschienen war? — Ach, daß er keinen Gott verraten hatte, erkannte Judas alsbald, aber, verdammt dazu, das Leiden Jesu mit eigenen Augen zu sehen, war es um seinen Triumph getan, und seine Seele beugte

sich vor der Hoheit in tiefster Erniedrigung, vor der Hoheit menschlichen Sterbens um der Wahrheit willen. War es Genugtuung für Judas' Racheburst, daß der vermeintliche Gott am Kreuze ausrief: „Mein Vater, mein Vater, warum hast du mich verlassen?" Nein, nein! am Fuße des Kreuzes sah er Maria liegen, und in ihre vor Schmerz und Liebe brennenden Augen sank der brechende Blick des sterbenden Menschensohnes.

Als die Hirten am kommenden Morgen den Leichnam des starken Judas im Wind hin und her schwanken sahen, legten sie ihn sanft auf den Erdboden. Und wenn sie fragten: Wer ist der Unglückliche, der sein Leben mit eigner Hand nahm? wußte ihnen Niemand die Antwort zu geben: Ihr betet für Einen, der alle seine Himmel zerschmetterte aus unendlicher, wahnsinniger Liebe zu einem Weibe.



Dichter und Bourgeois.

In einer seiner berühmten Verteidigungsreden, die immer zu den schärfsten Anklagen gegen die Richter selber wurden, hat Ferd. Lassalle den geringen Einfluß der deutschen Dichter auf ihre Landsleute in ungefähr folgenden Worten beklagt: Wahrlich, für die deutsche Bourgoisie sind unsere großen Sänger von kaum größerer Bedeutung, als wenn's Kraniche gewesen, die einmal hoch über ihren Häuptern hinflogen, die Deutschen halten ihre Dichter in Ehren, weil sie gelegentlich eine Stelle aus ihren Werken citiren können, in den Geist und die Gesinnung derselben sind sie nicht eingedrungen. Man hält Schillerfeste, weil man ihn nicht gelesen hat, hätte man ihn gelesen und verstanden, man würde seine Werke verbrennen.

Schlimm genug, daß Lassalle Recht hatte, schlimmer, daß er noch heute Recht hat. Wenn die deutschen Philosophen und Professoren der Reaktion es heute noch machen könnten, sie würden Lessings Emilia Galotti aus der Literatur streichen, Schillers Räuber würden nie geschrieben worden sein, und nirgends würde auf den Brettern im Tell der Sieg des zur Macht gewordenen Rechtes gefeiert werden dürfen. Da nun aber nach einer civilisatorischen Errungenschaft, die sich die neue Zeit ertrotzt, von dem was einmal an Kulturschätzen vorhanden ist, nichts gestohlen werden **kann**, so würde die Censur sämmtlicher Fürsten und Pfaffen vom allergeringsten Belang sein, wenn sie nicht aufrecht erhalten würde, durch die Ignoranz, die Philisterhaftigkeit und die bodenlose Gemeinheit der Classe, welche Lassalle die Bourgeoisie nennt.

Es kann nicht genug betont werden, daß die gefährlichsten Volksfeinde heut zu Tage nicht mehr auf Tronen und vor Altären zu suchen sind, sondern in den Waarenhäusern und Kramläden, an den Stammtischen der Kneipen, auf den Kathedern und in den Hörsälen unserer Universitäten, den Hallen unserer Volksvertreter, kurz überall da, wo jenes Element sich

breit macht, das in der Aufrechterhaltung des bestehenden Zustandes die Garantie seines egoistischen geldschmutzigen Glückes erblickt.

Ich sage, dort sind die gefährlichsten Feinde zu suchen, doch wenn der Bourgeois auch an und für sich feige ist, und stets der Gewalt nachgibt, so macht ihn das Bewußtsein der Mehrheit zu einem undurchdringlichen Widerstand gegen jeden wahren Fortschritt. Für ihn gibt es nur eine Religion: Gib dem Kaiser was des Kaisers und Gott was Gottes ist, damit du das Uebrige ungestört für dich behalten kannst; nur einen Ehrgeiz: reich, oder doch wie er es nennt, unabhängig zu werden; nur eine Unsterblichkeit: seinen Kindern Vermögen zu hinterlassen; nur eine Hoffnung: daß Alles beim Alten bleibe, und nur eine Furcht, die vor der friedlichen oder gewaltsamen Revolution. Als Recht und Ordnung gilt ihm Alles, was ihn in der Erreichung seiner kleinlichen, egoistischen Zwecke schützt, und als Unrecht verabscheut er Alles, was ihn in seinen löblichen Bestrebungen stört, oder gar an seine Mithilfe als Mensch appellirt. Der Bourgeois gibt sich bei oberflächlicher Beachtung als harmloses Tier, aber laß ihn in die Wut der Angst geraten, oder gib ihm die Macht, das Vaterland zu retten, und er wird sich zur blutdürstigen Bestie entwickeln.

Der Bourgeois ist eine Schöpfung der Neuzeit, aber doch hat man schon Gelegenheit gehabt, ihn in seiner ganzen Menschenherabwürdigung, kennen zu lernen. Gibt es irgend eine Gemeinheit, welche nicht von den englischen Krämern an wehrlosen Völkern des ganzen Erdenrundes practicirt wurde? Ist es nicht der Bürgersoldat, die Miliz, welche zuerst ihre Kugeln in die waffenlose Masse der Arbeit und Brod Heischenden sendet? Hat die Welt eine furchtbarere Rache gesehen, als die, welche die Partei der Ordnung nach dem Sturz der Commüne in Paris nahm? Die Revolutionen duften bekanntlich auch nicht nach Rosenwasser, der entfesselte Groll der Unterdrückten will seine Opfer haben, aber der Revolutionär hat Ideale, er tödtet, wo er es der Erhaltung seines Princips schuldig zu sein glaubt, und er verzeiht nur zu gern und zu bald. Die Contrerevolution der Reaktion aber kennt nichts Heiliges, sie wütet sinnlos wie der Wolf unter der Lämmerherde, sie wirft jede Maske bei Seite, und nur die Bestie bleibt übrig. Es hat sich in Paris bewiesen, daß der Bourgeois sich nicht mit den Blutopfern der Leidenschaft begnügt, sondern daß er noch Jahre lang, nachdem die göttliche Ordnung wiederhergestellt ist, systematisch mordet, raubt, prostituirt, Leiber und Seelen Derer vergiftet, welche nichts Anderes wollten, als die Erde den Menschen schenken. — Selbstverständlich hat das 19.

Jahrhundert eine solche Bourgeoisie auch in Deutschland geschaffen, nur hat sie noch nicht Gelegenheit gehabt, ihre Bedeutung tatsächlich zu erweisen; das herrliche Kriegsheer und die Polizei haben bis jetzt dafür gesorgt, gelegentliche Verbrecher an der heiligen Ordnung unschädlich zu machen. Daß sie aber vorhanden ist, bewies das Ergebenheits- und Condolenzgeheul im ganzen deutschen Reiche, als Nobiling den alten Volksmörder in Berlin anschoß, beweist der von allen Kanzeln, in allen Schulen und in allen Stammkneipen gepredigte Kreuzzug gegen die bösen Socialisten und Anarchisten. Da hat Lassalle freilich recht: für diese Bourgeoisie haben unsre erhabensten Geister nicht existirt; wenn er aber darum verzweifeln zu müssen glaubte, so hat er doch sich selber und denjenigen, die er vertrat, Unrecht getan.

Namentlich läßt es sich nicht leugnen, daß Schiller vor allen Andern ganz unberechenbaren Einfluß ausgeübt hat und noch ausübt im Proletariat, bei allen Denen, die darum nicht der Gemeinheit der Bourgeoisie anheimfallen, weil sie nach Schätzen trachten, die sich weder zählen noch wägen lassen. Wenn Johannes Scherr sagt: Seit Homer hat kein Dichter auf die menschliche Gesellschaft eine so unermeßliche Wirkung geübt wie Schiller, so hat sich die Wahrheit dieses Wortes vor 25 Jahren bei der Schillerfeier auf's glänzendste erwiesen. Nie, so lange die Welt steht, ist die Säkularfeier eines Menschen im Vaterlande, wie in der Fremde, so allgemein, so dankbar und großartig begangen worden wie Schillers hundertjähriger Geburtstag. Ein solch allgemeiner Begeisterungsausbruch wäre ohne verständige Würdigung im wahren Volke undenkbar.

Meine arme kranke Mutter stand im Mannheimer Nationaltheater neben mir, um die unverkürzte Aufführung des Wallenstein-Cyclus mitanzusehen, stand drei Abende nacheinander, jedesmal fünf Stunden lang, und sie war nur Eine von Vielen; und wer es wie ich, ebendaselbst erlebt hat, daß bei dem Ausruf Marquis Posas: „Sire, geben Sie Gedankenfreiheit!" das ganze Auditorium, vom Parquet bis zu den Gallerien in einen Beifallssturm ausbrach, daß Marktweiber und Schiffslader sich Tränen aus den Augen wischten, der weiß, daß so etwas nicht durch die Mode gemacht wird, sondern einzig darauf zurückzuführen ist, daß das Volk aus Schillers Worten den Pulsschlag des eigenen Herzens herausfühlt.

Unter dem Deutsch-Amerikanertum ist solche Begeisterung ein gar seltenes Kraut. Erstlich macht sich doch eine gewisse Entfremdung vom Vaterland und von vaterländischen Dingen bei solcher Gelegenheit bemerkbar, und zweitens macht sich jene Bourgeoisie bei uns weit frecher breit als in Europa, da selbst die geistig Rohsten in der republikanischen Freiheit die

Entschuldigung finden, sich so zu geben, wie sie sind. — Und doch ist gerade hier die herrlichste Gelegenheit gegeben, in Schillerschem Sinne zu wirken und zu gestalten. Schiller schrieb im Jahre 1792: „Hätte jeder freigesinnte Kopf geschwiegen, so wäre nie ein Schritt zur Verbesserung geschehen." Wir aber, die Freidenker, die Radikalen, die Socialisten unter den Deutsch-Amerikanern, wir sind gerade Diejenigen, welche nicht schweigen wollen, sondern recht laut reden, um so lauter, je mehr uns der wüste Lärm des betörten Pöbels übertönt, je enger die Midgardschlange der egoistisch mercenären Weltanschauung den krachenden Leib dieser Republik umschlingt.



Der jüdische Heldensang.

Zwei Dinge sagt man den Juden nach, die nach meiner Ansicht beide nicht stichhaltig sind, erstlich persönliche Feigheit und zweitens Religionstreue.

Um mit letzterer zu beginnen, so ist es wirklich bezeichnend für die Leichtgläubigkeit der Menschen, daß man heute noch in religiösen Kreisen (in christlichen und jüdischen) die Ueberzeugung hegt, die Religion der alten Juden sei eine von der der andern semitischen Völker wesentlich verschiedene gewesen, und das treue Festhalten des Volkes Israel an dem Eingott- oder Jahve-Glauben sei eine wesentliche und lobenswerte Eigenschaft desselben gewesen, während ein Blick in die Bibel, welche doch dieser Sorte von Menschen als unantastbares historisches Dokument gilt, gerade das Gegenteil kund gibt. Es gibt keinen einzigen semitisch-religiösen Carneval, auf dem die Juden nicht mitgetanzt hätten, es gibt keinen einzigen götzendienerischen Unsinn, den sie nicht mitgemacht hätten. Durch das ganze alte Testament geht die Wehklage der Einzelnen über den fortwährend sich erneuernden Abfall des Volkes. Wenn man bedenkt, mit welcher Zähigkeit die Germanen gegen das Einschleichen und Aufoktroiren des Christentums sich wehrten, wie die Sachsen durch Todtschlag decimirt werden mußten, ehe sie der Taufe sich bequemten, so muß Einem das Benehmen des jüdischen Volkes als ganzes geradezu charakterlos erscheinen, zumal da dies Volk in der Wahl seiner Götter durchaus nicht wählerisch, sondern immer mit dem nächsten Besten zufrieden war. Selbst des Griechentums, das mit seiner heiteren Lebensauffassung dem innersten Wesen ds Semitentums zuwider sein mußte, selbst dessen vermochte man sich nicht zu erwehren, ja, wie der Historiker der Makkabäer erzählt, hat man dasselbe förmlich zu sich eingeladen. Zur Zeit der Ptolemäer hielt das Volk in Jerusalem einen Rat, und sie sprachen: „Lasset uns einen Bund machen mit den Heiden umher und ihre Gottesdienste annehmen — — — Diese Meinung gefiel ihnen wohl!"

Was nun den zweiten Punkt anbelangt, so habe ich, für meine Person, niemals an die persönliche Feigheit der Juden, auch der modernen, geglaubt. Es schien mir vielmehr, als ob ihr Vermeiden von tätlicher Eroberung oder Verteidigung eines Rechtes vielmehr ein Ausfluß ihrer Klugheit sei. Wo Einer gegen Zehntausend steht, da kann ihm das Schwert nicht helfen, sondern nur der Verstand, und der weltkluge Mensch wird sich hüten, sein Leben zum Einsatz zu machen, wo er mit etwas Schlauheit und Diplomatie seine wütendsten Gegner an der Nase herumführen kann. Was aber die alten Juden anbelangt, so waren sie ein gewalttätiges, kriegerisches, eroberungssüchtiges Volk. Des Schwertes Schärfe war ihr erstes und letztes Argument, und durch das ganze alte Testament, vom Brudermord Kains bis zum Aufstand der Makkabäer, ergießt sich ein Blutstrom.

Die Apokryphen haben ein Buch voll köstlicher Lebensweisheit: Jesus Sirach, eine Idylle: das Buch Tobiä, ein lustiges Stück: Vom Bel zu Babel, aber auch ein Heldenlied, das in seiner einfachen Schilderung einer heroischen Leidenschaft dem Nibelungenlied getrost zur Seite gestellt werden darf.

Der große Alexander, der Napoleon seiner Zeit, der die Welt seinem Scepter und griechischer Cultur unterwarf, hatte mit einem „berauschten Triumphtod" zu Babylon seine meteorgleiche Laufbahn vollendet. Die Feldherrn teilten sich in die ihnen hinterlassene Welt. Zwischen den syrischen Seleuciden und den ägyptischen Ptolemäern lag das Reich Judäa, das sich eine Art Unabhängigkeit bewahrt hatte, als begehrenswerter Bissen. Nachdem Antiochos den Ptolemäos geschlagen, bemächtigte er sich auch der jüdischen Lande, und da, wie wir gesehen, ein Teil der Juden wenigstens freiwillig zur Einführung des heidnischen Gottesdienstes sich erboten, so darf man annehmen, daß seine Herrschaft nicht allzuhart lastete auf dem auserwählten Volk. Sein Nachfolger aber, Antiochus Epiphanes, war einer jener verrückten Tyrannen, die man zu allen Zeiten auf Tronen gefunden hat. Er war vielleicht der Erste, der griechische Religion mit Gewalt einem fremden Volke aufbürdete und den griechischen Namen durch Ketzerriecherei und Ketzerverfolgung in großem Maßstabe schändete.

Da gab es großes Herzeleid in Israel. Nicht genug, daß man Schauspielhäuser errichtete, in denen „schändliche Dinge" dem Volk vorgeführt wurden (waren vermutlich auch sophokleische und euripideische Dramen drunter), nicht genug, daß Antiochos sämmtliche Tempelschätze sich zu Gemüt geführt hatte, es blieb eine ständige Besatzung von leichtsinnigen griechischen Freiwilligen und rohen syrischen Lanzknechten in der Burg

Davids, und in der heiligen Stadt wurde „Säufleisch“ geopfert, und auf das Beschneiden der Kinder war Todesstrafe gesetzt.

Nun war da ein alter streitbarer Priester Matathias, der Typus des orthodoxen nationalstolzen Judentums; der haßte noch viel grimmiger als die Fremden seine abtrünnigen Stammesgenossen, der erhob den zu allen Zeiten edel und erhaben klingenden Protest, einerlei, um welcher Ursache willen er ausgesprochen wird, den Protest des Einzelnen gegen die Untreue Aller: Und wenn alle Länder der Erde dem Antiocho gehorchten, so wollen doch ich und mein Haus nicht abfallen vom Gesetz unsrer Väter. Aber bei Worten ließ es der grimmige Parteigänger nicht bewenden, er ahnte, daß auch Jehovah machtlos ist, wenn nicht die Menschen für ihn handeln, daß das „Mutig sich zeigen“ die Arme der Götter herbeiruft. Er gedachte an Pinehas, der den israelitischen Obersten und die midianitische Fürstentochter, als er sie in liebender Umarmung überraschte, mit einem Speer an die Erde festnagelte, und es gelüstete ihn gleichen Ruhmes. Ein Hauptmann des Antiochus hatte in der Heimatstadt des Matathia, in Modin, die neue Religions-Gesetz-Akte verlesen, und ein Jude, der sich sonders loyal zeigen wollte, eilte zu dem neu errichteten Altar, um darauf zu opfern nach heidnischer Weise. Da lief Matathias hinzu und erschlug den Juden sammt dem Hauptmann Antiochi und warf den Altar um.

Der erste Schlag, der entscheidende Schlag war gefallen, der Tell-Schuß, den die Feigen immer zu verzögern suchen und ohne den nie eine große Umwälzung in's Rollen kommt, hatte den Kampf um's Recht in Palästina entfesselt. Matathias, der zum „Outlaw“ gewordene Priester, sammelte um sich alle waffenfähigen Männer und ließ kund tun, daß jetzt die Zeit gekommen sei, da man auch am Sabbath dem Herren durch Erwürgen der Feinde Dienst tun könne, und von dieser Zeit an führte dieser Freicorps-Führer des Judentums einen erfolgreichen Guerillakrieg gegen den allmächtigen Antiochus.

Matathias war schon alt, als er zum Krieger wurde, als er aber starb, ließ er seinen fünf Söhnen diesen Kampf um's Recht als Vermächtniß. Euer Bruder Simon, sagte er zu ihnen, der ist weise, der soll euch sein wie ein Vater; Judas Makkabäus aber ist stark und ein Held, der soll Hauptmann sein und den Krieg führen. Rache, Rache an den Heiden war sein Sterbeflüstern.

Der alte Matathias hatte sich in seinen Söhnen nicht getäuscht. Judas Makkabäus — man darf hier nicht vergessen, daß es sich um von der Geschichte vollständig bestätigte Tatsachen handelt — war ein Heerführer,

dessen geradezu fabelhafter Erfolg nur seiner Tapferkeit würdig war. Der Chronist wird poetisch, wenn er diese jüdische Prachtfigur beschreibt: „Er zog in seinem Harnisch wie ein Held und schützete sein Heer mit seinem Schwert. Er war freudig wie ein Löwe, kühn wie ein junger brüllender Löwe, so er etwas jagt". Mit ihm beginnt die letzte Glanzperiode des Reiches Judäa, eine Glanzperiode, in der sich alle Prophezeiungen von der künftigen Macht und Herrlichkeit zu erfüllen schienen. Mächtige Fürsten und Reiche erzitterten vor Israel und mit Bewunderung blickten Alexandria und Rom auf den Heldenkampf der letzten Streiter Jehovahs.

Mit mächtigem Heer zog Apollonius von Samaria in's Land ein, aber Judas schlug und erschlug ihn in offener Feldschlacht und trug von da an als Andenken das Schwert des königlichen Generals. Zunächst erschien mit noch größerer Streitmacht Seron; aber Judas griff die Feinde an, ehe sie sichs versahen, und jagte sie von Beth Horon hinunter in's Blachfeld und schlug acht hundert zu tode; die Uebrigen flohen in der Philister Land. Die berühmtesten Feldherrn noch aus der alten alexandrinischen Schule, der junge König Antiochos Eupator selber versuchten ihr Heil in Judäa, aber sie mußten alle vor Judas zu Schanden werden, und sind so viele Großtaten aus jener Zeit zu berichten, daß man sie, wie der Chronist sagt, gar nicht alle aufzählen kann.

Was aber war es, das den Kriegsungeübten so siegreiche Kraft verlieh? Das Vertrauen auf Jehovah, sagt der Fromme. Ei, jene Juden, die bei Beginn des Krieges in die Wüste gezogen waren, aber am Sabbath nicht kämpfen wollten, weil es gegen Gottes Gebot sei, die vertrauten erst recht auf Jehovah, aber darum wurden sie doch niedergemetzelt bis auf den letzten Mann. Nein, ihre Stärke lag in der Gesinnung, welche einst Judas aussprach, als er mit seiner ermüdeten, ausgehungerten Mannschaft gegen eine frische Armee ausrücken mußte: Lieber wollen wir im Streit umkommen, als daß wir solchen Jammer ansehen an unsrem Volke und so großes Unrecht erdulden.

Das ist der Trost, der uns auf so vielen Blättern der Weltgeschichte leuchtend entgegen tritt, das ist das einzige „Wunder", an das wir glauben, daß die nackte Faust, die für ein Ideal erhoben ist, Panzerhemden zerschmettern kann, daß immer wieder die rechtsbegeisterte Minorität die erkaufte Uebermacht der Gewaltigen in die Flucht schlägt!

Man wird unwillkürlich an die Ilias erinnert, wenn man die Bücher der Makkabäer liest. Nur daß die Ilias von einem Homer geschrieben wurde, der, wo er schildert, behaglich und anschaulich wird, während der

Chronist der Makkabäer da, wo er in's Breitere sich ergeht, immer ein wenig langweilig wird. Indessen darf es Letzterem als Verdienst angerechnet werden, daß er gerade die besonderen heldenhaften und sonst interessanten Züge, welche ich berühren will, in knapper Form und ohne sondere Lobpreisungen wiedergibt, dadurch bekundend, daß an solchen Taten jene Zeit reich gewesen sein muß.

So lesen wir z. B. im 1. Buch im 6. Capitel: „Und Einer, genannt Eleasar, der Sohn Saura, merkte einen Elephanten, der war höher und besser gerüstet, denn die andern, und dachte der König (Antiochos) wäre darauf; und wagte sich, daß er das Volk Israel errettete und einen ewigen Namen erlangte. Lief mit großer Kühnheit herzu, drang durch die Feinde und tödete ihrer viele auf beiden Seiten; und machte sich unter den Elephanten und stach ihn, daß der Elephant umfiel auf ihn und starb und schlug ihn auch todt." — Ist das nicht eine wahrhaftige Winkelried-Tat? Aber während Struthahn in den Liedern der Völker immer wieder aufersteht, hat noch Keiner den Preis Eleasars des Sohnes Saura gesungen. Ist es, weil den Auserlesenen des alten Blutgottes die Unsterblichkeit in der Kunst versagt bleibt? Ist es ein Teil des Fluches, der auf Juda lastet, das für die einseitige Freundschaft seines Jehovah die Feindschaft aller Völker erbte, das in seinem „auserwählten" Nationalstolz die Idee der gottmenschlichen Welterlösung todtzuschlagen versuchte?!

Gerade jene Schlacht, in welcher dieser Zwischenfall sich ereignete, die aber doch für die Juden ungünstig ausfiel, ist recht poetisch geschildert. Man denke sich das feindliche Heer in Abteilungen von je tausend Mann zu Fuß und fünfhundert Reitern, alle gerüstet mit eisernen Helmen und Harnischen, und bei jeder Abteilung einen Kriegselephanten, den man, um ihn recht wütend zu machen, mit Maulbeersaft und rotem Wein anspritzte. Wie nun diese Masse mit großem Geschrei, Elephantengebrüll und Trompetenklang von der Höhe herabstieg, „da ging die Sonne auf und scheinete auf die güldenen Schilde, und es leuchtete das ganze Gebirge davon, als wäre es eitel Feuer."

Schöner hätte das Homer auch nicht schildern können, dagegen war er entschieden pietätvoller gegen seine Helden als der jüdische Chonist. Der Tod des Judas, dieses bedeutendsten jüdischen Nationalhelden, der sogar das Bündniß mit den zur Weltmacht werdenden Römern zu wege brachte, wird mit den dürren Worten gemeldet: „Es geschah eine harte Schlacht, in der Viele umkamen, bis Judas zuletzt auch umkam."

Mit um so größerer Vorliebe verweilt der Chronist bei den Rachetaten, durch welche sich alsbald, trotz der auf Judas' Tod folgenden Demoralisation der nationalen Partei, die Brüder des Judas, Jonathas und Simon, bemerklich machten. So zog einmal ein glänzender Hochzeitszug aus Kanaan, woher die bräutliche Fürstentochter geholt, nach Israel hinein, da überfielen die Makkabäer den Festzug, mordeten den Bräutigam und viele Begleiter und raubten die Braut und all den köstlichen Schmuck. „Da ward aus der Hochzeit ein Herzeleid, und aus dem Pfeifen ward ein Heulen."

Als Curiosa aus dieser Zeit teile ich mit, daß die Juden einmal einen Schutz- und Trutzbund mit Sparta eingingen, der natürlich keinen praktischen Wert hatte, und daß einmal eine Schlacht nicht geschlagen wurde, weil ein starker Schneefall eingetreten war, was jedenfalls in Palästina als größere Seltenheit galt, denn bei uns hierzulande.

Mit wechselndem Glücke verfolgten Simon, und nach ihm seine Brüdeer und Söhne, die Aufrechterhaltung der nationalen Idee, aber mit Judas war der Glanz der Makkabäer dahin, und, wie wir wissen, ging schließlich die kurze Unabhängigkeit des jüdischen Reiches in der Alles verschlingenden römischen Weltherrschaft auf. Immer wieder wurden in den Tempeln des Herrn dem Bakchus Altäre errichtet, und es fanden sich immer wieder abtrünnige Juden, die an diesen Altären „große Unzucht" trieben, aber die vom Stamme der Makkabäer blieben treu, und je nachdem ihnen das Kriegsglück hold war, führten sie entweder im Bergwald das Dasein gehetzter wilder Tiere oder saßen im Purpurgewand als Herrscher und Hohepriester zu Jerusalem.

Von der unglaublichen Zähigkeit, mit welcher der orthodoxe Jude an den Aeußerlichkeiten seiner Religion festhält, und von der alle Zeiten bis auf den heutigen Tag Kunde geben, finden sich in den Makkabäern Beispiele, wo die Bornirtheit zum Heroismus wird. Wer könnte z. B. den 90jährigen Eleasar nicht bewundern, der alle Qualen der Foltern übersteht weil er nicht dem Gebote Mosis zuwider Schweinefleisch essen wollte. Da er so hochbetagt und ein angesehener Mann war, so hatten selbst die heidnischen Priester Mitleid mit ihm. Sie besorgten ihm koscheres Fleisch und sagten ihm, er solle nur so tun vor dem König, als ob es Schweinefleisch sei, und die „alte Kundschaft" würde wieder zu ihm zurückkehren. Aber Eleasar verabscheute diesen Jesuitenkniff, er wollte sein graues Haupt nicht mit einer Lüge belasten und fuhr lieber als ehrlicher Jude in die Grube. — Für alle Zeiten aber wird die Mutter mit ihren sieben Söhnen ein unaus-

löschliches Zeugniß ablegen für die Gewalt des religiösen Gedankens selbst über die stärksten persönlichen Gefühle, selbst über die Mutterliebe. Vor den Augen der Mutter ließ der König Antiochus sechs Söhne, einen nach dem andern, zerstümmeln und in eisernen Kesseln über dem Feuer langsam verbrennen, weil sie nicht ihren Gott lästern und Schweinefleisch essen wollten. Dem siebenten und jüngsten aber, welcher der Mutter liebster Sohn war, versprach er seine königliche Freundschaft und alle Ehren, wenn er willfährig sein wolle. Aber auch ihn, wie seine Brüder, ermahnte die Mutter, treu auszuharren bei dem Glauben seiner Väter, und bei dem siebenfachen Tod, den das Herz der Mutter zu erleiden hatte, brach es doch nicht, und sie hatte noch Kraft genug, die Rache ihres Gottes auf das Haupt des Tyranen herabzurufen, ehe sie selber den Martern erlag.

Das ist ein echtes, großartiges, antikes Bild. Kein Wunder, daß Heine die alten Juden so sehr hervorhob im Gegensatz zu den jungen. Die jungen Juden haben das Schweinefleisch schon längst schätzen gelernt, und wenn es sich darum handelt, an der Leiter zur höchsten Macht emporzuklettern, so kommt es ihnen auch auf die Taufe nicht an im Namen des aus allen möglichen Heidengöttern zusammengeflickten Christengottes.

Ein ächter, jungdeutscher Dichter, Otto Ludwig, hat den herrlichen Stoff, den die Makkabäer bieten, in einem Drama verarbeitet und den Martyrtod des Weibes mit ihren sieben Söhnen zum Höhepunkt der Handlung gemacht.

Hiermit nehme ich Abschied von den Makkabäern, vielleicht für längere Zeit von den Apokryphen überhaupt, indem ich wohl- und übelwollenden Kritikern die Schlußworte des Chronisten der jüdischen Heldenzeit entgegen halte: „Und hätte ich's lieblich gemacht, das wollt ich gerne; ist es aber zu gering, so habe ich doch getan, so viel ich vermocht. Denn allzeit Wein oder Wasser trinken, ist nicht lustig, sondern zuweilen Wein, zuweilen Wasser trinken, das ist lustig. Also ist's auch lustig, so man mancherlei lieset!"



Ein zweifelhaftes Idyll.

In einer deutschen illustrirten Zeitschrift fand ich eine Illustration: Ruth, wie sie zuerst von Boas erschaut wird. Das von einem bedeutenden Maler hübsch ausgeführte Bild entsprach so ziemlich meiner Vorstellung von dieser alttestamentlichen Schönheit: eine zarte, mädchenhafte Gestalt, doch schon künftige orientalische Fülle knospend, mit großen, bittenden Augen. Ich werde nicht fehl gehen, wenn ich annehme, daß die meisten Leser, welchen aus der Jugendzeit noch eine Erinnerung an jene biblische Episode blieb, die immerhin unter der übrigen biblischen Lektüre, den langweiligen Büchern der Könige und den ewigen Psalmen, eine angenehme Abwechselung bot, daß bei den meisten eine ähnliche Vorstellung obwaltet. Das Bild veranlaßte mich, die halb vergessene Geschichte von der Stammmutter Davids noch einmal zu lesen, und da mir die Lektüre eine überraschende war, und ich nichts weniger als ein „zartes, reizendes, keusches Idyll“ fand, wie das Buch Ruth von Theologen und Feuilletonisten häufig bezeichnet wird, so will ich die Geschichte meinen Lesern in moderner Sprache vorführen.

Wenn ich einen Titel für das Buch Ruth erfinden sollte, so müßte er heißen: Weiberlist oder wie man Wittwen an den Mann bringt.

Dem alten Eli Melech gefiel es nicht mehr im gelobten Lande, die Ernten waren schlecht, sein Gut verschuldet, und allgemeine Not und Teuerung herrschte. Da machte er es wie noch heutzutage seine Nachkommen und Stammesgenossen, er zog aus in das Land der Gottlosen mit seinem Weibe Naemi und seinen beiden Söhnen, um dort den Kampf um's Dasein weiter zu kämpfen. Es scheint ihm aber auch dort nicht sonderlich gegangen zu sein, denn als er starb, hinterließ er nichts, als das alte verschuldete Erbteil in Juda. Auch die Söhne müssen das Geschäft nicht recht verstanden haben. Sie nahmen zwar sofort, um den Fremden sich angenehm zu machen, moabitische Mädchen zu Gattinnen, was nach dem mosaischen Gesetz eine große Sünde war, aber als sie nach zehnjähriger Ehe Beide starben, hinterließen sie weder Geld noch Kinder, und Naemi war so arm, wie da sie gekommen war.

Hier, liebe Leserin, wird es Dir schon aufdämmern, daß unsre Vorstellung von der mädchenhaften Ruth eine falsche war. Eine Orientalin, welche zehn Jahre verheiratet war, selbst angenommen, sie sei mit 15 Jahren schon in die Ehe getreten, ist entweder vollständig verblüht, oder in Ausnahmefällen ein voll entwickeltes, üppiges Weib; nehmen wir zu Ehren des Boasschen Geschmackes das Letztere an; es ergibt sich aber weiter daraus, daß die Herrn Maler, wie unser Gedächtniß, sich geirrt haben und nicht wußten oder nicht wissen wollten, daß sie es in Ruth mit einer „gestandenen“ Wittwe zu tun hatten.

Was sollten nun die armen, verlassenen Weiber anfangen? Gott, der Herr hatte Israel zur Abwechslung wieder einmal mit Segen übergossen, es war also nur natürlich, daß Naemi in ihr Stammland zurückzog. Augenscheinlich war es ihr nicht darum zu tun, ihre moabitischen Schwiegertöchter (Schnüre) mitzunehmen, und hoch ergötzlich und echt alttestamentlich ist die Logik, mit der sie denselben die Nutzlosigkeit des Beieinanderbleibens klar zu machen sucht. Sehet, sprach sie, Ihr seid noch leiblich jung, und es ist kaum zu hoffen, daß ich noch einmal heirate und Söhne bekomme, die dann wieder Euch heiraten könnten. Aber auch angenommen, ich finde noch diese Nacht einen Mann (die Möglichkeit ist also nicht ausgeschlossen!) und gebäre Söhne, so wäre es doch schade für Euch, wenn Ihr so lange warten müßtet, bis dieselben groß sind. Dies leuchtete auch der Einen, Arpa, ein, sie küßte und nahm Abschied; Ruth aber sprach: Wo Du bleibest, da bleibe ich auch, Dein Volk ist mein Volk und Dein Gott ist mein Gott. (Ob wohl eine amerikanische Schwiegertochter, welche mit der deutschen Schwiegermutter nach deren Heimat auswandert, zu gleicher Gesinnung sich versteigen würde?) Und so wanderten sie denn selbander und kamen zur Zeit der Gerstenernte nach Bethlehem.

Wie es die armen Leute noch heute tun, so sammelte auch Ruth hinter den Schnittern her übriggebliebene Aehren, und zwar fügte es sich, daß sie auf dem Acker eines Verwandten des Eli Melech las, des Boas, von dem Luther sagt, er war ein „weidlicher“ Mann. Als Boas sie erblickte, war es vermutlich wie bei Hermann und Dorothea a case of love at first sight. Während aber Dorothea dem Hermann bescheiden und doch mit dem ganzen Stolze eines freien Weibes entgegentritt, ist die Moabiterin von dem Anblick des weidlichen Boas so überwältigt, „daß sie auf ihr Angesicht fiel und anbetete“.

Boas tat Alles, was man von orientalischer Galanterie erwarten kann, er reichte ihr Speise und Trank, so viel, daß sie noch was Uebriges

mit nach Hause nehmen konnte, und befahl den Knechten und Mägden, ihr reichliche Aehrenlese zu lassen. Boas war aber nicht nur ein galanter Mann, sondern auch ein kluger Mann. Er stellte die Tugend der Ruth auf die Probe, indem er ihr empfahl, zu den Knaben sich zu halten, die ja allerdings der schönen Aehrenleserin günstiger gewesen wären als die Mägde; zugleich aber, damit nicht doch am Ende ein Unglück geschähe, verbot er den Knaben strenge, die Fremde irgendwie zu molestiren. Ruth aber, die wohl bemerkt hatte, welchen Eindruck sie auf den reichen Gutsbesitzer gemacht, hütete sich, durch Jagd auf geringeres Wild die kostbare Beute zu verscherzen; sie blieb von den Knaben fern und hielt sich zu den Mägden, wofür sie von Naemi höchlich belobt wurde.

Die Ernte war zu Ende, mit ihr das Idyll des Aehrenlesens; das gegenseitige Gefallen war da, aber von dem bis zum Heiraten ist bekanntlich noch ein langer Schritt. Wer weiß, ob nicht Boas die schöne Schnitterin nur als angenehme Erinnerung an eine glückliche Ernte im Gedächtniß behalten hätte, wenn nicht Naemi auf einen allerdings sehr drastischen, schwerlich mit der christlichen Moral zu vereinbarenden, aber unter Umständen erfolgreichen Einfall gekommen wäre. Heute, sagte sie zu Ruth, dreschen sie sei Boas, und er ist jedenfalls guter Laune. So hebe Dich und salbe Dich und tue Dein best Gewand an. Und wenn Du erforschest hast, wo er sich niederlegt, um seinen Festrausch auszuschlafen, dann deckst Du die Decke auf zu seinen Füßen und legst Dich ruhig nieder. Das Uebrige wird sich von selber finden.

Und so geschahs. Als Boas um Mitternacht erwachte, da (wie wunderbar ist die Uebersetzung Luthers!) „erschrack der Mann und erschütterte, und siehe, ein Weib lag zu seinen Füßen“. Was sagte sie zu dem Erschrockenen und Erschütterten? „Ich bin Ruth, Deine Magd, breite Deine Flügel über Deine Magd, denn Du bist der Erbe.“ Nämlich der Erbe des Ackers, den Naemi noch besaß, und in dieses Erbe eingeschlossen zu sein, schien der Ruth selbstverständlich. Boas zeigte sich als vernünftiger und weiblicher Mann, er sagte: In Gottes Namen! Nur muß ich zuerst mit dem Manne sprechen, der noch einen Grad näher verwandt ist mit dem verstorbenen Eli Melech. Ist's dem recht, heiraten wir morgen. Dann hieß er sie den Mantel aufnehmen und goß ihr sechs Maas Gerste hinein als ein kleines Souvenir an die gute Schwiegermutter. Woraus sich ergibt, daß Boas ein sehr fürsorglicher Mann war, zum andern, daß das Zeug an dem Mantel nicht gespart worden war, zum dritten, daß Ruth weder bleich, noch schwindsüchtig war. Wie gut Naemi ihren Vetter kannte, geht aus

den Worten hervor, mit denen sie zu Ruths Erzählung die Moral hinzusetzte: „Sei stille meine Tochter, bis Du erfährst, wo es hinaus will, denn der Mann wird nicht ruhen, er bringe es denn heut zu Ende!“

Und so geschahs. Boas sagte seine Eitelkeit und sein Gefühl der Wolanständigkeit: Zu den Jünglingen ist sie doch nicht gegangen. Dagegen scheint sie an dir, der du noch ein weiblicher Mann für dein Alter bist, Gefallen gefunden zu haben. Zu dem ersten Erben aber sprach er: Willst Du das Stück Feld haben, das Erbteil Eli Melechs, welches seine Wittwe Naemi feilbietet? Ei ja, antwortete der, ich will's beerben. Ja, aber da ist noch eine kleine Clausel, fuhr Boas fort: Wer das Feld beerbt, muß auch die Moabiterin heiraten, die Söhnerin, welche mit Naemi gekommen ist, damit das Geschlecht Eli Melechs nicht aussterbe. Davon aber wollte der erste Erbe, der vermutlich schon genügend versorgt war und d e r d i e R u t h n o c h n i c h t g e s e h e n h a t t e, nichts wissen. So ward also Boas der Erbe und mit einer Promptheit, welche man heutzutage vergeblich sucht, erklärte er vor allem Volk die Ruth zu seinem Weibe. Er hatte sie, oder sie hatte vielmehr ihn, und glücklich nach neun Monaten wiegte die pünktliche Großmutter einen kleinen Obed auf ihrem Schooß, welcher erzeugte den Isai, Isai aber war der Vater Davids, von David aber stammt Joseph, der Halbvater Jesu.

Ich habe das Idyll ein zweifelhaftes genannt. Man bedenke den Einfluß, den dasselbe auf christliche Töchterschulen haben muß, denen doch die fleißige Lectüre des Wortes Gottes so eifrig empfohlen wird. Man bedenke, wenn diese einfache Art der Werbung des Mannes durch das Weib, in unsrem christlichen und gottesfürchtigen Lande Nachahmung finden würde, wie viele Tausende von S c h w i e g e r m ü t t e r n nur so aus dem Boden wüchsen!

Aber es handelt sich hier gar nicht um ein Idyll, sondern um die Wurzel des weltgeschichtlichen Ereignisses, das uns noch heut für alle irdischen Leiden die himmliche Seligkeit garantiren soll. Wenn nicht Weiberlist die Ruth zu den Füßen des schlummernden Boas gelegt, wäre kein David entstanden, der Israel rettete, kein Joseph, der sich zum Vater des Jesuskindleins hergab, und die Kreuzigung und Auferstehung wären unmöglich gewesen und die ganze Heilsgeschichte sammt Papst und Mönchen und Nonnen und Ohrenbeichte und Sonntagsschulen und Irrenhäusern. Eva hat die Menschheit um das Paradies betrogen, dafür hat ein anderes Weib, Ruth, der Menschheit den christlichen Himmel erschlossen, in dem Augenblick, als sie Gnade fand vor den Augen des von seinem Ernterausch erwachenden weiblichen Boas. "There is always a woman in the case."

Englischer Humor.

Jede Sprache hat Edelwein im Keller; aber nur zu oft sind die Hüter desselben genau so kleinlich und selbstsüchtig wie manche große Weinhändler, für welche Alles, was nicht aus ihren Kellern hervorgeht, Schund ist. Indessen ist es häufiger noch die Unkenntniß, welche den nächsten Nachbarn die gegenseitige Freude an ihrem Besten vorenthält oder verkümmert. Verwandtere Sprachen als die deutsche und die englische haben sich selten befehdet, und es macht mir fast Spaß, wenn ich selbst bei besseren englischen und amerikanischen Schriftstellern bei jeder Gelegenheit das Bestreben finde, die corrumpirtere Schwester zu hämischen Bemerkungen über die natürlicher entwickelte aufzustacheln. Schlimmer aber wird es, wenn die Wortführer der Nationen den Edelschatz der Literatur andrer Völker verächtlich behandeln; und wenn ich jemals „stolz darauf bin, ein Deutscher zu sein", so ist es in dem Gedanken, daß nirgends die geistigen Errungenschaften anderer Nationen bereitwilliger und neidloser anerkannt wurden, als bei der geistigen Elite Deutschlands. Das gebildete Frankreich zeigt noch heute eine geradezu naive Unwissenheit in Bezug auf deutsche Literatur; Carlyle mußte es sich gefallen lassen, daß ihn ein berühmter Zeitgenosse einen Windbeutel nannte, weil er sich die Pflege deutscher Classiker in England angelegen sein ließ; und die Amerikaner — was in Frankreich geschaffen wird, nehmen sie als von vornherein wertvoll an, vielleicht gerade darum erst recht, weil sie es nicht verstehen, für deutsches Streben, namentlich da, wo es sich von den ausgetretenen Pfaden entfernt, nur souveräne Geringschätzung; dafür aber preist der sonst ganz geistreiche literarische Berichterstatter der hiesigen „Sunday News" die Uebersetzungen der Marlittschen Romane als kulturhistorisch und erzieherisch höchst wirksame Bücher.

Wenn man unsern Heine liest, der sich Vergnügens halber auch einmal in England aufhielt, so muß einem diese Nation als die ödeste und freudloseste erscheinen; wenn man die Engländer und ihre Weiblichkeiten in

der Schweiz herumwimmeln sieht und das zweifelhafte Vergnügen hat, sie beobachten zu müssen, so kann man es kaum für möglich halten, daß unter solchen Menschen der Humor Charles Lambs groß werden, die Gestalt Falstaffs ihre zwerchfellerschütternde Unsterblichkeit antreten konnte. Und doch ist die englische Literatur reich an einem frischen, auf Unmittelbarkeit des Empfindens und der Anschauung sich gründenden Humor, der uns, gerade weil er ein etwas fremdartiges, zuweilen etwas verblüffendes Gepräge hat, um so mehr anmutet. In diesem Humor tritt die gesunde Rücksichtslosigkeit zu Tage, die man in den socialen und namentlich religiösen Beziehungen der Engländer so ganz und gar vermißt; unsere besseren amerikanischen Humoristen haben in dieser Hinsicht nur nachgeahmt. Mark Twain macht sich weidlich lustig über die Sitten und Gebräuche Englands, aber, wie er schreibt, das hat er doch englischen Humoristen abgelauscht.

Hier sei auch nicht zu erwähnen vergessen, daß es den geistigen Größen Englands nie an Witz, an "ready wit" fehlt. Die englische Literatur-Geschichte, wenn sie mit einzelnen Episoden sich beschäftigt, kann nicht genug erzählen von lustigen Worten und lustigen Streichen ihrer großen und gelehrten Männer; aus den Briefen und Biographien unserer größten Dichter aber weht uns neben den großen Gedanken modrige Philisterluft an. Ein Witzgefecht zwischen Schiller und Göthe z. B. ist ein Gedanke, der einem deutschen Jüngling wie ein Sacrileg erschiene.

Der Humor findet sich aber nicht nur bei englischen Classikern, sondern auch bei besseren Schriftstellern des Tages. Ich bekam kürzlich ein kleines Werk von Jerome K. Jerome in die Hand, das ganz specifisch englisch, ja sogar nativistisch ist, und in welchem ich doch immer Stellen fand, bei denen ich mir sagen mußte: So hätte „Auch Einer" auch geschrieben. Ich will es versuchen, einige der Gedanken wiederzugeben, ohne mir dabei selber Zwang anzutun.

Neulich, erzählt der Verfasser, las ich ein Circular für eine neue Sorte von Pillen durch, welche für jede Krankheit gut sein sollten. An so etwas glaube ich nun nicht; aber indem ich die angegebenen Symptome der verschiedenen Krankheiten durchstudirte, fand ich zu meinem Entsetzen, daß ich, ohne es zu wissen, an all diesen Krankheiten litt. So z. B. war als ein hervorragendes Symptom der Leberkrankheit angegeben: „Allgemeine Abneigung gegen Arbeit irgend einer Art." Ganz mein Fall; was ich in dieser Hinsicht gelitten habe, läßt sich gar nicht erzählen. Als Knabe schon war ich dem größten Martyrtum ausgesetzt. Steh auf, du fauler Strick und lern etwas, damit du durchs Leben kommst, hieß es da, und

mein Abscheu vor der Arbeit war der Gegenstand manches Familien-Gerichtes. Die medicinische Wissenschaft war damals noch nicht so weit vorgeschritten, man gab mir keine Pillen, man gab mir Prügel, und ich muß gestehen, daß damals einige Striemen auf dem Sitzfleisch heilsamer auf meine Leber wirkten als jetzt eine ganze Schachtel voll Pillen. Altmodische Hausmittel helfen manchmal auch. Aber abgesehen davon; ich begnügte mich nicht mit dem Circular, ich studirte populäre medicinische Werke nach Symptomen, und ich fand es bestätigt: Fieberkrankheiten von allen Arten und Sorten steckten in meinem unglückseligen Leichnam, der St. Veitstanz stand mir bevor, Brights Disease war in dem ersten Stadium, Diphterie und Schwindsucht hatte ich all mein Lebenlang gehabt, an den Säuferwahnsinn war ich bereits gewöhnt, mein unnatürlicher Appetit gab mir die Gewißheit von dem Vorhandensein des Bandwurms, und, all die Namen meiner Herzkrankheiten auswendig zu lernen, war mir unmöglich. Ich beschloß, meine Person einem befreundeten Arzt zur Verfügung zu stellen. Wenn er mich hatte, brauchte er gar keine anderen Fälle mehr, ich konnte ihm zu einer wahren Encyclopädie der Krankheiten werden. Der gute Freund öffnete mir den Mund und schaute in mich hinab, packte mich am Handgelenk, schlug mich auf die Brust und rammte mir seinen Kopf in die Rippen. Dann setzte er sich nieder und schrieb ein Recept. Als ich's zum Apotheker brachte, sagte er, ich sei am unrechten Platz, ich müsse ein Etablissement aufsuchen, das einen Cooperativ-Laden und ein Familien-Hotel in sich vereinige. Jetzt erst las ich das Recept. Es lautete: 1 Pfund Beefsteak mit 1 Pint Lagerbier — alle sechs Stunden. 1 Zehn Meilen-Spaziergang jeden Morgen. 1 Bett Punkt elf Uhr jede Nacht. — Das Recept hat geholfen, mein Leben war gerettet.

Ist das nicht eine reizende Beleuchtung des alten Themas vom eingebildeten Kranken. Ich meine, so eine kleine Satire müßte praktisch mehr Nutzen bringen als ein ganzes „Doktorbuch".

Da schon einmal von der Arbeitsscheu die Rede war, welche von den meisten Menschen mit höchster Entrüstung abgeleugnet wird, so will ich hier noch ein Selbstbekenntniß folgen lassen, das nur die Ehrlichkeit eines Humoristen sich leisten darf:

Nichts ärgert mich mehr, als wenn ich Leute müßig herumsitzen sehe, während ich arbeite. Ich kannte einmal einen Mann, der stundenlang auf dem Sopha saß und mir mit den Augen folgte, während ich arbeitete und nach verlegten Büchern, Manuscripten u.s.w., im Zimmer umher suchte. Er sagte, es täte ihm wirklich gut, mir zuzusehen. Er sagte, es bestärke

ihn in der Meinung, daß das Leben nicht ein Traum sei, durch den man sich hindurchgähnen müsse, sondern eine Aufgabe voller Pflicht und tüchtiger Arbeit. Er sagte, er müsse sich oft wundern, wie er es habe aushalten können, ehe er mir beim Arbeiten hätte zusehen dürfen. Der Mann ärgerte mich; ich bin nicht so. Ich kann nicht stillsitzen und andere Menschen sklavische Arbeit tun sehen. Ich muß mich aufrichten und muß nach dem Rechten sehen. Ich will mit den Händen in der Tasche geschäftig herumgehen und den Leuten sagen, was sie zu tun haben. Das liegt so in meiner energischen Natur, ich kann's nicht ändern.

Das nächstemal etwas Humor ernsterer Natur, hier nur noch ein kleiner Vergleich zwischen Englands jungfräulicher Königin und dem Freund des Verfassers mit Namen Harris, wie ihn Mark Twain nicht drolliger hätte schreiben können: Wenn man in der Umgegend von London reist, so kommt man zu der Ueberzeugung, daß die gute Queen Beß eine besondere Vorliebe für Wirtshäuser gehabt haben muß. Es gibt kaum ein Hotel oder Taverne zehn Meilen im Umkreis von London, wo sie nicht zu irgend einer Zeit mal hineingesehen oder abgestiegen oder geschlafen. Angenommen Harris würde einen neuen Lebenswandel beginnen und würde ein großer und guter Mann werden, sagen wir erster Minister, und würde sterben, ob man wohl auch Tafeln über den Türen befestigen würde: „Harris trank einen Bittern in diesem Haus" — „Harris trank hier zwei Pints Irish Whisky im Sommer 1888" — „Harris wurde hier hinausgeschmissen im December 1889"? Nein, es würde zu viele solcher Gedenkplätze geben. Die Häuser, welche er nie betreten, würden berühmt werden. Wie würde das Volk hinströmen, wenn da z. B. über einer Tür die Gedenktafel verkündete: „Einziges Wirtshaus in South London, wo Harris nie einen trank!"

Ist es nicht auch ein Stück Dämonik, daß Männer, welche die Frauen gar nicht leiden können, Weiber haben, während andre sich beklagen, sie könnten keine kriegen; daß arme Leute, welche selber nicht genug zu essen haben, mit acht Kindern gesegnet sind, während reiche alte Leute nicht wissen, wem sie ihr Geld hinterlassen sollen? Dann gibt es Mädchen mit Liebhabern, welche behaupten, sie wollten gar keine, sie würden dieselben gern den andern überlassen, die keine haben, denn sie wollten ja überhaupt nicht heiraten. Aber das ist Alles nichts gegen die ungleiche Verteilung des Guten in der Schulzeit. Unser englischer Humorist erinnert sich eines Knaben, der mit den merkwürdigsten Ideen vollgepropft war, er wollte seinen Eltern und der Schule zur Ehre gereichen, er wollte Preise gewinnen

und ein gescheidter Mann werden; dieser Knabe erfreute sich aller möglichen und unmöglichen Krankheiten. Wenn die Andern die Grammatik und das mathematische Lehrbuch im Schweiße ihres Angesichts verfluchten, durfte er zu Hause bleiben, und während er nach der Schule weinte wie die amerikanischen Babies nach Castoria, und man ihm die Bücher mit Gewalt wegnehmen mußte, wurde er mit Hühner-Ragout, Früchten und sonstigen Delicatessen gefüttert.

Ich war nicht ganz so Pechvogel wie der Verfasser, ich erlebte verschiedene Kinderkrankheiten, aber nicht einmal das lustige Schreien der spielenden Kinder auf der Straße machte mich unzufrieden; ich wußte, wie gut ich es hatte, das Spielbrett über dem Bette befestigt, Bilderbücher zu ungestörter Betrachtung den ganzen lieben Tag, und immer über mir wachend das sanfte Auge der Mutter. Vielleicht kommt es daher, daß ich noch heute gar nicht ungern „krank" bin, vorausgesetzt, daß die weibliche Pflege nicht fehlt.

Aber krank sein und allein sein — ist Todesnähe. Wollen und können doch die gesunden Menschen unsrer Zeit nicht allein sein, und die Vereinsamung des Landlebens, die nächtliche Stille, die absolute Ruhe des Winters mögen sehr viel dazu beitragen, die Menschen in die Städte zu treiben. Wo seid ihr hingekommen, Liebhaber der Einsamkeit, die nicht hasten auf dem Waldpfad, wieder auf die Landstraße zu kommen, wo man auch Leuten begegnet, die lieber den Nachtwind in den Bäumen seufzen hören und mit den Sternen Blicke tauschen, als in elektrisch erhellten Straßen zu flaniren, wo rauschende Musik von allen Seiten erklingt?!

Dagegen gebe ich unsrem Humoristen ganz Recht, wenn er sich gegen das Besehen und Besuchen von Grabsteinen, Mausoleen und Krypten auflehnt. Ja, wenn es sich um einen sonnigen Friedhof handelt, wo Rosen um verwitterte Kreuze sich schlingen, und wenn dir, statt des alten, hustenden Mannes, des Küsters Töchterlein die Inschriften entziffert!

Schlimmer aber als Gräber und Grüfte sind die Tafeln, mit welchen die Grundeigentümer die Welt vernageln wollen. 'No tresspassing here!" Dieser Weg ist nur für Familienglieder der Besitzer! Hier darf nicht gefischt werden! Achtung, Fußangeln! Wenn ich so eine Tafel sehe, sagte der Verfasser zu seinem Freund Harris, so möchte ich sie herunterreißen und dem Mann, der sie befestigen ließ, so lange auf den Kopf hämmern, bis ich ihn getödtet habe. Und ich, sagte Harris, möchte lieber gleich die ganze Familie eines solchen Mannes und alle Verwandten und Freunde abschlachten und dann das Haus niederbrennen, und auf den Ruinen

desselben würde ich komische Lieder vortragen. Das war aber dem Verfasser etwas zu weit gegangen, zu viel der Grausamkeit, und er brachte es durch gütliche Ueberredung so weit, daß Harris eine etwas christlichere Auffassung bekam und versprach, wenigstens die Verwandten zu schonen und keine komischen Gesangsvorträge auf den Ruinen abzuhalten.

Diese humoristischen Bemerkungen Jeromes schließen sich an die kleinen Abenteuer an, welche drei junge Männer und ein Hund mit dem stolzen Namen Montmorenci auf einer Bootfahrt "up the thames" erleben. Der Verfasser erzählt, wie er einmal stundenlang ruderte und nach einer Schleuse suchte, welche auf der Karte ganz deutlich angegeben war. Als er endlich bei den Insassen eines anderen Bootes sich erkundigen konnte, erfuhr er, daß er schon weit über den betreffenden Punkt hinaus sei und daß die Schleuse schon seit einem Jahre nicht mehr existire. Ich erwähne diesen an und für sich ganz unbedeutenden Punkt, weil es uns am letzten Montag im gesegneten Lande Canada noch viel schlimmer erging. Wir waren drei (junge) Männer zu Fuß und ein vierter, welcher sich großer Landeskenntniß rühmte, in der Tat auch das letzte Sängerfest in Canada mitgemacht und auf Belle Isle schon manches Privat-Picnick mit seinem Schatz abgehalten hat. Es war ein langer Marsch up river in Feindesland, aber wenn wir den unendlichen Durst in einem der wenig einladenden Wirtshäuser einigermaßen lindern wollten, schilderte er uns in glühenden Worten die Genüsse, welche uns dort erwarteten, wo er wie zu Hause schien und wohin er mit der ihm eigenen Gracie und Würde das Banner vorantrug. Wir kamen auch hin, wir leisteten das Uebermenschliche, aber was uns Belohnung geben sollte für alle Leiden und Strapazen, suchten wir vergeblich, das alte Weinhaus war v o r z w e i J a h r e n a b g e b r a n n t. In dumpfem Schweigen gelangten wir mit der Walkerville Ferry nach einem Stadtteile Detroits, der uns wenigstens ebenso unbekannt war wie Canada. Wieder übernahm der unglückliche P. die Leitung, indem er versicherte, eine Bierquelle zu wissen, wie sie nirgends reiner und kühler fließe. Als wir vor das betreffende Haus kamen, bewegte sich ein schwarzer Zug aus demselben, der Wirt wurde gerade begraben, die Quelle war versiegt. P. stürzte davon wie von Furien gehetzt, und da man seither nichts mehr von ihm gehört hat, wird die Annahme des Selbstmordes jedenfalls gerechtfertigt sein.

Ueberall unberechenbare Dämonik der Menschen und Dinge. Ich habe schon anfänglich erwähnt, daß in dieser Hinsicht zwischen meinem englischen Humoristen und „Auch Einer" sehr viele Berührungspunkte sind.

Wer sollte nicht an letzteren denken, wenn er des ersteren Behandlung eines Theekessels liest: Wir setzten den Kessel auf und begaben uns von dem Vorderteil des Bootes nach dem Hinterteil, indem wir andre kleine Arbeiten zu besorgen schienen. Das ist die einzige Art, wie man einen Theekessel up the river zum sieden bringt. Sowie er merkt, daß man darauf wartet, wird er nicht einmal zu singen anfangen. Du mußt so tun, als ob dir der Gedanke des Thee-Trinkens noch gar nicht in den Sinn gekommen wäre, du darfst dich nicht einmal nach ihm umsehen; sofort wird er vor Verlangen, Thee zu liefern, fast bersten. Wenn man in der Eile ist, wirkt es auch nützlich, wenn man recht laut mit einander spricht, man wolle gar keinen Thee haben. „Ich will heute keinen Thee, du vielleicht, George?" worauf George mit Stentorstimme erklärt: „Wir trinken heute Limonade, Thee trägt zur Unverdaulichkeit bei." Paß auf, vor lauter Wut kocht der Kessel über und löscht das Feuer aus.

Diesmal bin ich wieder nicht so recht in den ernsteren Humor hineingekommen. Schließen wir also mit einer kurzen Abhandlung über die Bedeutsamkeit des Magens.

Wie zufrieden man mit sich selbst ist und mit der Welt, wenn man satt ist! Die Leute haben mir erzählt, ein gutes Gewissen mache glücklich und zufrieden; ein voller Magen besorgt das gerade so gut und ist billiger und leichter zu bekommen. Wir können nicht arbeiten, nicht denken, wenn es uns der Magen nicht erlaubt, er diktirt unsre Gefühle und Leidenschaften. Nach Schinken und Eiern sagt er: Arbeite! Nach Beefsteak und Porter sagt er: Schlafe! Nach der zweiten Flasche Wein (ich habe mir hier eine kleine Text-Abweichung erlaubt) sagt er zum Gehirn: Jetzt zeige dich in deiner ganzen Größe, sei beredt und tief und zart, schaue mit klarem Auge in Natur und Leben, breite die Flügel des Gedankens aus und schwinge dich, ein göttergleicher Geist, über diese zitternde Welt auf Sternenflammen-Pfaden zur Pforte der Unsterblichkeit! Und wenn man genug Brandy getrunken hat, sagt er: Jetzt komm, du Narr, grinse und stolpere, damit deine Mitmenschen etwas zu lachen haben, zeige welch ein hilfloses Ding der arme Mensch ist, wenn sein Verstand und sein Wille wie junge Katzen in einem Zoll Alkohol ertränkt sind. Wir sind wahrhaftig traurige Sklaven unsres Magens. Was gehn euch Moral und Gerechtigkeit an, meine Freunde! paßt auf euern Magen auf. Die richtige Diät allein bringt Zufriedenheit, und, ohne daß ihr euch darum anzustrengen braucht, werdet ihr gute Bürger, liebende Gatten und Väter, brave, fromme Männer sein.

Wie wahr! und wie Wenige werden es verstehen, wie aus der praktischen Wahrheit die höhere Wahrheit idealer Satire hervorgeht! So zwingt man mit einer Hand voll Münzen die Kaffern in den Kot, um ihnen zu beweisen, daß sie nie aus dem verwandten Elemente herausgekommen sind.

Noch einmal will ich zu meinem englischen Humoristen zurückkehren, der in seiner trockenen matter of fact-Weise so schöne Wahrheiten sagen kann, Wahrheiten, die Jeder weiß und Jeder bestätigt. Weil sie aber nicht Jedem zur rechten Zeit einfallen und nicht von Jedem drastisch niedergeschrieben werden können, darum ist nicht Jeder ein Schriftsteller.

Hier ist eine Illustration der Allgewalt der Liebe, wie sie weder Byron noch Shelley besser hätten erfinden können: Vier junge Männer ruderten einen schweren Kahn den Fluß hinauf. Da sahen sie am Strand ein Liebespärchen, welches augenscheinlich sein Schifflein nebst dem übrigen Inhalt ins Schlepptau genommen hatte. Sie unterhielten sich ganz famos und zogen selbander an dem Strick, welcher lässig im Wasser nachschleifte, da das Schifflein auf irgend eine Art von dem Strick losgekommen und, weiß der Himmel, welchem Schicksal überlassen geblieben war. Was tun unsre vier Ruderer? sie schlingen den Strick um den Mast ihres Nachens, setzen ihre Pfeifen in Brand und sich selber zu gemütlicher Siesta nieder. Und so zog das glückliche Pärchen, ohne es zu merken, daß auf einmal ein bedeutendes Gewicht an ihrem Seile hing, und ohne sich auch nur einmal umzusehen, die ganze Last bis zur nächsten Schleuse. Erst dort, als das Seil wieder freigegeben wurde, merkten sie, was passirt war; der junge Mann sah so aus, als ob er die Sonne vom Himmel herunterfluchen möchte, und die junge Dame rief in den kläglichsten Tönen aus: Ach Gott, was mag aus der Tante geworden sein!

O selige Zeit, da wir noch nicht merken, ob mit dem Strick an dem wir ziehen, Lasten verknüpft sind oder nicht! Die Tage kommen, da wir einsehen, daß aus jedem Vergnügen, das uns „der Himmel bescheert", sehr irdische Elemente ihren Vorteil herausschlagen, und die Tante, die Tante wird immer gerettet, sie kommt immer wieder und mit ihr die Heirat und die ganze Prosa des Daseins.

Aber ich habe auch ernsteren Humor versprochen. Ich fand in dem kleinen Werkchen eine Stelle, welche einem sogar die englische Sprache lieb machen kann und mich lebhaft an die nächtlichen Gedanken Gottfried Kellers erinnerte: Es war eine glorreiche Nacht. Der Mond war untergegangen und hatte die Erde der Obhut der Sterne überlassen. Nun sprachen sie miteinander von mächtigen Geheimnissen in Worten, welche das

kindliche Herz der Sterblichen nicht zu fassen vermag. Oeffne deine Augen unter dem weiten Nachthimmel mit seinen kalten, klaren Sternenaugen, und dir wird wie dem Kind, das mit kleinen, zagenden Füßen in einen matt erleuchteten Tempel tritt, geweiht dem Gott, der ihm gepredigt wird und den es doch nicht kennt. Halb hoffend, halb schaudernd erwartest du aus den tiefen Schatten, wo das Echo deiner Schritte schlummert, die Erscheinung des Unnennbaren. Aber wenn du an das Große und Unendliche dich gewöhnt, welch süßer Trost und welche Kraft erwächst dir aus der Nacht! In ihrer erhabenen Gegenwart schwinden verschämt des Tages kleine Sorgen. Der Tag bringt uns Sorge und Aerger und füllt unsre Herzen mit bösen, bittern Gedanken, und wenn wir das Haupt niederlegen, meinen wir, die Welt habe hart und unrecht an uns gehandelt. Dann kommt die Nacht und wie eine große, liebende Mutter legt sie uns die kühle Hand auf den fieberisch glühenden Kopf und wendet unser kleines, tränenüberströmtes Gesicht zu sich empor und lächelt. Sie spricht nicht, aber wir wissen, was sie sagen will, und legen unsre heiße Wange an ihren Busen, und der Schmerz ist nicht mehr.

Da ein englischer Humorist sowenig wie ein amerikanischer ohne Fisch-Geschichte fertig werden kann und es ungefähr an der Zeit ist, daß jeder Landbewohner sich wappnet gegen die amphibischen Jagd-Erzählungen, welche unfehlbar aufgetischt werden, lasse ich einen Scherz folgen, welcher als Rückschlag gegen die angedeuteten Vergewaltigungen unseres Glaubensbedürfnisses gelten kann. Die drei sonderbaren Wasser-Touristen hatten, des Zeltdaseins und der Nomadenherrlichkeit überhaupt müde, in eines jener englischen Dorfwirtshäuser sich gerettet, welche zum Bedauern aller wahren Humoristen auf dem Aussterbe-Etat stehen. Im Schenkzimmer befand sich in einem Glaskasten eine ausgestopfte Forelle von außergewöhnlicher Größe. Ein alter Herr aus der Nachbarschaft erklärte unseren Freunden, daß er diesen, damals achtzehn Pfund fünf Unzen schweren Fisch vor sechzehn Jahren und drei Monaten gefangen habe, und daß so etwas nicht leicht wieder zu finden sein werde. Gleich darauf berichtete der Briefträger des Ortes, daß er den Fisch gefangen habe vor nahezu 5 Jahren, und daß derselbe damals sechsundzwanzig Pfund gewogen habe. Ein dritter und vierter Besucher dieses „Parlors“ erzählten ähnliche Berichte, wobei nur die Umstände, die Localität des Fanges, das Gewicht und die Zeit beträchtliche Verschiedenheiten aufzuweisen hatten. Als der Wirt sein Erscheinen machte, wurden ihm die verschiedenen Versionen zur Begutachtung vorgelegt. Wahrhaftig, niemals in meinem Leben habe ich solche

Lügenbeutel gesehen! rief er aus. Ich habe den Fisch gefangen, als ich noch ein kleiner Junge war, und zwar war es keine Geschicklichkeit, sondern das pure Glück. Ich war aus der Schule fortgelaufen, aber da es ein so merkwürdiges Tier war, kam ich damals ohne Prügel davon. In diesem Augenblick wurde der Wirt abgerufen. Harris, der sehr inquisitiver Natur war, wollte die Sache näher untersuchen, stieg auf einen Stuhl, betastete den Glaskasten, der alte Draht zerbrach, die Herrlichkeit zerschmetterte auf dem Boden, und als man die Sache näher untersuchte, hatte sich die altberühmte ausgestopfte Forelle in lauter kleine Gyps-Fragmente aufgelöst.

Ich schließe mit einer Geschichte, die in einem Kirchenbuche bezeugt steht und darum wahr sein muß, welche aber zugleich einen frommen Wunsch in sich einschließt, den auch der erbittertste Anti-Malthusianer unterschreiben wird: In der St. Nikolaus Kirche zu Abingdon steht das Monument eines gewissen William Lee, der 1637 starb und während seines Lebenslaufes Zweihundert weniger drei aus der Kraft seiner Lenden hervorgehen ließ. Rechnet man das aus, so findet man, daß die Nachkommenschaft des Mister Lee sich auf einhundert und siebenundneunzig belief. Mr. Lee war fünfmal Bürgermeister von Abingdon und ohne Zweifel ein Wohlthäter seines Zeitalters. Im Interesse unseres überfüllten neunzehnten Jahrhunderts wollen wir aber doch hoffen, daß nicht viele von seiner Sorte zu unseren Lebzeiten auftauchen mögen!



Theodor Körner.

Auch dein Gedächtniß, geziemt es sich, zu feiern, der du in ewiger Jugendschöne von unsrer eignen Jugend uns übermacht wurdest, Dichter von Leyer und Schwert: nur dürfen es nicht die Buben sein hinter dem Ofen, die bei Schranzen und Zofen ihre Weltgeschichte gelernt und ihr eigenes Geschick erbettelt haben — die dürfen es nicht sein, eine Körner-Feier anzuregen; die dürfen es nicht sein, welche in dem heute auf der ganzen Welt erlaubten und nie ohne Belohnung ausgehenden Patriotismus schwelgen; die dürfen es nicht sein, welche in dem Lützower den Franzosenfeind für Gott, Fürst und Vaterland erblicken; aber wer noch an jene Flamme der Begeisterung glaubt, wie sie Schiller in jugendlichen Herzen entzündet, an den Enthusiasmus, der aus der Phrase in die Tat hinabsteigt, an den Dichtermut, der zur rechten Zeit die Leyer mit dem Schwert vertauscht, der sei uns willkommen in dem deutsch durch alle Geschlechter klingenden Bardensang, der Theodor Körner preist.

Es ist häufig nichts weniger als herzerfreuend, wenn man die intimere Bekanntschaft unsrer Dichter macht. Wie verzerrt sich das Bild des tapferen, einsamen Alfred Meißner, seitdem wir wissen, wie an dem durch eine einzige Lüge Festgeschmiedeten ein unersättlicher Geier fraß.*) Oscar von Redwitz, der aus dem süßlichen und lüsternen Klingklang der frommen „Amaranth", durch das von Servilität strotzende „Lied vom neuen deutschen Reich" in den von wahrer Menschenliebe diktirten Sang von dem Arzt und Dulder „Odilo" sich gerettet hat, ach! seine letzten Bekenntnisse verraten uns, daß er, an Morphinismus leidend, viel schauerlichere Qualen erdulden mußte, als er sie an seinem „Odilo" zu schildern gewagt hätte. Und erst Nikolaus Lenau aus den Aufzeichnungen seines besten Freundes

---

*) Es wurde bekanntlich Meißner nachgewiesen, daß einige seiner unbedeutenderen Romane von einem gewöhnlichen Sensations-Novellisten geschrieben sind, der durch seine Blutsaugerei und die Drohungen der Veröffentlichung des unsauberen Geheimnisses den unglücklichen Mann zum Selbstmord trieb.

in den geckenhaften, wankelmütigen, ungerechten Anfängen seines Wahnsinns kennen lernen zu müssen..... das Alles mag zum psychologischen Verständniß der vereinzelten ungenießbaren Schöpfungen unsrer Dichter beitragen, die Wertschätzung der Kunst als der Versöhnung durch den Schein mit dem Wirklichen wird dadurch nicht gefördert. Bei Theodor Körner aber darf man die Nachrichten über sein kurzes und im Großen und Ganzen freudiges Dasein mit wahrer Herzenslust verfolgen, denn hier finden wir nichts Anderes als gährenden deutschen Wein. Ob aus ihm, nachdem er sich ausgebraust, ein hochfeiner Jahrgang geworden wäre — ich möchte es bezweifeln. Auch für ihn, noch mehr für uns, die wir diesen Menschen so recht herzlich lieben dürfen, war es ein Glück, daß ihn die Götter jung sterben ließen.

Der würdige kursächsische Appellationsrat Körner hätte von Rechtswegen kein schiefes Gesicht dazu schneiden sollen, daß sein Theodor trotz aller gelehrten Studien sich schließlich aufs Dichten verlegte, sein Haus und seine Familie waren ja eine wahre Dichterheimat. Hierher sandte Göthe seine Xenien als attisches Salz zum gastlichen Tisch, und im Körner'schen Hausgarten rauschte die mächtige Rhetorik der Schiller'schen Dichtung in die Seele des aufhorchenden Knaben, noch ehe sie durch die Druckerschwärze dem deutschen Volk geschenkt wurde. Indessen Dichten und Dichten ist zweierlei, ein Faustischer Zwiespalt und eine Schiller'sche Resignation wären nie in der Seele des jungen Körner gereift, und es ist bezeichnend, daß er die Violine in die Ecke warf, um die Guitarre an seine Brust zu drücken. Wilder und doch schwärmerischer Knabe, toller und doch sentimentaler Student, voll Verehrung für das Gesetz und die Religion und doch aus Leipzig religirt „von wegen Duelle und sonstiger Skandalia", landete er, nachdem er in Freiberg Bergbau, in Leipzig und Berlin Philosophie und Geschichte studirt hatte, auf der Zauberinsel der Muse, die ihm rasches, leichtes Schaffen geschenkt und schnell erblühte Rosen des Erfolges in den Weg streute.

Man kann sich denken, daß einem körperlich und geistig mit den liebenswertesten Gaben ausgestatteten Jüngling, der sich der besonderen Fürsorge eines Friedrich Schlegel und Wilhelm von Humboldt erfreute, alle Wege geebnet waren; und man kann sich kaum ein glücklicheres Dasein denken als das des jungen Theaterdichters Körner in Wien, der in der schönen und geistig hochstehenden Schauspielerin Adam eine Braut gefunden hatte, welche nicht nur dem liebenden Jüngling, sondern auch dem schaffenden Dramatiker die richtige Ergänzung war. Nur eines lastete auf der Seele dieses Götterlieblings, das Unglück seines Vaterlandes. Das

war noch eine Zeit, in welcher die deutsche Jugend Ideale hatte, welche über das panem et circenses hinausgingen, da sie noch eine Ehre kannte, welche nicht auf der Mensur festgestellt wird. Deutschlands Schmach, Deutschlands Knechtschaft unter dem fremden Tyrannen, das war es, was der Leyer dieses letzten Troubadours die tiefst empfundenen, gewaltigsten Töne entlockte.

Da erging der Ruf Preußens (dieses perfiden Preußens, das nur im Unglück an das Deutschtum appellirt) an die Söhne des Vaterlandes, und Theodor Körner folgte ihm, alle Rücksichten der Familie, der Carriere und der Liebe bei Seite setzend, mit jener kindlichen, rührend schönen Treue, die man zur Specialtugend der Germanen machen will, die aber Grundeigenschaft aller derjenigen Menschenkinder ist, welche in der Aufopferung für ein Ideal die höchste Individualität erblicken. Viele unserer modernen Individualisten gab es auch damals die Menge. Es gab gewiß auch genügend Landsknecht-Naturen, die aus Abenteuerlust und mit Beute-Gedanken ins Feld zogen, daß aber Theodor Körner ganz von dem Gotte erfüllt war, der Eisen wachsen ließ, beweist folgender Brief des Sohnes an den Vater, ein Brief, der mir mehr wert ist als Körners sämmtliche Dramen.

„Meine Kunst seufzt nach ihrem Vaterlande, laß mich ihr würdiger Jünger sein. Jetzt, da ich weiß, daß alle Sterne meines Glücks in schöner Milde auf mich niederleuchten: jetzt ist es die mächtige Ueberzeugung, daß kein Opfer zu groß sei für das höchste menschliche Gut, für seines Volkes Freiheit. Eine große Zeit will große Herzen, und fühl' ich die Kraft in mir, eine Klippe sein zu können in dieser Völkerbrandung; ich muß hinaus und dem Wogensturm die mutige Brust entgegendrücken. Soll ich in feiger Begeisterung meinen Jubel nachleiern? Ich weiß, du wirst manche Unruhe erleiden müssen, die Mutter wird weinen, Gott tröste sie! Ich kann's Euch nicht ersparen. Daß ich mein Leben wage, das gilt nicht viel; daß aber dieses Leben, mit allen Blütenkränzen der Liebe, der Freundschaft und der Freude geschmückt ist, und daß ich es doch wage; daß ich die süße Empfindung hinwerfe, die mir in der Ueberzeugung lebte, Euch keine Unruhe, keine Angst zu bereiten — das ist ein Opfer, dem nur ein solcher Preis entgegengestellt werden darf.“ —

Vergiß nicht, lieber Leser, daß dieser Mann alle Genüsse Wiens, eine durchaus befriedigende künstlerische Tätigkeit und Liebe in classisch schönen Armen verließ, um in unwirtlichem, von Freund und Feind ausgesogenem Lande die aufreibende Tätigkeit eines „Franctireurs“ von 1813 zu übernehmen!

Es war ein kurzer Waffen-Frühling. Am 23. März 1813 erhob der Lützower Jäger Theodor Körner in der Kirche zu Rogau die Hand zum Schwur, am 20. August traf ihn aus dem Hinterhalt die mordende Kugel eines Stammesgenossen in französischem Solde bei Gadebusch.

in den geckenhaften, wankelmütigen, ungerechten Anfängen seines Wahnsinns kennen lernen zu müssen..... das Alles mag zum psychologischen Verständniß der vereinzelten ungenießbaren Schöpfungen unsrer Dichter beitragen, die Wertschätzung der Kunst als der Versöhnung durch den Schein mit dem Wirklichen wird dadurch nicht gefördert. Bei Theodor Körner aber darf man die Nachrichten über sein kurzes und im Großen und Ganzen freudiges Dasein mit wahrer Herzenslust verfolgen, denn hier finden wir nichts Anderes als gährenden deutschen Wein. Ob aus ihm, nachdem er sich ausgebraust, ein hochfeiner Jahrgang geworden wäre — ich möchte es bezweifeln. Auch für ihn, noch mehr für uns, die wir diesen Menschen so recht herzlich lieben dürfen, war es ein Glück, daß ihn die Götter jung sterben ließen.

Der würdige kursächsische Appellationsrat Körner hätte von Rechtswegen kein schiefes Gesicht dazu schneiden sollen, daß sein Theodor trotz aller gelehrten Studien sich schließlich aufs Dichten verlegte, sein Haus und seine Familie waren ja eine wahre Dichterheimat. Hierher sandte Göthe seine Xenien als attisches Salz zum gastlichen Tisch, und im Körner'schen Hausgarten rauschte die mächtige Rhetorik der Schiller'schen Dichtung in die Seele des aufhorchenden Knaben, noch ehe sie durch die Druckerschwärze dem deutschen Volk geschenkt wurde. Indessen Dichten und Dichten ist zweierlei, ein Faustischer Zwiespalt und eine Schiller'sche Resignation wären nie in der Seele des jungen Körner gereift, und es ist bezeichnend, daß er die Violine in die Ecke warf, um die Guitarre an seine Brust zu drücken. Wilder und doch schwärmerischer Knabe, toller und doch sentimentaler Student, voll Verehrung für das Gesetz und die Religion und doch aus Leipzig religirt „von wegen Duelle und sonstiger Skandalia", landete er, nachdem er in Freiberg Bergbau, in Leipzig und Berlin Philosophie und Geschichte studirt hatte, auf der Zauberinsel der Muse, die ihm rasches, leichtes Schaffen geschenkt und schnell erblühte Rosen des Erfolges in den Weg streute.

Man kann sich denken, daß einem körperlich und geistig mit den liebenswertesten Gaben ausgestatteten Jüngling, der sich der besonderen Fürsorge eines Friedrich Schlegel und Wilhelm von Humboldt erfreute, alle Wege geebnet waren; und man kann sich kaum ein glücklicheres Dasein denken als das des jungen Theaterdichters Körner in Wien, der in der schönen und geistig hochstehenden Schauspielerin Adam eine Braut gefunden hatte, welche nicht nur dem liebenden Jüngling, sondern auch dem schaffenden Dramatiker die richtige Ergänzung war. Nur eines lastete auf der Seele dieses Götterlieblings, das Unglück seines Vaterlandes. Das

war noch eine Zeit, in welcher die deutsche Jugend Ideale hatte, welche über das panem et circenses hinausgingen, da sie noch eine Ehre kannte, welche nicht auf der Mensur festgestellt wird. Deutschlands Schmach, Deutschlands Knechtschaft unter dem fremden Tyrannen, das war es, was der Leyer dieses letzten Troubadours die tiefst empfundenen, gewaltigsten Töne entlockte.

Da erging der Ruf Preußens (dieses perfiden Preußens, das nur im Unglück an das Deutschtum appellirt) an die Söhne des Vaterlandes, und Theodor Körner folgte ihm, alle Rücksichten der Familie, der Carriere und der Liebe bei Seite setzend, mit jener kindlichen, rührend schönen Treue, die man zur Specialtugend der Germanen machen will, die aber Grundeigenschaft aller derjenigen Menschenkinder ist, welche in der Aufopferung für ein Ideal die höchste Individualität erblicken. Viele unserer modernen Individualisten gab es auch damals die Menge. Es gab gewiß auch genügend Landsknecht-Naturen, die aus Abenteuerlust und mit Beute-Gedanken ins Feld zogen, daß aber Theodor Körner ganz von dem Gotte erfüllt war, der Eisen wachsen ließ, beweist folgender Brief des Sohnes an den Vater, ein Brief, der mir mehr wert ist als Körners sämmtliche Dramen.

„Meine Kunst seufzt nach ihrem Vaterlande, laß mich ihr würdiger Jünger sein. Jetzt, da ich weiß, daß alle Sterne meines Glücks in schöner Milde auf mich niederleuchten: jetzt ist es die mächtige Ueberzeugung, daß kein Opfer zu groß sei für das höchste menschliche Gut, für seines Volkes Freiheit. Eine große Zeit will große Herzen, und fühl' ich die Kraft in mir, eine Klippe sein zu können in dieser Völkerbrandung; ich muß hinaus und dem Wogensturm die mutige Brust entgegendrücken. Soll ich in feiger Begeisterung meinen Jubel nachleiern? Ich weiß, du wirst manche Unruhe erleiden müssen, die Mutter wird weinen, Gott tröste sie! Ich kann's Euch nicht ersparen. Daß ich mein Leben wage, das gilt nicht viel; daß aber dieses Leben, mit allen Blütenkränzen der Liebe, der Freundschaft und der Freude geschmückt ist, und daß ich es doch wage; daß ich die süße Empfindung hinwerfe, die mir in der Ueberzeugung lebte, Euch keine Unruhe, keine Angst zu bereiten — das ist ein Opfer, dem nur ein solcher Preis entgegengestellt werden darf.“ —

Vergiß nicht, lieber Leser, daß dieser Mann alle Genüsse Wiens, eine durchaus befriedigende künstlerische Tätigkeit und Liebe in classisch schönen Armen verließ, um in unwirtlichem, von Freund und Feind ausgesogenem Lande die aufreibende Tätigkeit eines „Franctireurs“ von 1813 zu übernehmen!

Es war ein kurzer Waffen-Frühling. Am 23. März 1813 erhob der Lützower Jäger Theodor Körner in der Kirche zu Rogau die Hand zum Schwur, am 20. August traf ihn aus dem Hinterhalt die mordende Kugel eines Stammesgenossen in französischem Solde bei Gadebusch.

Das Corps der Lützower ist vornehmlich durch den sog. Heldentod Körners unsterblich geworden. Tatsächlich hielt man diese „Irregulären" möglichst vom Kriegsschauplatz entfernt, so demokratische, freiheitsbegeisterte Soldaten paßten den Herrn Diplomaten nicht. Theodor Körner hatte das Glück — für ihn, den tatendurstigen, war es ein Glück — schon bei Kitzen schwer verwundet zu werden. Im Walde todtkrank und verlassen liegend, schrieb er jenes Sonett: „Abschied vom Leben", in welchem er noch einmal den Glauben an Alles bekannte, wofür er rasch und jugendlich entbrannte, ob ers nun Freiheit oder Liebe nannte. In Karlsbad rasch genesen, kehrte er abermals zu seinen Waffengenossen zurück, und am Vorabend seines Todes schrieb er in sein Taschenbuch das unsterbliche Reiterlied, das gesungen werden wird, so lange es noch junge, tapfere, vor lauter Lebenslust todesbegeisterte Herzen gibt.

Selbst bei den wolmeinenden Personen, welche am 23. September eine hundertjährige Körner-Feier veranstalten, wird es mit der Kenntniß der wertvollsten Erzeugnisse der Körner'schen Muse wohl ziemlich schlecht bestellt sein. Ich sage „selbst" bei den Festfreudigen, denn es ist ein öffentliches Geheimniß, daß gerade die gewöhnlich am wenigsten wissen von dem Manne, von dessen Ruhmesglanz sie ein Strälchen durch Unterzeichnung recht großer Geldsummen für sich zu retten glauben. Wie viele von den Chicagoer Prominenten, welche für das Göthe-Denkmal schwärmen, mögen wohl den Göthe im Hause haben?! und unsterblich bleibt der Geldprotz in Philadelphia, welcher beim Festmahl der Humboldt-Feier zu seinem Nachbar im Vertrauen bemerkte, er habe allerdings den Helmboldt (Erfinder des Buchu-Schwindels) immer für einen „schmarten" Mann gehalten, aber man scheine denn doch etwas zu viel Aufhebens von ihm zu machen. Bei Körner aber verhält sich die Sache anders, gerade was von seinen Poesien unsterblich ist, wird auch allgemein vorgetragen und gesungen; wird? — selten mehr in den Krieger- und Studenten-Vereinen des neuen deutschen Reiches. Das von Carl Maria Weber so trefflich componirte: „Du Schwert an meiner Linken", bei dessen Hurrah uns immer das Blut kühner durch die Adern kreiste, ist im Leipziger Commersbuch **nicht** enthalten — aber jene Generation, welche heute noch manch' deutscher Dichter in Amerika sich erinnert, ist noch in einer Zeit groß geworden, da man ein Auge zudrückte, wenn sogar die liebe Schuljugend auf dem Sommerausflug von Henkersblut sang und Tyrannen.

Bei dieser Gelegenheit muß ich einer Ueberraschung gedenken, welche mir einst in Carver, einem kleinen Städtchen Minnesotas, zu teil wurde.

Daselbst wirkte damals Fritz Schütz als Lehrer bei Erwachsenen und Kindern, und nicht ohne Stolz zeigte er mir das Programm, nach welchem, nachdem Nachmittags mein Vortrag stattgefunden, Abends in der Town-Halle Zriny durch die Schuljugend aufgeführt wurde. Auch Körner wird es sich schwerlich in seinen kühnsten Träumen haben träumen lassen, daß man einst auch am Minnesota-Fluß Freudentränen weinen würde, wie Alapi, über der Ungarn Heldentod. Das Deutsch der Hinterwald-Jugend kam freilich etwas komisch heraus, und das Auffliegen des Pulverturms wurde durch das Umwerfen einiger Bänke und etwas bengalisches Feuer dargestellt, aber ich bin doch überzeugt, daß eine oder die andere Knabenseele von einer Ahnung jenes schönen Idealismus gestreift wurde, der bei den Bauern am allerwenigsten Verständniß findet.

Mir aber, meiner Jugend war Körner ein treuer Begleiter. Ich habe noch die alte Ausgabe, welche sich in der spärlichen Bibliothek meines Vaters fand, „Rotterdam 1832, mit dem Bildniß des Verfassers"; letzteres hatte meine Mutter herausgelöst und hinter Glas und Rahmen gebracht. Da ist kein Blatt, das ich nicht hundertmal gewendet, und keine Zeile, die ich nicht andächtigen Herzens gelesen hätte. „Theodor Körners Sämmtliche Werke", ich erlaube mir, hinter das Sämmtliche ein Fragezeichen zu setzen. In der Tat habe ich seither erfahren, daß noch mancherlei dramatische Arbeiten des Dichters nicht in dem Buche enthalten sind, aber ich trage kein Verlangen nach einer wirklichen Gesammtausgabe, es sind in dieser schon Sachen genug, welche nur die sammelnde Pietät verewigen konnte.

Aber ich liebe dieses Buch. Am ersten leeren Blatt ist eine Ecke abgerissen, darauf stand der Preis geschrieben, mir aber erschien die Erinnerung daran, daß man so etwas mit schnödem Geld erstehen kann, wie eine Entwürdigung. Hier hat mein armer, verloren gegangener Bruder in kühnem Schwung und mit dem allgemeinen Burschenschaftszeichen 1856 seinen Namen eingeschrieben, historische und philosophische Excerpte, von meinem Vater geschrieben, liegen zwischen den Blättern, und ich weiß, daß die Tränen meiner Mutter darauf gefallen sind. Hier trete auch ich als vierzehnjähriger Dichter auf mit den unmöglichen, fast nichtssagenden Versen des Knabenalters, in welchen doch viel ehrliche Begeisterung nach einem Ausdruck ringt. Da heißt es z. B.:

Du echter Enkel der Germanen,
Dem Worte und den Taten nach,
Mich soll dein Vorbild immer mahnen,
Denn du warst es, der Deutschlands Ketten brach.

Das war nun freilich nicht wahr, aber präciser ist schon die, augenscheinlich ein klassisches Versmaß anstrebende, Strophe:

> Du starbst den schönsten Tod
> Für Gott und Vaterland,
> Wie's Zriny einst gebot,
> Als er den Heldentod
> Vor Sigeth's Feste fand.

Körner's Lieder sangen wir, als wir noch von Mannheim nach Heidelberg im Trabe liefen, um mit einem Taschengeld von zwölf Kreuzern im Odenwald die herrlichsten Genüsse zu erleben. Zriny wurde mit verteilten Rollen gelesen, und mein erstes und letztes Debut auf den Brettern, /o die Welt bedeuten sollen (den Erdgeist im Faust hinter den Coulissen, Detroiter Angedenkens, kann ich doch nicht rechnen), fand in dem Körnerschen „Nachtwächter" statt. Die Bühne befand sich in der guten Stube des Posthalters zu Neckargemünd, und von dem auserlesenen Publikum, das uns mit einem schönen Achtungserfolg belohnte, sind zwei Drittel schon gestorben oder gar verdorben. In mir wütete damals ein furchtbarer Kampf zwischen Ehrgeiz und Liebe. Frida, des Kaufmanns Tochter, spielte das Röschen, ich wäre also sehr gern der glücklich liebende und geliebte Zeisig gewesen; der allzeit fidele Wachtel aber, welcher als eine Art Vorsehung für die Liebenden die wichtigere Rolle hat, wurde mir vom Ehrgeiz angeraten. Der letztere siegte, und mit heimlichem Ingrimm sprach ich die letzten Worte des Dialogs mit dem Nachtwächter, da ich ganz genau wußte, daß der ins Nebenzimmer abgegangene Zeisig jetzt dort nach allen Rechten eines erfolgreichen Verführers Röschen-Frida abküßte. „Da bin ich denn wieder im alten Neste," konnte ich vor zwei Sommern auch wieder deklamiren, als ich in der verödeten Posthalterei einen Erinnerungsschoppen trank, nur mußte ich statt sieben Jahren sagen: „Das ich seit zwanzig Jahren nicht sah". Und wie ich jetzt die lustigen Worte auf den vergilbten Blättern überfliege, werden mir die Augen naß.

> „Wie nasse Augen? Pfui schäme dich, Wachtel,
> Es bleibt dir ja noch ein stilles Glück!
> Wie die Hoffnung blieb in Pandoras Schachtel,
> So bleibt ja im Herzen Erinnerung zurück."

Körner nannte seinen Nachtwächter eine Posse; aber wie herzlich, sinnig, von wahrer Fröhlichkeit durchströmt ist diese Posse im Vergleich zu den rohen Harlequinaden, welche uns heute unter demselben Namen von Berlin aus übermittelt werden!

Derselbe liebenswürdige Humor waltet auch in dem Vetter aus Bremen, der Gouvernante, dem Vierjährigen Posten, die ich aus den kleineren Arbeiten hervorheben möchte. Alle diese Sachen sind in Versen geschrieben, welche dem Dichter leicht zuflossen, ohne banal zu werden oder die Gesetze der Anmut zu verletzen. Nur diese Leichtigkeit des Schaffens erklärt es auch, daß der als Zweiundzwanzigjähriger schon im Heldentod Gefallene außer zahlreichen Gedichten, Novellen, Skizzen etc. vierzehn dramatische Arbeiten hinterlassen konnte, worunter zwei dreiaktige Dramen und zwei fünfaktige Tragödien.

Eigentümlich oder besser dem Deutschen eigentümlich ist es, daß Körner den Stoff für seine beiden bedeutendsten Arbeiten aus fremden Ländern holte. Ungarn und England mußten dem deutschen Patrioten die Helden und Heldinnen liefern. Ich muß mich fragen: Wenn ihn die mörderische Kugel bei Gadebusch verschont hätte, würde ihn der heilige „Befreiungskrieg“ zu einem gewaltigeren Gesang begeistert haben? Das Schicksal der besten Patrioten, der Männer des Tugendbundes, der Turner im Geiste Jahns, der alten Burschenschaft gibt darauf ausreichende Antwort. Dem König von Preußen hat Körner ein Lied gewidmet, „als das Gerücht ihn in der Bautzener Schlacht gefallen nannte“, ihm, „der kämpfend für sein Volk und seine Krone sich königlich den Königstod errungen.“ Aber der Friedrich Wilhelm ließ auch lieber Andere sterben und zog es vor, zu leben, und den König, der schmachvoll seinem Volk das Wort gebrochen, den hätte Körners Leyer nie besungen. Wol aber würde man sich an gewisse poetische Aeußerungen des ehemaligen Lützowers erinnert haben, und wäre er jemals vor ein preußisches oder bundesdeutsches Tribunal gekommen, die damaligen Juristen der Schuftigkeit hätten ein schönes Protokoll gegen ihn zusammenschmieden können.

„So sollen wir im Kampf das Heil erwerben, daß unsre Enkel freie Männer sterben“ — damit hat er doch wol nicht nur die Befreiung von dem Franzosenjoch gemeint. Welch ungeheuren Frevel besingt er, wenn er Rußlands Verbrennung Moskau's begrüßt, diese ungeheuerliche Vandalen-Tat, welche der zahme deutsche Patriotismus nie zustand gebracht hätte, diese grandiose Selbstverstümmelung dem Feinde zum Schaden: „O laß dich nur vom Aberwitz verdammen! Ihr Kirchen stürzt! Paläste brecht zusammen! Der Phönix Rußland wirft sich in die Flammen.“ Was sagen die Verurteiler der Franctireurs vom letzten deutsch-französischen Kriege, wenn er auffordert: „Könnt ihr das Schwert nicht heben, so würgt

sie ohne Scheu!"—? Und hätten Strophen wie die folgenden den Dichter nicht unter das Socialisten-Gesetz gebracht:

> Was uns bleibt, wenn unser Blut vergebens
> Auf des Vaterlandes Grab verraucht?
> Und der Freiheit Stern, der Stern des deutschen Lebens,
> An dem deutschen Himmel niedertaucht? —
> Was uns bleibt? — Rühmt nicht des Wissens Brennen,
> Nicht der Künste friedensreichen Strand!
> Für die Kunst verlangt ein Vaterland.
> Aller Götterstimmen sind verklungen
> Vor dem Jammerton der Sklaverei;
> Und Homer, er hätte nie gesungen! —
> Doch sein Griechenland war frei! —

Körner wollte nichts wissen von christlichem Ertragen und des Dulders feiger Träne, nichts bleibt ihm als der Kampf, und „Des Blutes deutsche Heldenröte — Jubelt von der Freiheit Morgenrot."

Solche Lieder werden auch unter dem roten Banner gesungen werden. Auch dem Kampf unsrer Zeit werden schwarze Jäger erstehen. Und in der kommenden Revolution werden auch im deutschen Volke jene gewaltigen Lieder von Stamm zu Stamm brausen, welche 1813 die Jugend zum Todesmut begeisterten. Ob wirs noch erleben, daß das Volk aufsteht und der Sturm losbricht zur Jagd auf Henkersblut und Tyrannen? Ob wir ahnungsgrauend den großen Morgen anbrechen sehen? Ob wir dereinst noch sagen dürfen: „Hinter uns im Graun der Nächte — Liegt die Schande, liegt die Schmach?"

Glücklicher Körner! Welch irdisch Schicksal ist schöner als das, bewiesen zu haben, was dir ein Freund nachrief:

> Wer mit Begeisterung schlug die goldenen Saiten,
> Kann mutig auch den Kampf des Lebens streiten;
> Ein wahrer Dichter ist ein wahrer Held!



Wer lieben will, muß leiden.

Nachtigallen tuen schlagen,
Daß durch Berg' und Täler klingt;
Unsre Reitersbuben aber,
Daß eim's Herz im Leib verspringt.

In Karlsruhe, in der Nähe der Dragoner-Kaserne, an einer der Ecken, um welche man Nachts dunkle Gestalten dem „Dörfle" zustreichen sah, die Liebe zu suchen, welche man schon um schäbige Silbermünzen, geschweige denn „um Goldgewicht", kaufen kann, stand und gedieh durch den Durst des Militärs und des Civils die — — — 'sche Brauerei. Ein Herrenzimmer gab es in diesem Lokal nicht, in einem großen Raume mußten die verschiedenen Stämme friedlich bei einander wohnen; entstanden aber kleinere Meinungsverschiedenheiten, so waltete des friedensrichterlichen Amtes eine hochbusige Jungfrau, welche auch über eine tüchtige Faust zu verfügen wußte und mit Scheffels Margaretha darin erfolgreich konkurriren konnte, daß sie mehr als einem Trompeter in treuer, uneigennütziger Liebe zugetan war.

Wenn dies Lokal aber trotzdem auch von mehr oder weniger geschniegelten Bürschchen mit farbigen Mützen frequentirt wurde, so lag die Anziehungskraft in dem klösterlich dicht vergitterten Buffet, wo als Zahlmeisterin die Schwägerin des Brauers, ein holdseliges Karlsruher Bürgerstöchterlein fungirte.

Auch in einer Dragonerkneipe findet der Liebe Himmelsstral seinen Weg in ein empfängliches Herz; und da ich der Vorgängerin im Amte, dem Fräulein Louise, schon eine gewisse Verehrung gezollt, so war es nur natürlich, daß dieselbe in verstärktem Maßstabe auf die jüngere und lieblichere Schwester übertragen wurde. Liebe ist zwar blind, aber sie ist auch schlau. Einige gut angebrachte Kupfermünzen (was aber den gelegentlichen Pump durchaus nicht ausschloß) und noch besser angebrachte Komplimente im Lapidarstyl hatten mir die Gunst der Kellnerin gesichert, und so gehörte ich bald zu den wenigen Begünstigten, welche das geheiligte Gehege des Buffets betreten durften.

Leider war ich nicht der Einzige, den die Liebe dorthin geleitete. Da war noch so ein Knirps, aus dem selbst das feine Tuch des Dragoner-Freiwilligen nichts machen konnte, aber dieser Knirps war ein sehr begüterter Bürgersohn, und im Rate der beiderseitigen Eltern war die zukünftige Ehe der beiden Karlsruher Kinder beschlossene Sache.

So entspann sich also ein Wettkampf zwischen dem brutalen Geld und der Intelligenz. Täglich opferten diese Jünglinge Blumen; während aber der Sohn des Mars riesige, geschmacklose, auf Drähten aufgebaute Bouquets herbeischleppte, brachte ich immer nur eine einzige Blume mit Stengel und Blättern, aber etwas Feines, eine seltene Rose, eine aristokratisch wachsbleiche Camelie u. dgl. Ich konnte mir das erlauben, da der Sohn des Gärtners mein Freund war und als Infanterie-Freiwilliger einen unauslöschlichen Haß gegen die Kavallerie im Busen trug. Kam es darauf an, in der Geduld sich zu üben und durch die Zahl der vertilgten Schoppen den Gradmesser der Gefühle anzugeben, so war das brutale Geld selbstverständlich der Intelligenz gegenüber machtlos. Endlich aber konnte ich auch die Musen mit in's Feld führen, und wenn das Herz einer gewaltigen Königin durch ein Lied gewonnen werden kann, warum nicht das der kleinen Beherrscherin eines Bier-Buffets. Weshalb ich in ihr absolut die „klassische" Schönheit verherrlichen wollte, das ist mir heutzutage ein Rätsel. Klassisch war allerdings die Rundung des knospenden Busens, in klassischem Knoten schlang sich am Hinterkopf das von der Stirn steil aufsteigende dunkle Haar: aber im höchsten Grade unklassisch waren das an der Wurzel etwas eingedrückte Näschen, die schimmernden Grübchen der Wangen und der Mund, der beim Schmollen die Form eines Barbenmäulchens annahm und einige goldschimmernde Zähne nicht verbergen konnte. Darüber aber will ich mit mir selber nicht rechten, denn ein Klassiker hat die Wahrheit ausgesprochen, daß dem Verliebten selbst die Warze auf der Nase der Geliebten reizend erscheint.

Ich lebte also als privilegirter Besucher des inneren Geheges, nachdem ich den Nebenbuhler ausgestochen hatte, ein exceptionelles Dasein, und solches ruft bekanntlich den Neid der Götter hervor. Bisher hatten die in der Schenke zechenden Dragoner nur den Chor gebildet in meiner kleinen Schicksalstragödie, der finstere Augenblick, da sie zur rächenden, nivellirenden und doch im bösen Wollen das Gute schaffenden Kraft werden sollten, rückte heran, nein wurde von mir frevelhaft beschleunigt.

Passen Sie auf, flüsterte mir eines Tages Elisabeth zu, er bezahlt immer das Bier für die Dragoner, das hat etwas zu bedeuten. Und jetzt

sprach ich das verhängnißvolle Wort: „Was kümmern mich diese Kaffern!“ Die Kellnerin vernahm's, was bisher an wolwollenden Gefühlen für mich in ihrem Busen vorhanden gewesen, erstarrte zu Eis; ich hatte ihre Waffe geschmäht, großherzoglich badische schwarzr Dragoner — Kaffern! es war das Ungeheure, dem der Sturz folgen mußte.

Als ich nächsten Abend das Lokal betrat, trat unter den versammelten Soldaten jene schwüle Stille ein, welche einem Gewitter vorherzugehen pflegt. Tränen standen in den Augen der lieben Kleinen. Retten Sie sich! Sie sind Alle betrunken gemacht worden und werden über Sie herfallen. Aber ich wäre nicht gewichen, wenn mir nicht ein „mir zu lieb“ in die Ohren geklungen hätte, wenn mir nicht mein Freund Koppert, der brave Infanterie-Freiwillige, nach allen Regeln der Strategie klar gemacht hätte, daß in solchen Fällen der Mutige dem Gefecht ausweichen muß. So traten wir denn durch eine Seitentür den Rückzug an und verschanzten uns in dem Zimmer Kopperts, der in demselben Gebäude wohnte, nicht ohne für Herbeischaffung des nötigen Proviantes in Krügen zu sorgen. Dieses Bier ist niemals aufgekreidet worden, aber die Kellnerin, die es brachte, tat Spionen-Dienste. Unter schweren Tritten ächzte die Treppe, ein Schlag, und die Tür fuhr auf, dann wurde es mir himmelblau vor den Augen. Sechs Mann hoch fielen die biederen Söldner über mich her — es waren welche darunter, denen ich schon manches Glas Bier bezahlt hatte — der siebente stellte den kleinen Koppert zu gezwungener Neutralität in eine Ecke. Am Boden lag ich wie die deutsche Freiheit, mit ihren Tatzen schlugen sie mir in's Gesicht, und mit ihren Reiterstiefeln trampelten sie auf meinem armen Kadaver herum. So lange ich konnte, schrie ich ihnen in's Gesicht: Ihr feigen Hunde! dann — — als ich wieder zum Bewußtsein kam, fand ich mich in des Infanteristen Bett mit zerschlagenen Gliedern; aber wie der Regen einer warmen Frühlingsnacht überströmten mich die Tränen ihrer dunkeln Augen und heiße, zuckende Lippen preßten sich auf meinen Mund. O du dummer Reitersjunge, wie hast du mir das Paradies erschlossen! O ihr braven Soldknechte! wenn ich reich wäre, ihr solltet euer Leben lang Freibier haben.

Aber trotz alledem mußte ich noch nach Monaten, wenn ich meine Glieder befühlte, an den Stoßseufzer des Odenwälder Bauernbuben denken:

Jetzt erscht glaab ich's, denn jetzt waaß ichs,
Wie's aam drückt und brennt und sticht,
Wamm mer Aaner gege Siewwe
Um die Lieb sei Prüchel kricht.

Die Laube der Tränen.

In dem kleinen Städtchen, das so friedlich zwischen den Bergen des Wiesentals sich hinlagert, ehe sie sich zusammendrängen und zu ihrem Altvater Feldberg emporsteigen, wo der Kirchturm mit dem stumpfen, bemoosten Dach im Tal (jetzt gibts dort auch einen neumodischen Himmelswegweiser) und das Schützehüsli vom Waldberg als Wahrzeichen grüßten, wo ein romantischer Räuberhauptmann, ein Ahnherr meines mütterlichen Geschlechtes, als Statthalter die Sünden seiner Jugend durch weise Regierung wieder gut machte, wo Hebel und Scheffel und noch manch ein sangbarer Bruder unter den Markgräfler Flügelhauben manch dunkles Augenpaar schelmisch funkeln sahen und unter dem Mailänder Halstuch manch liebes Herzli fanden, — in Schopfheim stand auch und steht vielleicht heute noch meine Laube der Tränen. Es wurde aber nicht immer darin geweint, auch von mir nicht; nur sind mir bei diesem trostlosen Mai-Wetter zwei elegische Momente aus der Geschichte meines Herzens ins Gedächtniß gekommen, die ich in jenem Asyl einsam in mir niederkämpfte und doch nicht vergessen kann. Es beginnt mit einer sehr törichten Kindergeschichte. Lache, lieber Leser, wenn du sie nachher erfährst, das Lachen, das mir einst grausamer als ein Schwert durch die Seele schnitt, tut mir heute nicht mehr weh.

Aber von meinem neuesten Freunde Theodor Storm habe ich mı eine gewisse Gründlichkeit angewöhnt. Man soll doch auch erfahren, wie man in jene Laube gelangte, die durchaus kein Allgemein-Gut war. Also — am lindenbeschatteten Marktplatz stand das Haus meines Onkels, den sie erst heuer zur seligen Urständ gebracht. Georg Uehlin Sohn stand pietätvoll auf dem Geschäftsschild, trotzdem der Senior schon längst das Zeitliche gesegnet hatte. Ein paar Steinstufen hinauf öffnete sich die klingende Ladentür in ein Doppel-Geschäft. Während nämlich auf der einen Seite der Onkel einen mürrischen Lederhandel betrieb, verkaufte auf der andern Seite meine Tante mit dem guten Vollmondgesicht zum deutlichen Beweis,

daß doch nicht Alles, „as dat Ledder is", allerhand gebrannte Wasser, vom gemeinsten Trester bis zum feinsten Zwetschge-, Nuß- oder Kirschwässerli — natürlich en gros, in allerhand umflochtenen Guttere und Gütterli. Das war die materielle, die realistische Front und zugleich Grundlage der geschäftlichen Existenz dieses vielseitigen Hauses, und ich befürchte der Schnaps trug mehr als das Leder zur breiteren Basis, trotzdem es damals noch keine Temperenz- und Anti-Alkohol-Gesellschaften gab.

Führte aber der Onkel den besseren Gast durch die Hintertür des Ladens in die Tiefe des Hauses, so vernahm man wol noch mit dem Zuschlagen der Türe einen tiefen Seufzer aus dem geräumigen Busen der guten Tante, aber in dem Gesicht meines Onkels ging eine erfreuliche Veränderung vor sich. Sein borstig-gräulicher Bart sträubte sich humoristisch, seine Mundwinkel traten in die Höhe, und seine blauen Augen leuchteten. Hier, links ab von den Wohnräumen, eine dunkle Treppe hinauf, war seine Druckerei, hier war das Schmerzenskind, dessen Aufziehung, wie billig, den Ertrag der schnöden Krämerei des Ladens verschlang, die wöchentliche Geburtsstätte seiner aus eigener Kraft geschaffenen und mit dem eigenen Hirne gefütterten urdemokratischen Zeitung „Der Statthalter von Schopfheim", hier war sein ideales Reich, hier webten noch längst verurteilte Geister geschäftig, Rotteck, Itzstein, Robert Blum. Dem fröhlichen Pfeifen der Setzer merkte man es an, daß sie am Wein nicht zu kurz kamen, und noch mehr den dankbaren Augen des taubstummen Riesenjünglings, der zur Zeit des Druckens das Schwungrad der Maschine drehte.

Ich darf mich hier nicht aufhalten, sonst geh ich gleich mit der ganzen Gesellschaft, wie es gewöhnlich geschah, in das mit schönen Maidli gesegnete Sonnenwirtshaus. Wenn es zu solchem Gange über die Treppe herabpolterte, seufzte meine Tante nie, denn es schien ihr viel natürlicher und vernünftiger, daß ein Mann im Wirtshaus sein Schöppli trinke, als daß er über den dummen Schreibereien hocke und der schwarzen Kunst fröhne, in der sie kein solides Auskommen sehen konnte.

Durch den ziemlich breiten Hof, in dem damals ein längst alt und mürrisch gewordener Hund durch ein urkomisches Ferkel sich zu Wettläufen und allerlei Allotria verführen ließ, in die auch aus dem „Bühnen"-Fenster des Nachbarhauses das helle Lachen der vielumworbenen Tochter des Doctors, Alice, manchmal herüberklang, kam man in das Hinterhaus, wo ein ausrangirtes Ehepaar wohnte, das Niemanden vorbei ließ, der nicht eine Geschichte von damals aus dem Mund der ewig spinnenden starkknochigen Frau — sie trug auf dem Gipfel des nur mit einzelnen weißen

Strähnen überzogenen Schädels einen, in wild emporstehenden Busch auslaufenden, zusammengedrehten Haarzopf, wie er einst vom Scheitel der cimbrischen Großmutter den römischen Kriegsfreiwilligen geschreckt haben mag — oder ein Stück Wetterweisheit des ewig Lichtspähne schnitzenden grauen Männleins vorher mit angehört hätte. Dann kam man durch einen dunklen Schopf in den Garten.

Das war aber kein Garten mit kurios verschnittenen Taxus-Hecken, wo aus lauschigen Bosquets Marmorbilder ragen, oder mit englischen Anlagen und exotischen Blütenbäumen, das war ein ganz gewöhnlicher Gemüsegarten, in dem ab und zu ein Kirschbaum bescheidenen Schatten spendete. Aber um die Beete, gewidmet nützlichen Gemüsen und Salaten, zogen sich die Blumenstöcke, die meine gute Tante in merkwürdiger Verleugnung ihrer realistischen Grundanlage mit besonderer Sorgfalt pflegte, Aurikel, Levkoyen und Goldlack, Tulpen und im Sommer Kaiserkronen, in denen die Geiger-Käfer nach dem Spruch: Es soll der Sänger mit dem König gehen, so gern ihr Tag- und Nachtquartier aufschlagen. Und in dem Schlußwinkel dieses ganz ordinären Gartens stand auf einer kleinen Erderhöhung in einem Rondell von Flieder-Büschen die Laube. Es war eine ganz gewöhnliche, aus Latten kreuz und quer zusammengenagelte Laube. Im Innern ein roh gezimmerter Tisch mit einer rings herumlaufenden Bank. Mit allerhand rankendem Gewächs war sie bedeckt, aber doch nicht so, daß die Sonne nicht hätte hereinscheinen können. Ich erinnere mich, da Erbsen-, Wicken-, Bohnen-Blüten gesehen haben, die weißen, aristokratisch parfümirten Blumen des Jasmin und den lustig winkenden gelben Capuziner. Das Beste aber war das Bächlein, das hinter der Laube floß und die Grenze des Gartens bildete, dem grünen Wiesenfeld zu. Das war eine der tausend segenspendenden Adern, die vom Herzen der Berge in ihr geliebtes Tal zogen; vor langem, üppigem Gras, vor dem himmlischen Wuchern des Vergißmeinnichts konnte man das Wasser kaum sehen, aber immer hörte man sein trauliches Glucken und Rauschen. Willst du es glauben, lieber Leser, daß auch in dieser Laube, fern vom classischen Boden, die Elfen Titanias in Mondnächten ihr Spiel trieben? Mein Onkel behauptete, viel erzählen zu können, aber wenn man ihn zur Probe bringen wollte, entschuldigte er sich mit Wieland: Das kann man nur auf Griechisch sagen. Aber manchen Artikel hat er dort geschrieben, in welchem der Geist von Achtundvierzig wieder auferstand, der ihm damals die Freischärler-Büchse in die Hand zwang; und manchmal bin

ich dort über dem Cornelius Nepos eingeschlafen, um aufzuwachen und unnütze Verse und liebe Namen auf das schöne Papier zu malen. Und an manchem Sonnentag und in mancher Sommernacht klangen dort die Gläser und Hebels liebe Lieder — meine Tante in abermaliger Verkennung ihrer Grundanlage sang leise mit, und sorgte dafür, daß das „Chrüsli“ nie leer stand.

Warum aber diese Laube für mich zur Tränen-Laube wurde, das ist erstlich eine dumme und zweitens eine böse Geschichte.

* * *

Kinderliebe — wer sie nicht gekannt hat, spare seinen Spott, mir ist es, als ob ich die Schuhe ausziehen müßte, wenn ich im Gedächtniß den heiligen Boden betrete. Und wie Manches Jugend wäre wie ein Dornbusch in der Daseinswüste geblieben, wenn nicht dieses heilige Feuer darin geflammt hätte!

Ich bin so glücklich, sagen zu können, daß mit der Liebe meine Erinnerung anhebt. Die Ferien, des Knaben hohe Zeit, rücken erst damit in das Licht des Ersehnten, daß mit ihnen ein süßes Geheimniß, ein holdes Mädchenbild sich verband; ach, das war ein so tiefes Geheimniß, daß nicht einmal die Angebetete, im tiefsten Herzen wie in einem Wunderschreine Gehegte, etwas davon wußte. Das starke Liebesgefühl meiner Mutter, die in unglücklicher Ehe keine seelische Genugtuung erhielt, muß sich in mir so frühzeitig geltend gemacht haben, und als ihr getreuer Sohn mußte ich mir aus allen Gelegenheiten, mein Herz zu verlieren, die unglückliche, die Liebe mit Schmerzen, förmlich heraussuchen.

Es war ein gesegneter Herbst, als ich in die Ferien im lieben alten Schopfheim einrückte. Noch wußte ich nichts von dem Nachtmar eines Nachexamens, als Primus war ich wiederum aus der Classe hervorgegangen, kein Wölkchen trübte meinen Horizont. Aber ich hatte noch nicht die Runde der Besuche bei den Anverwandten vollendet, wo man mit Basler Leckerli und kostbaren Früchten gestopft wurde und Wein trinken durfte wie ein Herr, als mein Schicksal sich schon mit derselben Gewalt erfüllte wie einst bei dem erlauchten Petrarka unter italienischem Himmel oder bei dem jungen Werner in Säckingen.

Der Vetter Rupp, Schlossermeister und Ratsverwandter, hatte eine zahlreiche Familie, Maidli von allen Größen, aber ich sah doch nur das

eine Ernstineli, das mich mit seinen blauen Aeugelein begrüßte und mir schon alle Wichtigkeiten ihres jungen Daseins mitgetheilt hatte, ehe ich noch ein paar Wörtlein zu stammeln vermocht hätte. Das Mädchen war schlank und fein gebaut, vom ächten Wiesentaler Schlag, und wenn sie lief wie der Wind, flogen die dunkeln Zöpfe wie Cometenschwänze hinter ihr her. Ich segne heute noch meinen Onkel und den Vetter Rupp, die sich vergnügt zunickten, als sie sahen, daß wir uns alsbald zusammengetan und unsere Heimlichkeit mit einander hatten; sie rührten nicht daran, unsere Kinderliebe war frei wie der Sonnenschein, und nichts hinderte uns, so glücklich zu sein wie Gottfried Kellers Romeo und Julie vom Dorf in den Sonnenstunden, da sie im hohen Unkraut des nachmaligen Streit-Ackers spielten, während die noch in Freundschaft vereinigten Väter die langen Furchen um sie herumpflügten.

Unsere Liebe? Das Ernstineli, das noch nicht aus dem Heimatstal herausgekommen war, hatte die Oberhand über den weitgereisten Primus, und sie wußte es, und sie verstand, dieselbe zu benützen, als ob sie schon eine höhere Schule der Coquetterie durchgemacht hätte. Ich hätte mich wohl entschädigen und rächen können, denn es fehlte nicht an einer Armida in diesem Idyll. Wenn ich in des Onkels Garten ging, stand ein blondes, rundes Basler Patricier-Kind jenseits des Zaunes im Nachbargarten, das auch in den Ferien war und schon aus Langeweile gerne herüberklettert und mit mir in der Laube gesessen wäre; aber ich war treu wie nie nachher und schäme mich heute noch der Grobheiten, mit denen ich die freundliche Nachbarin abspeiste. Mein Stern, mein Morgen- und Abendgebet war die Dunkelgezöpfte, der ich hundertmal sagen mußte, daß ich sie „arg lieb“ habe, „lieber als die ganze Welt“, während sie mir noch nicht einmal einen Kuß aus freien Stücken gegeben hatte.

Aber war es nicht Glück genug, mit ihr ganz allein in den unmöglichsten Winkeln des alten Hauses zu hocken, wenn wir fernher die Stimmen der Suchenden vernahmen, beim Essen verstohlen den Bissen zu teilen, auf dem Leiterwagen ins Heuet zu fahren, wo die Mägde sich das Vergnügen machten, uns ein gemeinsames duftendes Grab zu graben?! Einmal, als wir weit über die sonnigen Halden gewandert waren, und ein Gewitter uns überraschte, zog sie das Röckchen, das einzige, das sie anhatte, über den Kopf und nahm mich mit unter dessen Obhut. So schritten wir denn umschlungen, Wange an Wange durch den strömenden Regen. Der alte Jupiter Pluvius muß seine Freude daran gehabt haben, denn bald lachte er wieder vom unbewölkten Himmel auf uns herab.

Aber das Leid folgte nach. Eines Tages fand ich vor dem Hause des Vetters einen großen Haufen Brennholz liegen, und das Ernstineli stand betrübt daneben, weil es ihr zuerteilt war, die Holzstücke auf den Speicher zu tragen. Meine Galanterie ließ mich keinen Augenblick zögern, die Arbeit zu übernehmen, und als Löhnung wurde mir ein Kuß versprochen. Es war ein hartes Stück für den Gymnasiasten und Primus, angesichts der gaffenden Gassenkinder, und die Treppen nach der „Bühne" waren dunkel und steil. Abend wars, als ich hochaufatmend vom letzten Aufstieg zurückkehrte; als ich aber mit stummer Geberde um den Dank anhielt, lief sie lachend davon. So habe sie es nicht gemeint, und wenn ich so dumm gewesen sei, sei es meine Schuld.... Da ging ich mit mühevoll bewahrter Würde und schlich mich im Dunkeln auf Hinterpfaden nach des Onkels Garten in die Laube und weinte herzzerbrechende Tränen. Nachtschmetterlinge surrten mir ins Haar, aus einem Nest in den Büschen tönte das verwunderte Zirpen eines eben zur Ruhe gegangenen Vögeleins. Nicht der versagte Kuß, aber die Lieblosigkeit, der Verrat wühlten in meiner Seele, und es war mir, als ob Alles, Alles zu Ende sei. So fand mich meine Mutter. Sie fragte nicht, sie schloß mich nur an ihr Herz und brachte mich zu Bett und deckte mich zu wie ein verirrtes, wiedergefundenes Kindlein.

Viele, viele Jahre vergingen, ehe ich meine Laube der Tränen wiedersah. Zwanzig Jahre hatte ich überm Ocean im fremden Lande mich herumgeschlagen, aber als ich durch die Güte eines unvergeßlichen Freundes wiederkehren konnte, durfte ich mir sagen, daß ich nie länger für eine schlechte Sache gefochten, als bis ich dieselbe als solche erkannt hatte, und daß ich zum Geist der Freiheit mich ehrlich durchgerungen. Die Linden in Schopfheim waren älter und stärker geworden, aber sie blühten noch so duftig wie ehemals; eine schlanke Sonnewirtstochter hatte sich zur stattlichen Engelwirtin entwickelt, aber die Freundlichkeit der Linden duftete erst aus ihrem Wesen, als sie, zu spät, gemerkt hatte, daß ich zahlungsfähig war. Meinen Vater hatte ich nie geliebt, und diese Entsetzlichkeit hatte auf Gegenseitigkeit beruht. Aber — zwanzig Jahre! Ich hätte die Steine küssen mögen, die mir von der Jugend erzählten. Es war mir, als ob ich mein Herz mit beiden Händen halten sollte, so wallte es dem alten Mann entgegen. Der Empfang ging wie kalte Zugluft über einen von Traum und Schlaf erhitzten Körper Die Poren des Gemüts schlossen sich, was herausbrechen hatte wollen, trat zurück und schnitt mir wie ein Frost durchs innerste Leben. Was mir da entgegentrat, war das ungläubige Erstau-

nen, daß ichs wirklich sein soll, und das Fragezeichen: Was will er hier? Ich kann mir jetzt denken, wie dumm sich ein von den Todten Auferstandener vorkommen muß unter den lebenen Freunden und Sippen. Wie kann sich der Name mit dem Kreuz, bei dem vielleicht einmal die Erinnerung nicht unfreundlich anhielt, mit dem man aber nicht mehr zu rechnen hatte, erfrechen, wieder als Person von Fleisch und Blut unter uns herumzuwandeln?!

Das Haus des Onkels war noch so ziemlich das alte, der Alte selber hatte sich in ein Asyl in den Bergen zurückgezogen, und mit ihm war auch der demokratische Geist gewichen. Der Herr Sohn war ein Mann, der zu leben verstand; wer einmal die Tressen auf den Commißrock erworben, der fühlt sich als Teil der Regierung. Die Setzer pfiffen nicht mehr bei der Arbeit, aber am neumodischen Redaktionstisch saß die nationalliberale Partei, welcher man für einen großen Sack voll Silberlingen den alten Rebellen, den „Statthalter von Schopfheim", ausgeliefert hatte. Das Schlimmste aber war, daß Jedermann das für ordnungsgemäß und vernünftig hielt. Ich ging durch den Garten, das Bächlein rann noch unter Vergißmeinnichten, die Laube prangte im schönsten Frühlingsschmuck, ich sah hinein, aber sie kam mir unendlich leer vor.

Noch leerer erschienen mir die Menschen, ja sie kamen mir, wie wahrscheinlich ich ihnen, gespensterhaft vor. Ich mutete ihnen aber auch zuviel zu. Hätte ich ihnen erzählt, das Geld, das mir die große Reise über den Ocean ermöglichte, habe ich „gemacht" oder „erschwindelt", sie hätten es begriffen und mich zu Tisch geladen. Nun aber kam dieser Unglücksmensch und behauptete, er sei wie immer ein armer Teufel, das Geld habe ihm ein guter Freund schlankweg geschenkt! Guter Freund, jawohl! geschenkt, man kanns sichs denken! So eine dumme Geschichte hatte noch Keiner aus Amerika gebracht. Und dieser Unglücksmensch, der aus dem Lande kam, wo nur ein ungeheurer Schwindel herrscht, der will hier in unsrem biederen Tal Corruption wittern, wenn ehrbare, seßhafte Bürger ein außer Cours gesetztes Ideal vorteilhaft an das Preußentum verkaufen?! — Es gab aber drei Ausnahmen, und die Dankbarkeit mahnt mich, sie zu erwähnen: ein Vetter, der mir früher als der Inbegriff einer trockenen Kaufmannsseele vorgekommen war, aber jetzt dem Verdächtigen wenigstens mit Freundlichkeit entgegenkam, ein uralter Schuster, der einst bessere Zeiten gekannt und jetzt noch einmal wie neu auflebte, als ich ihn aufsuchte in seinem „Winkel am Tore", und, wahrscheinlich aus Mitleid, die Sohnsfrau meines Onkels, eine blühende, wärschhafte Markgräflerin, mit der ich

in der Pfingstzeit eine Himmelfahrt auf Schweigmatt machte und der alle Götter, bei denen mein Wunsch noch etwas gilt, die Liebe vergelten mögen, die sie einem verlassenen, fahrenden Gesellen erwiesen.

Sonst lauter Fragezeichen, das größte aber stand in dem Gesicht des Vetter Rupp. Das Ernstinele war längst gestorben — wo blieb der Knabe, der damals um den Kuß fröhnte, das Heu, das duftete, die Tränen, die geweint wurden? Der Vetter Rupp hatte die Schlosserei aufgegeben und hauste jetzt als Ratschreiber am Lindenplatz. Er behandelte mich wie einen Zuchthäusler, der nach der Strafzeit zum Entsetzen der Bürger in die Vaterstadt zurückkehrt und sich bei der Polizei anmeldet. Da floh ich das einst so geliebte Städtchen, in dem mich jetzt die Steine selber zu höhnen schienen, und zog zu Wagen Tag und Nacht durch die lichten Täler und dunkeln Wälder. Die grüßten mich grün und golden im Sonnenlicht und rauschten in derselben Sprache, in der sie einst dem Kinde Märchen erzählt. Und wo eine fröhliche Schenke stand, da macht' ich Rast zur Stund, und wo ich eine willige Schenkin fand, küßt' ich den roten Mund. Also daß ich reichlich Entschädigung fand für den Kuß, um den mich vor achtundzwanzig Jahren ein braunäugiges Herlein betrogen hatte. Und wo ich eine durstige Seele fand, tränkte ich sie, und wo ich einem Beladenen begegnete, erleichterte ich seine Last. — Wenn ich mir hie und da einen Segen erworben, so hatte ich ihn nötig, denn in Schopfheim erhob sich ob solch heidnischer Lebensart oder Lebensfahrt eine ordentliche Wolke der Entrüstung. Also hatte ich es den guten Leuten wiederum nicht recht gemacht. Mein Vater aber versuchte wieder wie einst als Richter vor mir zu stehen, wenn ich statt in die Schule in den Wald gelaufen war. „So kann man nicht einmal in Amerika leben", rief er aus. Ich lächelte. Aber in seinem gesteigerten Zorn brachen die Worte aus ihm hervor, die mir in grellem Schein die Lösung des Fragezeichens gab, das mich überall angegrinst. „Das will ich dir sagen, wenn du auf Geld rechnest, von mir bekommst du keins!" Ich glaube heute noch, daß ihn das Wort im Augenblick gereute, nicht weil er es nicht gefühlt, aber weil er es nicht hätte offenbaren sollen; der unheilige Groll hatte sich und ihn erschöpft, er sank in seinen Sessel zurück. Ich schritt wortlos hinaus.

Wiederum war es dämmernder Abend wie damals, es sah mich Niemand den öden Hof durchschreiten und den schweigenden Garten. In der Laube saß ich lange, starr und regungslos. Das war es also, was die Heimat mir bot! Den Schmutz breitete sie vor mir aus, von dem ich auch in zügellosem, wüstem Leben meine Füße rein erhalten hatte. Mit seh-

nenden Armen hatte ich nach Liebe gesucht und das feuchtkalte Scheusal der Gemeinheit an mein warmes Herz gedrückt. Ein Vöglein erwachte aus dem Frühschlaf in den Syringen-Büschen, und wie es sein einfach Liedlein zirpte, gedachte ich der dunkeln Stunde, da ich schon einmal hier mein betrogenes Herz verborgen hatte, und die Tränen traten mir wieder in die Augen; aber nicht als stürzender Quell, herzbrechend und lösend, sondern brennend wie Feuer, bitter wie Galle. Aber ich sagte mir nicht: Wie viel furchtbarer ist der Schmerz des Mannes, als der des Kindes. Es verschlang sich vielmehr eine Enttäuschung in die andere, und mein ganzes Leben stand hinter mir auf wie eine einzige Anklage gegen das Unausgesprochene, daß Unerfaßte, dem man doch im höchsten Affekt als Person der Person sich gegenüber stehend denkt: Warum hast du mich mit dem Fluch der Liebe belastet, die immer glaubt und hofft und immer findet und doch nicht behält und immer aus Wolken auf die nackte Erde niederschmettert? Warum hast du mir als einzigen Reichtum den unschätzbaren Edelstein mitgegeben? In meinem Besitz hält ihn Niemand für echt. Wenn ich ihn zeige, höhnen sie mich um ihn, und mit ihm in der Hand muß ich verschmachten. Wie das Schluchzen eines Kindes drang es aus meiner Brust hervor: Jetzt ist aber gewiß Alles zu End; jetzt habe ich nicht einmal mehr, was dem ärmsten Knecht als lichtes Bild seine Träume versüßt — eine Heimat. Es war dunkle Nacht, die Elfen der Titania waren weit ab geflohen, und keine Mutter weckte mich aus meinen Schmerzen.

Ich habe am anderen Tage mein Bündel geschnürt und Abschied genommen, wie's der Anstand gebietet; ich habe sogar die welken Lippen geküßt; es liegt etwas Zwingendes in dem Wort: Es ist doch zum letztenmal! Vom Bahnzug aus sah ich noch einmal die Laube der Tränen, dann den stumpfen Kirchturm, dann wandte sich der Lauf aus dem Tal dem Rhein zu, den freien Alpen. Ich dachte: Jetzt wirfst du den Pack, den du so sorgsam gehütet, mit den Heimatsgedanken in das tiefste, reißende Wasser, denn dir ziemt es nicht, dein Herz an etwas zu hängen, das für ordentliche Menschen reservirt ist, the world is thy country. Ich glaube aber, meine Laube der Tränen, die jetzt vor einem flotten Neubau sammt dem Garten weichen mußte, ist mir doch im Herzen stecken geblieben.



Eine Geschichte für gläubige Juden und Christen.

„Wie Musa bei Mizraims Pyramiden
Den Schergen schlug.“

Der Pharao, welcher zur Zeit der Geburt Moses' in Aegypten herrschte, muß ein Geistesverwandter des heutigen Hohenzollernkaisers gewesen sein, ein Machthaber, der selber unbewußt für die Untergrabung der Stützen seiner Tyrannis sorgte, dem der „Herr“ den Sinn verkehrt hatte, also daß er Bedrückung auf Bedrückung häufte und so auf die wirksamste Art den Auszug und die Befreiung des Volksstammes heraufbeschwor, der die Sklavenarbeit zur Erhaltung und Herrlichkeit des Reiches lieferte. Es war die erste Judenverfolgung, von welcher uns die Geschichte erzählt, dafern in dem zweiten Buch Moses etwas von Geschichte zu finden ist, aber es war die gründlichste; und daß sie im heiligen russischen Reiche nicht wieder zur Probe kommt, ist nur ein Beweis dafür, daß man daselbst nicht mehr „eifrig in der Schrift forscht“. Den Hebammen wurde befohlen, alle Kinder männlichen Geschlechtes gleich bei der Geburt zu tödten, die Mädchen aber sollten am Leben gelassen werden; man kann sich denken, zu welchen Zwecken. Den braven ebräischen Wehmüttern aber ging die Ehre der Praxis über das Gebot des Tyrannen, und wenn sie Rechenschaft geben sollten über die vielen krausköpfigen Bübchen im Reiche, so brachten sie die Ausrede, an welcher gewiß etwas Wahres war: „Die ebräischen Weiber sind hart, ehe wir kommen, haben sie schon geboren.“

Der Pharao hatte aber eine Tochter, die den Krausköpfigen, Krummnäsigen, Flammenäugigen durchaus nicht so abhold war, und — wie heute noch manch ehrbare Frau und Jungfrau auf der Badereise zu einem Kindlein kommt, so „fand“ auch eines Tages die Königstochter, als sie zu baden ging, begleitet von ihren vertrauten Hofdamen — a boy baby; eine hebräische Frau wurde als Amme angestellt, und die Kosten der Erziehung des zum Knaben Herangewachsenen trug die Princessin.

Unseren lieben Bibel-Verfassern mußte natürlich daran gelegen sein, aus ihrem Helden Mose einen Vollblut-Juden zu machen. Sie dichteten jene hübsche Geschichte von der Aussetzung in dem „mit Thon und Pech verkleisterten Schilfkästlein", und den ägyptischen Namen Mose, „Mesu", „Musa", deuteten sie als „der aus dem Wasser Gezogene"; in Wirklichkeit aber bedeutet e nichts weiter als „das Kind".

Wie der nachfolgende Pharao die wahnsinnigen Regierungsmaßregeln seines Vorgängers büßen mußte, wie er, statt ihrer Vermehrung etwas in den Weg zu setzen, die nützlichen Hebräer mit Aufbietung aller seiner Macht von der Auswanderung abhalten wollte, und auch wie er, der sich mit seinen Streitwagen und Kriegern dem Jehovah gewachsen glaubte, sammt seiner Armee elendiglich ersaufen mußte, wissen wir alle. Etwas Phantasie gehört schon dazu, aus den knappen Worten der Bibel das Lebensschicksal des Kindes, das die Princessin gefunden hatte, herauszulesen. Jedenfalls — mag die Geschichte mit der Auffindung im Schilfkorb Wahrheit oder ein Stück des frommen Betruges sein, mit dem von der Scene im Paradies bis zur Geschichte vom heiligen Geist und der Jungfrau Maria und von da bis auf den heutigen Tag schon manch liebendes Herz aus der Verlegenheit sich gerettet hat — jedenfalls floß in den Adern des Jünglings Mose das heiße jüdische Blut, schlummerte in seiner Seele der gerechte Zorn, der den Menschen zum Revolutionär und zum Propheten macht, ob er in der Hütte oder im Palast groß geworden ist.

Dieser altjüdische Zorn, der sich heutzutage auch in die Schleichkanäle des Wuchers bequemt und in dem rastlosen, verzehrenden Kampfe um die Führerschaft aller Concurrenz zur Geltung kommt, in den inneren Streitigkeiten der orthodoxen Synagogen aber zuweilen aufbraust und zum Kampf mit Nägeln und Zähnen führt, ich meine, er habe auch in dem Charakter Ferdinand Lassalles seine Rolle gespielt. Es ist auch die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß Lassalle, wenn seiner Entwickelung nicht durch das Uebermaß von Eitelkeit ein jähes Ende bereitet worden wäre, wie Mose ein Tyrann und — in seiner Art — ein Religionsstifter geworden wäre.

Ich sehe den Jüngling, genannt Mesu, das Kind, weil kein Vater ihn ins Leben eingeführt hatte, wie er im Prachtgewand des ägyptischen Höflings, heimlich überschüttet von den Liebkosungen und Geschenken Derjenigen, welche ihm nicht öffentlich Mutter sein durfte, erfüllt mit der Weisheit der Priester-Kaste, welche zuerst den Pfaden der Gestirne nachspürte, aber ihr ganzes Wissen in den Dienst der Herrscher stellte, wie noch heute

die Wissenschaft der monarchischen und der plutokratischen Länder; ich sehe ihn, wie er in düsterem Sinnen, mit gesenktem Haupte an den wachsenden Pyramiden Mizraims vorüberging, an denen er nicht emporzusehen wagte, weil je höher sie emporragten, desto gewaltiger die Schande seines Volkes zum Himmel schrie. Nicht die Umarmung der Mutter, nicht das lockende Lächeln der adeligen Jungfrauen, nicht die Mahnung der Priester, die ihm hohe Ziele des Ehrgeizes seiner Tatkraft und seiner geistigen Begabung vorsetzten, vermochten die Falte des Unmutes auf seiner Stirne zu glätten; denn wenn er aus den kühlen Königsgärten in die brennende Sonnenhitze hinausschritt, sah er die Männer seines Stammes Sklavenarbeit verrichten zu Ehren der Pharaonen, die Peitsche klatschte auf ihren nackten Rücken, und das Geheul der Zusammenbrechenden mischte sich in das Hohnlachen der Treiber; sah er die Weiber seines Stammes Tränen vergießen über die Neugeborenen, die doch nur zu duldenden Trägern der Schmach heranwachsen konnten. Und er, er aß am Tische des Unterdrückers, und er trug das Gewand des Tyrannen!

Da sah er eines Tages, wie ein Aegypter einen Ebräer schlug. Der Zorn seiner Rasse erwachte in ihm, die Klugheit seiner Rasse ließ ihn erst sich umsehen, ob ein Aegypter zum Verräter werden könnte, dann aber ein Sprung wie der des Löwen der Wüste, er umkrallte den Hals des Sklaventreibers mit nervigen Fäusten und ließ nicht los, bis das Leben erloschen war. Der Gedanke war lebendig geworden, die Tat war getan, die Tat, die ihn mit den Menschen seines Stammes eins machte; nur an den Stammesgenossen lag es, daß sie ihn nicht sofort zum Führer und Rächer erwählten. Aber das Proletariat bei den Pyramiden war genau so verkommen, treulos und feig wie das heutige am Ende des 19. Jahrhunderts. Das Bewußtsein ihrer Schmach, die Sehnsucht nach Freiheit muß sie Alle beseelen: glaubte und hoffte der Jüngling; und als er zwei seines Stammes mit einander hadern sah, floß das Wort aus seiner Seele, das ein andrer Jüngling in Judäa, der auch nicht angeben konnte, wer sein Vater sei, über die Grenzen des Judentums hinaus zur Norm aller Menschen erweitert hat, er frug den Stärkern: „Warum schlägst du deinen Nächsten?“.... Da ward ihm die Antwort, welche noch heute dem Menschenfreund zu teil wird, wenn er auch von den Leidenden, von den Vertretern „der Sache“ unter einander, Gerechtigkeit verlangt, die Antwort der niedrigen Denkart, welche mehr als alle Gewalt der Erde die Revolutionen der Völker um ihre Früchte gebracht hat: „Wer hat dich zum Obersten oder Richter über uns gesetzt?“ Und die feige Drohung des keimen-

den Verrats fügt hinzu: „Willst du mich auch erwürgen, wie du den Aegypter erwürgt hast?“

Auch der Verrat ward zur Tat. Der Pharao mußte erfahren, daß eine freie Wolfsnatur auf die Dauer die Freude am Halsband des Hundes, sei es auch goldgestickt, verlieren muß. Verfolgt vom König, gemieden wie die Pest von seinen Stammesgenossen, selbst aus dem fremden Lande ausgestoßen, irrte Mose in der Wüste, um schließlich in den Armen der Midianiterin das Glück des Nomaden zu finden. In dem töchterreichen Pfarr-Zelte aber — der priesterliche Schwiegervater hatte sieben Mädchen — erlernte Mose die Kunst, einem Volke zu imponiren. Er vertiefte sich in das geheimnißvolle Nichts des religiösen Zaubers, er übte sich in den Taschenspieler-Künsten des orientalischen Priestertums; und als er so ausgerüstet, nach Verjährung seines Verbrechens und unter der Regierung eines neuen Pharao, wieder nach Aegypten zurückkehrte, fielen ihm seine Stammesgenossen zu Füßen und verehrten ihn als den Abgesandten eines Gottes. Ob die Mutter, mag sie in den königlichen Frauengemächern oder in einer Schilfhütte am Nil um ihn geweint haben, seinen zweiten stolzen Exodus erlebte, davon berichtet die Chronik nichts.

Ich habe auch nichts zu tun mit dem Moses, der sein Volk vierzig Jahre in der Wüste herumschleppte und ihm die eherne Keule des Gesetzes in die Hand gab, die auf das Christentum sich vererbte und mit der man den Geist der freien Cultur heute noch in allen Christenlanden aus den Köpfen prügelt; aber jener Mose, Mesu, Musa, der den Söldner des Tyrannen erschlug, mit dem habe ich es zu tun, den stell ich euch als biblisches Vorbild vor das Antlitz, ihr Christenpfaffen der Religion und der staatlichen Gerechtigkeit! Ich kenne auch Juden, welche mit Abscheu sich abwenden, wenn sie hören, daß der Jüngling Alexander Berkmann, der den General- und Capital-Söldner Frick ermorden wollte, weil derselbe nicht einen, sondern Tausende vom Stamme der Menschheit „schlug“, ein Jude ist. Judenchristen und Christenjuden! hier ist das Buch, das euch gemeinsam heilig ist, aus dem ihr alle Normen des Lebens und alle Berechtigung für die Ewigkeit zu schöpfen vorgebt; nun, am Eingange dieses Buches steht das gewaltige Standbild eines Mannes, der ein Verbrecher war, ein Mörder um des Gefühles willen, das er bei sich Gerechtigkeit nannte.

Es war das Recht der Zeit für den Aegypter, den Ebräer zu schlagen, drum gibt sich das „heilige Buch“ auch nicht einmal die Mühe, zu unter-

suchen, ob der Ebräer die Strafe verdient hatte oder nicht, die Sklaverei war das Recht der Zeit und Gott hat sie gelitten selbst an seinem auserwählten Volke. Es war das ewige Recht des Mannes Mose, den Verunglimpfer seines Stammes zu erwürgen. Nicht das Gesetz: Du sollst nicht tödten, das die Aegypter so gut niedergeschrieben hatten wie nachher die Juden, nicht die Achtung vor der Obrigkeit, nicht die Dankbarkeit gegen das Königshaus, welchem er Leben, Erziehung, Genuß und Ehre zu verdanken hatte, Alles das konnte den Mose nicht zurückhalten, mit seinen starken Armen zum Rächer an der Schmach der in seinem Stamme beleidigten Menschheit zu werden. Wol scharrte er den Leichnam in den Sand ein, aber der allwissende Gott war Zeuge des Mordes gewesen. Und dieser Gott, vor dem ihr heute noch auf den Knieen rutscht, der, wie ihr sagt, in jeder guten Tat lebt, dieser Gott hat den Mörder, den Verbrecher zum Träger seines Gesetzes gemacht, zum Führer des Volkes, aus dem der Heiland der Menschheit erstehen sollte. Ist das, was damals gottwolgefällig war, heute ein Gräuel und ein Abscheu geworden? Wollt ihr zu Gericht sitzen über Menschen, die heute der heilige Zorn zu Mose-Taten treibt? ihr pharisäisches Otterngezüchte! — Wahrlich, wenn ich mich oder einen Andern für eine solche Tat vor einem amerikanischen Gerichte zu verteidigen hätte, ich würde das zweite Capitel des zweiten Buches der Bibel vorlesen und kein Wort hinzusetzen. Sperrt ihr uns ins Gefängniß, nun so ist es euer Gott, der mit hinter den Mauern sitzt. Hängt ihr uns auf, so ist es euer Gott, dem ihr am Galgen das Genick brecht.

Juden und Christen, denkt darüber nach, wenn ihr noch denken könnt, und fragt eure Priester, wenn sie lauter als Alle im Pöbel der Großstadt ihr Kreuziget! gegen den neuen und doch so uralten Geist schreien, ob sie im ganzen Offenbarungsbuch eine Stelle finden, welche den Mose verdammt und ihr und euer Gewissen entlasten kann.



Die schönen Schuhe.

Es klebt am Aeußerlichen der Mensch, und seine Götter, dem Aeußerlichen geben sie ihren Sinn gefangen. Selbst der alte Jehovah, von dem die Einen behaupten, er habe nie lesen und schreiben können, während ihn die Andern als Autor der ganzen Bibel preisen, selbst er, wenn wir gläubig das Letztere annehmen, übertrug den Wert des von Natur Wolgebildeten auf das von Menschenhand Geschaffene, Umhüllende, Aeußerliche. Sonst hätte er nicht im Buche Judith 16, 11. geschrieben: „Ihre schönen Schuhe verblendeten ihn." Kann man es dem armen Sterblichen unserer Tage verdenken, wenn er beim Anblick eines elegant umlederten Füßchens Hühneraugen, Frostbeulen, eingewachsene Nägel und sonstige vom Wolanstand erzeugte Uebel gar nicht in Betracht zieht, sondern zweifach, dem Gerber und Schuster zulieb, in heftige Bewunderung sich verblenden läßt?

Ich gehöre zu den Glücklichen, welche Chaussure und Fauttüg der ehemaligen Kaiserin Eugenie bei ihrem Aussteigen auf dem Bahnhof zu Karlsruh gesehen haben; das und ihre Augen sind Alles, was mir von ihr in Erinnerung geblieben ist. Den abgelegten Schuh einer Geliebten zähle ich heute noch zu meinen unveräußerlichen Schätzen, und bei Montebello habe ich einmal aus dem Lederpantoffel einer Schönen Bier getrunken — pfui Teufel! — weil kein Champagner da war. Aber das gehört gar nicht hierher, ich habe es heute nicht mit meinen Erinnerungen, sondern mit viel wichtigeren Dingen zu tun.

Nicht alle Verehrer des plattdeutschen Romanciers kennen die Skizze: „Woans ick tu ne Fru kamm," und doch steckt darin der ganze Fritz Reuter, wie im „The Cricket on the Hearth" das Beste von Charles Dickens zu finden ist. Da ist denn auch der gute Rat des Unkel Mathies, der von jungen Leuten nicht genug beherzigt werden kann: .... „de so vel up den Kopp hewwen, hewwen meistendeils nich recht wat dorin, un de mit de langen Kleder hewwen All scheiw Bein, oder, wat noch slimmer is, ehr Fauttüg is nich up den Schick. Min Sähn, bi Frugenslüd' un bi Pird möst Du üm-

mer tauirst nah de Beinen kiken; is dat Gangwark adrett, is de Beinsatz in Ordnung, un is dat Fautgeschirr proper, denn kannst du up Flit, up Ordnung un Rendlichkeit reken.“ Unkel Mathies hat es gewiß gut gemeint, und er geht sehr gründlich zu Werk, aber er hat doch nicht daran gedacht, daß nach vielen Dichtern und ganz speciell nach den Werken des seligen Herrn Jehovah gerade der richtige Beinsatz und das propere Fußzeug eines schönen Weibes zum Verhängniß der stärksten und frömmsten Männer geworden sind.

Auf den Strafprediger Maleachi: „Verflucht sey der vortheilische, der in seiner herde ein männlein hat: und wenn er ein gelübde thut, opfert er dem HERRN ein untüchtiges“ — folgt in meiner guten alten Bibel das schlachtenfreudige, tatverherrlichende Buch Judith. Israel wollte keinen Zins mehr zahlen an die Heiden; da sandte der allmächtige Nebukadnezar seinen unüberwundenen Kriegshauptmann Holofernes mit Gold und Geld, Wagen, Reutern und Schützen, welche den Erdboden bedeckten wie Heuschrecken. Die Priester Israels beteten und opferten und gingen in Säcken einher, aber die Mannen Israels sagten: Wir wollen doch einmal sehen, ob unser Gott dem assyrischen nicht über ist. Holofernes lachte und sprach: Das sind ja gar keine Krieger, das sind ja nackete Leute, die wollen wir bald zur Strecke bringen! Vor Bethulia lagerte der Assyrer Heer, die Brunnen der Stadt waren von ihnen besetzt, und Verzweiflung herrschte unter den Ebräern. Nur ein Weib war es, das die Priester und Aeltesten der Verzagtheit und Feigheit zieh, ein Weib, das den Gott der Tat in sich fühlte, Judith, die reiche und schöne Wittwe Manasses, der drei Jahre vorher am Sonnenstich gestorben war. Die schmückte sich mit Spangen und Geschmeide und schlich mit ihrer Magd im Abenddunkel aus der Stadt in das Lager der Assyrer. Auf schönen Schuhen naht dein Schicksal, o Feldhauptmann von Assurs wilden Söhnen! Wie Homer, so gibt auch Jehovah nicht die Schilderung der Schönheit der Judith, sondern des Eindruckes, den sie auf die Krieger machte: „Das Ebräische volk ist traun nicht zu verachten, weil es schöne weiber hat. Sollte man um solcher schönen weiber willen nicht kriegen?“

Guter, dicker, langer, reisiger Holofernes, als du die Judith im Purpur-Zelte an dein ehrliches Herz drücken durftest, schien dir das Kämpfen um Israel kaum mehr der Mühe wert: „Hätte mich dein volk nicht verachtet, so hätte ich nie keinen Spieß aufgehoben wider sie.“ Es wallete ihm sein Herz. Nun wollen wir fröhlich sein, wir zwei Beide. Wein her! Und „er trank so viel, als er sonst nicht pflegte zu trinken.“ Ach, hätte er

doch das Küssen zuerst besorgt! Mich dünkt fast, Holofernes habe germanisches Blut in den Adern gehabt, denn diese Sorglosigkeit im Gefühle des Besitzes, dieses Aufschieben des Genusses für einen fröhlichen Rausch kann man sonst nur den welterobernden Barbaren des Nordens zutrauen. Seliges Entschlummern, noch einen Kuß, dann sinkt das weingerötete Haupt schwer auf das Kissen. Und nun beleuchtet die Ampel Augen, aus denen der semitische, blutlechzende Tiger funkelt. Von der Säule des Bettes langt sie das Schwert, zweimal haut sie durch den Hals des Recken, dann schneidet sie kaltblütig, wie ein Metzger, im Namen des Herrn, den Kopf vom Rumpfe. Sie zerrt den Körper aus dem Bett, damit er im Blut seiner Schmach auf dem Boden gefunden werde, sie steckt das Haupt in einen Sack und trägt es triumphirend zu den Aeltesten von Bethulia.

Am andern Tag aber sang sie dem Herrn ein neues und fröhliches Lied: „Meine schönen Schuhe verblendeten ihn, meine Schönheit fing sein Herz, aber ich hieb ihm den Kopf ab."

Ich bin kein Narr, ich bilde mir ein, ein leidlich vernünftiger Mensch zu sein, aber von schönen Schuhen kann ich mich heute noch verblenden lassen, und eher wünschte ich mir den Tod des Holofernes als das betrübliche Märtyrer-Ende Johannes des Täufers.

Herodes, der von der allgewaltigen Roma geduldete Scheinkönig von Galiläa, feierte Geburtstag. Hei, da gings hoch her. Wer ist über mir? prahlte der Gefeierte, ich habe das schönste Weib, und Johannes, der Heilige, ist mein Kanzler; wohlverwahrt sitzt er in bequemem Gefängniß, braucht sich nicht mehr von Heuschrecken zu nähren und kann ungenirt drauf losschimpfen, daß ich mir meines Bruders Philipp Weib zur linken Hand habe antrauen lassen. Da kam auf schönen Schuhen der Herodias vierzehnjähriges Töchterlein und tanzte vor dem König:

„Vor ihrer Füßchen zauberischem Schwingen,
Vor all der Reize Pfeilgeschoß und Lanzen
Wußt er den Kopf so wenig zu verschanzen,"

daß er in trunkener Bewunderung ausrief: Verlange, was du willst, und sollt es mein halbes Reich sein! Du sollst es haben um deines Tanzens willen. Das Töchterlein ging hinaus und fragte die Mutter: Was soll ich bitten? Die aber trug unauslöschlichen Groll im Herzen gegen den Mann, der sie in öffentlicher Predigt um ihrer sündhaften Liebe willen verdammt und in geheimer Zusammenkunft vor den Rosen ihrer buhleri-

schen Reize den Eisharnisch seiner Ascetik nicht geöffnet hatte. Die Predigt hätte sie ihm vielleicht verziehen, nie aber die Verschmähung ihrer Liebe. Also sprach sie zum Töchterlein: Verlange das Haupt Johannes des Täufers. Der arme Herodes, er hatte sein Ehrenwort gegeben, und es existirte noch kein Papst, der ihn desselben hätte entbinden können. Die dämonischen Augen des gestohlenen Weibes, die schönen Schuhe des tanzenden Töchterleins hatten sein Herz zum Sklaven der Furcht und der Wollust gemacht. Betrübt winkte er dem Henker, und als Edelgericht des Gastmahles trug auf silberner Schüssel das Töchterlein das schwarzlockig umwallte Haupt des Täufers herein. Auf lilienweißen Armen trug sie die heilige Last, ihre Füßchen tanzten, und ihre Aeugelein glänzten im frühreifen Verständniß des blutigen Humors. Herodias aber weinte in jener Nacht an der Seite des trunken schlummernden Königs, bis der Morgen anbrach.

Nur Jehovah weiß es, der die Bibel geschrieben hat, ob nicht auch Judith ihren Triumph mit bitteren Tränen büßte. Das aber weiß ich, ob sie triumphiren oder klagen: Kopf ab! immer die Losung! Kopflos irrt noch heute Jeder herum, der sich durch schöne Schuhe verblenden läßt, sei er Grieche, Semit oder Barbar.



Jesus Sirach.

Wer eine in Amerika oder England herausgegebene Bibel kauft, ist betrogen. In all diesen Ausgaben fehlen die köstlichen Perlen des alten Testamentes, die Apokryphen, über deren Auffassung durch die Kirche ich mich schon früher ausgelassen habe. Ich will lieber im alten Testament sämmtliche kleine Propheten, die Bücher der Chronika und ein Dutzend Psalmen vermissen als die eine Geschichte vom Bel zu Babel oder ein Buch der Makkabäer. Ich habe bei meinen früheren Besprechungen der Apokryphen versprochen, zu einzelnen derselben zurückzukehren, und will für diesmal mit dem Spruchdichter, genannt Jesus Sirach beginnen, dessen Worte nicht so lieblich lauten wie die Mirza Schaffys, aber ebenso viel Weisheit enthalten, und der ganz gewiß wahrer Poet und Philosoph war.

Wenn man so in die Sprüche von Jesus Sirach hineinschaut, so wird Einem eins zur unumstößlichen Gewißheit, daß nämlich die Gemütsbildung der Menschen seit jener Zeit keine wesentlichen Fortschritte gemacht hat. Wir haben allerdings mehr Wissen und müssen mehr lernen als jene Altvordern, und das Elend hat uns eine gewisse Erkenntniß der allgemein menschlichen Interessen beigebracht, aber was den Verstand und den rechten Sinn letrifft, der mit wenig Kunst sich selber vorträgt, so sind wir wahrhaftig noch nicht weiter gekommen; die Weisen freuen sich noch heute ihres Daseins wie damals, und die Narren verbittern noch immer sich und Andern das Leben. Dieselben Perlen, wenn auch immer in andrer Fassung finden sich bei Jesus Sirach, in der lebensfrohen Philosophie unsres Onkel Benjamin und in Roseggers Bauernweisheit.

Da gibt es gar manches „geflügelte Wort", von dem man, wenn man nicht im Büchmann nachsieht, nicht mehr weiß, daß es von dem wackern Sirach stammt, den die allerfrömmsten Christen aus der Bibel hinausgeworfen haben. Da ist z. B. die alte hausbackene Moral: „Wer sich gern in Gefahr begibt, der verdirbet darinnen", aber viel schöner und poetisch

ausgedrückt ist doch: „Des Vaters Segen bauet den Kindern Häuser, aber der Mutter Fluch reißet sie nieder.“ — Wie steigert sich in dem Capitel über die Guttätigkeit gegen die Armen das Mitleid bis zur kühnen Rechtsforderung: „Verachte den Hungrigen nicht, und betrübe den Dürftigen nicht in seiner Armut“ — aber das genügt nicht: „Errette den, dem Gewalt geschieht von dem, der ihm Unrecht tut, und sei unerschrocken, wenn du urteilen sollst.“ „Schäme dich nicht zu bekennen, wo du gefehlet hast“ — oder — „Bekenne das Recht frei! Diene einem Narren nicht in seiner Sache, und siehe seine Gewalt nicht an, sondern verteidige die Wahrheit bis in den Tod!“

Das ist Kühnheit bis zur Revolution, und daß man noch heute unter Umständen mit dem Tod Hochzeit machen muß, wenn man die Wahrheit und das Recht frei verteidigt — und sei es auch nur mit Worten — das ist leider männiglich bekannt.

Nur selten findet sich bei unsrem alttestamentlichen Onkel leidenschaftliches Aufflammen, durchweg ist er wie ein schöner Wintertag: frisch, klar, gesund.

Wenn er in seinen „gemeinen Lehren“ sagt: „Dränge dich nicht in Aemter vor Gott und ringe nicht nach Gewalt vor dem Könige“, so meint er augenscheinlich damit: Studire nicht Theologie und halte dich der Politik fern! ein Rat, den heutzutage so die besten wie die schlechtesten Menschen ihren Kindern geben — die Philosophen und die Geldsüchtigen.

Consequent ist Jesus Sirach nicht, wenigstens nicht in dem Sinne unsrer radikalen Buchstabenjäger, er ist eben einfach ein Mensch, und es passirt ihm, daß er jetzt Vorsicht predigt und in der nächsten Abteilung seiner Spruchweisheit zu der kühnen Idee sich versteigt, daß Gott den Mutigen lieb haben müsse. Es sind eben auch zwei Seelen in seiner Brust. Die eine, die philisterhafte, die auch jenes: „Wer sich in Gefahr begibt, kommt darin um,“ geseufzt hat, hat eben noch gewarnt: „Mache nicht Aufruhr in der Stadt und hänge dich nicht an den Pöbel“ — da kommt auch schon die andre groß denkende weltverständige Seele und ruft dir zu: „Spotte des Elenden nicht, denn es ist Einer, der kann Beides: Erniedrigen und Erhöhen.“

Kann man die ebenfalls biblische Wahrheit: „Untreue schlägt den eignen Herrn“, naiver aussprechen als mit Sirachs Worten: „Gewöhne dich nicht an die Lügen, denn das ist eine dir schädliche Gewohnheit“, und

gibt es eine schärfere Lektion für altkluge Grünschnäbel und Wichtigtuer aller Art als: „Sei nicht waschhaftig bei den Alten, und wenn du betest, so mache nicht viele Worte?" Auch hier muß man wieder dem Teufelsanbeter Luther dankbar sein für die Uebersetzung und namentlich für die Erfindung des famosen Wortes „waschhaftig".

Und welch eine ernste Mahnung an die Tyrannen! welch ein „Mene Tekel" den Reichen und Mächtigen unsrer Zeit: „Verlaß dich nicht darauf, daß der Haufe groß ist, mit denen du übel tust!" Leider hat dieses Verlassen auf den großen Haufen vor und seit alttestamentlichen Zeiten immer stattgefunden, unser Herrgott hat kein Einsehen gehabt, und die Genugtuung für anständige Menschen liegt nur in der Einsicht, daß schließlich dieser Hochmut vor dem Falle kommen wird.

Das respice finem des Lateiners, das übrigens ein wirklicher Gemeinplatz ist, findet sich auch bei Sirach: „Was du tust, so bedenke das Ende!" — viel großartiger in ihrer Einfachheit sind folgende Aussprüche: „Zanke nicht mit einem Schwätzer, daß du nicht Holz tragest zu seinem Feuer" (eine Regel, die in jedem Wirtshaus mit goldnen Lettern angeschrieben sein sollte); — „Verachte nicht das Alter, denn wir gedenken auch alt zu werden" (welche Weisheit in diesem Spruch und welch gemeinplätzliches Nichts in den im selben Capitel enthaltenen Zeilen: „Verachte nicht, was die Weisen reden, sondern richte dich nach ihren Sprüchen").

Ich frage: Steht irgendwo im neuen Testament ein humanerer und zugleich von mehr Welterkenntniß zeugender Spruch als Sirachs: „Laß dich nicht klüger dünken denn die Alten; sie habens auch von ihren Vätern gelernt"? Darüber würde ein moderner „Redakteur" drei Leitartikel schreiben; wenns ihm nämlich zufällig einfallen würde.

Ja, wenn die modernen Redakteure nicht nur, sondern die Menschen überhaupt, statt in die Wechselblätter, in denen immer Einer den Kohl des Andern abschreibt, bisweilen in die Bibel gucken würden, man würde selbst im Handel und Wandel bald andere Resultate sehen. „Werde nicht Bürge über dein Vermögen," sagt Sirach, „tust du's aber, so denke und bezahle." Köstlich: „denk und bezahl"! Unsere Zeitgenossen zahlen und schimpfen, aber sie denken so wenig dabei, daß sie bei der nächsten Gelegenheit wieder „einem Gewaltigeren leihen, so sie sind" und es doch nicht „verloren achten". Na, ja, Jesus Sirach sagt: „Mit Narren halte keinen Rat, denn sie nehmen es doch nicht zu Herzen".

Ich bilde mir ein, daß Göthe das alte Testament sonderlich mit großem Fleiß studirt hat, denn überall stoß ich auf Göthe'sche praktische Weisheit. Der Aufschrei: „Die Wenigen, die töricht genug ihr all zu volles Herz nicht wahrten, hat man von je gekreuzigt und verbrannt", ist etwas nüchterner aber ebenso wirksam durch Sirach ausgesprochen: „Offenbare dein Herz nicht Jedermann, er möchte dir übel danken".

Für den A. T. paßt das freilich nicht als Motto. Wenn man das Schicksal des Wortes, das man in die Welt ergehen läßt, immer vorher überlegen wollte, wäre es besser, die Feder gleich niederzulegen. Aber dazu sind ja die Warnungen da, daß man sie nicht beachtet; so muß auch Onkel Sirach im tiefsten Innern gedacht haben, sonst hätte er nicht sein Buch geschrieben.



Ahasver.

Dieses aber ist die Geschichte des Schusters von Jerusalem, des unglücklichen Ahasver, über den alle Dichter und alle Pfaffen gelogen haben; und ein Schuster hat sie mir erzählt. Er klopfte dabei ingrimmig auf das unschuldige Leder, die Nägel entnahm er seinem Mund, als ob ihm eiserne Zähne immer nachwüchsen, im grauen Bart schimmerten hellbraune Biertropfen, wenn er ab und zu den Krug an seiner Seite gehoben hatte; wie Blitze zuckte es von seinen Augen unter den buschigen schwarzen Brauen durch das magisch milde Licht der Schusterkugel. Schwarz, kam es von außen durch das Kellerfenster, angerußt die Wände, nur ganz hinten in der Finsterniß, wo auf einem dreibeinigen Pult das Hauptbuch lag, in welches die geschäftlichen Hieroglyphen eingetragen wurden, hing eine Oelfunzel an der Wand und warf wie ein Heiligenlämpchen ihren zweifelflackernden Schein auf zwei in Farben gedruckte symbolische Bilder. Unter dem einen stand "Finis Poloniae", unter dem andern „Die Rärche von Rastatt".

„Ahasver war ein Schuster; und wenn uns Schustern nicht als Lehrjungen der Verstand verprügelt wird, so werden wir Religionsphilosophen oder Dichter oder Radikale, Unversöhnliche. Er hatte nicht an jenem schönen Sonntag Palmzweige für den neuen Messias gebrochen und sich in rotem Oelberger betrunken und Hosiannah geschrieen, er gab den Teufel drum, ob die Eselin, auf welcher Jesus einritt, im alten Testament prophezeit war; mit verächtlichem Lächeln hatte er den Geschichten zugehört von der Heilung der Lahmen und Blinden. Als er aber von einem Augenzeugen gehört, wie der reiche Jüngling traurig hinweggegangen war, weil der Meister von ihm verlangte, daß er sein ganzes ererbtes Vermögen den Armen geben solle, nicht um diese zu beglücken, sondern um selber frei zu werden, als er mit eigenen Augen gesehen hatte, wie Jesus mit

harten Worten und Geiselhieben die Krämer und Wechsler aus dem Tempel jagte; da war sein altes, grimmes Herz warm geworden, und er erspähte die Gelegenheit und trat heran an den Jüngling mit den Augen, die blaues Feuer sprühen konnten, und sprach zu ihm: Wenn es Dir ernst ist damit, den alten Tempel abzutragen, wenn Dein Herz für Dein Volk schlägt, das in Hohn und Schmach den Schmutz der Mächtigen fressen muß, ich kann Dir eine Schaar zuführen, in welcher das Blut der Makkabäer noch lebendig ist, lauter Berglöwen vom Stamme Juda, und ein Fähnlein kenn ich der Unsrigen unter den römischen Söldnern, Sklavensöhne aus aller Herren Länder, das zwei Kohorten zu uns herüberbringen kann; wir können uns mit einem Schlag des Statthalters bemächtigen und das Rattennest des Sanhedrin ausheben. Dann setze Dich wieder wie gestern auf Deine Eselin, und Du sollst unter uns, die wir Lanze und Schwert für das siegende Evangelium der neuen Zeit, als Menschensohn das Symbol des kommenden Friedens sein. Und in Syrien werden sie es hören und in Kappadocien und im Lande der Griechen und in Rom, und sie werden alle aufstehen — — Aber da fuhr ihm Jesus zürnend ins Wort: Wer bist Du, daß Du den Auserwählten des Herrn versuchen solltest? Ist mir nicht gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden? Hebe Dich weg von mir!

Und Ahasver ging und fluchte in seinen Bart: Du, der Auserwählte, du bist der Affe deines Gottes. Ersticken sollst du unter dem Grünzeug, das sie dir geworfen. Daß der alte Feind und Opferfresser immer den Geist verwirrt, dem es gegeben wäre, Geburtshelfer einer großen Tat zu sein! Verfaulen lassen sie das Kind im Mutterleibe und jammern dann wieder zu ihrem Gott, wenn das Weib selber sie verflucht. Aber, ohne daß er es sich gestehen wollte, trug er auch ein großes Mitleid im Herzen.

Als er nach Hause kam, fand er seine Tochter Magdalena, die seit Jahren ihre Augen nicht mehr frei aufzuschlagen gewagt hatte, denn sie hatte ein Kind von dem Centurio, bei dem sie gedient hatte. Aber heute schaute sie mit feuchten, glücklichen Augen ihrem Vater ins Gesicht und war wie Jemand, dem man eine schwere, fremde Last abgenommen. Der Mann von Nazareth hatte ihr Kind auf den Schooß genommen und ihm das Himmelreich versprochen, und zu ihr hatte er gesagt: Wenn Du viel geliebt hast, wird Dir viel verziehen.

Und so sah denn Ahasver, daß es kam, wie es kommen mußte. Seine Tochter trug ihm die Reden des Messias zu, bald ein Wort, daraus ein

armer, verlassener Mensch den Eckstein seiner Hoffnung machen konnte, bald eine einfache Wahrheit, vor der alle pharisäische und sadducäische Weisheit die Augen niederschlagen mußte, aber auch immer wieder die Großmannssucht, die Versteifung auf übernatürliche Macht, hinter welcher sich die Schwachheit verbirgt, so daß man schließlich nicht mehr weiß, ob man es mit einem Phantom, von dem die griechische Sage erzählt, oder mit einem jüdischen Geisterbeschwörer zu tun hat. Er wußte, daß die Obrigkeit längst den Mann zum Opfer bestimmt hatte und jeder Zeit die Hand auf ihn legen konnte; darum hatte er über den Verrat des Judas seine eigenen Gedanken. Judas war der einzige unter den unbedingten Nachfolgern Jesu, welcher Tatkraft in seiner Seele hatte und einen brennenden Ehrgeiz für den Mann, der aus ihm, dem Menschenverächter, einen Soldaten der Zukunft gemacht hatte. Als Judas aus seinem Helden ein williges Opfer werden sah, machte er für seine Person eine Farce aus der Tragödie, küßte spöttisch wehmütig das Opfer, warf die zwanzig Silberlinge einer Dirne in den Schooß und hängte sich auf, nachdem er vorher Ahasver mitgeteilt, daß es immer der Ruin des Starken sei, wenn er einmal in seinem Leben einem Narren gegenüber schwach gewesen.

Jawol ein Narr! Ahasver ärgerte sich gründlich, als ihm seine Tochter, die in jener Herberge Aufwärterin war, von dem traurigen Abendmahl erzählte, da nicht ein Einziger der Jünger dem betörten Messias Bescheid zu tun wagte, als er den letzten Wein-Spruch ausbrachte, außer Petrus, der auf das, neue Zuversicht erweckende Wort: Ihr werdet mit mir im Himmel trinken, in die Worte ausbrach: „Und wenn ich mit Dir sterben müßte, so will ich Dich nicht verleugnen!“ Ahasver schlich sich in derselben Nacht nach Gethsemane, und als die Jünger schliefen und der Messias mit dem Gesicht auf der Erde lag und verzweifeln wollte, legte er sich neben ihn und flüsterte ihm in's Ohr: Noch ist's Zeit. Komm mit! Ich kenne die Wege durchs Gebirg. Zeige Dich in Galiläa und der Aufstand ist erklärt! Aber Jesus wandte ihm sein tränenüberströmendes Gesicht zu und deutete auf die Jünger: Sie schlafen! Der Kelch kann nicht an mir vorüber gehen. — Beim Abendmahl hatte Jesus gesagt: „In dieser Nacht werdet ihr euch alle ärgern an mir.“ Aber der Eine, der sich ärgerte und doch nie an seiner Brust gelegen, war der Schuster von Jerusalem. Ahasver hörte noch, wie Petrus im Hofe des hohenpriesterlichen Palastes vor der Frage der Magd, ob er nicht auch einer von Denen des Nazareners sei, sich ver-

fluchte und verschwor, daß er den Menschen nicht kenne, dann kehrte er abermals heim, von Bitterkeit gefüllt bis zum Rand.

Dann kam der Tag, da im stechenden Sonnenschein die Henkersknechte den Nazarener an der Werkstätte Ahasvers vorüber führten. Jesus mußte sein eigenes Kreuz schleppen und jammerte um einen Trunk Wasser. Ahasver aber verschloß seine Augen und sein Herz und klopfte in das Leder die Gedanken hinein: Du Herr der Millionen himmlischen Heerschaaren, du brauchst mich armen Schuster nicht, du hast dir den Becher der Schmerzen gewählt, hast ihn wahnsinnig heraufbeschworen, was jammerst du jetzt? Trink ihn aus!

In derselben Nacht warf Ahasver den Schlüssel seiner Hütte auf die Straße und trat die große endlose Wanderung an. In einem Hohlweg, der zu dem Häuschen führte, wo gefällige Jüngerinnen der neuen Lehre ihr Wesen hatten, trat er Petrus entgegen, der gesenkten Hauptes von der Kreuzigung zurückkam. Und er warf ihn zu Boden, er, der alte Mann den jungen, starken, und er schlug ihn, so lange ihm Kraft blieb, und er spuckte ihm in's Gesicht. Aber am ersten Ostertag, als die ersten Pfaffen unter den Jüngern der verlorenen Sache, gestützt auf das Zeugniß liebender Weiber, die nie an den Tod glauben, den Gläubigen, den über den entsetzlichen Mord im Tiefsten aufgerührten Armen und Elenden die Auferstehung verkündigten, war Ahasver schon weit von den Grabstätten seiner Väter.“

Mein erzählender Schuster hatte schon längst den Hammer im Schooß ruhen lassen, die Oelfunzel war erloschen sammt Polen und Rastatt, aber seine kleinen Augen funkelten mich an über das sanfte Licht der Kugel, als ob er mir selber an den Hals springen wollte, zumal seit der Episode mit Petrus, dem Eckstein der Kirche.

Ich war durchdrungen, erschüttert von der innerlichen Wahrheit des Gehörten, aber die Jugend will doch auch ihr Wort haben; also sagte ich: Aber Ahasver ist auferstanden in der Sage, überall hat er sich gezeigt, von der Wolga bis zum Rhein, ja selbst am Hudson in der neuen Welt. Und die deutschen Dichter machten aus ihm den ewig irrenden, ewig strebenden, idealen Menschen. — „Unsinn,“ sagte der Schuster, „Ahasver hatte genug an den Menschen, er hat sich bald zweitausend Jahre da herum getrieben, wo keine sind, und wo ihr mit euren Schnüffelnasen absolut hin wollt. Aber gestern, als sie Charfreitag einläuteten, war er hier, um sich nach alten Bekannten zu erkundigen. Er

gestand mir, daß ihm während seiner Wanderungen in Wüsten oft ein nicht vergessenes Wort des Nazareners warm gemacht habe, daß er schließlich versöhnliche Gefühle an Golgatha knüpfte und bei mancher Mitternachtssonne an das Wort denken mußte, das er im Vorübergehen, zehn Tage nach dem Antritt seiner Wanderschaft, zwischen zwei lahmen Bettlern am Wege hatte wechseln hören: „Dein Christus ist gestorben." — „Aber er ist auferstanden und wandelt unter uns." Also diese „Wahrheit" war ihm, dem stracks und ohne Nachtrast nach einer Richtung gehenden, doch noch vorausgeeilt. — So, sagte ich, und dazu bist du bald zweitausend Jahre herumgestoffelt, um jetzt weichmütig zu werden? Du bist doch kein ächtes Schustergenie! Auferstanden ist er, natürlich, hast du je gehört, daß etwas Dummes unter dem Boden bleibt? In Samen ist er geschossen, und die ganze Jerusalemitanische Herrlichkeit haben wir jetzt überall in der Welt und auch hier. Aber du sollst selber sehen und hören. Und so führte ich ihn denn nach verschiedenen Gelegenheiten.

Ich brachte ihn vor ein Fenster einer Halle, man brauchte nicht hineinzugehen, der Mann, der drinnen loslegte, sprach laut genug. „„Unsre Sache ist die Sache des ewigen Rechts, und sie hat immer gesiegt. Beflecket sie nicht mit Aufruhr, Mord und Diebstahl. So wie ich dastehe, repräsentire ich die Arbeiter dieser gewaltigen Republik, ich verkehre mit den Höchsten wie mit meinesgleichen. So wie Ihr aber Radau macht, den natürlichen Entwicklungsgang nicht abwartet, Eigentum zerstört und kindische Bomben werft, ist mein Ansehen dahin und ich kann nichts mehr für Euch tun. Fordert Euer Recht, aber gebt dem Staat, was dem Staat zugehört, und Gott, was Gottes ist, wobei es Privatsache bleibt, was Jeder für einen Gott sich aussucht. Gewalt kann nie durch Gewalt vernichtet werden, die Logik der Tatsachen und die vernünftige Erziehung durch unsre Partei werden uns auf einmal die Macht in die Hand geben, und dann — sollt Ihr den Himmel auf Erden haben"." Ahasver schüttelte sein Haupt und sprach: Aehnlich predigte auch der Nazarener. Ist er's am Ende selber? — Nein, sagte ich, das ist nur einer von den Ablegern, die Weltgeschichte ohne Taten machen wollen und, ungleich deinem Jesus, immer dann das Maul zuklappen, wenn es sie an den Galgen bringen könnte. Was aber den wirklichen Jesus Christus anbelangt, so kann man seine Adresse bei den katholisch gewordenen Juden in Rom erfahren.

Ich zeigte ihm aber andre Bekannte, und auch da, wo sonst Niemand hinkommt; ein richtiger Schuster ist immer ein Asmodeus. Er

sah den Bischof in vollem Pomp zur Kathedrale fahren. Das ist ja Petrus, schrie er auf und wollte mit dem Knüppel nach, aber ich spielte selber Polizei. Und ich zeigte ihm ein Weib, das war in gelbe Seide gekleidet, mit einem Gitterwerk von schwarzen Spitzen bedeckt, und ein Geruch als wie von sämmtlichen Spezereien Indiens ging von ihr aus. — Armer Judas, diese Verschwendung! — Als sie im Beichtstuhle kniete, ruhte die rechte Hand des Bischofs zur Absolution auf ihrem Haupte, während die linke in ihrem Busen wühlte. Als sie heraustrat wie eine Königin, und Ahasver ihr Antlitz sah, murmelte er in großer Bekümmerniß vor sich hin: Es ist Maria, die das bessere Teil erwählt. Das ist immer fraglich, sagte ich, Martha ist die Hausdame des Bischofs, und der Weg zum Bischof geht nur über sie. Wir folgten der duftenden Maria, bis sie in dem Hintertürchen eines Marmorgebäudes verschwand. Sie geht zum Mann, sagte Ahasver, auf heimlichen Wegen. Ja, antwortete ich, sie geht, bei dem Mann zu liegen, der ein Todfeind des Bischofs, eine Art Sadducäer, ein Freimaurer ist, heut hat er einen andern Namen, damals hieß er Pilatus.

Ich zeigte ihm auch die Jünger, die nicht alle so hoch gestiegen waren wie Petrus, aber sie waren alle in Amt und Würden, und das Volk beugte sich vor ihnen auf der Straße. Den lieben Johannes, jetzt Superintendent der Vereinigten Methodisten, trafen wir gerade, als er im Kreuzfeuer zwischen seiner rechtmäßigen und seiner Seelengattin wie ein Säulenheiliger stand. — Wir gingen in die dunkleren Gassen. Durch das Fenster einer Schnapskneipe sahen wir, wie ein rothaariger Mann mit der ausgetrunkenen Schnapsflasche nach dem Kopfe des Wirtes zielte. Es war Judas. Auf der Treppe eines sechsstöckigen Hauses, in dem fünfzig Familien wohnten, saß im Laternenlicht ein Weib; mit der linken Hand drückte sie einen schreienden Säugling an die welke Brust, mit der rechten hielt sie einen zweijährigen Jungen am Kleide fest, der mit aller Gewalt in die Gosse wollte. Als sie in dem entfleischten Gesicht die großen, schwindsüchtig glänzenden Augen aufschlug, zuckte mein Freund Ahasver zusammen. Es war Maria, die Mutter Jesu. Aber gesprochen hatte er schon lang nichts mehr.

Da muß uns das Eine noch passiren: Aus einem dunkeln Gäßchen tritt ein armselig aufgeputztes Ding an uns heran mit der Frage, ob sie nicht uns — uns! — ein Bischen Vergnügen machen dürfe. Natürlich war es die Tochter Ahasvers. Der alte Mann fiel ihr um den Hals

und weinte wie ein Kind. Er winkte mich weg, ich ging, aber ich hör ihn noch immer heulen wie einen Schloßhund. Gott verdamm mich! 's ist doch kein richtiger Schuster," und damit warf er den Stiefel, den er zuletzt versohlt, in die Ecke, daß es krachte.

Auch das immer matter gewordene Licht der Kugel war erloschen. Finsterniß war um uns. Ich hörte noch einen schweren Atemzug des Meisters und ein Klappen des Deckels auf dem Krug. Dann stieg ich die zwei Stufen zur Straße empor. Die Sterne leuchteten wie vor zweitausend Jahren. Und morgen war Ostertag.



Unter krummen Nasen.

Seitdem der Max Nordau mit seiner gutjüdischen Geiernase an dem Prometheus-Leib der jungdeutschen Dichtung herumgehackt hat, träume ich in meinen Fieber-Nächten wieder vom ewigen Juden, der in den Erinnerungen meiner Kindheit einträchtig mit dem Jesuskindlein einherschreitet, Freude zu verbreiten im Lande der Allemannen. Denn so ein guter Christ bin ich, daß die Bosheit, welche der oben genannte Hausirer mit Bildungswaare ausspritzt, mich nicht etwa zum Antisemiten macht, sondern in meiner Seele zu lauter Güte und Wolwollen wird und die lieblichen Erinnerungen an die unter uns wohnenden Fremdlinge weckt.

Ein Schwarzwalddorf konnte eher ohne Pfarrer und Schulmeister sein als ohne den regelmäßigen Besuch des Handelsjuden, der aber nicht mit conventionellen Wahrheiten und „Paradoxen" seinen unausschöpfbaren Kasten gefüllt hielt, sondern mit seidenen Bändern, güldenen Ringlein, silberbeschlagenen Maser-Pfeifen und christlichen Kalendern. Der Jude spielte damals noch nicht die Shylock-Rolle bei den Waldbauern, er war vielmehr der Vermittler mit der Welt und ihren Haupt- und Staatsactionen, der Spaßmacher, der um so beliebter war, da es ihm auf einen Witz auf seine Kosten durchaus nicht ankam, vor allem aber der Kinderfreund. Der Schmul, an den ich mich vorzüglich erinnere, war für mich der richtige Weihnachtsmann; er schenkte mir eines Tages das erste Messer! und belobte mich gar sehr über meine biblische Gelehrsamkeit, weil ich ihn fragte, ob das das Messer sei, womit Abraham den Isak habe opfern wollen. Selbstverständlich war er bei meiner Mutter hoch angesehen, und selbst mein Vater, der sonst immer die schulmeisterliche Reservanz wahrte, hielt es nicht unter seiner Würde, den besseren Markgräfler für ihn aus dem Keller zu holen. Das war ein ewiger Jude, der aber nicht Grauen ausstreute, sondern Wolwollen und von dem man es ganz gut begreifen konnte, daß er mit dem Christuskind nahe verwandt war. Der Herr Prälat Johann Peter Hebel, dem die Antisemiten unsrer Zeit wie eine Rotte Korah vor-

kommen würden, hat manchen Scherz dieser Dorfjuden verewigt; mit viel Liebe und Verständniß hat aber namentlich Rosegger das Gold aus der Gemütstiefe dieser Wandernden hervor geholt.

Die Poesie des Judentums ging mir aber erst auf, als ich zum erstenmale das Laubhüttenfest mitmachte. Und wie viel wahrer ist diese Poesie, die aus der Geschichte des Wandervolkes heraus wächst, als die Poesie unseres Weihnachtsfestes, die uns Germanen aufgezwungen ist, ein uns blutfremdes orientalisches Märchen, das wir mühsam an unsern wintersonnenwendlichen Waldzauber anzukleben versuchen! — Ich kenne nichts Nobleres als das Festmahl in der Laubhütte, und wäre es in der ärmsten Judenfamilie. Was war aus dem Schmul geworden, der wie ein Esel bepackt seine Straße zog und wie ein Esel Schläge und Entbehrungen geduldig hinnahm — ein Patriarch, der wie ein Hiob in seiner Glückszeit aus dem Vollen schöpft; und aus dem elendsten Weibe war eine Sulamith geworden mit glänzendem Antlitz. Lichter und Augen strahlen, Herbstblumen und Früchte, und aus dem Weinlaube hängt dir zu Häupten vollsaftig die Traube. Heute bin ich der Gast bei dem auserwählten Volke, aber nicht der „geduldete" wie der Jude, wenn er beim Vollbauern im Winkel am Herde sitzt, sondern man hat mir den Ehrenplatz eingeräumt, bestimmt für den Fremdling, den Jehovah selber schickt, und ich trinke Wein aus dem Becher des Propheten Elias. Ei, es sitzt sich gar behaglich unter den krummen Nasen, und wie der Aelteste ein uraltes Lied der verlorenen Heimat anstimmt, das aus Sehnsucht und Wehmut zum Triumphgesang anschwillt, begreife ich, daß unser Herrgott doch im Grunde genommen auch ein Jude ist und nur mit einer semitischen Nase gedacht werden kann.

Der verächtlichste Mensch unter der Sonne ist ein Jude, der zum Christentum übertritt, das heißt die Laubhütten vertauschen, wo der Erinnerungswein einer großen Vergangenheit fließt mit dem kahlen Golgatha, auf dem ein Gott starb, der an sich selber verzweifelte. Ich glaube auch nicht, daß ein solcher Proselyt jemals den Stachel aus seiner Seele verliert, und sollte er, wie der bekannte Cohn seine Schmach mit dem Gewand des Cardinals verhüllen dürfen. — Ich kann hier eine kleine bezeichnende Anekdote nicht unterdrücken. Drei getaufte Juden unterhalten sich über die Gründe, welche sie zum Uebertritt bewogen. Der eine tat es einer Heirat mit einer reichen Christin wegen, der andre, weil ihm der Priester, der ihn taufte als Gegendienst aus einem großen Schlamassel half; der dritte aber sagte: Ich bin aus Ueberzeugung übergetreten. Da erhob sich entrüstet der Schrei der beiden andern: „Schmeißt en naus, den Schwindler!" —

Merkwürdig, die katholische Kirche trotz all ihrer Macht und Herrlichkeit ist doch nicht zu stolz, von solchen Schwindlern den ausgiebigsten Gebrauch zu machen.

Ohne einen Judenkampf ist es aber in meiner Jugend doch nicht abgegangen. So ein kleiner semitischer Geschäftsmann, der mich beim Spiel nicht schnell genug um meine Marbels betrügen konnte, raffte die ganze Beute zusammen und entrann auf flüchtigen Sohlen. An der verschlossenen Hoftüre seines Hauses stellte ich ihn. Da gab ihm die Verzweiflung Mut, er entgürtete sich und schlug mir mit der Gürtelschnalle ins Auge. Der Germane lief heulend nach Haus, und der Jude freute sich seines Raubes.

Später, in jener Jünglingszeit, da die Ideale uns noch ungetrübte Wahrheiten sind, war es ein Judenknabe, der mit mir die Wälder durchschwärmte wie je einer, der an Schillers Räubern sich berauscht hat; und sie, die ich in meinem Leben am meisten hassend geliebt und liebend gehaßt habe, war auch wie „eine Blume zu Saron und eine dunkle Rose im Tale".

Es ist mir aber erst in den letzten Tagen passirt, daß ich wieder einmal so recht unter die krummen Nasen geriet. In strömendem Regen ging ich meine Straße; ich hatte eben Abschied genommen von einem lieben Freunde, und es war zum Abschiednehmen auch das rechte Wetter; da vernahm ich aus einem Tempel die Stimme des Vorsängers, und ich rettete mich in das Haus Gottes. Es war eine orthodoxe Synagoge, in der man sich noch nicht genirt, Jude zu sein, wo man noch Hebräisch spricht und nicht hochdeutsch mauschelt und die Gerüche, die aus den Trödelbuden zusammengetragen werden, noch nicht durch Schweinernes verunglimpft sind. Armes Volk aus der Hastingsstraße, schäbige, fettglänzende Röcke, ab und zu noch die ächten polnischen Locken und der Cylinderhut, dem der Glanz des Schabbes den eigenen ersetzen muß. Aber einen Sänger hatten die Leute, um den sie manche große Oper beneiden konnte. Eine Stimme, dröhnend wie eine Trompete vor Jericho, und dann wieder sanft wie das Murmeln des Baches. Wie ein Bertran de Born sang mir der Mann das Herz aus dem Leibe. Ja, das war der herzerschütternde Jammer um die verlorene Heimat, um Jerusalem, die gesunkene Gottesstadt. So klangen die Harfen unter den Weiden zu Babylon. Das ist keine Melodie, das ist das Leid, der Groll, die Sehnsucht, die Leidenschaft eines Volkes, das nie vergißt. Mächtig schwillt die Stimme an — so wird Gott unsre Feinde zerschmettern, helle Jubeltöne klingen aus der Kehle — und die Auserwählten werden triumphiren über die Heiden und wohnen in dem Lande, da

Milch und Honig fleußt, und nun noch ein ersterbendes Gemurmel: Der Herr ist Gott und in seiner Hand steht unsre Zuversicht. Nur wenn man einen solchen Gesang hört, wird einem die poetische Gewalt der Psalmen und Weissagungen des alten Testaments ganz gegenständlich.

Und nun folgte noch eine einfache Ceremonie, die auf mich einen ergreifenden Eindruck machte, trotzdem ich die Bedeutung derselben nur erraten konnte. Ein Becher wurde mit Wein gefüllt, der Vorsänger grüßte damit nach den vier Himmelsrichtungen, dann winkte er einem Knäblein, es mag wohl der Jüngste unter den Anwesenden gewesen sein — hei wie stolz dem Jüngelchen Wangen und Augen glänzten! — und ließ ihn aus dem Becher trinken. Ist das nicht schöner und vielsagender als wenn der katholische Priester den Wein für Alle in seinen wohlausgepichten Magen gießt?!

Ich habe Andacht empfunden unter diesen krummen Nasen. Es waren freilich nur ganz gemeine Juden, schmutzige, schachernde, aber es waren Juden, die ihr Lebtag nicht aus dem Ghetto herauskommen, das auch in den modernen amerikanischen Städten sich zusammenfindet, und ihrem kindlichen Gottesdienste drückte die Armut den Stempel der Weihe auf. Solche Andacht habe ich nie empfunden in den Reform-Tempeln, wo die krummen Nasen gar hoch getragen werden. Dort ist der Glaube zur Heuchelei geworden; und wie man dem alten Jehovah mit moderner Opernmusik zu Leibe geht, versucht man die Haltlosigkeit des überwundenen Glaubens mit Humanitätsphrasen und „gebildeten Vorträgen" zu überdecken. Kraft, Saft und Spiritus der jüdischen Religion sind zum Teufel gegangen bei dem Compromiß zwischen der alten, immerhin gewaltigen, Lüge und dem Bestreben, mit einigen Ideen der Neuzeit zu coquettiren. Dort sitzen und blähen sich in ihrem Staate die Weiber der großen Bankerotteure, der Heavenbridges, Fechberger, Lichtensterne und wie sie heißen mögen, dort drückt der Reichtum dem sog. Gottesdienst den Stempel der Gemeinheit auf. Nein, da halte ich es doch lieber mit den echten, orthodoxen krummen Nasen; und wenn mich das Hepp der Antisemiten zu wüst anwidert, lasse ich mir von dem Mann in der Judenschule das Lied von der untergegangenen Herrlichkeit vorsingen, oder ich flüchte mich zu den Erinnerungen meiner Kindheit an das Laubhüttenfest.



Wie sich der Herrgott die Welt von oben ansieht und der Teufel von unten.

Dann will ich stehn vor seinem Trone
Und fragen: Warum schufst du mich?
F. Th. Vischer.

Auch unser schwäbischer Philosoph, Aesthetiker, Dichter, Patriot, Grobian und Herzenstöne-Componist hört manchmal „Faust'sche Stimmen“ in sich und sieht in jeder Stunde ein neues Schwert, und wünscht, damit ein Ende haben die Gedanken, die fürchterlichen, den Schlaf, der seinen bleichen Bruder schon an der Hand mit sich führt. Dann, wenn der Ewge sich erhebt, den großen Spruch zu sprechen, der endgiltig über Wert und Unwert entscheidet, wenn in feiger Angst die ganze Welt erbebt, dann will er, der Enkel der Titanen, vor ihn hintreten und fragen: Warum schufst du mich?

Das ist eine kitzliche, bösartige Frage. Legt man sie dem eigenen Vater vor, so haut er drauf los, wenn man noch jung genug ist, oder schweigt, oder, wenn er schlau ist, verweist er einen an die Mutter. Wenn aber sämmtliche Väter und Mütter an den lieben Gottvater die Frage richten würden: „warum schufst du uns?“, so müßte er sich in der allergrößten Verlegenheit befinden; denn, da er Eins und Alles ist und außer ihm keine zeugende und gebärende Kraft, so könnte er nicht mit hilfesuchenden Blicken zu einem Weibe sich wenden. Schweigen oder Dreinschlagen wäre also auch seine einzige Antwort.

Ich bin zwar der arme Teufel, aber ich möchte ja nicht mit meinem Taufpaten, dem wirklichen Teufel, verwechselt werden; er hat mir ein winzig Teilchen seiner Bosheit als Taufgeschenk gegeben, aber er hat sich wol gehütet, mir alle Herrlichkeiten der Welt anzubieten, er wußte gut genug, daß ich nicht so dumm gewesen wäre, dieselbe auszuschlagen. Aber bisweilen läßt er sich zu einem nächtlichen Zwiegespräch herbei, und da hat er mir neulich einmal gesagt: Ich kenne den Herrgott so gut wie mich sel-

der, und ich sage dir, als er die Welt machte, die Sterne, die Erde und die dummen Menschen drauf, wußte er so wenig, was er wollte, wie die biedere Dorfschulze, der, vom Stammtische nach Hause kommend, zur ehelichen Pflicht sich aufschwingt. Der richtige Teufel, mein Taufpate, war es auch, der mich auf die Ansichten eines Pastoren der neuesten Schule aufmerksam machte. Jag deine Dichter und Philosophen zu — mir und höre, was ein kindlich Gemüt dir predigt.

Alle neuesten Schulen kehren bekanntlich zur ursprünglichen Einfachheit zurück, so auch dieser Pastor, dessen Namen ich vergessen habe, der aber durch seine Ansichten selbst in der „gebildeten Welt" großes Aufsehen erregt. Wenn die Bibel Gottes Wort ist, so müssen wir auch Alles, was in der Bibel steht, glauben, ohne daran zu deuteln oder zu rütteln, bemerkt sehr richtig dieser fromme Mann. Ueber uns ist der Himmel, unter uns, also im Erdinnern, ist die Hölle. Daher kommt das Licht von oben, das Feuer aber, das vernichtende, das dann schließlich auch die Erd-Dämpfe, das Gewitter und den Blitz zeugt, das, aus den Bergen fließend, Städte zerstört und in der Erde Leib Blähungen erzeugt, so man Erdbeben nennt, kommt von unten aus der Hölle. Das Einfache ist immer das Wahre. Mir imponirt diese Idee; schon darum, weil dieselbe mit allen Theorien der Astronomen, die ja doch nie einig werden können, aufräumt und uns also Zeit läßt, brauchbarere Kenntnisse für diese und jene Welt zu erwerben. Oben im Himmel sitzt Gott und freut sich auch. Natürlich Jeder in seiner Art; denn nach der Verschiedenheit des Standpunktes sehen sich auch die Sachen verschieden an.

Gott ist gutmütig, darüber bin ich schon lang mit mir einig. Er ist wie die irdischen Väter auch; wenn er auch nicht weiß, warum er seine Kinder in die Welt gesetzt, meint er es doch schließlich gut mit denselben. Aber mit seinem Urteil über das, was hier unter uns vorgeht, von oben herab, sieht es schief aus. Es geht ihm wie dem Kaiser von Rußland. Der glaubts heute kaum, daß in seinen Reichen Hungersnot existirt, denn wenn je eine Ahnung davon zu ihm dringen sollte, so sind seine Ratgeber, Minister, Weiber und Günstlinge um ihn herum und reden ihm die Sache aus; und wenn er einmal mit milder Hand in seine Privat-Schatulle greift, so geht die betreffende Summe durch so viele milde Hände, daß für die Verhungernden zuletzt nichts mehr übrig bleibt. So stehen um den lieben Gott die Erzengel herum und die Millionen der Seligen, und ehe die Schmerzensseufzer der nach Liebe und Erlösung hungernden Menschheit an sein Ohr gelangen können, ersticken sie in dem brausenden Hallelujah,

das ewig ihn umschmeichelt. Und wenn er alljährlich an seinem Geburtstag Amnestie für alle Sünder (denn in solchen Sachen läßt er sich nicht lumpen) und Friede auf Erden erteilen will — du lieber Gott! bis die Herren Erzengel die Sache unter sich erwogen haben, bis sie zum Ausverkauf unter die Millionen Pfaffen verteilt ist, bleibt es für die armen Sünder beim Alten, und da die Himmelsbeamten auf Erden unter sich selber uneinig sind, bekommen wir von dem Frieden verdammt wenig zu spüren.

Auch der Teufel hat seine guten Launen, namentlich wenn wir zu seinem Geburtstag am ersten Mai eine Flasche des Stoffes genießen, an dem Himmel und Hölle gleichen Anteil haben — gepriesen sei der Sohn des Lichtes und des Feuers, der Wein! Da hat er mir einmal angeraten: Wenn du an deine Mitmenschen etwas abzugeben hast, denke an Rußland, wo man laut vor Zusendung von Hilfsmitteln an die von der Obrigkeit gesetzten Wächter der Wohltätigkeit warnt. Gib es nie den Vertretern Gottes oder irgend einer göttlichen Idee, drücke dein Geldstück in die Hand des nächsten besten Leidenden, übergib den Wein deines Geistes, so dir die innere Sonne solchen gezeitigt hat, nicht an Händler, sondern schenke ihn direkt aus an die Dürstenden.

Wenn Gott so von oben herab sieht, so denkt er Wunder, was an Wohltätigkeit unter seinen Gläubigen getan wird. Siehe da, der reiche Mann greift zur Feder und zeichnet mit fester Hand eine Summe, welche einem armen Teufel die Augen überlaufen macht; und siehe da, die arme Wittwe legt heimlich ihr letztes Scherflein auf den Altar des Herrn. Ja, die feinsten Damen beten sogar mit den Beinen und tanzen sich halber todt für die Armen. Der Teufel aber sieht die Sache besser von seinem Standpunkt aus und hört viel genauer, was auf Erden zugeht. Er zieht lächelnd die Hälfte des Wohltätigkeitsgeldes vom reichen Manne ein und überläßt die andre Hälfte der Kirche, denn das ist ein uralter Contract, wobei es freilich schon häufig vorgekommen ist, daß die Kirche den Teufel schließlich übers Ohr gehauen hat. Der Teufel selber bewundert die Logik, wenn er die Priester predigen hört: „Heran, heran! im Massenschritt, Jung oder Alt, Mann oder Weib, Reich oder Arm: Jeder hat die Verpflichtung, am Reiche Gottes auf Erden mitzubauen. Nur die Tat zeugt für die Gesinnung, also — Bezahlen! Heraus mit deinem Beutel, reicher Mann! Gott hat dich gesegnet, willst du dich undankbar erweisen? Gott hat dir das Alles nur geliehen, ist es nicht Sitte, daß man dem höchsten Herrn die höchsten Procente bezahle? Heraus mit deinem Groschen, armer Mann, du wirst dadurch noch ärmer, aber um so größer wird dein Lohn im

Himmel sein." Und der Herrgott, der ja selber keine mit Geld zu erlangenden Bedürfnisse hat und von der Luft lebt, glaubt, das würde Alles ihm zu Ehren in Weihrauch verpufft. Und er freut sich, wenn die feinen Damen für ihn singen und tanzen, und wenn die Priester in goldgestickten Gewändern seinen Namen lobpreisen; denn von oben herab sieht er nur die von Freude und Andacht glänzenden Arme und Busen und Gesichter. Aber der Teufel ist unten, er sieht auch den feinsten Damen und den salbungsvollsten Pfaffen unter die Röcke bis ins Herz hinauf, und sogar er sagt Pfui!

Ein wahres Glück ist es, daß nach meinem neuen und doch so alten Glauben die Hölle uns Erdenkindern bedeutend näher liegt als der Himmel; was sollte ein ehrlicher armer Teufel auch unter den lobsingenden und Seligkeit heuchelnden Trabanten des himmlischen Zaren! Zum Glück ist dafür gesorgt, daß Einem die Wahl erspart bleibt. Mit dem Aufhören der Wahl ist identisch das Aufhören der Qual, identisch der Friede, der kein oben und unten mehr kennt. Bis dahin aber wollen wir noch lustig draufschlagen, denn zwischen Himmel und Hölle stehen wir fest auf der Erde, und des Erdensohnes Loos und Lust ist der Kampf.



Juni-Nacht.

In dem Himmel liegt die Erde — weich wie ein Kind am Busen der Mutter, wie ein Weib in den Armen des geliebten Mannes. Mond und Sterne beleuchten das Liebesfest, denn wo Unsterbliche minnen, braucht es nicht der Heimlichkeit. Das wissen auch die Vögelein, und ich kenne viele Orte unter diesem Himmelszelt, wo heute die Nachtigallen laut das Lied singen von der freien, ewigen Liebe.

Sonst war mir dies die Stunde, da das Lied der Sehnsucht durch die Lüfte zieht, und leise löste sich von der Wimper die Träne des Heimwehs; aber heut beseelt mich göttliches Gefühl der Allgegenwart, ich schaue, soweit der Mond schaut, schwankendes goldenes Licht in den Wassern des Leman, ruhig leuchtender Glanz im Dunkel des Wallensee, wo die Thurfirsten das Kind der Berge bewachen, Funken in unendliche Weite flimmernd verstreut über des Meeres leisatmende Wellen. Jetzt ist's die weite, silberne Prärie — fernab flieht die Dampfwolke der hastenden, keuchenden, die Sorge des Daseins in alle Lande tragenden Maschine — jetzt sind's die Säulenhallen Washingtons, hoch, stolz, klassische Erbschaft der Nacht verkündend, jetzt ists ein Bergtal des Schwarzwalds mit schimmernden Baumgipfeln und tiefdunkeln Schatten — in die Tiefe rauscht der Bach, und ganz unten verrät ein rötliches Lichtchen das Fenster, wo ein Liebchen den Schritten des Kommenden lauscht.

Ich träume nicht, ich wache, ich rede mit dem Nachtwind, und er trägt mir zu, was sich die Rosen erzählen:

Maiglöckchen haben ausgeläutet, Veilchen haben sterbend ihren Duft verschwendet, aber wir, wir leben und glühen, für uns scheint die Sonne am Tag und des Nachts der Mond und die Sterne, uns küßt die Luft und der Gedanke des Menschen, und wir erzählen ihm die geheimsten Rosengeschichten seines Herzens.

Es war einmal eine Theerose, wie fein dufteten ihre Glieder! Im Treibhaus des Winters war sie erzogen, und sie war wolverwahrt mit

Hüllen und Pelzen, als sie zum erstenmal auf den Ball durfte; die seidene Maske verbarg ihr bleiches, stolzes Gesichtchen, aber das Glühen der Augen ließ sich nicht verbergen und ihr berauschender Duft schlang im Wiegen des Tanzes seine weichen Arme um den Knaben. Dem war es, als schwämm' er in einem Meer, dessen Wellen lauter Rosen seien, und könnte doch die eine nicht halten, deren Seele mit seiner verwandt sein mußte, deren leiser Druck des Armes ihn in ein Paradies versetzt hatte, von dem ihm keine Bibel geschrieben. Es war gar keine romantische Geschichte. Der arme Knabe stand barhäuptig im Schnee; in das Klappen des Kutschenschlages klang ein leises Kichern. dann verschwanden Rose und Duft in Nacht und Nebel, und du versuchtest vergebens, von den Armen einer üppigen Centifolie umstrickt, jener Augen Glanz zu vergessen und den zarten Busen und den aristokratischen Duft, der einmal dein plebejisches Dasein verwirrt.

Mondnacht! Ich träume nicht, aber ich glaube, ich bin gestorben, und der Theerosen-Duft kommt von verwelkten, vermoderten Blumen und stört meine Ruhe. Legt mir weiße Rosen aufs Herz, sie bringen den Frieden wie die Augen jener kranken Tochter des Nordens, die großen dunkeln Augen in dem schneeweißen Gesicht. Ich wollte, ich wäre damals schon mit ihr gestorben. Auf ihrem Grabe blühen keine Blumen, aber ihre Gruft bedeckt mit silberweißen Rosen der russische Schnee.

Aber der Nachtwind bringt mir lautes Rosengelächter. Sterben, Todtsein, Unsinn! Wir sind gesund, unser roter Mund leuchtet verheißend durch das Dunkel. Sollen wir dir Geschichten erzählen vom Küsse-Tauschen in verschwiegener Sommernacht? Wir haben alle Namen, wir heißen Johanne und Susanne und die Lieb ist immer neu. Husch um die Ecke ein schwarzer Schatten, das Fensterlein ist hoch, aber wie du klettern kannst! klettern wie die Jungzweige des alten Rosen-Urvaters zu Hildesheim. Rosige Lippen, rosiger Busen, und die Ampel erlischt. O wir geniren uns gar nicht, wir erzählens aller Welt. Ach, der Aerger über zerbrochene Spaliere, und die bösen, verräterischen Fußstapfen durch das sorgsam gepflegte Gartenbeet. Diebe! nächste Nacht wird der Sultan losgelassen. — Klinge, liebes Rosen-Gelächter, wenn man über Einen herzlich lachen kann, hat man ihn schon ein wenig lieb.

Ich träume nicht, ich bin wach, und ich sage mir: Darum ist dir die Juni-Nacht so schön, weil du kein Rosen-Leben zerstört hast! Auf dem Weg zur alten Burg-Ruine, über dem Quell, der süße Rast murmelte, nickte die wilde Rose, rot und weiß. Nimm mich mit! ich will in die weite Welt. Aber ich küßte sie und sang ihr ein Lied und zog durch den dunkeln

Tannenforst hinauf auf die freie Höhe. Ein Andrer nahm sie mit, ich fand sie wieder, zertreten im Straßenkot der großen Stadt.

Eine Wolkenwand zieht sich vor den Mond, und es träufelt hernieder wie schuldlösende, herzerquickende Tränen. So verhüllt auch der Mensch sein Gesicht, wenn er weinen muß aus Herzensgrund.

Der Nachtwind hebt sich, leise wie in der Ferne verschwindende Musik legt sich das Rauschen des Regens, und im neuen silbernen Licht lächelt schämig aus grünem Mieder ein Moosröschen mich an. Ich kenne dich, rufe ich beglückt, tief begraben unter Kisten und Kasten hast du geschlummert, sorgsam in Watte gebettet, über Land und Meer habe ich dich mitgebracht, und obgleich du immer mit mir warst, hatte ich dich doch vergessen. Aber da bist du wieder, jung, in der Unschuld Reiz, wie dich mir einst dein Ebenbild reichte, das Mädchen im Garten, als nächtliche Himmelstränen noch in den Büschen hingen und die Sonntagsglocken klangen. Dich und mich weihte die Berührung ihrer reinen Lippen. O Schutzgöttin meiner Jugend! ich will dich nicht mit Händen fassen, aber küsse mich noch einmal wie damals in der Abschiedsstunde, als wir wußten: Es hat nicht sollen sein.

Der Nachtwind hebt sich, mitleidig flüstern unter sich die roten Rosen. Ich kenne euer Mitleid, drückt man euch ans Herz, so senkt ihr eure Stacheln hinein, und auch aus euch flicht man des Lebens Dornenkränze. Da schwang sich all das blühende Gesindel um mich in tollem Reigen und sie schlugen auf mich ein mit ihren Ranken, daß das warme Blut an mir herniederrieselte. Und eine einsam stehende, dunkelrote Rose sprach mir mit dem Nachtwind ins Herz: Das wären deine einzigen Kämpfe gewesen und deine einzigen Wunden, wenn du mir nicht treu geblieben wärest. Ich aber sterbe immer und bin doch nie todt, ich blute immer und blühe doch jedem neuen Tag entgegen. Nur wer für mich stirbt und blutet und blüht, hat für mich gelebt.

Der Wind hob sich zum Brausen, Gewitter umschlangen mit ihren Blitzen den Horizont. Blutrote Rose der Freiheit! Nur in den Nächten habe ich dich gesehen, und wenn ich wach zu sein glaubte, lag ich in ohnmächtigem Traum. Aber ich habe den Hahnenschrei gehört, und jetzt sehe ich aus dem Meer auftauchen den Sonnengott, der dir die Liebe bringt und den Tag.



Advents-Glocken.

Glockengeläute ist, wie so manch andre Effekt-Leistung, nur von weitem genießbar. Um es Tag für Tag direkt vor den Ohren ertragen zu können, muß man ein Pfaff, ein Küster, ein gläubiger Christ oder stocktaub sein. Auf hohem Berge stehend aber, im Frühlicht, hat schon mancher Ungläubige die Faustische Andacht an sich erfahren, wenn aus allen Tälern der Klang, gemildert durch die Luft, die wie die Zeit eine große Versöhnerin ist, zu ihm heraufschwebte, bis es ihn wie ein Goldnetz von Tönen umstrickte, in das der blaue Himmel wie offene Seligkeit hereinschaute: „Da klang so ahnungsvoll des Glockentones Fülle — Und ein Gebet war brünstiger Genuß."

In Amerika verliert man den Geschmack am Glockenläuten ganz und gar. Es hat etwas Freches, Aufdringliches an sich in einem Lande, das wenigstens bis jetzt noch auch als Heimat der Heiden gilt, in einer Republik, die im Zeichen des Pan-Menschentums gegründet wurde. Was würden die guten Bürger dazu sagen, wenn eine Gesellschaft von fanatischen Freidenkern ihre täglichen Versammlungen jeweils durch ein Nebelhorn ankündigen ließen, oder etwa bei Frühandachten durch Straßen durchsingende Nachtwächter?! Aber mit dem Christentum ist es gerade wie mit einem erfolgreichen Politiker, man läßt sich unendlich viel von ihm gefallen, weil es unendlich viel versprochen hat.

Unsere gute Stadt, die dem äußeren Ansehen nach von Tag zu Tag katholischer, lutherischer, methodistischer, kurz Alles, was der Herr lieb hat, wird, erfreut sich einer so fortwährenden Glöcknerei, daß der Sachverständige aus den einzelnen Stimmen die Denomination der betr. Kirche herauszufinden vermag. „Wir habens schon, wir habens schon" — prahlen die katholischen Glocken; „wir kriegens noch, wir kriegens noch" — belfern die protestantischen nach. Aber wenn ich mich auch das ganze Jahr ärgern kann, es gibt doch eine Zeit, wo mich der Glockenklang nachdenklich stimmt; und wenn ich mich frage: warum greifen sie dir jetzt so ans Herz? so dämmerts mir auf: Es ist ja in der Adventszeit und Weihnachten steht vor der Tür. Jetzt riecht die Welt nach Kuchen, aber nicht nach den eingebil-

beten, wie sie Heinrich Heine als Resultate der Pariser Juli-Revolution sich vorstellte, sondern nach wirklichen; denn selbst im Heim der armen Teufel steigt mir der süße Duft in die Nase, der von den Festtagen der Kindheit unzertrennlich ist, und über die weiße Schneefläche zieht auf Schlitten ein ganzer grüner Tannenwald in die Stadt.

O Weihnacht, Erinnerungsfest aller guten Seelen, Lethe-Trank, der mit Gott und der Welt versöhnt! ich errichte dir immer wieder heimlich im Herzen einen Altar. O Weihnacht, Prüfstein auch der geprüften Herzen, du weckst in mir immer wieder den Zwiespalt zwischen dem Kind und dem Mann und die ungelöste Frage: Sind wir mitzulieben da, oder müssen wir endlich ganz und gründlich hassen? O Weihnacht, dir will ich mein ganzes Herz enthüllen, ich will es in dürre Wortform pressen, was mir nur so manchmal wie Sternenleuchten oder wie ein vulkanisches Feuer in der Seele aufflammt.

Auf die Berge will ich steigen, denn der Höhendienst war immer die Religion der Heiden, wie meine allemannischen Vorfahren in schweigender Mitternacht. Nun lodre empor Julfeuer, auf daß wieder einmal leuchten in grüner Freude die guten alten Tannen, schieße deine Flammen zum Sternhimmel empor, daß in der fernen Ebene die frommen Christen sich bekreuzen! Und nun hinein in das Feuer mit aller Lüge, die mich und die Welt bedrückt! Hinein vor allem mit der tausendjährigen Lüge des Christentums! Aus den Fetzen eines orientalischen Prachtgewandes haben sie einen Lumpengott gemacht, der nur den erlösen kann, der keiner Erlösung bedarf, den Menschenhund, der zufrieden seinen Knochen benagt, der feig die Hand leckt, die ihn schlägt. Aber der freien Seele bleibt des Zweifels Qual und die Verzweiflung. Unrecht lastet wie ein stinkender Nebel über den Wohnungen der Menschen, sie atmen ihn ein im Wachen wie im Schlafen, und ihr ganzes Wesen ist davon durchseucht; den Morgen beseufzen sie, und die Nacht quält sie mit schlimmen Träumen, und doch sagen sie einander mit mattem Lächeln: Unser Lumpengott ist für uns ans Kreuz geschlagen worden, aber er ist wieder lebendig geworden, und er erlöst uns jedes Jahr; von was — das wissen wir nicht, wir tragen mit dem erbsündlichen Elend unsrer Ahnen die Last der neuen Tage; aber einmal kommt der Friede des gottseligen Schlaraffen, vielleicht in tausend Jahren.

Hinein ins Feuer mit dem faulen Frieden der Unterdrückten! Hinein mit dem Lumpengott; was die Flamme verzehrt, kann aus keinem Grabe auferstehen! Ueber den Holzstoß, ihr Jünglinge, hindurch durch die Flamme mit dem Sprunge der Kraft und Verachtung! Wer dem Feuer

entgegenkommt, ist sein Geliebter, es umwallt ihn wie mit prächtigem, roten Gewand, es streut ihm Funken ins Haar, aber es versengt ihn nicht. Kecke Heidenkraft wohnt nur noch in einsamen Herzen und auf einsamen Waldhöhen.

Wie die roten Wolken über die Tannen hinwegwogen weit hinaus nach dem Strom, der seine Wasser ins Meer führt, denk ich der germanischen Erlösung, welche einst unsre Barbaren der Welt brachten. Das orientalische Märchen, das als Christentum mit dem Hut in der Hand in die Welt zog, hat sich als Schmarotzerpflanze jedem gesunden Baum aufgedrängt; wie das Christuskind ließ es sich von starken heidnischen Christophoren durch Ströme und Meere tragen, aber es ist alt und schwer geworden, dieses Christuskind, es ist wie der Inselgreis in Tausend und eine Nacht, der dem Manne, der ihn gutmütig auf seine Schultern nimmt, den Hals zudrückt, es ist ein Vampyr geworden, der deinem Haupt mit seinen Flügeln kühlenden Trost zufächelt, während er dir das Herzblut aussaugt. Aber die germanischen Barbaren haben eine Welt in Trümmer geschlagen, und zwischen die Trümmer den Samen einer neuen Welt gesät; während sie mit der unerbittlichen Faust des Landfahrenden, Heimatlosen die Schönheit niederschlugen, ist ihnen doch das Bild derselben im Herzen geblieben und hat dort seine ewige Heimat gefunden.

Es saust ein Frühsturm über Gebirge, der Schnee stäubt silbern durch die letzte aufschießende Flammensäule. Ein Reh tritt auf die Waldwiese, in seinen Augen spiegeln sich die letzten verglimmenden Funken, und ruhig benagt es die Opfergaben, welche wir dem kommenden Sonnengott dargebracht haben.

Aber ich muß hernieder, über Felsen stolpernd, verborgen unter dem Schnee, wie ein Trunkener, Bergabstürze kopfüber, die Wangen geritzt vom Stechpalmblatt, rote Tropfen im Schnee, Schneewittchen, auch sie habe ich geliebt! Fahle Dämmerung. Und die Glocken beginnen ihren Weihnachtssang. Die alte Lüge, vorbei, vorbei! Aber am Hüttlein schimmert ein Fenster. Und drin sitzt eine Mutter und faltet ihrem Kindlein die Hände und betet: Du großer Gott, der für uns zur Erde gekommen ist, deine Wege sind unerforschlich, und mir hast du ein schweres Loos beschert, aber, gelt, mein Kind, mein Kind wirst du behüten! — Es ist der alte Lumpengott, zu dem sie fleht, aber ich bete mit, und die warmen Tränen lösen das Eis meines Bartes.

O Weihnacht, Prüfstein der Männlichkeit, ich werde vor dir ewig ein Kind bleiben!

Der liebe Gott im Schnee.

Kurze Tage und lange, stockdunkle Nächte hing der Himmel lautlos über der Erde wie ein Menschenangesicht, das vor hoffnungsloser Trauer oder trotziger Schuld nicht weinen kann. Da kam von irgendwo, sei's eine Frühlingsahnung des Südens, sei's ein Hohnhauch des Nordens, leise Bewegung in das gewaltige Niobe-Antlitz, und in unzähligen stürmenden, tanzenden, wirbelnden Flocken löste sich die bange Stimmung; Krystalle, Diamanten für Fürst und Bettelmann — wie war die Welt so reich!

Am Fenster standen die Kinder und hauchten an die Scheiben und sahen mit glänzenden Augen in das fröhliche Gestöber. Der alte Hofhund, wieder jugendtoll geworden, raste mit Gebell durch das weiße Wehen, und wenn er am Fenster emporsprang, lachte er ordentlich mit seiner gepuderten Schnauze. Seht ihr Kinder, sprach die Großmutter am Ofen, wie gut es der liebe Gott mit uns meint, nun deckt er die Erde mit Schnee warm zu, damit all die nahrhaften Säfte und Triebe ruhig schlummern und im Schlummer sich dehnen können, bis die Frühlingssonne sie weckt und sie grün zum Licht emporschießen, den Menschen ein Wolgefallen.

Letzten Winter hat der liebe Gott geschlafen, sagte ein Mädchen, das im Frühling confirmirt werden sollte, er hat gar keinen Schnee geschickt, und Alles ist im Boden erfroren.

Du bist ein vorwitziges, gottloses Ding, sagte die Mutter, du wirst noch einmal dafür büßen müssen. Die Buben aber kümmerten sich gar nicht um das Woher und Warum, sie rüsteten ihre Handschlitten und prüften auf der Gasse beim Schneeballen die Haltbarkeit des Gusses.

Das vorwitzige Mädchen hatte aber ein weiches Herz, sie lief in den Garten und vergrub sich, dort, wo im Sommer die Rosen wachsen, in den Schnee, und wie der Himmel seinen allgewaltigen Busen weinte sie ihr kleines Herz aus vor dem unbegreiflichen Gott, den sie so gern geliebt hätte.

Als sie naß und halb erfroren ins Haus gebracht wurde, meinte der Vater: Das schadet nichts, in dem Alter kann man Alles vertragen.

Alles? Auch die Nichtbeantwortung der heißesten Herzensfrage?

Er war ein Lehrling, Pharmaceut, Student, Kaufmann, irgend so etwas für das Leben noch vollständig Unfertiges. Aber er hatte die Frechheit, zu lieben. Und als eines Tages wieder schöner Schnee über der Erde lag, da nahm er seine sämmtlichen Ersparnisse, um auch einmal stolz wie die Andern mit ihr im Schlitten durch den hohen Wald zu fahren. So ein armer, dem ganzen Vergnügungsplebs zur Verfügung gestellter, Schlittengaul hält es nicht lang aus, man ist Mensch, spannt ihn aus, spreitet ihm ein Bündel Heu und stapft zwischen den Bäumen umher, bis man unter dem Baldachin der Aeste ein Lager findet, wie es keiner Fürstin schöner bereitet werden kann. Wenn wir hier im Schnee liegen bleiben, sagt das vorwitzige Mädchen, und einschlummern so ganz sacht, Arm in Arm? Ich habe in einem Buche gelesen, solch ein Tod sei auch für den Einsamen schön, nun aber erst für uns Beide!

Um Gottes Willen, flüstert er, Selbstmord ist eine Sünde, die der liebe Gott in alle Ewigkeit nicht verzeiht. Im Uebrigen aber fordert er die Rechte der Natur, Eislager ist Höllenfeuer für so Zwei, sprühender Schnee peitscht die Liebe zu Flammen. Der Gaul wußte nicht, warum er so gemächlich heimwärts traben durfte, sie hatten Zeit, sie hatten sich erkannt, kein Dämon grinste aus ihren Augen, sie liebten und vergaßen über dem Küssen und Drücken Gott und die Welt.

Als aber im Herbst die letzte Rose zerblätterte, fand in einem wohlgeordneten Hausstand eine Scene statt, welche den redenden und handelnden Akteuren die Schamröte in die ledernen Wangen hätte treiben müssen. Zu den Akteuren gehörte die Vorwitzige nicht, sie aß und trank zwar das Wenige, das sie über die Lippen brachte, für Zwei, aber sie schwieg. Sie hatte ihr Teil! wie eine wolwollende Nachbarin sagte. Die Mutter schrie ihr ins Gesicht: Schämst du dich nicht vor uns, vor deinem Vater und vor dem lieben Gott?! Die Großmutter greinte etwas von der Ehre der Familie und fand doch für die Vorwitzige einige Tränlein in ihren verkümmerten Augen; die Buben waren zum Familien-Concil nicht zugelassen worden; der Vater sagte: macht was ihr wollt, es kann übrigens Jeder passiren, und ging ins Wirthshaus; der liebe Gott schwieg wie die Sünderin.

Es war aber von Seiten des lieben Gottes kein verzeihendes, sondern ein ominöses Schweigen. In ihrem Herzen folterte sie sich stundenlang

mit der Frage: Ach, Alles, was mich dazu trieb, Gott, wars nicht gut, Gott, wars nicht lieb?

Alles in der Welt kann arrangirt werden oder gefixt, wie man hier zu Land zu sagen pflegt, solange noch etwas Geld zur Verfügung steht. Er war keiner der von den Dichtern besungenen Bösewichtern, er stieß sie nicht zurück, bezahlte die Alimente und heiratete eine reiche Gräfin; er bat sich nur eine Frist aus, verließ das, was er bisher seinen Lebensberuf genannt hatte, und fand „durch Protektion“ eine Stellung, in welcher man eine „Familie ernähren“ kann.

Sie wagten es nicht mehr, zusammen zu kommen, bis übers Jahr die Hochzeit stattfand. Man fuhr auf Schlitten in die Kirche. Großmutter war zu schwach, um mitzufahren, aber sie legte mit zitternder Hand auf das Haupt der Braut den Kranz, den ihr ein orthodoxer Prediger im Namen des lieben Gottes verweigert hätte. Die Buben trieben viel Ulk vor, während und nach der Ceremonie, und der Vater ging mit den Worten: Ich wußte ja, daß sich noch Alles machen würde, ins Wirtshaus.

Die arme Vorwitzige allein war nicht so recht glücklich. Als der Pfarrer ihre Hand mit seiner vereinigte, war es ihr so, als ob das der Schnee schon besorgt hätte, und als er davon sprach, daß die Ehen im Himmel geschlossen werden, dachte sie unwillkürlich: meine auch; aber der liebe Gott war damals aus dem Himmel verreist.

Was vorher Schande war, war jetzt Pflicht. Ein Kind folgte dem andern. Als sie das dritte im Schnee-Gestöber aus der Kirche trug, dachte die Vorwitzige an das Wort des Pfarrers, daß ein Haus voll Kinder Gottessegen sei, und fragte sich, warum wohl der liebe Gott ihr beim Ersten kein Segenszeichen gegeben habe.

Wie es das Glück oder Unglück will — denn das sind ja vor Gott gar keine Begriffe — erbte sie eine bescheidene Summe, die für ihre Verhältnisse ein Vermögen war; er, der seiner Stellung schon lang unlustig war, fühlte die Zeit gekommen, sich wieder einmal mit seinen früheren Kameraden zu vergnügen, und je mehr er pokulirte, desto klarer wurde es ihm, daß er mit dieser, ihm mehr oder weniger aufgezwungenen Familie einen Klotz ans Bein bekommen habe. Ihre Verwandten sagten ihr Tag für Tag, was das für ein Unglück sei, daß sie den Lumpen durchzuschleppen habe, und wie sie nun, wenn sie nach Gottes Geboten gewandelt wäre, mit Muße den Richtigen sich aussuchen könnte. Aber die Vorwitzige hatte sich einmal sagen lassen, daß Gottes Wege wunderbar seien, sie glaubte also

in aller Demut, daß er auch ihr sich einmal offenbaren würde. Sie gab den Brüdern, weil sie zum Studiren viel Geld brauchten, sie half hinter dem Rücken der Mutter dem Vater, damit er seinen gewohnten Schoppen trinken konnte. Und als sie Ihm nichts mehr zu geben brauchte, weil er es nahm, beugte sie ihr Haupt und dachte des Verhältnisses im Schnee, das ihr heilig war, wenn auch der liebe Gott nichts davon wissen wollte.

Abwärts gehts schnell. Ihr Geld war fort, und Niemand kannte sie mehr. Ueber das Großmuttergrab war schon mehr als einmal der Schnee gefallen; den Brüdern gings, trotz ihrer früheren Lüderlichkeit, gut, sie unterstützten die Eltern, aber für die Frau des Söffels hatten sie nichts übrig. Sie erinnerten sich nämlich jetzt genau, was das für ein Skandal gewesen war, als die Vorwitzige noch vor der Hochzeit ein Kind bekommen hatte.

Gott läßt sich nicht spotten!

Da kam wieder eine Winternacht, in welcher der Himmel all den Gram seines unermeßlichen Busens in weißen Wolken auf die Erde herniederschüttete. Im Häuschen saß sie, flickte die Kleider der Kinder und wartete auf ihn. Da sank ihr Haupt herab auf ein Höschen und auf den Tisch und sie fiel in einen tiefen Schlummer. Sie träumte vom ersten Glücke. Das erste Glück aber regte sich in der Wiege. Der Knabe hatte oft mit ansehen müssen, wie die Mutter sich rüstete, den Vater zu holen; heute wollte er es selbst wagen. Denn, was sie nie mehr zu den Kindern ihrer Ehe gesagt hatte, ihm hatte sie es unter tausend Küssen und Tränen eingeprägt: Sieh, das ist dein Vater, lieb ihn, wie du mich liebst, achte ihn (und da log das arme Weib in ihrem Herzenselend), der liebe Gott hat uns zusammengebracht!

In der Schule hatte der kleine Bursche auch schon viel von den Wundern gehört, welche der liebe Gott tun kann, und da er kein Vorwitziger war, glaubte er daran. So zog er sich an, mit scheuen Blicken auf die schlafende Mutter, und klinkte leise die Tür hinter sich zu und flog — seine Füßchen berührten kaum den Boden, wie eine Brieftaube durch die Schneewolken, den Vater zu suchen. Er wußte nicht wie, er wußte nicht wo, sein ganzes Herz war von dem Gedanken ausgefüllt, der Mutter stolz sagen zu können: Ich habe ihn heim gebracht; jetzt dürft ihr aber nicht schelten, jetzt müßt ihr mich ins Bett mitnehmen, daß ich meine Arme um euern Hals schmiegen kann.

Es war auch vorwitzig von dem kleinen Knaben, aber er meinte, der liebe Gott müsse ihm helfen.

Die Schneeflocken kreisen, sie stürmen und kommen von Norden, in ihnen kreist und stürmt der liebe Gott. Ein Kind hebt mühsam die erstarrenden Füße von einer weißen Welle in die andere. Es strauchelt, es stürzt. Dort blinken Lichter, es hört fröhlichen Gesang, das muß wol der liebe Gott sein, denkt es, es war aber das trunkene Lied, das der Vater in der Kneipe angestimmt hatte. Noch ein paar Schritte, guter Gott! gib ihm noch ein paar Schritte, und ein Kind, ein Mann, ein Weib, eine Generation können gerettet werden!

Mais le roi s'amuse, der liebe Gott ist eben auch anderswo beschäftigt. Noch ein ohnmächtiges Strampeln, und auf dem Fahrweg, den die Tannen begrenzen, häuft der mitleidslose Schnee einen Grabhügel.

Verdammter Schnee! man kennt seinen Weg nicht mehr. Singend, brummend, fluchend, tappt Er entlang. Er fällt über eine Erhöhung. Was ist denn das? Ein Aermchen, ein Beinchen, ein Köpfchen — nur die Augen sind zugefroren, so daß sie nimmer die trunkenen Tränen des Vaters und die schneeweiße Versteinerung des Mutterangesichtes sehen können. Und in der langen Wache am Liebling der Liebe denkt die Vorwitzige: Hat der liebe Gott ihn geführt, warum ließ er ihn nicht ein paar Schritte weiter gehen?

Der Schnee fiel in das offene Grab. Nordwestwind wehte, und es war verkommener Leute Kind; darum hatte der Pfarrer es eilig. „Der Herr hats gegeben, der Herr hats genommen, der Name des Herrn sei gelobt!"

Am Grabe aber standen sich die Zwei gegenüber, welche einst im Schnee ihren Frühling fanden. Er wie ein Feigling, der nicht begreift, wie er zu seiner Schande kommen konnte, sie mit trockenen Augen, in welchen die Frage brennt: Der Herr hats gegeben? Ist das wahr vom lieben Gott?



Der Abgrund zwischen Glauben und Wissen.

Wenn Du im alten Glauben geboren bist und keine Stimme aus ihm auf die Fragen Deiner Sehnsucht antwortet, wenn das Alte Dir verloren ging, ohne daß Du auf dem neuen Grund Fuß gefaßt hast, mußt Du oft einen Abgrund überspringen, in dem schon Tausende versunken sind. Du hörst die Stimme nicht mehr, die vom Sinai donnert, und Du hörst noch nicht die leise Stimme der Vernunft. Die Religion unsrer Väter gibt uns keine Richtschnur mehr, uns zu leiten, und doch müssen wir Schritt für Schritt vorschreiten. Uns wurde nie in Wort und Tat gelehrt, die moralischen Gesetze von der Religion zu unterscheiden. Die Religion hat sich an jene Grundbedingungen eines vernünftigen Daseins angeklammert wie ein Schmarotzer-Gewächs, das schließlich dem gesunden Baum jede Kraft ausgesogen hat. Wir sind gelehrt worden, daß Recht und Unrecht aus dem Willen eines unverantwortlichen Wesens hervorgehe. Dies Wesen ist vor uns zerstäubt wie ein Nebel. Bis wir entdeckt haben, daß Recht und Unrecht viel tiefer gegründet sind, in den Bedürfnissen unsrer Natur selber, so lange dauert die Zeit der Gefahr.

Wenn Du zu träge oder zu feig bist, Dein eigenes Wesen zu studiren, so kehre zu den Gläubigen zurück, in dem Netzwerk der Gebote und Ceremonien mag vielleicht der faule Stamm Deiner grundlosen Moral aufrecht stehen bleiben. Kehre zurück, wenn Dir die Natur nicht, ohne übernatürliche Belohnung und Strafe, das Unsinnige des Verbrechens predigt. Sie lehrt uns: Wer Blut vergießt, wird mit jedem Tropfen wie mit glühendem Feuer seine Seele versengen, und was er ißt und trinkt, ist für den Todten. Wer Liebe sich erzwingt oder erlügt, hat sich Herzenstrost aus einer Giftblume gepreßt. Wer Rache übt, schlägt mit einem zweischneidigen Schwert, eine Schneide für den Gegner, eine für ihn selber. Wer nur für sich lebt, ist todt, wenn er auch nicht begraben ist. Wer Andern Unrecht tut, stellt Wolken vor seine eigene Sonne. Wer im Geheimen sündigt, steht verflucht

und verurteilt vor dem einen Richter, der ewige Gerechtigkeit übt, seinem, vergebens gegen die Erkenntniß seiner Schmach sich sträubenden Ich.

Alles das lehrt uns die Erfahrung, und die Vernunft zeigt uns, daß es so sein muß. Aber nicht Jeder, der den Trug der Irrlichter erkannt hat, findet den Weg zur Sonne. Es gibt auch Seelen, die sich nur „frei" gemacht haben, um sich in den Abgrund zu stürzen, denn der Abgrund ist ihre Heimat. Und sie singen im Abgrund ein trügerisch Sirenen-Lied. Sie scheuen sich vor ihrem Selbst, vor ihrem richterlichen Ich, darum preisen sie das Nichts, das von keiner Liebe weiß und von keinem Streben, von keinem Mitleid und von keinem Dulden und Kämpfen um der Freiheit willen.

Und wieder Andre bleiben am Rande des Abgrundes stehen und nähren sich kümmerlich aber in träger Zufriedenheit von den Früchten, welche zwischen Finsterniß und Licht wachsen. Sie hatten einmal den guten Willen, sie fühlten es, daß das Heilige, was sie in der Jugend verehrt, nur eine große Lüge war. Aber es war nur so ein mechanisches Herauswühlen aus einem Sumpfe, der ihnen unangenehm geworden war. Sie meinten es aber nicht einmal mit sich selber ernst, geschweige denn mit den Nächsten und Denen, die ihnen folgen sollten. Und als sie endlich doch einsahen, daß sie auf halbem Wege stehen geblieben waren, da waren sie mit tausend Fesseln der Gewohnheit umschlungen; die zehrt wie ein Wurm an ihrem Intellekt und zerstört nach und nach Energie, Hoffnung, Schaffenskraft und Schaffenslust, kurz Alles, was den Menschen über das Tier erhebt. Sie können nur noch Reue fühlen und ein dumpfes Unbehagen, Reue, daß sie nicht im Pferch des Glaubens geblieben sind oder die Kraft gehabt haben, sich zu den Andern in den Abgrund zu stürzen.

Wisse aber, der Du Dich durch keine Abgründe verführen oder abschrecken lässest, der Du redlich nach dem Lichte strebst, es wachsen Dir darum keine Flügel; und wenn auch zahllose Pfadfinder sind, Du mußt doch für jeden Schritt, den sie am unendlichen Gebirge der Erkenntniß emporgestiegen, eine Stufe in den Felsen einhauen. Und wenn Du auf einem Gipfel anlangst, von dem Du die Kette der gewaltigen, noch nie bestiegenen Bergriesen erblickst, so darfst Du Dein Leben reich nennen. Viele der Besten haben das Resultat ihres Strebens in das Wort zusammengefaßt: Wir Menschen dieser Generation können nicht essen und unser Genüge finden wie unsre Vorfahren, wir müssen uns begnügen, hungrig zu gehen, damit unsre Nachkommen zu essen haben.

Am 10. Mai.

Es war so kalt, daß es mich an Leib und Seele fror. Da las ich von der unendlichen Blütenpracht, die heuer wieder wie vor fünf Jahren das Neckartal weiß und rot erfüllte, und mich ergriff unendliches Heimweh. O, nur noch einmal! und dann wiederum noch einmal oder — sterben! Da kam ein Morgen, an dem der Himmel sein graues Wolkengewand abgeworfen und seine nackte blaue Herrlichkeit in meine müden Augen strahlte, und ein weicher Abend, da über dem Gold der Untergegangenen ein einsamer Stern im Blauen stand; meine Seele wurde wieder wacker, und lächelnd wischte ich mir die Tränen aus den Augen, wie ein Kind, dem man seinen Willen getan hat.

Das war ein böser Traum voll Kleingläubigkeit und Verzweiflung. Aber ich bin erwacht, und ich weiß wieder von süßer Pflicht, denn heute ist der Geburtstag meiner Geliebten! Heraus, hinaus in das erste Wehen, das von dem Kommen des Tages flüstert! hinauf auf die Berge! ich muß den ersten Sonnenstral auffangen — für Sie!

Ich bade mein Antlitz im tauigen Frühlingsgras, es klingen die Tannen von meinem jauchzenden Ruf; da fahren die Vöglein aus den Nestern empor, es ist ihnen als hätten sie die Zeit verschlafen, und sie beginnen früher ihr Concert — Ihr zu Ehren!

Und nun kommt das siegende Licht, ihm tönt die Welt, es ergießt sich über den Wald, über die Saaten, bis hinab ins Städtlein, wo noch die Nebel wallen über dem schimmernden Bach. Aufblitzt das Kreuz auf dem Kirchturm. Tiefer, tiefer hinab, lieber Sonnengott! Da stralt es mir feurig, blendend aus dem Fenster wider, das der nächtlich wandernden Sehnsucht oft des Winters Eisblumen neidisch verhüllten. Wachst du, oder fühlst du im Traum den ersten Morgengruß, den ich dir gesandt?

Ich pflücke dir die wilden Frühlingsblumen, die keines Menschen Hand gepflanzt. O süßes Mühen, o köstliche Knechtschaft! Jedes Bücken bringt mir einen Kuß.

Heute ist der 10. Mai, mein wilder Strauß steht auf dem Marmortischlein in der guten Familien-Stube zwischen den stolzen Bouquets und erzählt den Gartenblumen Geschichten, von denen sie nichts verstehen. Morgen aber ist Himmelfahrt. Da wandeln wir sittsam hinter den Eltern einher durch's Römer-Tor, von dem die gelben Blüten des Hauswurz freundlich winken, die Landstraße entlang, Hand in Hand, wir sind ja noch Kinder, und wenn die Alten sehen, daß unsre Augen nicht voneinander lassen können, so lächeln sie wol still vor sich hin und gedenken vergangener Zeiten. Aber im Wald gibts viele Pfade, und wenn es aufwärts geht, dem Himmel zu, ist die Jugend voraus. Wie das junge Grün der Büsche schmeichelnd sich ihr ins Angesicht drängt, wie das Bergwasser klingend zu ihr emporspringt, wenn wir den Steg überschreiten. Hier wird Brückenzoll bezahlt, die Vöglein halten den Atem an, aber lange vermögen sie's nicht, sie schmettern den Chor zu dem Duett der Liebe, und der Kukuk, der es auch gesehen haben muß, fliegt ungesehen vorauf und läßt seinen neckischen Ruf erklingen über die jungen, ganz in Rosenglut gebadeten Gesichter.

Siehst du, hier, angesichts der Kuppe krönenden Tannen habe ich deine Blumen gepflückt. Das weiß sonst kein Mensch, das ist dein und mein Geheimniß.

Da bricht es durchs Gebüsch mit jauchzendem Gebell. Das ist des Försters Hektor mit dem braun glänzenden Fell und den treuen Augen, er kommt, dir zu gratuliren, und springt an dir empor und will dich auch küssen, der Unverschämte.

Oben am Försterhaus aber sitzen die Alten, und es tönt schon wie Flaschen- und Gläsergeklirr. Kinder, Kinder, wie seht ihr erhitzt aus! Jetzt setzt euch aber ruhig zu uns und trinkt nicht zu schnell in der Hitze! — Nun müssen wir wieder fein artig sein, aber wir trinken aus einem Glas, und das ist auch ein Küssen.

Wir ziehen mit den Abendschatten durchs dämmernde Tor. Da flüsterts mir leise ins Ohr: Willst du bei Gott schwören, daß du immer am 10. Mai an mich denkst? — Ich habe geschworen; Gott ging mir verloren, aber den Schwur hab ich gehalten. Heute ist der 10. Mai, wer schenkt mir morgen die Himmelfahrt?



Scham wider die Scham.

Motto: Sünde ist Mißbrauch der Natur, das heißt ein der Natur widersprechender Gebrauch, Erkenntniß dieser Sünde ist der richtige Gebrauch der Natur. (Scham: „Nackende Menschen jauchzen der Zukunft.")

Zu derselben Zeit, da ein Direktor der Kunstakademie vor Gericht als Sachverständiger aussagt: „Die in Lichtdruck und Photographie hergestellten Venusbilder der Dresdener Gallerie sind dazu angetan, unsittlich zu erscheinen und Aergerniß zu erregen, da sie nicht klassisch sind!" und da in München eine vornehme junge Dame auf einer Gesellschaft „Befremden" erregt haben soll, weil sie ein modernes Empirekleid mit festanliegendem Unterkleide aus mattrosa Seide und weißem klarem Ueberkleide trug, da diese Zusammenstellung auf die allzukeuschen oder richtiger unkeuschen Augen dieser Fin de Siècle-Gesellschaft, von der man mit Umdrehung eines alten Wortes sagen könnte: „Dem Unreinen ist Alles unrein," wie Nudität wirkte, in dieser selben Zeit kommt ein Mann, dessen Name fast wie ein Witz auf seine Lehre erscheint, mit einem Büchlein, von dem man nicht recht weiß, ob der, welcher es „lachend schrieb", dieser überschamvollen Gesellschaft nicht nur eine Nase drehen wollte, ein Mann, der von sich selbst sagt: „Diese Schrift ist von Anfang bis zu Ende von einem Menschen geschrieben, der keine Kleider auf dem Leibe hatte — es müßten denn die Haare sein," und verlangt von eben dieser Gesellschaft: „Schmücken kann man seinen Körper mit Federn, mit Eichenlaub, mit Perlschnüren und goldenen Reifen, mit Johanniswedeln und Weinlaub. Aber verunzieren, entstellen, verdecken, verhüllen, bis blos noch die Nasenspitze heraussieht, darf man ihn nicht."

Darf man nicht? Der Schönheit wegen, nicht wahr? Ja, aber mein lieber Scham, seid Ihr — ich sage Ihr und lasse die Titulation Herr fort, um von dem sich selbst entdokternden Heinrich Scham nicht der Unnatur

und Geziertheit geziehen zu werden — seid Ihr denn so sicher, daß Alles, was man dann zu sehen bekäme, auch wirklich mit Schönheit etwas zu tun hätte? Wißt Ihr nicht, daß Fälle vorkommen könnten, wo Ihr selber rufen würdet: „Der Mensch begehre nimmer zu schauen, was gnädig bedeckt ist mit Nacht und mit Grauen."

Ihr sagt ja selbst: „Können wir uns wundern, wenn wir an Hautkrankheiten leiden? Wundert man sich denn, wenn man einer Pflanze die Blätter einpackt, einwickelt und umhüllt, daß die Blätter gelb und fahl werden und absterben?" Nein, darüber wundert man sich nicht, aber glaubt Ihr denn, daß das Welke und Fahle noch schön sein kann? Ja, was will ich, Ihr sagt es ja selbst: „Das ist doch gar nicht schön, nackend zu gehen, sagte eine, die nicht schön war." Ja, ja, es ist noch sehr fraglich, ob es der Wüstling „so interessant" finden wird, „wenn alle Frauen nackend gehen." Und es gibt nicht wenige, die wirklich „erst Menschen sind, wenn sie einen schwarzen Rock angezogen haben", denn, mein lieber die Scham verdammender Scham, kennt Ihr nicht das alte, heute mehr als je wahre Sprichwort: „Kleider machen Leute?" Und wenn, wie Ihr selbst sagt, es heute „schöne Menschen nicht mehr gibt, sondern nur häßliche", so frage ich Euch, ob es noch namens der Schönheit verlangt werden kann, nackend zu gehen!

Ihr sagt: „Hat man nicht schon einmal über einen Affen gelacht, der eine Hose an hatte? Genau so wird man in fünfundzwanzig Jahren(!) über uns lachen." Wie genau Ihr das ausgerechnet habt; aber ich glaube es nicht, wenn Ihr auch einen kleinen Rechenfehler um ein- oder zweihundert Jahren zugeben wolltet, namentlich nicht, wenn wir dann einen so kalten Winter haben, wie heuer. Bei zwanzig Grad Kälte ist selbst das Pferd froh, wenn es eine Decke umhaben darf, und eine Pferdenatur haben wir denn doch nicht. Ganz gewiß sind die Menschen heute vielfach krank, „weil sie nicht ausdünsten können," und wäre es sehr gut, wenn sie sich von Zeit zu Zeit wie ein „Betttuch an die frische Luft hängen" wollten; aber das spricht doch nur für Sonnenbäder und kurze „Lüftungen innerhalb der eigenen vier Pfähle", nicht aber für ein ständiges nackend gehen, denn auch der Mensch wie das Betttuch hat bisweilen anderes zu tun, als an der frischen Luft zu hängen.

Gewiß ist es paradox, daß der Mensch heute „eigentlich nur Gesicht ist" und daß ein nackender Mensch „eine Schweinerei" ist, aber es ist noch paradoxer, daß ein Herr im Ballsaale nur schwarze Futterale, im Ruderboot oder auf dem Velocipedrennplatz aber nackte Arme und Kniee haben

darf, während die Dame gerade im Ballsaal ihre nackten Arme und Schultern zeigen darf, auf jenem Rennplatze aber nicht; allein ist es nicht das paradoxeste, bei zwanzig Grade Kälte nackend zu gehen? Niemals aber kann die mangelnde Logik in unserem heutigen Schamgefühl dazu führen, etwas zu verlangen, von dem unser Scham selbst zugibt, daß es unserer Zeit „eine Geschmacklosigkeit wäre und wie ein Schlag in's Gesicht wirke." Und wäre dies auch nur die Folge unserer „Unnatürlichkeit", so müßte mit deren Tatsächlichkeit doch gerechnet werden. Wir wären heute eben keine „nackende Menschen" sondern entkleidete Menschen, wenn nicht schon für uns selbst, so doch sicher für die andern.

Und wenn Ihr, lieber Scham, endlich meint, daß unsere Kulturmenschen „in die Museen laufen, um dort nackende Menschen zu bewundern" so seid Ihr abermals im Irrtum. Nicht bewundern tun sie dieselben, sondern sie „nehmen Aergerniß" an einer Venus von Milo und einem Apollo von Belvedere, deren Aufstellung in einem Museum ja zwar „weniniger bedenklich", aber doch immerhin „bedenklich" sein soll — ja so kultivirt sind wir schon geworden.



Das Weib spricht.

Wenn ich das Weib nicht schon an und für sich liebte mit der idealen Verehrung, die als Erbteil der Mutter in jedem Mannesherz bleiben muß, und mit der unbezwingbaren Leidenschaft der Natur, die immer und überall nach der Ergänzung, nach der Lösung jedes Dualismus in eine Einheit strebt, so müßte ich es lieben um des heroischen Anteils willen, den es an den Befreiungskämpfen der Menschheit, an den Revolutionen nimmt. Der gesunde Mann muß von Haus aus Revolutionär sein. Mag seine Erziehung eine noch so autoritäre sein, das Bild der Geschichte, das man ihm nicht vorenthalten kann, zeigt ihm in den erhabensten Momenten die Verneinung der Autorität, und indem an seinen Mut und an seine Stärke appellirt wird, muß er sich nach und nach bewußt werden, daß die Gesellschaft, selbst in ihren Verboten, die Revolution, die Geburtshelferin der Evolution, geradezu von ihm verlangt. Das Weib aber wurde in allen bisherigen Religionen und Gesellschaftsformen zur Niedertracht erzogen.

Wenn den Herren Philosophen vor den Consequenzen ihrer eignen Argumente bange wurde, blieb immer das Weib als das conservative Princip, die Garantie für die Ruhe, welche immer die erste Bürgerpflicht sein wird. Heine machte die kühnsten Witze über die Versuche, auf Grundlage der Religion die Welt zu erklären und die Menschheit mit dem Dasein zu versöhnen, aber es war doch sein innerstes Fühlen, wenn er niederschrieb: Ein Weib ohne Religion ist wie eine Blume ohne Duft. Der Feinschmecker merkte es gar nicht, daß er sich in den Hautgout vernarrt hatte, der den Damen der Welt, welche mit ihren Reizen nicht mehr hausiren gehen können, vorzüglich eigentümlich ist. Dieser Hautgout ist, namentlich seit dem Auftreten des Christentums, dem weiblichen Geschlechte mit solcher Hartnäckigkeit imprägnirt worden, daß man gewissermaßen sagen darf: er wird schon mit den weiblichen Kindern geboren.

Es war eine nicht unschöne, aber doch im krassesten Egoismus wurzelnde Kindlichkeit, wenn mich des Glückes ganze Fülle überschauerte als

darf, während die Dame gerade im Ballsaal ihre nackten Arme und Schultern zeigen darf, auf jenem Rennplatze aber nicht; allein ist es nicht das paradoxeste, bei zwanzig Grade Kälte nackend zu gehen? Niemals aber kann die mangelnde Logik in unserem heutigen Schamgefühl dazu führen, etwas zu verlangen, von dem unser Scham selbst zugibt, daß es unserer Zeit „eine Geschmacklosigkeit wäre und wie ein Schlag in's Gesicht wirke." Und wäre dies auch nur die Folge unserer „Unnatürlichkeit", so müßte mit deren Tatsächlichkeit doch gerechnet werden. Wir wären heute eben keine „nackende Menschen" sondern entkleidete Menschen, wenn nicht schon für uns selbst, so doch sicher für die andern.

Und wenn Ihr, lieber Scham, endlich meint, daß unsere Kulturmenschen „in die Museen laufen, um dort nackende Menschen zu bewundern" so seid Ihr abermals im Irrtum. Nicht bewundern tun sie dieselben, sondern sie „nehmen Aergerniß" an einer Venus von Milo und einem Apollo von Belvedere, deren Aufstellung in einem Museum ja zwar „weniger bedenklich", aber doch immerhin „bedenklich" sein soll — ja so kultivirt sind wir schon geworden.



Das Weib spricht.

Wenn ich das Weib nicht schon an und für sich liebte mit der idealen Verehrung, die als Erbteil der Mutter in jedem Manneszherz bleiben muß, und mit der unbezwingbaren Leidenschaft der Natur, die immer und überall nach der Ergänzung, nach der Lösung jedes Dualismus in eine Einheit strebt, so müßte ich es lieben um des heroischen Anteils willen, den es an den Befreiungskämpfen der Menschheit, an den Revolutionen nimmt. Der gesunde Mann muß von Haus aus Revolutionär sein. Mag seine Erziehung eine noch so autoritäre sein, das Bild der Geschichte, das man ihm nicht vorenthalten kann, zeigt ihm in den erhabensten Momenten die Verneinung der Autorität, und indem an seinen Mut und an seine Stärke appellirt wird, muß er sich nach und nach bewußt werden, daß die Gesellschaft, selbst in ihren Verboten, die Revolution, die Geburtshelferin der Evolution, geradezu von ihm verlangt. Das Weib aber wurde in allen bisherigen Religionen und Gesellschaftsformen zur Niedertracht erzogen.

Wenn den Herren Philosophen vor den Consequenzen ihrer eignen Argumente bange wurde, blieb immer das Weib als das conservative Princip, die Garantie für die Ruhe, welche immer die erste Bürgerpflicht sein wird. Heine machte die kühnsten Witze über die Versuche, auf Grundlage der Religion die Welt zu erklären und die Menschheit mit dem Dasein zu versöhnen, aber es war doch sein innerstes Fühlen, wenn er niederschrieb: Ein Weib ohne Religion ist wie eine Blume ohne Duft. Der Feinschmecker merkte es gar nicht, daß er sich in den Hautgout vernarrt hatte, der den Damen der Welt, welche mit ihren Reizen nicht mehr hausiren gehen können, vorzüglich eigentümlich ist. Dieser Hautgout ist, namentlich seit dem Auftreten des Christentums, dem weiblichen Geschlechte mit solcher Hartnäckigkeit imprägnirt worden, daß man gewissermaßen sagen darf: er wird schon mit den weiblichen Kindern geboren.

Es war eine nicht unschöne, aber doch im krassesten Egoismus wurzelnde Kindlichkeit, wenn mich des Glückes ganze Fülle überschauerte als

mir des Pfarrers Töchterlein gestand, daß sie für mich gebetet habe. Aber all die frommen Positionen in der Kirche, die in Millionen von Bildern verherrlichte Andacht mit den himmelaufwärts geschlagenen Augen sind doch nur der Hautgout, den sämmtliche Priester und Priestersklaven, sämmtliche Treibhausmenschen mit Heine „Duft" nennen. Einem Menschen, der im alleinigen Umgang mit der Natur groß geworden, müßten die Manieren einer Andächtigen gerade so verdächtig vorkommen wie diejenigen einer Hetäre; und die Worte, welche nach Hauffs Memoiren des Satans im Secir-Saal ausgesprochen wurden, hörte ich einst aus dem Munde eines protestantischen Bäuerleins, als ihm zum erstenmal in einer katholischen Kirche der Weihrauch in die Nase stieg: Pfui Teufel, wie stinkt es hier!

Dieser Freude an dem Hautgout, welcher von allen Gesetzgebungen und Religionen der Männer so sorglich gehegt und fortgepflanzt wird, liegt aber noch eine tiefere Absicht zu Grund. Der Mann, d. h. die durch Staat und Kirche im Manne großgezogene Bestie will besitzen und herrschen; da aber der Natur der Sache nach nur eine Minorität der Männer andere beherrschen und ungerechtes Gut besitzen kann, so sind sie sich darin einig geworden, daß das Weib für Jeden Eigentum und Sklavin sei.

Was man so Liebe nennt, ist in den meisten Fällen nur die Wollust des Besitzes, die Genugtuung Jemanden zu haben, der einem jeder Zeit zur Verfügung steht; und wo es sich um einen Kampf um das Weib handelt, sei es eine Tanzbodenprügelei oder ein trojanischer Krieg, kann nie von Liebe die Rede sein, sondern nur von der Bestialität der Besitz-Wut.

Die Angst um den Besitz des Weibes, um die Tyrannis über dieses Sklaventum, das noch keine Civilisation aufgehoben hat, ist es, welche die Erziehung des Weibes diktirt. Vor allen Dingen gilt es, in den heranwachsenden Mädchen das Gefühl der Abhängigkeit zu vertiefen, sie müssen es frühzeitig lernen, daß sie nur dazu da sind, erhalten und gehalten zu werden. Das wird nicht nur mit Bibelsprüchen in den Kirchenschulen, sondern auch in unsern ganz auf die Moral des Christentums aufgebauten öffentlichen Schulen bezweckt; und in feinerer Weise ist es doch nur der Grundton in den fashionablen Instituten, wo die Töchter der obersten Zehntausend das Eine zu erlernen haben: Wie man sich als „Lady" beträgt. In der Tat zeigt sich hierin eine rührende Einigkeit von Arm und Reich, von Reaktionär und Revolutionär. Kein Pfaffe konnte sich wütender auf das mulier taceat in ecclesia berufen, als unser badischer

Freiheitsmann Friedrich Hecker, und der Herr Professor, welcher von der Bestimmung des Weibes für die Familie docirt und dadurch jedes Mädchen, das nicht „heiratet“, zu einem Wesen stempelt, das „seinen Beruf verfehlt hat“, steht genau auf demselben Standpunkt wie der erbärmliche Schuft der untersten Stufe, der dir für einen Schnaps die Schuhe beleckt aber immer noch Mann genug ist, ein Weib zu tyrannisiren.

Die heilloseste Angst ist es, welche die Erziehung und die Rechtsstellung des Weibes selbst in der Republik diktirt, ja ich habe manchen Roten gekannt, aus dessen brüllendem Löwengesicht sofort die Hammelsnase heraustrat, wenn von den Rechtsansprüchen des Weibes die Rede war. Man läßt sich schließlich allerlei Revolutionen gefallen, und wenn es nicht anders geht, macht man selber mit; aber wenn es einmal den Weibern einfallen würde, gegen die altheilige Institution des Küssens und Prügelns, des Poussirens und Tyrannisirens zu rebelliren, das wäre denn doch eine zu ungemütliche Revolution!

Die wahnsinnige Angst vor dieser Umwälzung, welche den häuslichen Frieden aller Laren und Penaten des Philistertums bedroht, ging sogar so weit, daß man die körperliche Schwäche des Weibes zu einem Gegenstand poetischer Verehrung machte. Recht zart, recht ätherisch, nur so hingegossen, ein Herzfehler, eine leichte Anlage zur Schwindsucht ersetzt allenfalls sogar den so beliebten Hautgout der Religion, so daß sie der starke männliche Arm stützen und heben kann, nicht zu groß, das Köpfchen ruhe an des Mannes Brust, des Mannes Herrscherhaupt muß immer auf sie herabsehen können. Schönheit und Stärke — eine fatale Combination, angenommen sie würde sich wehren?! Dieser Geschmack der Männer, der sich in der Erziehung äußert, hat es sogar so weit gebracht, daß starke Weiber sich ihrer Stärke schämen und von Schwächlingen von Ehegatten, die sie mit einer Handbewegung an die Wand schmeißen könnten, sich Tränen der Erniedrigung entpressen lassen.

Aber ich habe bis jetzt nur von dem Weibe im Allgemeinen geschrieben. Unsere Zeit ist eine wunderbare, sie hat nicht nur durch die Electricität die rohere Gewalt des Dampfes überflügelt, sie hat auch in der tiefsten Tiefe des Sklaventums die Forderung der Freiheit erweckt. Das Weib spricht, spricht als Anklägerin vor allen Gerichtshöfen der Wissenschaft, spricht, wo Männer sich mit der Feigheit des Schweigens umhüllen. Das ist das schönste Gebild, das uns an des Jahrhunderts Neige entgegentritt: das freie Weib! Ein revolutionäres Weib, wie auch ihre Tätigkeit sich äußern

mag, selbst wenn sie nur in den engen Rahmen der amerikanischen Frauenrechtlerinnen sich einfügt, ist ein größerer Triumph der immer nach Freiheit strebenden Natur als hundert revolutionäre Männer; denn sie hatte eine Welt zu überwinden, und wenn sie ihr Bekenntniß abgibt und ihre Forderung erhebt, hat sie immer noch eine Welt gegen sich. „Und geht es zu des Bösen Haus, das Weib ist tausend Schritt voraus," steht im Faust geschrieben. Das Böse ist aber heutzutage das Befreiende, das die Autorität jedes Tyrannentums Zerschmetternde. Und da gibt es Frauen, für welche die geistigen Schranken, an denen die vorwärtsstrebenden Männer mühsam herumklettern, gar nicht existiren. Wenn ein Stral der Sonne in ihr Herz gedrungen, gibt es für sie keine Dämmerung mehr, es ist auf einmal ganzer Tag. Wenn sie die Berechtigung zum vollen Lebensgenuß erkannt haben, blüt auch in ihnen der Mut auf, Alles zu verlangen.

„Was die Weiber wollen, setzen sie schließlich doch durch," jammern ja auch die braven Herren der Schöpfung. Nun denn, sie wollen, diejenigen unter ihnen, welche überhaupt wollen können (die willenlose weibliche Plebs hat schließlich in der Weltgeschichte so wenig zu bedeuten wie das männliche Philistertum) und ihr Wollen ist längst über die Emancipation des Geschlechtes hinausgegangen, sie wollen, was jeder Kämpfer der Freiheit auf seine Fahne schrieb: Zerstörung aller Schranken, welche der freien Entwickelung des Individuums im Wege stehn, die kein andres Gesetz kennt als die Gerechtigkeit für Alle.

Und ihr Wille wird Tat werden. Zieht euch die Schlafmütze über die Ohren, ihr ehrsamen Bürger! es wird eine Gardinenpredigt geben, die Niemand vergißt, der sie gehört. Legt euch lieber ins stille, kühle Grab, es bricht eine Zeit an, welche dem Menschengeschlecht den Beweis liefern wird, daß nicht umsonst die Griechen die höchsten Ideale: die Schönheit, die Wahrheit und die Freiheit in weiblicher Gestaltung personificirt haben.



Unanständige Frühlingsgedanken.

Es fiel kein Reif in der Walpurgisnacht, im Gegenteil, fröhlicher quakten noch nie die Frösche, als ich, weil ichs nicht lassen kann, nach durchjubeltem Herzen-Sabbath so ein Stückchen Natur zum Frühstück zu verzehren. Bildete mir ein, die Natur lauter und rein lieben zu können. Aber der fatale Mephistopheles begleitete mich auf Schritt und Tritt. Vergebens citirte ich mir im mangelhaften Gedächtniß das Vaterunser; kam schließlich zu der Bitte: Führe uns nicht in Versuchung! schlug die Augen vorwurfsvoll zum Himmel auf und dachte mit ihnen: Wie kann man nur dem Gott, der doch auch den Frühling geschaffen haben soll, so eine Gemeinheit zumuten!

Führe uns nicht in Versuchung? Warum läßt er denn die Frösche in den heiligen Morgenschein hineinjauchzen? Da sitzt nun dieses communistische Gesindel in dem gemeinsamen Sumpfe und hat die Frechheit, sich darin wol zu fühlen! Keine Obrigkeit weiß, wovon sie sich ernähren, sie zahlen keine Steuern und haben keine numerirte Behausung, sie verabscheuen gebahnte Wege und gepflasterte Straßen, sie haben Freizügigkeit, Freihandel, freie Rede und freies Versammlungsrecht schon lange gehabt, ehe die Menschen sich auf so was besannen. Rang und Stand wird nur durch das Alter bestimmt; denn es wird sich selbstverständlich kein erprobter Tenorsänger oder Bassist eine Mittelstimme den Vorsang im Chor nehmen lassen; und da, umgekehrt wie bei uns Menschen, Singstimme und Verdauungsorgane bei ihnen mit dem höheren Alter immer leistungsfähiger werden, so läßt sich das Alter nichts vor der Nase wegschnappen und wird demgemäß gebührend geehrt.

Und, o Maja! selbst vor dir erröte ich, es zu sagen: Diese Bande kennt keine Scham. Die nobelste Froschdame entfaltet die Pracht ihrer delikaten Schenkel ungenirt vor dem vulgärsten Kaulquappen-Jüngling. Polygamie wird nicht nur im Sinne der abscheulichen Mormonen, sondern auch im

Sinne der christlichen Amerikaner getrieben, so nämlich, daß manchmal eine Froschdame mehrere Männer hat. So etwas erklärt sich allerdings durch das allgemeine Stimmrecht ohne Rücksicht auf Farbe und Geschlecht, wie es unter diesen Colonisten schon von Urbeginn existirt. Ich möchte einen meiner früheren Collegen über dieses Thema predigen hören; ob derselbe wohl auch in Uebereinstimmung mit Brehm das Liebesgegröhle des Ursumpfes zum Morgen- und Abendgebet stempeln würde?! Mit einigem Recht könnte das immerhin geschehen, denn über den Geschmack und das musikalische Gehör des lieben Gottes sind die Gelehrten noch lange nicht einig, und der Blitz schlug oft in eine Kirche, aber noch nie in einen Froschteich.

Frösche sind ekelhafte Tiere. Wenn man einen in die Hand kriegt, überläuft einen ein Schauder, und viele Menschen können nicht einmal Froschschenkel essen. Schwing dich auf, Seele! was das Höhere anstrebt, hat Flügel. O bitt euch liebe Vögelein, ihr sollt mir Offenbarung sein!

Da sah ich sie in den kahlen Bäumen Fangerles und Sucherles spielen, wie wir Buben und Mädchen es in aller Unschuld zu tun pflegten; waren aber keine Kinder mehr, sondern weitgereiste Künstler und Künstlerinnen. Coquettirten, jagten sich, blasphemirten mit leichtsinnigen Chansons in den heiligen Sonntag hinein und genirten sich nicht einmal vor mir, der ich ein anständiger Mensch bin, eine Brille trage und in jenen Augenblicken ein Gesicht machte wie ein Professor.

Bedenke, sprach ich tröstend zu mir, daß du ein Mensch bist und höhere Zwecke hast. Du hast die Fähigkeit, dich über die Frösche zu ärgern und die Vögel zu beneiden; zu solch feinen Unterschieden kommen die Vögel und Frösche gar nicht. Die denken nicht einmal an den andern Morgen, während du dir jede Freude mit dem erbaulichen Gedanken erhöhen kannst, daß du einmal sterben mußt. Es gibt allerdings auch Menschen, die an Unsterblichkeit glauben, aber sie riskiren die Glaubensprobe erst, wenn sie müssen. Wie wunderschön ist diese Erde, wie dumm, darauf ein Mensch zu sein!

Ich beobachtete die Begattung eines Vogelpaares in freier Luft und hielt es für meine Bürgerpflicht, anzufragen, ob sie auch eine staatliche Erlaubniß, eine Leischtens, wie hier die Leute zu sagen pflegen, aufzuweisen hätten. Sie pfiffen mir etwas.

Da wandte ich mich entrüstet von allem Getier ab. Ihr seid uns zu nah verwandt, dachte ich, ihr seid mit demselben Fluch und Sündenfall

geschlagen wie wir. Ich rette mich von der bibelverlogenen Unschuld der Tauben zu den Pflanzen, den Lieblingen Buddhas und der Vegetarianer, die aus lauter Liebe dieselben auffressen. Da schlug mir im Vorbeigehen eine Baumknospe ins Gesicht, leicht wie der Schlag einer liebenden Hand, taufrisch wie der Frühlingsmorgenwind selber. Sie glänzte und strotzte wie die Brust einer schwangeren Jungfrau. Ich faßte sie mit zarter Hand und küßte sie. Mephistopheles lächelte spöttisch und verschwand. Die Sonnenstralen leuchteten goldig auf, Frösche und Vögel jubilirten ein neues Gedicht. Keusch und brünstig war der Kuß wie das Gebet des besten Gläubigen zur Schutzgöttin des Liebesmonates, zur christlichen Maja, jungfräuliche Mutter Maria!



Ein Traum vom Verlorenen.

Mein ältester Freund Jesus Christus, der von seinen Anhängern so schändlich verleumdet und ad absurdum geführt wird, hat doch manch ein schönes Wort gesagt: Wer zwei Röcke hat, gebe einen ab. Hiermit ist, wenn man das als Glaubenssatz auffaßt, die Nötigkeit der Zweiheit für allemal aufgehoben. Für mich ist der Satz zur praktischen Wahrheit geworden, seit ich gezwungen bin, mit einem Arm die Welt zu umfassen. Im Grund genommen braucht man, um zu leben, nur einen Arm, nur ein Bein, nur ein Ohr, nur ein Auge, nur eine Lunge, nur ein Weib. Was aber nur einfach vorhanden ist, Kopf, Magen, Herz und — der geneigte Leser möge gütigst ergänzen, auf das muß man besonders Obacht geben.

Im Herzen entstehen die argen Gedanken, sagt die Bibel, und da ja das Herz die Regulirung der Blut-Umtreibung ist, so mag sie wol teilweise recht haben. Aber es sind nicht die Gedanken, die einen armen Kranken plagen, sondern die Erinnerungen, welche in den Schachteln des Gehirnes eingetrocknet liegen; und die blühen auf in der Nacht und sprengen den Deckel und sind manchmal wie eine Waldblume, die aus kahler Steinritze ersprießt, manchmal wie ein Wau-Wau, der mit seiner häßlichen Fratze schon dem Kinde die Gichter in den Leib gejagt hat.

Wachend wage ich es gar nicht mehr an Erinnerungen mich zu laben, denn fast jede derselben endet mit einer Enttäuschung — Liebe, Freundschaft, ideales Streben, wo ich sie fand, ging zuletzt ihr Duft in Fäulniß über, und die Dreckkäfer, die nützlichen Brüder, begruben die Rudera in emsig-fröhlicher Arbeit. Ich enttäusche also die Enttäuschungen dadurch, daß ich sie auf das Conto meiner eigenen Sünden setze, ein Conto, das ich absolut ignorire.

Aber im Traum feiert die Erinnerung ihre Rache-Orgien. Die Angst vor der drakonischen Heuchelei des Schulmeisters, der längst vermodert ist, macht mich aufs Neue zum Feigling und Lügner; das Damokles-Schwert irgend eines Examens hängt immer über dem unwissenden Haupt; die Scham, die Schmerzen hoffnungsloser junger Liebe quälen mich wie je zuvor, und wenn endlich nach odysseischen Irrfahrten und Prüfungen im Sinne des „Auch Einer“ die Gnade eines Kusses, einer Umarmung mir winkt, reißt mir ein freches Erwachen die Labung vom Munde hinweg.

Es gibt aber Träume, die im Leben des Einzelnen so epochemachend sind, wie irgend eine andere Dummheit, und bei denen man die Enttäuschung des Erwachens gar nicht nötig hat, sie bleiben, unausgeträumt, auf uns lasten wie die Not und die Schwachheit des eigenen Wesens und der kommende Tod.

Wars am Rhein oder wars am Neckar? Sie — war bei mir, und ich trug ihren Mantel und war glücklich, den todten Stoff heimlich küssen zu dürfen. Es muß in Heidelberg gewesen sein, denn ich sagte zu ihr mit jener Ironie, gutgemeint und immer unverstanden, die mich schon manches Stück Freundschaft gekostet hat: Natürlich ist es dir noch nicht eingefallen, auf das Schloß zu gehen. — Natürlich, erwiderte sie, mußte ich auf dich warten, um mich auf die Merkwürdigkeiten aufmerksam zu machen. Damit war schon der Kriegszustand hergestellt. Aber ich sagte mir: Sie liebt dich und geht mit dir bis ans Ende der Welt und bis ans Ende deiner und aller Tage.

Und wir stiegen empor. Ein frecher Geselle hatte sich an sie herangemacht; aber es triumphirte in mir: So hoch wie wir kann der doch nicht steigen. Es war aber nicht mehr der Heidelberger Schloßberg, es war eine ideale Burgruine, wie ich sie schon oft in meinen Träumen gesehen. Dann wars wieder das alte Haus in Neckargemünd, die steilen Treppen zum Speicher hinauf, aus dessen Dachfenster man das Städtchen übersehen konnte. Es kam eine Falltüre — einen Augenblick glaubte ich, ich sei im Schlößlein meines Freundes in Lakeport, wo ich auch einmal im Türmchen des Daches einsame Mitternacht-Wacht hielt — aber nein, als ich mich durch den engen Aufstieg durchgezwängt und meiner Krankheit gedankt hatte, daß ich nicht mehr so dick war, fand ich ein kleines Stübchen, durch dessen Fenster im Mondscheine die Zauberwelt hereinblickte, welche das unveräußerliche Erbteil der Armen und der Poeten ist. Come

on! rief ich nach unten, wo unter dunklem Haar leuchtende Augen am Treppenrand auftauchten. Aber dieses come on! jubelnd gerufen, klang doch wie Mephistos: Her zu mir! und es war so erfolglos an meinem Gretchen wie jenes an Faust. In einem spöttischen Lachen vereinigte sich ihre Stimme mit der des frechen Gesellen. Die Falltür schlug zu; ich stand allein an dem Fenster, wo für zwei Platz gewesen wäre, und schaute mit tränenüberströmten Augen in die mondbestralte Herrlichkeit.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Etwas hat mich im Stich gelassen, zu früh, zu früh! Ist es die Jugend? Ist es die Liebe?



Madonna und Venus.

Auch die Natur hat ihre Offenbarungen, plötzlich dich erfassende, heilig dich durchschauernde. Was du hundertmal sehen kannst, ohne daß es dir eine Bedeutung hat, ein Sonnenuntergang, ein Blütenzweig, eines Menschen schönes Angesicht, in einem guten Augenblick gewinnt es dir Bedeutung, wird es dir zum Erfassen eines Stückes jener Unendlichkeit, die wir nie im Ganzen begreifen werden und aus der wir doch immer wieder den Inhalt unseres Lebens und den Trost für unsre Seele — mögen mir Zarathustra und der Einzige das fatale Wort verzeihen! — holen müssen.

* * *

Ich lag begraben in des Schiffes Bauch, das mich durch die kalte, klare Nacht über die dunkeln Wasser des Michigansees trug. In solch einem Grabe schläft es sich so süß, fast wie in der Mutter Arm, das Stampfen der Maschine und das langgezogene Rauschen des Wassers zusammen gibt ein Wiegenlied ab, das durch die Andeutung der draußen drohenden Gefahren das Hierdrinnen nur um so behaglicher und heimeliger macht — traumlos wie der Friede des Todes.

Aber ich befürchte, wenn die Welten-Axe auf einmal sich zu drehen aufhört, wenn in dem bangen Momente vor dem Gerichte die Sphären-Harmonie erstirbt, fahren wir plötzlich erschreckt wieder ins Leben empor wie die Schläfer in der Kirche, wenn der Pfarrer zu predigen aufhört, und dann — Gott sei uns armen Sündern gnädig!

Das Stampfen und das Rauschen waren erstorben, und ich war geweckt worden durch die unheimliche Stille. Jetzt ist die Koje wie die

Gruft eines Lebendigbegrabenen. Das treibt heraus. Da bot sich mir ein wunderbares Bild. Die Sandhügel Grand Havens traten im Zwielicht fast gespensterhaft leuchtend hervor, wie gebleichte Gebeine vergangener Geschlechter, aber als Zeugniß des ewigen Lebens kletterte an ihrem Busen empor und krönte ihr Haupt der dunkle Wald. Nebel wallten über dem Wasser, aber scharf gezeichnet wie eine Silhouette schoß ein Nachen hindurch, lautlos, drei Männer saßen darin, ich sah wie sie im Takte sich beugten, aber kein Ruder knarrte und kein Wasser schäumte auf — sind indianische Späher, laßt mir den Glauben! und die ganze Romantik des Todeskampfes des roten Mannes an den großen Seen des Westens tauchte in mir auf. Drüber aber stand im tiefblauen Himmel ruhig der Mond. Da — scharf fegte die Morgenluft, Nebel und Schifflein verschwanden, im Frühlicht glänzte auf den Höhen die Thau=Diamanten besäte Herbstpracht, und wie ein Abschiedsgruß verflüchtigte sich das Mondgold im unendlichen Blau.

Fahrwohl Madonna, Sinnbild der zeugenden Nacht, Göttin des Herbstes, der die Frucht der Erlösung gereift! Den Frühling haben sie dir gewidmet, Rosen streuen sie an deinen Altären; aber das ist verlogen, wie Alles, was Christenpriester aus dem Heidentum für ihre Zwecke stahlen. Den Frühling hast du gar nicht gekannt, mit dem Herbst der Mutterschaft begann dir das Dasein, und dein Herz mußte brechen für den Sohn, der die ganze Welt erlösen wollte.

Hei, wie die Wolken am Horizonte glühen! wie alle Wellenbrüste sich dem Lichte zudrängen! wie mir selber wolig die Brust sich dehnt! Das bist du, Venus Victrix! in Liebe entzündest du die Brust der Menschen, ewiger Sommer bist du, ewig stachelst du auf mit glühendem Hauch zum zeugenden Kampf des Starken mit dem Zarten, daß die Madonnen in Schmerzen die Frucht gebären können, welche die Krankheit und den Winter schon in sich tragen. Aber dein Gebären kennt keine Schmerzen, Venus Victrix, weil deine Liebe keine Sünde kennt, weil dir das Leben Wollust und die Wollust das Leben ist.

Ueber des Schiffes Planke schritt ein Weib, war nicht schön, nicht anmutig, aber mir war sie d a s Weib, und ich hätte sie umarmen mögen und in ihr die Welt. Scheltet mich einen wüsten Schwärmer! aber so lange diese Augen noch ein Weib sehen können, werde ich des Bildes gedenken, das mir in der schmutzigen, tosenden Weltstadt Chicago geboten wurde. Nur eine Türe trennt dich von ihm und dem wüsten Straßen=

gewirr, eine Türe und — pfui wie gemein! — ein Obolus von fünfundzwanzig Cents — dann hebst du eine Portiere, und du bist bei ihr. Auf erhöhten Polstern am Ende des dunkeln Raumes lichtumflossen liegt vor dir ein nacktes Weib; nicht hingegossen die mächtigen, üppigen Glieder, nein, herausfordernd, dir entgegenstrotzend, da ist nichts verhüllt, was die Natur nicht verhüllt hat, und unter dem dunklen Haargewirr schauen Augen dich an, die dein Herz stocken machen, weil sie dein Herzblut fordern.

Ein Zittern überfällt dich, zur Flucht hebt sich dein Fuß — ei du Erbärmlicher, für dich ist Wollust Sünde und Sünde ist dir Wollust!

Aber die Augen befehlen, drohen, flehen — eine Welt, eine ewige Seligkeit für einen Augenblick an diesem Busen! So muß einst Göthe zu Genf die nackte Schönheit geschaut haben, fährt es dir durch den Kopf, und doch nicht so, denn dort war Bewegung, hier aber satanische Ruhe: So bin ich, so werde ich sein, für Alle, für dich! Denk an Weib und Kind, denke, daß nur eine Portiere dich von dem Cerberus dieses Heiligtums trennt — es rettet dich nicht, deine Füße tragen dich her.... Befürchten Sie nichts, wolanständige Leserin und mitfühlender Leser, dieses Weib ist nicht lebendig, es ist nur eine Figur, ein Scheinbild, und doch mußt du wie Faust beim Anschaun Helenas sagen:

> ..... Hier sind Wirklichkeiten
> ....
> Wer sie erkennt, der darf sie nicht entbehren.

Und doch ist das keine Helena, der Kopf ist nicht für das moderne Auge zu klein, und die „süßgeschwellten" Lippen sind eher derb als fein. Auch ist es keine Cleopatra und keine Tannhäuser-Venus, die mit äußerem Prunk die Wirkung ihrer Schönheit erhöhen. Hier handelt es sich auch nicht um eine Venus der Alten, wie sie die Bildhauer darstellen, Inbegriff der Schönheit und Hoheit, die jede Annäherung verbieten. Vor diesem Bilde brauchst du dich nicht zu schämen, wenn alle Regungen der Sinnlichkeit deinen Leib durchstürmen, schämen nur, wenn du dein schwaches Können an dieser Urkraft dich geprüft dir denkst. Hier handelt es sich einfach um eine meisterhafte Darstellung der Wollust. Das Modell kann ebenso gut eine Fürstin wie eine moderne Hetäre gewesen sein; aber eine Nana, wie der Künstler sein Werk nannte, mit ihrer schlangenhaften Zierlichkeit und krankhaften Lüsternheit, war es ganz gewiß nicht.

Blühende Nacktheit, unendliche Wollust; das ist die Venus, die Aphrodite, wie sie Homer vorschwebte, Götter und Menschen beglückend mit dem ambrosischen Leib!

Und sollte mir nicht Beides heilig sein: jenes Frieden atmende süße Bild der entschwindenden Nacht, diese Verherrlichung reizender und darum schaffender Wollust, da doch Beides Natur ist? Bleibe mir gnädig, Madonna, Gebärerin unseres Kampfes um Erlösung, ich will an dein schwerdurchbohrtes Herz denken, wenn ich Leiden sehe und Wehen, die uns eine gerechtere Welt bringen sollen, aber ich kann der Venus Victrix nicht entbehren, der alle meine Sinne zujauchzen wie die Bäume und die Wellen und die Wolken dem rosigen Morgenlicht.



Sprüche eines alten Egoisten.

Weil ich immer nur die besten Motive habe, lasse ich mir nur schwer begreiflich machen, daß ich irgendwo taktlos gehandelt oder irgend Jemand Unrecht getan haben soll.

* * *

Daß Rächung an dem, welcher mich vorsätzlich beleidigt hat, durch Verleumdung, unnötiges Anlügen oder polizeiwidrige Dummheit an und für sich, unmoralisch sein soll, kann ich trotz meines hohen Standpunktes nicht begreifen.

* * *

Es muß also noch höhere Berggipfel geben.

Manchmal haben mir gute Freunde, und ich habe es schließlich mir gesagt, daß ich an meiner Krankheit und an all meinem Unglück selber schuld sei. Sollte man nicht stolz darauf sein, daß es wenigstens kein Anderer fertig gebracht hat?

* * *

Warum soll ich denn nicht heute die Johanna und morgen die Susanna lieben? Ich bleibe immer derselbe, nur die Annen wechseln, und durch den Wechsel bleibt die Liebe immer neu. Aber ich glaube, das hat schon Göthe gesagt.

* * *

Gescheidter als ich ist kein Mensch; denn was ich nicht begreifen kann, existirt nicht; und falls die Möglichkeit vorhanden sein sollte, daß ich sterben muß, so stirbt die Welt mit mir. Dieses hat Göthe nicht gesagt, sondern blos gedacht.

* * *

Wenn ich in der Gesellschaft von hochachtbaren, wohlhabenden und darum auch gescheidten Leuten bin, von denen jeder eine ganz ausnahmsweise Eigentümlichkeit seines Wesens zu berichten hat („—Sehen Sie, so bin ich, und so wird mich die Welt auch nehmen müssen—"), pflege ich mein Teil von Selbstgefühl mit der wahrheitsgetreuen Bemerkung zu retten, daß meine Großmutter ihr Lebtag keine Austern gegessen habe.

* * *

„So ein Egoist," sagt meine Frau, wenn ich für ein anderes liebenswürdiges Weib ein Armband mit Saphiren in trade herausnehme.

* * *

Ich bin ein Egoist, sagte ich, als ich auf dem Melibocus stand, und schluckte Alles, was ich an Luft erwischen konnte, in meine Lungen, ganz unbekümmert darum, ob für die Leute drunten im Hessischen noch etwas übrig blieb.

* * *

In Gesellschaft fällt mir nie etwas Witziges, Schlagendes, Vernünftiges ein. Nur dann, wenn ich mich mit mir selbst unterhalte. Folglich muß ich anregender sein, als die Gesellschaft.

* * *

Wenn ich ein Weib wäre, würde ich nicht begreifen, daß ein Mann sich mit mir über etwas Anderes zu unterhalten wünscht als über die Ergänzung des Geschlechtes. Wäre ich wohltätig angelegt, würde ich sie um ihre Meinung über das Frauenstimmrecht fragen.

* * *

Geistige und körperliche Eunuchen genießen das Herrlichste an Kunst und Natur, leben mitten drin wie die Laus im üppigen Kopfhaar einer Neapolitanerin. Ein Gutes darf man den Päpsten nachsagen: Die Nacktheit der klassischen Statuen und die üppige Unsittlichkeit der Natur hat ihnen nie Aergerniß gegeben. Lutherische Apostel wie mein Landsmann Hügli wären aus der Haut gefahren.

Kossuth.

Kossuth! — nenne den Namen, und jenes Erzdröhnen geht durch die Welt, vor dem die herrlichsten byzantinischen Symphonien verstummen; stolze Häupter, ruhmgeschmückte, neigen sich in Scham, aber mancher Vergessene reckt sich in seinem Elend empor und blickt stolz zur Sonne.

Welch ein erhabenes Loos, für die Freiheit des Vaterlandes kämpfend, die Achtung der Welt sich zu erzwingen. Welch ein Sterben, als der geliebteste Sohn des Vaterlandes, um der Freiheit willen arm, im fremden Lande!

Auch an meine Wiege im weltfernen Schwarzwaldtal drang in dem vielstimmigen Freiheitschor von 1849 der Siegruf und das Sterbestöhnen des Ungarlandes, und zu den Heiligen meiner armen Mutter zählte auch Kossuth. Wenn aber in der letzten Jahre wüstem Gewirr, wo Ehrlichkeit zum Gespött und das Renegatentum zur Moral wurde, mein Blick auf den Einsiedler in Turin fiel, stimmte es in mir an mit hellem hohem Klang: „Wenn alle untreu werden, so bleiben wir doch treu.“

Hier ist ein Todter, dem man das viel mißbrauchte Integer vitae singen soll; ein Ungebeugter, ein Unversöhnter; daß der altungarische Zorn erwache und an seinem Scheiterhaufen Hekatomben von Verrätern schlachte!

O ihr guten deutschen Achtundvierziger! im Katzenjammer des Freiheitsrausches ist euch die richtige Offenbarung gekommen. Wie aus Studenten, die dumme Streiche machen, fromme Pastoren und würdige Richter werden, so habt ihr euch zur Vernünftigkeit besonnen, und da jede Regierung wie jede gute Mutter diejenigen Söhne, welche über die Stange geschlagen haben, bevorzugt, so ist es den Meisten von euch recht leiblich ergangen. Ihr, die Gedemütigten, die Besiegten, die mit Fußtritten Verjagten, ihr habt euch großartig großmütig gezeigt, ihr habt das Christen-

tum in der modernen Zeit noch einmal recht zur Blüte gebracht: Ihr habt denen verziehen, die euch ins Angesicht gespuckt, ihr habt euern Kampf ums Recht selber zum Verbrechen oder zur Narrheit gestempelt, als ihr die Begnadigung der Laune eures Henkers mit Dankbarkeits-Bücklingen entgegennahmt; und als das Blut aus tausend Schlachten gut genug war, einen Kaisermantel purpurn zu färben, da habt ihr laut Hurrah mitgeschrieen und bescheiden, aber doch dem höheren Ohre vernehmbar, hinzugefügt: Eigentlich haben wir das ja auch angestrebt.

Herrlich! herrlich! Jugendsünden muß man sich gegenseitig verzeihen. Als jener Wilhelm eure Väter ihres Eigentums beraubte und sie sammt ihren Familien ins Exil jagte, eure Brüder füsilirte und eure Schwestern der Soldateska preisgab, das war — doch auch nur so über die Stränge gehauen, Jugend muß austoben, und er ist ja später so weise und so gnädig geworden. Da gab es Achtundvierziger, die einen Floh um seine Behendigkeit hätten beneiden können: sie hüpften gewissermaßen über den Ocean, wann der Allerhöchste mit dem Finger zu winken geruhte. Und so trugen sie denn ihren Männerstolz vor den Kaisertron oder wenns nicht so hoch kam vor eine geringere officielle Instanz: Majestät.... Excellenz.... Herr Regierungsrat! einst war ich nicht so brav, aber seitdem uns das ganze Deutschland geschenkt wurde, von dem wir so schön gesungen haben, schenke ich hier mein Herz, empfangen Sie huldvollst Glut, Mut und Verehrung eines Bürgers zweier Welten. Und so hat es denn auch wirklich Mancher, der einst mit dem Bundschuh ins Feld zog, noch zu segensreicher Tätigkeit im Bunde mit Junkern und Pfaffen im neuen deutschen Reiche gebracht.

Ich rufe den Namen Kossuth, und das Gesindel verschwindet wie die Schakale des Schlachtfeldes vor dem Feuerbrand. Die revolutionäre Idee, das Ideal eines Jahrhunderts haben in diesem 90jährigen ihren Triumph gefeiert und sich ausgelebt. Es schmälert seinen Ruhm nicht, daß uns das Ideal der Republik wesenlos geworden ist, für ihn und seine Zeit war es die höchste Offenbarung des Menschengeistes, und wenn irgendwo der Glaube an das Glück aller Menschen wohnte, so war es in dieser Seele. Nur Gutes und Edles ging von diesem Manne aus, und nur auf sich selbst gegründet stand er, ein markiger Stamm, dem die Blitze des Himmels und das Gewürm der Erde nichts anhaben konnten. Erhabenstes Bild der Weltgeschichte, dieser hochbetagte Greis, der das Brot seines Alters durch Privatunterricht erwarb, immer mild, immer ein Freund jedes Leidenden,

aber ein Todfeind der Tyrannei. Das war auch ein Bürger zweier Welten; das Amerika der besseren Zeit bereitete ihm einen Triumphzug, wie ihn kein Großer der Erde erlebt. Das Volk von Ungarn, das sich bisweilen den Luxus erlauben kann, seinem Fürsten zu diktiren, erhob nach ihm die Stimme der Sehnsucht, als Vater des Vaterlandes hätte Kossuth, der Exilirte, in seine Heimat einziehen können; aber also lautete sein Ultimatum: Nur das freie Ungarn ist mein Vaterland. Prometheischer Stolz in dem bescheidensten aller Menschen!

Ungebrochen, unversöhnt,
Bis die Flammen ihn umlohten,
Ihren Lorbeer legt die Freiheit
Um die Stirne dieses Todten.



Herbst-Glühen.

Endlich habe ich mir wieder eine ruhige Stunde an meinem Aussichtsfenster gegönnt. Die roten und gelben Blätter sind schon von den Bäumen verschwunden, und selbst ihre braunen Leichen hat der Wind aus den Straßen gefegt. An den emporgeschlagenen Rockkrägen und dem raschen Gang der vorüberziehenden Männer merkt man, daß draußen eine scharfe Luft herrscht; aber rosig wie im Frühling erglänzen die Wolken im sanften Strale der Abendsonne. Köstliches Symbol der Erinnerung! Wenn der Frühling des Lebens mit seinem Frischgrün, seinem ahnungsvollen Drängen und Knospen, gleich schön, wenn es im Sonnenschein der Freude oder im Thau der Tränen erglänzt, längst vorüber ist, wenn zu den ergrauenden Haaren sommerliche Leidenschaft, Kampf- und Liebeslust nicht mehr recht passen wollen, beglückt uns die Erinnerung, daß sie wie tausend Rosenwölkchen des Abends durch unsre Seele zieht. Da hab ich mir dann, als die Nacht den Lampenschein ins Zimmer brachte, ein Dichterbuch hergeholt und habe mit dem Schlüssel der Poesie die Zauberkammer meiner Jugend erschlossen, bis ich mit bebender Lippe die teuren Worten vor mich hinsprach und mir die Tränen aus den Augen rannen.

Es ist ja gar nicht wahr, daß ich alt bin, irgend ein hämischer Geselle hat mir es vorgelogen; denn es ist ja meine Liebe, die in diesen Liedern wie reines Sonnengold glüht, wie Waldbach-Rauschen klagt und wie Lerchensang jubelt. Es ist meine reine und meine treue Liebe; denn alles Elend, alle Enttäuschungen, alle Sünde und Schmach hat sie überdauert, treu, trotzdem sie sich an so viele liebe Gestalten heftet, das Abschiedswort der Einen sich in das erste süße Bekenntniß der Andern schlingt, und die Tränen der Blonden mir so heilig sind wie Küsse der Braunen. Das ist kein prahlerisches Don Juan-Gefühl, ich habe tausendmal mehr geliebt als

ich geliebt wurde, es ist die echte deutsche Treue, die welke Blumen für ihren besten Schatz hält und einen vergilbten, weißen Handschuh mit derselben Inbrunst küßt wie damals, als er noch die schönste Hand auf Erden bedeckte. War es wirklich die schönste? Ich weiß nur, daß es für mich keine gab, deren Berührung mich glücklicher gemacht hätte. Und er verträgt sich ganz gut, der Handschuh mit den drei bescheidenen Knöpfen, mit den getrockneten Blumen, die immer wieder für mich aufblühen in alter Frische und mich anschauen wie so viele geliebte Augen, denn — ich habe oft und viel geliebt, aber immer mit ganzem Herzen.

Wie jetzt die Sterne gemach hervortreten und zu mir durchs Fenster lugen, wandre ich wieder in nächtlicher Einsamkeit und höre die Nachtigall schlagen am hochaufrauschenden Rhein:

„Sie singet: wol weit in der Ferne
Da rauschet ein waldiger Grund,
Drin glänzen zwei selige Sterne,
Drin blü't ein vielrosiger Mund.

Die Sterne, die sollen Dich grüßen
So fromm, wie sie Keinem getan,
Den Mund, den Mund sollst Du küssen,
Du glücklicher Wandersmann!"

Ach, jene Sterne sind matt geworden und welk die Rosen des Mundes; einsam geht sie durch die Welt, aber ich weiß, daß sie, wandelnd am Nordseestrand, doch manchmal aus dem Wogensang das Lied von dem blauen Blümelein klingen hört, das wir im waldigen Murg-Tal zusammen gesungen, und „ewig tönt es im verwaisten Herzen: Ich bin allein."

O furchtbar ist die Einsamkeit eines Herzens, das die Liebe nicht mehr kennt! Aber welche Wonne lag in der Einsamkeit der Jugend! Glück und Schmerz waren zu heilig, als daß man sie Andern hätte mitteilen können außer den Bäumen und den Sternen, deren Sprache ja doch nur ein Liebender versteht. Nie fühlte man mehr den Zusammenhang des eigenen mit dem Gesammt-Leben der Welt, als wenn man durch die hohen Wälder des Gebirges wandelte und dem staunenden Blick plötzlich das weite Land im Sonnenglanz sich eröffnete. Da schlug uns der Tact der Riesen-Symphonie der Schöpfung in der eignen Brust, die sich ausweitete ins Unendliche, um all die Herrlichkeit in sich aufzunehmen. Und die Einsamkeit auf weiter Haide, wo die Sonne die unbeschränkte Königin ist und

die Bienen ihr ein ewiges Loblied singen. Oder am stillen Waldsee, wo aus der grünschwarzen Tiefe leuchtend die Nixe der Romantik heraufstieg und die Märchenpracht der Kindheit in lebendiger Gestaltung an uns vorüberzog. Die Einsamkeit der Jugend, sie ist mir sogar in den kahlen Wänden des Carcers treu geblieben und hat in dieser harmlosen Gefangenschaft meine ersten, wol ebenso harmlosen Freiheitsgedanken gezeitigt.

Es ist ein erdrückendes Gefühl, wenn du dein Leid oder deine Wonne unter den Leuten herumtragen mußt. Es gibt eine Wonne, die man nicht einmal seinem besten Freunde mitteilen kann, und einen Schmerz, der uns den Anblick andrer Menschen positiv verhaßt macht. O über die Brutalität der Leichenzüge, o über die Lüge des Trostes, für welche man sich noch bedanken soll, während man den Spender gern niederschlagen möchte. Wenn jedes sog. Leichenbegängniß eine Brutalität ist, mit Ausnahme des demonstrativen, mit welchem ein Volk seine Kämpfer ehrt, oder des humoristischen, bei welchem lachende Erben sich in Scherz-Grimassen zu überbieten suchen, so ist der Zwang, welcher das Kind an das Grab seiner Mutter stellt, also den werdenden Menschen in den Momenten, welche ihm den herbsten und heiligsten Schmerz seines Lebens bringen, zur Zielscheibe der Neugier macht, ein Verbrechen gegen Natur und Humanität. Wer das nicht in solchen Momenten ahnt und später erkennt, der hat nie geliebt.

Aber was habe ich mit Gräbern zu tun! Die Sterne schimmern noch, und das Herbstglühen ist im Herzen noch nicht erloschen. Ich denke des Liebesleides, das uns wichtiger und unendlicher vorkam als alle Schmerzen der Menschheit. Die katholische Religion hat in ihrer Maria allen Liebenden eine holde Schutzgöttin gedichtet. Wie die griechische Aphrodite ist sie nicht zu stolz, der Liebesklage der Sterblichen zu lauschen, und das neue Kleid der Mutter Gottes von Kevlaar hat sie nicht abgehalten, dem unheilbar liebeskranken Burschen den ewigen Frieden zu verleihen. Unser protestantischer Gott aber war zu hoch und zu fern, und mit solchen Kleinigkeiten durfte man ihm nicht kommen. Darum trugen wir unser Leid aus der Menschensteppe, wie Herwegh die Gesellschaft nennt, hinaus in die Einsamkeit der Natur, die doch mit tausend Stimmen unsrer Klage Antwort gab. Trost sind die schönen Augen der Frühlingsnacht und das Lied der Nachtigall von grüner Linde:

„Hat dich die Liebe so klein gemacht,
Die Liebe sie hebt dich wieder.“

Gehn die Liebenden in den Garten, so finden sie Leidensgenossinnen genug:

„Die Rose will vergluten,
Die Lilie ward vor Sehnsucht bleich,
Und die Granaten bluten
Zerspaltnen Herzen gleich.

Es weint aus hundert Sprossen
Die Rebe, die zum Stock sich zweigt;
Die Tränen, reich vergossen,
Gestehn, was sie verschweigt.“

Hast du nicht mit Lenau Tränen geweint an dem Teich, so still und tief? Traurig säuselten die Weiden und im Winde bebt' das Rohr. Aber in das stille tiefe Leiden strahlte das Bild der Fernen, wie hier der Abendstern durch Binsen und Weiden.— Hoffnungslose Liebe!—birgt das Leben eine schlimmere Qual? Ach! es ist die grausamste Folter-Erfindung des Christentums, ihr auch hinter den Pforten des Todes ein ewiges Höllendasein vorzulügen. Sie flieht in das tiefe, felsumschlossne Tal, „traurig-schön wie unsrer Liebe hoffnungslose Qual“. Tannen schauern an den Wänden, mit weißen Händen winkt der Bergstrom, und in Wasser und Bäumen rauscht immer das unsagbare Lied „von dem Herzen, das nicht leben, ach! und auch nicht sterben kann.“

„Rausche fort, du still Gewässer,
Ueberschrei des Herzens Not —
Nie geboren wäre besser,
Aber gut auch wär' der Tod.“

Armer Alfred Meißner! dir mußte diese Strophe zur Wahrheit werden, und sie stand dir gewiß vor der Seele in den Augenblicken, ehe du die Waffe gegen dich zücktest.

Die Liebe, welche die Religion der Griechen geschaffen, hat bei uns Germanen ihr schöpferisches Werk fortgesetzt. Als blaue Frühlingsaugen schauen die Veilchen aus dem Gras hervor; der Bergsee, das bist Du, die schöne Tiefe, in die mein Blick beharrlich niederschaut. Du bist wie die liebe Sonne, ich bin wie das wilde Meer, jede Meereswelle spiegelt einen Sonnenstral zurück. Und in Emanuel Geibels prachtvollem Gesang der Sommerschwüle: In der glutgeborstnen Erde stirbt das Saatkorn, die Heerde am versiegten Bach, der Hirsch im Forste ächzt und lechzt —

Kein Gesang mehr in den Zweigen,
Keine Blüte mehr am Rain —
O wann wirst du niedersteigen,
Donnerer, wir harren Dein.

Komm, o komm in Wetterschlägen!
Deine Braut vergeht vor Weh —
Komm herab im goldnen Regen
Zur verschmachtenden Danae.

Wo Woge an Woge, wo Blatt an Blatt sich schließt, wirkt und webt der Geist der Liebe. Auch mir flocht „Sie“ einst, wandelnd durch des Kornes Gassen, einen Kornblumenkranz, und ihr Himmelblau mahnte mich heimlich süßer Art, „daß mir ein ganzes Himmelreich in ihrer Liebe ward“. Und als wir den Wald durchschritten, verkündeten die Vögel unser unausgesprochenes zärtliches Geheimniß schon von allen Bäumen. Aber den schönsten Jubelruf der Liebe habe ich doch bis zuletzt aufgespart. Ich trug ihn im Herzen, wenn ich zu den Burgen des Neckars, des Rheins, des Mains emporstieg, ich jauchzte ihn über die Wasser des Genfersees, und wenn mich die Stadt in ihre Mauern zwang, vertraute ich ihn dem lieben alten Mond, wie er Grüße tragend über die Dächer schritt:

„Daß du mich liebst, das wußt ich,
Ich hatt' es längst entdeckt;
Doch als du mirs gestanden,
Hat es mich tief erschreckt.

Ich stieg wohl auf die Berge
Und jubelte und sang;
Ich ging ans Meer und weinte
Beim Sonnenuntergang.

Mein Herz ist wie die Sonne
So flammend anzusehn,
Und in ein Meer von Liebe
Versinkt es groß und schön.

So konnte nur Heinrich Heine singen, und es ist bezeichnend, daß der kühnste Skeptiker, der, selber Romantiker, doch dem Realismus in der deutschen Dichtung den Weg bahnte, zugleich die unsterbliche Form fand für jene zarte, keusche Jugendliebe, deren sich unsre heutigen realistischen Dichter zu schämen scheinen. Ich hadre nicht mit ihnen über ihre Art, vielleicht ersetzt ihnen der Sturm und Drang der Zeit den „süßen Wahnsinn“, viel-

leicht berechtigt sie die Frühreife zu genießender Leidenschaft in einer Periode des Daseins, da wir uns bei Blicken und Seufzern und verstohlenen Händedrücken selig fanden — ich meine, ewiger als die Kämpfe aller Zeiten wird doch die zarte Scheu sein, die vor dem Bekenntniß süß erschrecken muß. Gebt nur der Jugend Freiheit und Erkenntniß, erklärt ihr physiologisch alle psychologischen Vorgänge, die Liebe wird doch immer ein Geheimniß sein, das man nur dann verachten kann, wenn es einem keine Schmerzen und keine Freuden bereitet. Ja, ein Geheimniß. Keine Philosophie des Egoismus wird das Bedürfniß der Aufopferung, der Hingabe an den Andern erklären, das zwischen die gierige Selbstsucht des Kindes und die Erkenntniß des Mannes und Weibes gestellt ist.

Die Sterne sind in dem Dunkel, das der Dämmerung vorangeht, verschwunden. Ich will im Schlafe weiterträumen; und wenn mich die Küsse umrauschen, die ich dankbar (aber leider nicht immer verschwiegen — wer könnte das von einem „Auchdichter" erwarten) empfing, so will ich jene „ersten" festzuhalten versuchen, die uns streifen wie die Flügel des Frühlingswindes die Knospe, welche die ganze Seligkeit kaum zu ahnen wagt.



Am Schandpfahl.

Längst ist der freudige Ausspruch Göthes über Amerika widerlegt. Wir haben Ruinen, ach! die spärlichen Reste einer Völkerherrlichkeit, deren Geschichte uns nicht einmal überliefert ist; die verkommenen Abkömmlinge der ehemaligen freien Bewohner dieses ungeheueren Continents wandeln als lebendiger Vorwurf in den Gassen unsrer zweifelhaften Civilisation, und ganze Städte, welche die Geldgier des weißen Mannes gegründet, liegen, wieder menschenverlassen, in Trümmern, Schlupfwinkel des Getiers der Wüste.

Im pennsylvanischen Land, tief versteckt, türmt sich in der Waldeinsamkeit hohes, in sich selber zusammengesunkenes Gemäuer, rings umher wie Vasallen, die mit ihrem Herrscher gefallen sind, zerfallene Hütten; die Wege sind überwachsen, und nur der Holzschläger weiß von dieser epheuumsponnenen Märchenwelt zu erzählen, dessen Dornenhecke sich vielleicht einmal dem Prinzen Eisenbahn öffnen wird. Und doch ertönte dort einst das Klingen der Hämmer und der Gesang der Arbeiter, aus den provisorischen Wohnungen stieg der Rauch des Herdfeuers auf, und vom Hügel herab weckte der Klang einer Wundergeige das Echo des Waldes. Ole Bull wollte dort für seine Stunden der Einsamkeit ein Schloß erbauen, das ihn an seine nordische Heimat erinnern sollte Aber wie Lenau, so fand auch er, daß die Romantik in Amerika sehr teuer bezahlt werden muß. Er hatte viel ergeigt, aber für die Landbesitzer und die Contractoren und die Oberspinnen in der großen Stadt hatte er doch nicht genug; die Arbeiter verschwanden, das Schloß blieb unvollendet, und nur die Whippoorwills erzählen sich noch von den Geigentönen, welche dort ihre Vorfahren vernommen.

Als ob man Ruinen nur in der alten Welt zu suchen hätte, als ob sie nicht überall wären, wo es einst Hoffnungen gab!

Märchen hat das amerikanische Volk nicht, denn die Tierfabeln der Plantagen und die Sagen der Indianer sind nicht sein eigen; aber Mären,

tieftraurige, wahre Geschichten (so etwa wie das Meretlein in Kellers „Grünem Heinrich") kann man auf vergilbten Blättern finden, die auch uns großen Kindern wie eine gewaltige Furcht die Frage durchs Herz gehen lassen: Sind wir nicht die Nachfolger jener Wahnsinnigen, gilt nicht auch für uns noch das Wort: Vernunft wird in des Menschen Hand zum Unsinn, Woltat zur Plage, und werden nicht auch im Hinblick auf uns unsre Nachkommen klagen: Weh uns, daß wir Enkel sind?!

Wer nur aus Unkenntniß der Unkenntniß nachspricht, es gäbe keine amerikanische Literatur, der lese, als e i n Beispiel, die Werke von Nathaniel Hawthorne. Dieser Nestor unter den amerikanischen Romanciers, der eine Sprache schreibt, so verschieden von der unsrer jetzigen Tagesschriftsteller des Durchschnittskalibers wie die Jean Pauls von der eines Unterofficiers ist ein ächter Sproß des neuenglischen Puritanertums; und seine Vorfahren waren alle Schiffer zu West Salem in Massachusetts gewesen, tapfere Philister, die es wohl ihrem Enkel nie verziehen hätten, daß er ein Dichter wurde: „Ein Schreiber von Geschichtenbüchern! was ist das für ein Geschäft fürs Leben, welche Weise, der Menschheit in seiner Zeit und seiner Generation zu nützen und Gott zur Ehr zu gereichen! Wahrhaftig, der entartete Kerl hätte gerade so gut ein Musikant werden können!" Hawthorne hat aber doch einmal in seinem Leben einen „nützlichen" Posten besetzt, er war nämlich, wie vor ihm Chaucer und Robert Burns und Karl Heinzen so etwa ein Jahr lang Steuerbeamter, und als solcher fand er auf dem Speicher des Zollamtes zu Salem unter andrem Urväterhausrat auch ein Manuskript, welches die Geschichte von dem Weibe mit dem Scharlachbuchstaben erzählt. Hawthorne hat daraus sein Meisterwerk: „The Scarlet Letter" gemacht. Ich aber will einfach den Tatbestand wiedergeben.

Die neuen Colonisten der alten Zeit, was immer ihr Utopien sein mochte, bestimmten immer zuerst die betreffenden Plätze für den Kirchhof und das Gefängniß, so daß auch vor mehr als zwei Jahrhunderten das Gefängniß in der verhältnißmäßig jungen Stadt Boston grau und abschreckend aussah. Durch das Tor dieses Gefängnisses schritt an einem Sommermorgen aus dem Dunkel ins stralende Licht ein junges, schönes Weib mit einem etwa zwei Monate alten Kindlein im Arm. Hinter ihr schritt der Büttel. Wären Papisten unter der guten Bevölkerung von Boston gewesen, so hätte ihnen im Sonnenglanz dieses junge Weib mit dem stolzen Gang und demütigen Blick wie die Gottesmutter mit dem Sohne

erscheinen mögen. Es waren aber nur gute puritanische Christen da versammelt. Männer und Weiber, und Hester Prynne war für sie eine abscheuliche, der irdischen Ehre und der ewigen Seligkeit verlustige Verbrecherin. Die Blicke Aller aber richteten sich auf den einen Punkt, wo auf Hesters Brust mit scharlachroter Seide der Buchstabe A eingestickt war.

Die Menge öffnete eine Gasse, und das junge Weib schritt vom Gefängniß zum Schandpfahl, der auf dem Marktplatz im Schatten der Kirche auf einer Platform errichtet war. Dort vor allem Volk zu stehen bis eine Stunde nach Mittag, war das Urteil, welches der geistliche und weltliche Rat von Massachusetts über die Sünderin gefällt hatte. Mancherlei waren die Rufe, welche sie auf dem kurzen Wege begleiteten, und am härtesten urteilten die Frauen. Da gab es viele, welche es der Sünderin nicht verzeihen konnten, daß sie aus dem Zeichen ihrer Schuld einen Schmuck für sich gemacht. Sie versteht es, mit der Nadel umzugehen, hieß es da, aber wie jetzt das freche Mensch ihre Kunst zeigt, das ist der reine Hohn ins Gesichte unseres würdigen Magistrates. Und eine andere grimmgesichtige Dame murmelte vor sich hin: Ah, Madame Hester, es wäre besser, man würde dir das schöne Kleid von den zarten Schultern reißen, und für den roten Buchstaben, den du so reich gestickt, würde ich dir passender ein Stück von meinem Rheumatismus-Flanell geben.

Aber als Hester Prynne am Schandpfahl stand und ihren großen Blick auf die Menge richtete, trat absolute Stille ein, unendlich schwerer zu ertragen als die lautesten Anklagen. O daß man sie mit Schmähungen überhäuft, daß man sie mit Kot und Steinen beworfen hätte, daß sie in ein lautes Gelächter ausgebrochen wären, sie hätte ihnen mit einem verächtlichen Lächeln antworten können; so aber als Centrum dieser schweigenden, mit Grauen gemischten, richtenden Blicke war es ihr, als ob sie wahnsinnig werden müsse. Dann aber senkte sich, wie immer im unerträglichsten Schmerz, ein mildes Unbewußtsein der Scene um sich her auf sie herab, und wie ein Bild, das man leidenschaftslos betrachten kann, zog die Vergangenheit an ihr vorüber.

Sie sah die grüne Idylle der englischen Heimat und sich selber in den Armen der Mutter oder zu den Füßen des Vaters im Abendschein uralten Geschichten lauschend. Sie sah sich, eine Mädchenknospe mit noch ungeküßten Lippen und unberührtem Herzen zur Seite eines grauen, ehrwürdigen Mannes am Traualtar stehen und bewegte zuckend die Lippen,

als ob sie das Gelöbniß nachspräche. Dann das weite, wilde Meer, auf dem sie der Mann voraus in das Land der Freiheit schickte. Das einsame Warten unter fremden Menschen. Und dann kam Er, schön wie ein Christus und sprach zu ihr vom Evangelium der Liebe, und ehe sies wußten, liebten sie sich und sündigten. Ha, das war es ja, sie drückte das Kind so fest an sich, daß es zu weinen begann, sie berührte den Buchstaben auf ihrer Brust — A — Adulteress — als Ehebrecherin stand sie da, verabscheut von Gott und den Menschen.

Und dann sprach zu ihr ernst, aber nicht unfreundlich vom Balkone herab der Gouvernör: Die Strafe sei dir erlassen, wenn du deinen Mitschuldigen nennst; und der greise Rektor schreckte ihre Seele mit harten, alttestamentlichen Worten; aber Hester neigte das Haupt und schwieg. Sprich du zu ihr, sprach der alte Rektor zu dem jungen Prediger mit den melancholischen Augen, beschwöre du den Teufel in ihrem Leibe. Da neigte sich der junge Priester über das Geländer und schaute ihr fest in die Augen und redete zu ihr: Wenn es zum Frieden deiner Seele dient, so befehle ich dir: Nenne den Namen deines Sünden- und Leidensgenossen! Was ist dein Schweigen für ihn als die Verführung, Heuchelei dem Verbrechen hinzuzufügen? Du darfst ihm, beim Heil deiner Seele! den bittern und doch heilsamen Trunk nicht ersparen, der jetzt deinen Lippen gereicht wird. — Aber Hester neigte ihr Haupt und schwieg. Sprich und gib deinem Kind einen Vater! rief eine Stimme aus der Menge. Mein Kind kann dereinst nur den himmlischen Vater suchen, antwortete Hester. Nenne den Namen! gebot noch einmal der Rektor, auf daß deine Reue dir helfen kann, den Scharlachbuchstaben von deiner Brust zu entfernen. Nie, nie, rief sie aufschluchzend, der ist zu tief eingebrannt; ach, daß ich doch auch seine Schmach mit der meinigen tragen könnte!

O, stärker als alle Gewalt der Erde und reicher als alle Schätze der Welt ist der Edelsinn eines weiblichen Herzens!

Das Gefängnißtor schloß sich hinter dem unglücklichen Weibe, und als es sich ihr wieder öffnete, blieb sie eine Ausgestoßene in der Gemeinschaft, verdammt, das Zeichen der Schmach zu tragen, das die Mitleidigsten mit ihren Blicken nicht zu streifen versuchten und vor dem die Kinder scheu abwichen, allein mit ihrem Kinde, das den Fluch der Schönheit geerbt hatte und mit ihrer nimmer endenden Reue. Nur in den Hütten der Aermsten und Elendesten war Hester Prynne daheim, und wenn sie ihr zum Dank für die Wohltat fluchten und nach der Hand spieen, die ihnen den Heiltrank gereicht hatte, so nahm sie es demütig hin, denn auch das

kam von dem Gott, von dem es geschrieben steht: Die Hurer und Ehebrecher wird Gott richten.

Curiose Christen waren diese Puritaner. Für das neue Testament hatten sie absolut kein Verständniß, es sei denn für die Offenbarung Johannis und ähnlichen Unsinn. Sie haßten die Juden gleich nach den Papisten, und doch war ihr Gott kein andrer als der richtende und verdammende jüdische Jehovah. Sie gehörten zu dem Geschlecht, das mit dem Schwert geheiligte Institutionen vernichtet, einen Tron umgestoßen und einen König geköpft hatte; aber während in England mit den Taten eine gewaltige Umwälzung des Geistes Hand in Hand ging, und die Gedanken schon reiften, welche hundert Jahre nachher von Frankreich aus befreienden Sonnenschein in alle Welt trugen, entwickelte sich in den Colonien Starrheit der Meinung, geistlicher Hochmut. Eins aber muß man den Puritanern nachsagen, und dies eine erhebt sie himmelhoch über die amerikanischen Heiligen unsrer Tage: sie waren keine Heuchler.

Das erhabene Wort Jesu, das er über die Ehebrecherin sprach, war für sie nicht geschrieben, aber wenn sie straften, so waren sie insofern gerecht, als sie wirklich von der Verabscheuungswürdigkeit der Sünde überzeugt waren; diese Leute predigten nicht nur, sie lebten jener Sittlichkeit, welche in der unauflöslichen Ehe den Forderungen der Natur genug getan zu haben glaubt und keine Blüte der Kunst aufkommen läßt.

Hester Prynne war eine Ehebrecherin; es fiel aber Keinem und Keiner ein, auch Entschuldigungsgründe geltend zu machen, daran zu erinnern, daß ihr Mann sie zwei Jahre ohne Nachricht ließ und bis zum Tage ihrer Verurteilung nicht wieder erschienen war. Was aber am meisten erbitterte, das war die Weigerung Hesters, den Namen ihres „Verführers“ zu nennen. Man muß unwillkürlich an Göthes kleine Meister-Ballade: Vor Gericht, denken: „Von wem ich es hab, ich sag es nicht, das Kind in meinem Leib!“ Aber die war stolz und stand über ihren Richtern: „Bin doch ein ehrlich Weib!“ Die arme Hester aber war sich selber Verbrecherin, und wenn sie den Namen nicht nannte, so war es nur jene tiefe Liebe, die durch kein Gesetz vernichtet werden kann, jene Liebe, welche stolz darauf ist, die Schuld des Andern mitzutragen.

Unbefriedigte Neugier ist grausamer noch als beleidigte Moral, und es ist begreiflich, daß das Schweigen Hesters einen unbehaglichen Zustand des Mißtrauens in der ganzen Gemeinschaft hervorrief. War doch keine der guten Damen sicher, ob nicht ihr Sir der Schuldige sei. So wan-

delte denn Hester mit ihrem Kinde einsam ihre Bahn; mit Stickereien verdiente sie sich ihren Lebensunterhalt, man kaufte von ihr, weil sie keine Concurrentin hatte, und man reichte ihr den Lohn mit abgewandtem Gesicht. Kein Tag verging, an dem sie nicht Kranke pflegte und die schmalen Bissen ihrer Armut mit noch Aermeren teilte. Aber aus all diesen Taten wob sich nicht der Schleier der Barmherzigkeit, welcher den Scharlachbuchstaben, das Zeichen der Schmach auf ihrer Brust, hätte verhüllen sollen.

Und Er? Er, der auch schwieg und keine Entdeckung zu fürchten brauchte? Liefen ihm die Tage leicht dahin und die Nächte in süßem Schlummer?

Der Reverend Dimmesdale, der Mann mit dem Christuskopf und den Johannesaugen erregte die ernstliche Besorgniß seiner Pfarrkinder. Immer hagerer wurde sein Leib, hohler lagen seine Augen, noch klang seine Stimme wie Engelswort in die Herzen, aber die Kraft war dahin, und er mußte oft mitten in der Predigt mit einer Ohnmacht kämpfen. Viele schöne Mädchenaugen weinten um ihn heimliche Tränen, und die Matronen sprachen unter einander: Er ist ein Heiliger, er trägt unsre und der ganzen Welt Sünde. Wer aber des Nachts in sein Studirzimmer hätte sehen können, würde seltsame Dinge geschaut haben. War der junge Prediger Papist geworden? Stundenlang lag er in Kreuzesform auf dem Boden und stöhnte wie ein Todeswunder; und dann entblößte er seinen Rücken und geißelte ihn mit unbarmherzigen Schlägen. Und was über Tag vernarbte, ritzte er des Nachts wieder auf. Und dann grub er mit dem Messer Runen in seine Brust, wie die sterbenden Wikinger, bis sich unter quellendem Blut der Buchstabe A gebildet hatte. Und was über Tag vernarbte, ritzte er des Nachts wieder auf Und doch, was waren diese körperlichen Schmerzen gegen die geistigen Qualen, die er erlitt, wenn er vor allem Volk stand, vor dem Volk, das zu ihm aufblickte, als zu einem auserlesenen Träger der Wahrheit und der Erlösung. Wie seine Gedanken dahinirrten zu der einsamen Hütte am Waldesrand, wo das verfehmte Weib hauste, wie aus all den tausend Augen ihn nur die beiden, vom Mut des Leidens um ihn erfüllten, geliebten Augen ansahen, wie er durch den Psalmengesang hindurch das Weinen eines verlassenen Kindes vernahm! Hundertmal hatte er sich vorgenommen, von der Kanzel herab, seine Schuld zu bekennen, hundertmal versagte ihm die Stimme, und er wurde sich nie klar in seinen einander verklagenden

Gedanken, ob ihm die Feigheit den Mund schloß, oder ob er davor zurückschreckte, diesen vertrauenden Seelen eine unheilbare Wunde zu schlagen. Wenn ich ein Bekenntniß ablegte, sagte er sich in den einsamen Stunden der Nachtwache, so würde das meine Entlastung sein. Ich will aber Alles allein tragen wie sie, auch in ihnen könnte das Mitleid sich regen, ich aber will mir Tag und Nacht, und mitten in der Ausübung des heiligen Amtes, sagen: „Du bist ein Heuchler, ein Meineidiger, ein Gottverfluchter!" — Aber Solches zu tragen, hat seine Grenzen.

Es war in einer sturmdurchheulten Märznacht, als die Anwohner des Marktplatzes in Boston durch Töne aus ihrem Schlaf geweckt wurden, welche wie das Heulen eines Verdammten und die Stimme eines Gerichtes erklangen. Und als sie vor die Häuser eilten, sahen sie im ab und zu aus Wolken aufschimmernden Mondlicht ihren Prediger am Schandpfahl stehen, das Gewaud hatte er sich aufgerissen und, auf das blutige A auf seiner Brust deutend, rief er mit weithin schallender Stimme: Kommt Alle, Alle, ihr sollt Alle den Schandbuchstaben sehen, den ich schon lange verborgen auf der Brust und glühend im Herzen trug. Vernehmt es: Ich, der ich euch das Wort Gottes gepredigt, der ich euch ein Vorbild war und ein Richter eurer Sünden, ich bin der Lügner, ich bin der Verworfene, ich bin der Ehebrecher, dessen Schuld Hester Prynne tragen mußte.

Unter der vor Entsetzen lautlos das Unerhörte anstarrenden Volksmenge war auch Hester; als sie den Prediger wanken und zusammenbrechen sah, flog sie die Stufen hinauf, und, den Kopf an ihren Busen gebettet, also daß der Scharlachbuchstaben verdeckt war, hauchte der unglückliche Mann sein Leben aus. — War es das letzte Mal, daß wahre Liebe im Schatten des Schandpfahles sterben mußte?

Die Bewohner von Boston, so erzählt man, glaubten aber nicht an die Schuld des Rev. Dimmesdale, die Einen sagten, er sei von Hester behext worden, die Andern, er habe, sterbend wie Jesus, auch die Last der Geringsten unter den Sündern auf sich nehmen wollen.

* * *

Ich will nicht versuchen, aus dieser herzerschütternden Mär eine löbliche Moral zu ziehen, ich will nicht stolz den Sonnenschein der Neuzeit dem Dunkel vor zwei Jahrhunderten gegenüberstellen. Ich wiederhole nur: Wie man auch über die alten Puritaner urteilen mag, Heuchler

waren sie nicht. Ich will nur einen Passus aus einer Rede ohne Commentar hierher setzen, welche dieser Tage ein Dr. Dacosta als Protest gegen die Laster-Ausrottungsmethode des berüchtigten Rev. Parkhurst hielt, und bemerke dabei, daß Dacosta selber Präsident einer weit verbreiteten religiösen Gesellschaft ist:

„Die größten Feinde des Gemeinwesens sind in der Kirche zu suchen. Die Schmach und Schande der Parkhurst-Bewegung lag in dem Umstand, daß sie gegen die Armen gerichtet war. Das vergoldete Laster ist so schlimm wie das Laster in Lumpen. Ich bin in einem sog. schlechten Haus der oberen Stadt (New York) gewesen und erfuhr, daß der Eigentümer dieses Hauses, ein officielles und prominentes Kirchenmitglied, letzten Sommer mit Frau und Tochter nach Europa gereist ist und dort von dem Geld, das ihm die Prostituirten bezahlen, nobel gelebt hat."



Gedanken, ob ihm die Feigheit den Mund schloß, oder ob er davor zurückschreckte, diesen vertrauenden Seelen eine unheilbare Wunde zu schlagen. Wenn ich ein Bekenntniß ablegte, sagte er sich in den einsamen Stunden der Nachtwache, so würde das meine Entlastung sein. Ich will aber Alles allein tragen wie sie, auch in ihnen könnte das Mitleid sich regen, ich aber will mir Tag und Nacht, und mitten in der Ausübung des heiligen Amtes, sagen: „Du bist ein Heuchler, ein Meineidiger, ein Gottverfluchter!" — Aber Solches zu tragen, hat seine Grenzen.

Es war in einer sturmdurchheulten Märznacht, als die Anwohner des Marktplatzes in Boston durch Töne aus ihrem Schlaf geweckt wurden, welche wie das Heulen eines Verdammten und die Stimme eines Gerichtes erklangen. Und als sie vor die Häuser eilten, sahen sie im ab und zu aus Wolken aufschimmernden Mondlicht ihren Prediger am Schandpfahl stehen, das Gewaud hatte er sich aufgerissen und, auf das blutige A auf seiner Brust deutend, rief er mit weithin schallender Stimme: Kommt Alle, Alle, ihr sollt Alle den Schandbuchstaben sehen, den ich schon lange verborgen auf der Brust und glühend im Herzen trug. Vernehmt es: Ich, der ich euch das Wort Gottes gepredigt, der ich euch ein Vorbild war und ein Richter eurer Sünden, ich bin der Lügner, ich bin der Verworfene, ich bin der Ehebrecher, dessen Schuld Hester Prynne tragen mußte.

Unter der vor Entsetzen lautlos das Unerhörte anstarrenden Volksmenge war auch Hester; als sie den Prediger wanken und zusammenbrechen sah, flog sie die Stufen hinauf, und, den Kopf an ihren Busen gebettet, also daß der Scharlachbuchstaben verdeckt war, hauchte der unglückliche Mann sein Leben aus. — War es das letzte Mal, daß wahre Liebe im Schatten des Schandpfahles sterben mußte?

Die Bewohner von Boston, so erzählt man, glaubten aber nicht an die Schuld des Rev. Dimmesdale, die Einen sagten, er sei von Hester behext worden, die Andern, er habe, sterbend wie Jesus, auch die Last der Geringsten unter den Sündern auf sich nehmen wollen.

* * *

Ich will nicht versuchen, aus dieser herzerschütternden Mär eine löbliche Moral zu ziehen, ich will nicht stolz den Sonnenschein der Neuzeit dem Dunkel vor zwei Jahrhunderten gegenüberstellen. Ich wiederhole nur: Wie man auch über die alten Puritaner urteilen mag, Heuchler

waren sie nicht. Ich will nur einen Passus aus einer Rede ohne Commentar hierher setzen, welche dieser Tage ein Dr. Dacosta als Protest gegen die Laster-Ausrottungsmethode des berüchtigten Rev. Parkhurst hielt, und bemerke dabei, daß Dacosta selber Präsident einer weit verbreiteten religiösen Gesellschaft ist:

„Die größten Feinde des Gemeinwesens sind in der Kirche zu suchen. Die Schmach und Schande der Parkhurst-Bewegung lag in dem Umstand, daß sie gegen die Armen gerichtet war. Das vergoldete Laster ist so schlimm wie das Laster in Lumpen. Ich bin in einem sog. schlechten Haus der oberen Stadt (New York) gewesen und erfuhr, daß der Eigentümer dieses Hauses, ein officielles und prominentes Kirchenmitglied, letzten Sommer mit Frau und Tochter nach Europa gereist ist und dort von dem Geld, das ihm die Prostituirten bezahlen, nobel gelebt hat."



Etwas über das Lügen.

Als ich ein Kind war und meinen höchsten Genuß darin fand, meiner Mutter Geschichten vorzubuchstabiren, habe ich einmal gelogen. Ich sage einmal, weil ich mich durchaus nicht erinnern kann, ein lügenhaft angelegtes Kind gewesen zu sein. Diese Lüge drückte mich, weil ich sie einer Person gegenüber ausgesprochen hatte, die ich liebte. Die ganze Wucht des Unrechtes aber wurde meinem kleinen Herzen erst klar, als ich in einer Kindergeschichte von dem Herzeleid las, das einer Mutter durch die Lüge ihres Sohnes zugefügt wurde. Ich beichtete unter heißen Tränen und weiß seitdem, daß die katholische Kirche durch ihre Vergebung der Sünden eine schwer zu erschütternde Macht über die Herzen kindlicher Gemüter besitzt; nur sollte sie noch einen Schritt weiter gehen und Beichte und Vergebung immer durch die entgegengesetzten Geschlechter besorgen lassen; denn die Vergebung des Weibes dem Weibe, des Mannes dem Manne ist ein Trank der Erniedrigung, der Gift in der Seele zurückläßt.—Wie man ein kleines Kind wegen einer Lüge schlagen kann, ist mir unbegreiflich; ich fühle in dieser Hinsicht ganz wie Ingersoll, der es für die größte Brutalität erklärt, wenn ein großer, starker Mann, der zwei Drittel seines Unterhalts mit Geschäfts- und sonstigen Lügen verdienen muß, über ein kleines zitterndes Wesen herfällt, das aus Angst eine Lüge gesagt hat.

Aus Angst, ja aus Angst lernte ich in meinen Knabenjahren das Lügen ganz perfekt. Die Erziehung der Mütter ist anarchistisch, individuell, die der Väter und Lehrer ist generell, regimentsmäßig, für das Leben im „Staate" vorbereitend. Daher auch ein gesunder Knabe gegen Vater und Lehrer immer im Zustande geheimer Rebellion steht. Im Knabenalter muß man, so lehrt es uralte hierarchische Weisheit, gebrochen werden, damit man ein nützliches Tier wird, im Knabenalter wird man zum Erlernen des Lügens gezwungen durch die Strafe, namentlich durch die körperliche Strafe; vielleicht ist auch das weislich vorbedacht von irgend einem pädagogischen Gott, denn ohne Lügen kommt man ja doch im

späteren Leben nicht durch, und, Prügel ruhig hinzunehmen, ist die höchste Tugend des Staatsbürgers.

Ich kann mich nicht besinnen, daß ich jemals aus Bosheit gelogen oder verleumdet habe, aber, um der körperlichen Züchtigung zu entgehen, hätte ich dem Herrgott, an den ich damals glaubte, direkt ins Gesicht gelogen. Es war nicht der körperliche Schmerz, der mich dazu veranlaßte, wir leisteten damals in Abhärtung, nach Art der jungen Spartaner und Indianer, Erkleckliches, und ich stand die Qualen des „Marterpfahls" aus, ohne ein einziges „Au!" Auch machte ich mir gar nichts aus den Schlägen der Lehrer, die so wie so auf die untersten Schulclassen beschränkt waren, aber ich hatte ein unaussprechliches Entsetzen vor der Prügelstrafe des Vaters. Nicht als ob mir dieselbe als besonders entehrend vorgekommen wäre, dazu war die Hauerei eine zu verbreitete deutsche Familien-Medicin. Aber auf jede dieser Prügel-Scenen folgte in unsrer kleinen, nur aus dreien bestehenden Familie ein dumpfer, freudloser Zustand, der Vater war unzugänglich, mürrisch-verschlossen, die Mutter grenzenlos unglücklich und durch die Aufregung krank; ich selber aber schlich scheu und doch trotzig im Hause herum wie ein Verbrecher; und das währte Tage, ja Wochen lang.

Was muß das für ein Herrgott und Vater aller Menschen sein, der in ewiger Seligkeit und Zufriedenheit mit den Seligen lebt, während er über die Unseligen fortwährend die grauenhaftesten Strafen ergehen läßt!

Ein dummer Streich mit Nachsitzen in der Schule, ein unfreiwilliges Bad, der Verlust einer Mütze, die Rauferei mit einem Mitschüler, ein einem Mädchen geraubter Kuß, Alles brachte mir zu Hause Prügel mit dem nachfolgenden Belagerungszustand. Ich hege keinen Zweifel, daß mein Vater es gut mit mir meinte, daß er, namentlich nachdem er mit einem um Vieles älteren Bruder schlimme Erfahrungen gemacht hatte, das Beste für meine Zukunft zu tun glaubte; aber war ich nicht auch im Recht, wenn ich mir, der Mutter und ihm die abscheuliche Scene zu ersparen suchte, indem ich mich durch Lügen vor der Strafe zu schützen suchte? — Ei, ei, welch jesuitische Logik! Das Richtige wäre gewesen, so zu leben, daß du keine Strafe verdient hättest! Ja, als ob das ein zehn-zwölf-vierzehnjähriger Bub fertig bringen könnte! Einerlei, ich log, so oft Gefahr im Anzug war!

Da waren z. B. die Schulzeugnisse; ein schlechtes Zeugniß war im Stande, der ganzen Familie die Weihnachtsfreude zu verderben. Gesegnet sei darum, sage ich, der Mitschüler, der mich zum Lügen auch das

Fälschen lehrte! Wir hatten nur die einfachsten Werkzeuge und die primitivste Methode. Mit einem Federmesserchen wurden die ungünstigen Zahlen ausgekratzt und durch besser entsprechende ersetzt. Nachdem der Vater das Zeugniß unterschrieben, wurde die alte Fassung wieder hergestellt, was auch, da ja das Papier solcher Staatsdokumente glücklicherweise ziemlich dick ist, in den meisten Fällen ohne Entdeckung geschah. Noch heute bin ich unmoralisch genug, um mich über jede unentdeckte Lüge und über jede solchermaßen gelungene Fälschung recht herzlich zu freuen. Wurde man freilich bei einem solchen Doppelverbrechen ertappt, dann — ja davon schweigt die Geschichte.

Aus diesen Bekenntnissen, die mit mir noch viele Tausende zu machen haben, mag sich Jeder und Jede, namentlich jeder Vater seine Moral ziehen.

Ich finde es begreiflich, daß ein Lehrer mit einer Schaar böser Buben nicht leicht fertig werden kann, ohne gelegentlich mit dem Bakel dazwischen zu fahren, die Schläge der Mütter erheben sich glücklicherweise selten über das Niveau der Liebesschläge; Mütter, die wirklich weh tun, sind Anomalien. Wenn du aber Vater bist und kannst nicht so körperlich züchtigen, daß auf das Gewitter und das Einschlagen sofort der Regenbogen folgt, dann verschwöre den Stock, er wird in deiner Hand zum Lügenweiser deines Kindes.

„Wer lügt, der stiehlt, der sengt, der brennt, der wird bei Zeit an Galge ghenkt.“ Was das Letzte anbelangt, so kann mir das immer noch passiren. Mit den Zwischenstationen aber bin ich verschont geblieben. Habe ich in Amerika auch noch einigemal aus Not gelogen, so ist, seitdem ich ein freier Mann geworden bin, das Lügen für mich vollständig zwecklos geworden und darum nicht mehr vorhanden. Wer eine Ueberzeugung gewonnen hat, wer den Stolz kennen gelernt hat, den einzig berechtigten Stolz, Vertreter eines Culturstrebens zu sein, wird nicht mehr aus Not lügen; noch viel weniger aber wird Angst vor Strafe Denjenigen zur Verdrehung der Wahrheit bestimmen, der keine Hölle fürchtet und keinen Himmel hofft.

Spiegelfechterei.

Ich bildete mir ein, als es vor vielen Jahren wieder einmal Frühling wurde, ich sei bestimmt, ein Kämpfer zu sein für die Unterdrückten, und ich spürte schon das warme Blut herunterrieseln aus den Wunden, die mir noch gar nicht geschlagen waren. Ach, sterbend alle Speere ins Herz drücken, welche die Freiheit eines Volkes bedrohen, von eines starken und schönen Weibes Lippen geküßt, den letzten Seufzer der scheidenden Erdenpracht widmen und dann fortleben im Gedächtniß dankbarer Generationen — es schien mir begehrenswerter als junge Liebe und alter Wein.

Es muß ein Schalksgott sein, der uns solche Empfindungen in den jugendlichen Busen pflanzt, der uns narrt mit der Zukunft, auf daß wir die Gegenwart nicht genießen.

Ich habe seither eingesehen, daß ich nur ein Spiegelfechter bin. Vor dem Spiegel meiner Eitelkeit tanze ich scheinfechtend auf und ab, bald im wuchtigen Panzer und den prahlerischen Beinschienen, unter denen bescheiden die dünnen Waden stecken, bald nackt wie ein Kämpfer der Arena, an den man keinen Löwen verschwendet, weil man ihn mit Hyänen todthetzen kann. Ich und eine Frau — zum Kammerdiener habe ichs nicht gebracht — die kennen mich. Spiegelfechterei ist Alles, und habe ich einmal in einem Augenblick, wie jetzt eben, den Spiegel zerschlagen, so kaufe ich mir für mein letztes Geld sofort einen anderen.

Schau die schöne Parade! Da kann mir kein vom Weibe Geborener hereinkommen. Dieser Anschlag — ich bewundere die Eleganz desselben; diese Finte — Niemand kann wissen, was ich will; dieser Hieb — es dröhnt das Weltall. Zu meinen Füßen verendet der Drache, und ich klatsche mir Beifall. Wenn ich mir aber in die müden Augen sehe, falle ich zurück auf irgend ein Lotterbett: Spiegelfechterei!

Es gibt Leute, die den Spiegel nie zerschlagen und allzeit ihre Freude an ihm haben. Mit einem Leitartikel glauben sie Samen zu säen, mit einem Buche glauben sie die Welt zu erlösen. Ich gönne ihnen das Vergnü-

Fälschen lehrte! Wir hatten nur die einfachsten Werkzeuge und die primitivste Methode. Mit einem Federmesserchen wurden die ungünstigen Zahlen ausgekratzt und durch besser entsprechende ersetzt. Nachdem der Vater das Zeugniß unterschrieben, wurde die alte Fassung wieder hergestellt, was auch, da ja das Papier solcher Staatsdokumente glücklicherweise ziemlich dick ist, in den meisten Fällen ohne Entdeckung geschah. Noch heute bin ich unmoralisch genug, um mich über jede unentdeckte Lüge und über jede solchermaßen gelungene Fälschung recht herzlich zu freuen. Wurde man freilich bei einem solchen Doppelverbrechen ertappt, dann — ja davon schweigt die Geschichte.

Aus diesen Bekenntnissen, die mit mir noch viele Tausende zu machen haben, mag sich Jeder und Jede, namentlich jeder Vater seine Moral ziehen.

Ich finde es begreiflich, daß ein Lehrer mit einer Schaar böser Buben nicht leicht fertig werden kann, ohne gelegentlich mit dem Bakel dazwischen zu fahren, die Schläge der Mütter erheben sich glücklicherweise selten über das Niveau der Liebesschläge; Mütter, die wirklich weh tun, sind Anomalien. Wenn du aber Vater bist und kannst nicht so körperlich züchtigen, daß auf das Gewitter und das Einschlagen sofort der Regenbogen folgt, dann verschwöre den Stock, er wird in deiner Hand zum Lügenweiser deines Kindes.

„Wer lügt, der stiehlt, der sengt, der brennt, der wird bei Zeit an Galge ghenkt.“ Was das Letzte anbelangt, so kann mir das immer noch passiren. Mit den Zwischenstationen aber bin ich verschont geblieben. Habe ich in Amerika auch noch einigemal aus Not gelogen, so ist, seitdem ich ein freier Mann geworden bin, das Lügen für mich vollständig zwecklos geworden und darum nicht mehr vorhanden. Wer eine Ueberzeugung gewonnen hat, wer den Stolz kennen gelernt hat, den einzig berechtigten Stolz, Vertreter eines Culturstrebens zu sein, wird nicht mehr aus Not lügen; noch viel weniger aber wird Angst vor Strafe Denjenigen zur Verdrehung der Wahrheit bestimmen, der keine Hölle fürchtet und keinen Himmel hofft.

Spiegelfechterei.

Ich bildete mir ein, als es vor vielen Jahren wieder einmal Frühling wurde, ich sei bestimmt, ein Kämpfer zu sein für die Unterdrückten, und ich spürte schon das warme Blut herunterrieseln aus den Wunden, die mir noch gar nicht geschlagen waren. Ach, sterbend alle Speere ins Herz drücken, welche die Freiheit eines Volkes bedrohen, von eines starken und schönen Weibes Lippen geküßt, den letzten Seufzer der scheidenden Erdenpracht widmen und dann fortleben im Gedächtniß dankbarer Generationen — es schien mir begehrenswerter als junge Liebe und alter Wein.

Es muß ein Schalksgott sein, der uns solche Empfindungen in den jugendlichen Busen pflanzt, der uns narrt mit der Zukunft, auf daß wir die Gegenwart nicht genießen.

Ich habe seither eingesehen, daß ich nur ein Spiegelfechter bin. Vor dem Spiegel meiner Eitelkeit tanze ich scheinfechtend auf und ab, bald im wuchtigen Panzer und den prahlerischen Beinschienen, unter denen bescheiden die dünnen Waden stecken, bald nackt wie ein Kämpfer der Arena, an den man keinen Löwen verschwendet, weil man ihn mit Hyänen todthetzen kann. Ich und eine Frau — zum Kammerdiener habe ichs nicht gebracht — die kennen mich. Spiegelfechterei ist Alles, und habe ich einmal in einem Augenblick, wie jetzt eben, den Spiegel zerschlagen, so kaufe ich mir für mein letztes Geld sofort einen anderen.

Schau die schöne Parade! Da kann mir kein vom Weibe Geborener hereinkommen. Dieser Anschlag — ich bewundere die Eleganz desselben; diese Finte — Niemand kann wissen, was ich will; dieser Hieb — es dröhnt das Weltall. Zu meinen Füßen verendet der Drache, und ich klatsche mir Beifall. Wenn ich mir aber in die müden Augen sehe, falle ich zurück auf irgend ein Lotterbett: Spiegelfechterei!

Es gibt Leute, die den Spiegel nie zerschlagen und allzeit ihre Freude an ihm haben. Mit einem Leitartikel glauben sie Samen zu säen, mit einem Buche glauben sie die Welt zu erlösen. Ich gönne ihnen das Vergnü-

gen, und ich klage die Natur an, daß sie mich nicht so gemacht hat, daß ich auch zufrieden sein kann.

Aber ich zerschlage manchmal den Spiegel und stelle mich auf Gnad und Ungnade vor jedem Schlechten blos, und das gibt mir die Berechtigung, euch zu warnen, ihr Sklaven des Daseins, ihr Fellahs der Pyramiden-Cultur unsrer Zeit: Hütet euch vor selbstgefälligen und mit sich selber zufriedenen Spiegelfechtern!

Die größte Lüge ist das Mitleid. Das Mitleid gibt nur Almosen, um sich selber Dankopfer zu bringen. Das Mitleid ist die Tugend der Zufriedenen, eine Gabe, eine Träne; das Mitleid wird zum Zorn, man bestraft die unnötige Grausamkeit des Ochsentreibers, aber man kann doch nichts dafür, daß die Ochsen von der allweisen Weltordnung dazu bestimmt sind, zu ziehen oder gemästet und aufgefressen zu werden. Das Mitleid geht nicht vorbei an dem Geschlagenen wie der Priester und der Levit, es träufelt Balsam in seine Wunden und weint über ihn und sich, aber es überläßt den Nächsten, der des Weges daher kommt, immer wieder den Räubern, deren Handwerk geheiligt ist durch Tradition, Gesetz, Religion, Staat, oder wie die Vogelscheuchen der Autorität benamst werden mögen.

Ich sage euch, ihr Unterdrückten, hütet euch vor den Mitleidigen! ich sage es euch in meinen besten Stunden: Hütet euch auch vor mir, wenn ich Mitleid singe oder sage! Ich bilde mir ein, unter den Zelten der Nomaden zu wohnen, aber es ist nicht wahr, ich esse mit an dem Tisch, den der zufriedene Bürger gedeckt hat, und wo es auf Einen mehr oder weniger nicht ankommt. Und wie dem Spötter, so wird der Wein des Abendmahles, den ich mit den Reichen trinke, mir selber zum Gericht.

Ich habe einen Prediger New Yorks in den Zeitungen hoch preisen hören, weil er in die Hütten der Armen und Elenden, in die Schlupfwinkel des Lasters geht, um Sonntags seinen Millionären von der Kanzel herab die Gräuel zu schildern, welche das Capital schafft, und — Mitleid zu predigen. In zornigem Mitleid donnert er auf die reichen Sünder herab, daß sie sich ducken wie Schulbuben, wenn der Lehrer den Bakel in die Hand nimmt. Aber der Lehrer vergißt es nie, daß er von seiner Zuchtrute leben muß, und daß ihm der Wurst-Tribut fällig ist, wenn ein Schwein geschlachtet wird. Und wenn sich die reichen Sünder geduckt und ihre moralischen Prügel in Empfang genommen haben, schütteln sie sich und sprechen lächelnd zu einander: Heut hat er uns wieder einmal ordentlich den Standpunkt klar gemacht. So grinsten die alten Tyrannen, wenn ihnen

der Hofnarr eine unangenehme Wahrheit gesagt hatte, und besannen sich, ob sie ihm eine Durchpeitschung oder einen extra Becher Wein angedeihen lassen sollten.

O ihr Arbeiter, ihr ewig Betrognen, überlasset das Durchpeitschen solcher Spiegelfechter nicht den Tyrannen, besorgt es selber! Schlimmer als der Herr ist der Professor des Herrenrechtes, der die Schamlosigkeit hat, an euer Mitleid zu appelliren.

Es war einmal ein Dichter, der in seinem Alter sehr einsam wurde, weil ihn die Götzen der öffentlichen Meinung anekelten, er heißt Herwegh, und er hat den Arbeitern keine führende Genossen, keine Parlaments-Vertretung, keine neue Moral und Gesetzgebung angeraten, er hat ihnen nur gesagt: Verlaßt euch auf eure eigne Macht. Ich, der ich dies schreibe, habe keine Macht; denn was ich schaffe, wird nicht verlangt, es ist wie der Witz, der im Gehirn des Feiglings eine verlorene Ahnung der Tapferkeit erregt, es ist manchmal wie ein Thautropfen, der ungesucht und unerbetet auf die Lippe eines Dürstenden fällt. Ihr aber habt die Macht, weil ihr etwas schafft, was man haben muß, um die ganze gottverfluchte Maschinerie im Gang zu erhalten. Ihr seid nicht blos solidarisch Etwas, wie euch die „Führer" vormachen wollen, die in ihrer Ernährung durch euch einer schäbigen Aristokratie sich erfreuen: ihr seid als Einzelne dazu berufen, die Sache des Einzelnen zur Geltung zu bringen. Vor jedem kühnen, zielbewußten Verbrecher zittert jeder denkende Schleichdieb!

Ich habe den Spiegel zerschlagen und genug gesagt; ich will nur ein Evangelium anführen aus dem Buch, das euern religiösen Brüdern als Offenbarung gilt. Als die Israeliten in Aegypten Sklavendienste tun und die Pyramiden der Cultur bauen mußten wie ihr jetzt, begab es sich, daß das Herz eines Mannes gegen die Ungerechtigkeit ergrimmte und — so schreibt die „Heilige Schrift":

> Zu den Zeiten, da Mose war groß worden, ging er aus zu seinen Brüdern, und sahe ihre last, und ward gewahr, daß ein Egypter schlug seiner Brüder, der Ebräischen, einen.
>
> Und er wandte sich hin und her und da er sahe, daß kein Mensch da war, erschlug er den Egypter, und bescharrete ihn in den Sand.

Wißt ihr die Moral von der Geschichte? Moses war kein Spiegelfechter.

Das letzte Ideal.

Ich habe einmal einen Mann gekannt, dem wurde die von Kindheit auf geübte süße Gewohnheit des Kirchgangs auf einmal lästig; er hatte nämlich ein paar lustige Brüder gefunden, welche am Sonntag Morgen ihre Frühmesse in der Kneipe abhielten, und es kam ihm viel ergötzlicher vor, einen halben Dollar dem Frühschoppen zu opfern als einen Nickel dem Klingelbeutel. Anfänglich tat es ihm noch im Stillen weh, wenn man sich bei den Gelagen über die „Kaffern" lustig machte, welche die schöne Zeit in der Kirche versitzen; aber nachdem er einige Bücher gelesen, welche ihm die lustigen Brüder geliehen hatten, fühlte er festen Grund unter den Füßen und sprach mit — wie ein Alter. Ingersoll lieferte ihm die Witze über die Bibel, Corvin die saftigen Pfaffengeschichten und für wissenschaftliche Gespräche diente ihm als Spicker Büchners „Kraft und Stoff". Im Uebrigen aber lief er als derselbe bornirte Kerl ins Wirtshaus, als welcher er in die Kirche gelaufen war. Er machte sich mit seiner Freidenkerei in den neuen Umgangskreisen noch viel wichtiger als früher mit seiner Frömmigkeit unter den Frommen, lachte wie von jeher über die dümmsten Witze aus vollem Halse und belächelte den Humor, und sein Butterbrot war ihm viel wichtiger als die Not seines Nebenmenschen. — Das ist die Sorte, welche mir den Geschmack an dem Freidenkertum verdorben hat, wie einst das patriotische Saufen der Burschenschaft meinem Freund Heinrich Heine die schwarzrotgoldnen Farben zum Ekel gemacht haben. Das ist die Sorte, welcher es eine erwünschte Bequemlichkeit ist, kein Gewissen mehr haben zu müssen, weil sie dann mit größerer Gemütsruhe „Politik treiben", ihre Mitmenschen unterdrücken und ausbeuten können. Das ist die Sorte, welche den Pfaffen den berechtigten Stoff zur Satire liefert, weil sie, wenn es mit dem Frühschöppeln Matthäi am letzten ist, in der Todesangst an die Märchen der Kindheit sich anklammern und denselben Priester an ihr Sterbebett holen lassen, dem sie vorher die Fenster eingeworfen haben.

Einst traf ich einen jungen Mann, der zum erstenmal in einer socialistischen Versammlung das universale Recht der Arbeit hatte predigen hören. Der Vorhang vor der Zukunft war ihm mit einem Male gehoben, sein Mund überströmte von den guten Vorsätzen, die man um so leichter fassen kann, da es zu ihrer Ausführung der Mithilfe einiger Millionen anderer Menschen bedarf, und sein Antlitz glühte von dem schönen Enthusiasmus des ehrlichen Proselyten einer neuen Religion. Er vertiefte sich auch mit religiösem Eifer in die Schriften von Lassalle und Marx und hörte mit unendlicher Geduld die Reden der socialdemokratischen Agitatoren an, die mit den Pfaffen das gemeinsam haben, daß sie immer dasselbe sagen. Aber er war jung und mutig. Nach jeder Orgie der socialdemokratischen Langweilerei summte es ihm durch den Kopf: Der Worte sind genug gewechselt!

Da ließ ihn der Anarchismus Taten ahnen. Sturz der Tyrannei mit allen Mitteln! Aufopferung des Einzelnen zum Wole Aller! Nicht alle können Winckelriede sein, welche der Freiheit eine Gasse brechen, aber Jeder kann einen Feind mit sich ins Grab reißen — das macht den Boden wunderbar fett, aus welchem das emancipirte Proletariat seine Früchte der Freiheit zieht. Aber er war weit vom Schauplatz der Taten; die Freiheitsdeklamationen langweilten ihn, sie kamen ihm vor wie Kriegslieder, welche die Festungssoldaten singen, während ihre Kameraden im Felde sich herumschlagen. Aber die Tat kam, die Bombe fiel und verbreitete ungeheuren Schrecken unter Tyrannen und — Sklaven. Das Ideal, dem er zugejubelt, wurde am Galgen degradirt; noch hielt ihn der wütende Schmerz aufrecht und das Bewußtsein der Internationalität dieses Gefühles. Aber das Bewußtsein einer für den Augenblick — und auf wie lange hinaus? — verlorenen Sache zu dienen, nagte an ihm, die Unannehmlichkeiten, welchen man durch die Vertretung einer solchen Sache im gesellschaftlichen, im geschäftlichen und schließlich im ehelichen Leben ausgesetzt ist, wurden ihm drückend, das ewige Rebelliren wurde ihm unbequem.

Da warf ihm der Zufall (ein höherer Frühschoppenbruder) den Nietzsche und den Stirner in den Weg. Er las — sein Busen klopft höher, sein Auge wird helle.

Fort mit den Idealen! fort mit den Pflichten! Die Welt ist für mich da, und ich muß mir sie erobern. Ich baue mir auf festem Land ein Haus; was gehen mich Die an, die auf dem Wasser schwimmen oder im

Sumpfe wohnen?! Keine Steuern, keine Zölle, auch keine der Freiheit und keine dem Begriff Menschheit, „die sich ja doch Niemand vorstellen kann“! Kein Mitleid, kein Enthusiasmus. Das ist das Freieste! jauchzte der Jüngling, der aber unterdessen schon ins ehrsame Bürgeralter hineingewachsen war, das ist das Freieste! — und das Billigste! flüstert in ihm das Tier.

Ein tiefer Frieden lagert über meinem also Befreiten, eine absolute Selbstzufriedenheit versöhnt ihn mit allen seinen Transaktionen, selbst wenn sie nicht ganz reinlicher Natur sein sollten. Wie ein Gott lächelt er über das Jammern der Leidenden — wenn ein Gott sich für die Menschheit aufopfert, so kann dabei höchstens der Schwindel der christlichen Religion herauskommen. Götter sind dazu da, die Sterblichen zu genießen. Götter sind wie Göthe, der sich in seiner Audienzstube im Vorderhaus als Dichter und Geheimrat anstaunen ließ, während er in den Negligee-Stunden seinen Christianen das Hinterpförtchen des Gartens öffnete.

Ewiger Frieden, ruhige, naturgemäße Entwickelung! Man erinnert sich, in der Naturgeschichte gelesen zu haben, daß es einer Vorbereitung von unzähligen Jahrtausenden bedurfte, ein organisches Wesen zu schaffen. Erdrevolutionen haben nichts beschleunigt, im Gegenteil sie haben die Entwickelung immer zurückgeworfen. Also man bleibe ihm mit Revolutionen in der menschlichen Gesellschaft vom Halse, dafern sich dieselben nicht vernunftgemäß, auf ein gegebenes Programm und so wie sie es ihm vorgeschrieben, vollziehen. Vor allen Dingen schone man das Blut, es ist der kostbarste Saft, nur Sklaven schlagen ihre Herren todt, vor dem „freien Manne“ erzittere nicht!

Das ist eine Sonnenhöhe, auf der ich auch gern stehen möchte, wenn sich nur nicht dort nach und nach auch das Gesindel eindrängt hätte, welches aus Feigheit und Gewinnsucht der Propaganda der Tat die ethische Berechtigung abspricht!

Die ehemaligen Humanisten waren schon ganz so schlau; als sie zur Beteiligung am offenen Kampf gegen Rom aufgefordert wurden, und als der wüste Lärm der Bauern-Rebellion in ihr Ohr drang, da schlugen sie ein freidenkerisches Kreuz und riefen aus: was wollt ihr denn von uns? Wir sind ja Humanisten! Wenn Er aber, unser entwickelter Bruder, seine Faulheit, seine verbrecherische Gleichgiltigkeit dem allgemeinen Elend gegenüber nicht bloß entschuldigen, sondern sogar prahlerisch rechtfertigen will, so sagt er: Sie sollten doch wissen, daß ich ein Individualist bin!

Eigentümlich, die Individualisten, welche sich Freundschaft, Liebe, revolutionären Sturm, Ehre und Alles, was wir uns so früher vorgepredigt haben, so zergliedern und chemisch zerlegen, bis ihnen nichts mehr davon übrig bleibt, haben aber doch noch ein Ideal behalten — den Egoismus; und ich habe Menschen kennen gelernt, die in dem praktischen Hinstreben an dieses Ideal Bedeutendes leisten. Nichts interessirt sie, nichts regt sie an, nichts rührt sie, nichts begeistert sie, was sich nicht auf ihre Person bezieht; nur über ihr eignes Glück können sie weinen. Ich meine aber, daß ich unter ganz gewöhnlichen Daseinskaffern, welche nicht einmal das Wort Individualismus kennen, dieselbe Gesinnung in Blüte gefunden habe.

Jedes Ideal bedingt und schafft sich eine gewisse Moral, also auch der Egoismus. Es läßt sich ungefähr in dem Gebot ausdrücken: „Der Mensch soll sich den Umständen fügen." Ein Narr war der Verfasser von Onkel Benjamin, daß er am liebsten in den Zelten der Geschlagenen wohnte, „da er es ja doch besser haben konnte". Setze dich an den Tisch des reichen Mannes und schlage deine Harfe so laut, daß auch der Lazarus vor der Türe an ihren Klängen sich erfreuen kann. Narren waren unsere Gemordeten in Chicago, daß sie nicht bei dem Geldpöbel um Gnade bettelten und dadurch ihr ganzes Bestreben zum Verbrechen stempelten. Mir ist aber solche Narrheit lieber als Selbstschändung; als alter Student halte ich etwas auf Comment. Hier sehe ich das verächtliche Lächeln meiner individualistischen Beobachter über meine Rückständigkeit. Mich aber will es bedünken, als ob die Moral: „Der Gewalt gegenüber ist die Ehrlichkeit eine Sünde", ein Geschlecht heranziehen würde, dem die Heuchelei zur Ehrensache werden müßte und das im Schatten der Tyrannei sich schließlich behaglich fühlen würde.

Ich hatte einmal ein Capitel von Nietzsche gelesen, in welchem „Jenseits von Gut und Böse" die Leidenschaft der Rache wie ein toller Hund todtgeschlagen wird. Ich fand das sehr vernünftig, übermenschlich, meinetwegen göttlich. Da sah ich zwei Kinder des Lumpenproletariats in einem Abfallfaß nach nahrhaften Brocken wühlen, hier in unsrer guten Stadt Detroit, wo das Vorhandensein der Armut noch ein Geheimniß, wenn auch ein öffentliches ist; meine Göttlichkeit war zum Teufel, und der tolle Hund wurde in mir lebendig.

Mit einem wehmütigen Bekenntniß meiner traurigen Lage will ich schließen. Wie mir die Christen am Christentum, die Socialdemokraten

am Socialismus, die Anarchisten am Anarchismus die Freude verleidet haben, so gehts mir jetzt auch mit den Individualisten. Ich höre mit gläubigen Ohren die Versprechungen der theoretischen oder wissenschaftlichen oder vernünftigen Anarchisten, zu welchen ich meine Freunde Tucker, Mackay und Schumm zähle, ich nehme an, daß ihre Theorie der Entwertung der jetzigen Werte — vorab das dreimal gottverfluchte Geld — praktischer Ausführung entgegen sieht (ich habe mir zwar nicht die Mühe gegeben, dieses meinem innersten Wesen zuwidere Thema zu studiren, aber da viel Dümmere als ich damit Staat machen, wird wohl auch keine ewige Weltweisheit drinstecken), aber ich frage mit hunderttausend Elenden: Wann soll denn eigentlich der Anfang gemacht werden? Dann, wann die Herrschenden einsehen, daß sie doch nur Barrikaden gegen ihren eignen Sonnenschein bauen, würde wohl die Antwort lauten. Das ist aber gerade so dumm, als wenn man in der Erziehung des Menschengeschlechtes die Wollust ignoriren würde. Die Wollust des Herrschens und des Unterdrückens fragt nicht darnach, ob sie zum eignen Nutzen arbeitet; sie ist da, unerbittlich grausam für die Oberen wie für die Unteren, und sie wird immer da sein, nicht verstohlen, wie es sich für eine Schändlichkeit ziemt, sondern offen triumphirend; so lange man ihr nicht alle Köpfe abhackt und die Gift blutenden Wunden mit Feuer trocken legt.

Nieder mit den Idealen! Gut, nieder aber auch mit dem letzten Ideal, dem Egoismus! Ich für meine Person will mir den kindlichen Glauben bewahren, daß man draufschlagen muß, wo man Unrecht sieht, ohne Besinnen, ohne Ueberlegung, töricht wie ein Kind und ein Held. Denn

Setzen wir nicht das Leben ein,
Nie wird uns das Leben gewonnen sein.



Die Mäcenaten.

Ich habe Berthold Auerbach nie leiden können. Als Mensch beehrte er seine dichtenden Zeitgenossen mit einer überschwänglichen Bewunderung, die ihm die Grobheit gesunder Naturen, wie Gottfried Keller, zuzog; als Schriftsteller ist er mir mit seiner süßlichen, reformjüdischen Freidenkerei und seinen unmöglichen Klugschwätzern von Bauern zuwider. Aber einer gewissen Rührung konnte ich mich doch nicht erwehren, als ich in den Erinnerungen von Eduard Hanslick Folgendes über Auerbach las: „Unter den gelesensten, beliebtesten Autoren stand er obenan in Deutschland; die Liebe des Publikums äußerte sich aber sehr platonisch. Er hat nie die geringste Liebesgabe erhalten von seinen zahlreichen Verehrern. „Wie hätte es mich gefreut, würde meine Verherrlichung der Rheingegend („das Landhaus am Rhein") einen dortigen Leser angeregt haben, mir ein paar Flaschen guten Rheinweines zu schicken. Und von meinen „Verehrern" in Amerika erhalte ich Hunderte von Bettelbriefen um ein Autograph, aber nie auch nur eine einzige Havanna-Cigarre." Es ist wahr, Auerbach war weltberühmt und weltbeliebt, aber bei welchen Leuten? Bei denen der Sorte, die wir hier mit Vorliebe die „Prominenten" nennen, bei den „Stralesel" ein patenter Ausdruck, den wir unserem Detroiter Dichter Fritze Rolshoven verdanken, der übrigens selber der größte Stralesel des Jahrhunderts ist. Diese Leute sprechen mit großem Enthusiasmus von den Schriftstellern der Mode und lesen auch die Bücher, wenn sie in deutsch-amerikanischen Zeitschriften nachgedruckt werden oder in den Leihbibliotheken und städtischen Bibliotheken zu haben sind. Sie kaufen nur, wenn es der „Anstand" absolut verlangt. Sie reden, je nach ihrer Tonart, von dem göttlichen Dichter, der ihre eigenen feinsten Gefühle so prachtvoll zum Ausdruck bringt oder von dem verfluchten Kerl — wie er nur das Zeug so zusammendenkt! Aber es ist ihnen höchst gleichgiltig, ob der göttliche Dichter oder verfluchte Kerl etwas zu beißen hat oder nicht. Sie schlürfen mit doppeltem Genuß ihren Rheinwein, wenn Jemand die poetische

Verherrlichung desselben vorträgt, und lassen den Dichter mit klingenden Gläsern hochleben; und wie köstlich schmeckt die Cigarre nach dem Diner, wenn Reminiscenzen aus einem großen Humoristen die Unterhaltung würzen! Aber keiner denkt daran, daß vielleicht der Sänger der Lieder irgendwo in einer schäbigen Kneipe sich Grobheiten machen lassen muß, weil er seinen Schnaps nicht bezahlen kann, oder daß der Humorist, der nur in seinen Büchern lacht, mit blutlosen Lippen an einer Krankheit darnieder liegt, für welche der Arzt nahrhafte Speisen und guten alten Wein verschreibt.—Ich glaube noch eher, daß die feinen Jungfräulein nicht abgeneigt wären, dem Dichter, den sie in ihren Liebesbriefen citiren, auch ab und zu einen Kuß zukommen zu lassen. Aber dann — was für ruppige Kerle sind sehr häufig diese Poeten! und Küsse sind kein Wein und keine Havanna-Cigarren.

Es darf nicht viel kosten — das ist das letzte, nein das höchste Ideal der Stralesel und Prominenten. Als gebildeter Mann darf man sich Alles erlauben: Patriotismus und Cosmopolitismus, ja sogar so ein Bischen Anarchismus macht sich manchmal ganz wunderschön; Tyrannenhaß, Anerkennung der Bestrebungen der Arbeiter — „ich versichere Sie, meine Herren, der Mann mit der schwieligen Hand trägt die Garantie der besseren Zukunft in sich"; nur darf das Alles nicht viel kosten. Auch geziemt es sich, daß das Schwärmen für Ideale seine Zeit habe. In den ernsten Geschäften des Lebens muß die höhere Stimme schweigen; wenn der Mensch als Raubtier auf den Profit ausgeht, dann komme man ihm ja nicht in den Weg mit unbequemen Mahnungen an die Ideale, die zur Sonntagsreligion gehören! Sofort wird für ihn der Agitator, der Dichter, der vorurteilsfreie Held zu einem Störenfried, Demagogen, „hergelaufenen" Kerl, der sich selber nicht helfen kann, der sich ärgert, wenn es Andern gut geht, und sich in Sachen mischt, die ihn nichts angehen. Wahrhaftig, der märkische Junker, der seinen letzten Taler für ein Schillerdenkmal hergab: — „Klimbimm für Dichter, armes Luder, Hungerleider, konnte nicht umhin etc." ist ein Charakter diesen edeln Seelen gegenüber, welche die Fähigkeit haben, Alles zu verstehen und zu genießen, bei denen aber Alles nichts kosten soll.

Der arme Auerbach! es ist ein großes Unglück, mit seinen Leistungen, welche die Herzen erfreuen und erheben sollen, nicht auch dieselben Herzen zu Aeußerungen der Liebe und Güte angeregt zu haben; nach einem Autograph von dir schreiben sie an dich über Land und Meer, und sie legten nicht einmal das Porto bei — ich sehe die christliche, jüdische oder freiden-

kerische Straleselin, wie sie mit beringten Händen das Album vorlegt: „Dieses ist ein Autograph des berühmten Schriftstellers Berthold Auerbach, das er uns selbst gewidmet hat“ — ich kenne einen Deutschen in Amerika, der nur ein journalistischer Freischärler ist, aber mit dem Wein, den er auf das Wol der Freundschaft getrunken hat, könnte man einen Klosterkeller füllen, mit den Küssen, die er sich erschrieben hat, könnte er einen ganzen Jahresschub des Fegfeuers entsündigen, mit den Gänsen und Pasteten — doch ich will den Herren Collegen den Mund nicht wässrig machen. Auerbach muß also doch wol nicht mit dem richtigen Publikum in Fühlung gekommen sein, es muß also doch noch Menschen geben, die keine Prominenten und Stralesel sind und doch das Schöne genießen und verstehen.

Ich lobe mir und werd ihn immer preisen den Mann, der aus dem Vollen geben kann und gern gibt, aber — als ich einmal zufällig im Gefängniß saß, brachte mir die Schweizer Rose, ein altes Mütterchen, das vor vielen Jahren um ihr Geld beschwindelt worden war und jetzt vom Bettel lebte, ein paar große, schöne Orangen — das sind doch die besten Mäcenaten!



Ein amerikanisches Nachtbild.

Im wolerleuchteten und durchwärmten Corridor eines Hotels saßen auf einem Sopha zwei Männer, die Zeitung lesend. Die Nacht draußen war kalt, man sah es den Gästen an, die durch die Doppeltüren hereineilten. Man sah es auch dem Individuum an, das mit scheuen Schritten, gleichsam seitwärts sich hereinschlängelte und, mit den Blicken eines Gejagten um sich spähend, die Hände über der aus dem Register aufsteigenden Wärme ausbreitete. Dieses Individuum hatte einen Rock an, der vorn über der Brust nicht zusammenging und daher die Fetzen eines ehemaligen Hemdes und die haarige Brust teilweise freiließ. Dafür waren die Hosen zu lang und bedeckten mit ausgefransten Enden die mit Bast zusammengebundenen Schuhe. Dieses Individuum, das augenscheinlich in der Winternacht kein warmes Lager wußte, das ehrlich zitterte vor Frost und Entbehrung, wandte sich an einen der lesenden Männer: Say, friend, could you — No, go away. Ich sage Ihnen, Herr, ich habe den ganzen Tag noch nichts gegessen und habe kein Geld für ein Nachtlager. Macht, daß Ihr fortkommt, keinen Cent sollt Ihr haben. In diesem Augenblick erhob der andre Zeitungsleser die Stimme: Komm her, hier sind 15 Cents. Der Tramp oder Bum oder Hobo, oder wie man so ein Individuum nennen mag, bedankte sich und verschwand mit einer Geschwindigkeit, die man dem Hereinschleichenden nicht zugetraut hätte.

Das war töricht, sagte der erste Zeitungsleser. Was denken Sie, daß er mit dem Geld tun wird?

Er wird wahrscheinlich in eine feine Restauration gehen und sich Krametsvögel und Champagner zulegen.

Er wird sich Schnaps kaufen.

Möglich, ich an seiner Stelle würde es auch tun.

Das heißt also ein Vagabundentum unterstützen, das nichts anders sein will als Vagabundentum!

Ich bin überzeugt, daß es für den Mann, der eben hinaus ging, keine Rettung mehr, keine aufsteigende Linie mehr gibt; im Sommer trampt er durch das Land und fährt auf Frachtzügen spazieren, im Winter hängt

er um die niedrigen Kneipen herum, hat nicht einmal Verstand genug, von einem Tag auf den andern zu sorgen, und nur den einen Ehrgeiz, ab und zu so viel Alkohol zu erlisten, daß es zu einem Freiheit und süßes Vergessen in sich tragenden Rausche langt. Wolsituirte Leute, welche von einer solchen Lebensweise hören, fühlen immer eine geheime Angst, daß so ein Kerl am Ende das bessere Teil erwählt habe, daß er ihnen über sei. Wenn sie nur wüßten, wie viel Umsicht und Schlauheit so ein Bum aufwenden muß, um einen einzigen ruhigen Augenblick zu genießen. Trotzdem er im Grunde genommen Niemandem Schaden zufügt, ist er wie ein gehetztes Wild, das in den Hof des Bauern geraten ist; jedermanns Hand ist wider ihn. Nein, er hat wahrhaftig keinen Vorteil und keine Behaglichkeit von seinem Müßiggang; Sie haben selber gesehen, wie das Individuum vorhin vor Frost zitterte, wie in seinen Zügen der Hunger wühlte, der schmerzt und der Durst, der wahnsinnig macht. — Ein solcher Mensch wird auch stehlen, wenn er Gelegenheit dazu bekommt, warum denn nicht, er ist ja so wie so zum Outcast gestempelt, und wenn er sechs Monate Gefängniß erhält, so fühlt er sich nicht erniedrigt, er fühlt blos schmerzlich die Beschneidung dessen, was selbst als Zerrbild der Freiheit den Menschen teuer ist.

Also: Je schneller man diese Sorte verhungern und erfrieren läßt, desto besser ist es; kein Mensch wird sie vermissen.

Bei diesen Worten seines Gegners umzog etwas wie Verachtung die Lippen des Mannes, der den Obolus gegeben hatte: Sie verleugnen Ihre großstädtische Erfahrung. Sie wissen so gut wie ich, daß die Millionäre, die Polizei, der Staat ohne die „Bums" gar nicht existiren könnten. Die Diamanten der fashionablen Braut sammt dem Salair des Geistlichen, der sie traut, werden aus den Schnäpsen bezahlt, für die unsre Ausgestoßenen das Geld zusammenbetteln und zusammenstehlen. Indessen, um bei der Sache zu bleiben: Angenommen es verlöre Niemand etwas dabei, wenn unsre sämmtlichen Straßen-Existenzen in einer Nacht erfrören und verhungerten, so gibt es doch mir kein Wolgefühl, dazu beigetragen zu haben. Es ist mir im Gegenteil ein angenehmer Gedanke, wenn ich mir sagen darf: Heute habe ich dafür gesorgt, daß einer dieser Ueberflüssigen nicht zu erfrieren braucht. Wenn mich einer anbettelt, so denke ich mir: Wie viel Schmach muß auf dich gehäuft worden sein, ehe du zu dieser Selbsterniedrigung dich bequemtest! Und selbst wenn die zehn Cents, die ich ihm gebe, für mich einen kleinen Verlust bedeuten, für ihn bedeuten sie, wenn auch nur auf einige Minuten, das Glück. Ich habe auch schon Nein

gesagt wie Sie; aber wenn ich mir auch einredete, weise und staatsökonomisch gehandelt zu haben, ich hatte doch stundenlang nachher das Gefühl, als ob ich mich vor mir selber schämen müßte. Wenn ich aber gebe, so bleibt das Stück Sonnenschein, das über die Züge meines Schnapsbruders huscht, in meinem Innern haften, und ich habe die unbezweifelte Gewißheit, daß ich wenigstens zu etwas gut bin auf der Welt.

Der Mann, der nichts gegeben hatte, war etwas rot im Gesicht geworden, er ärgerte sich augenscheinlich über die Haltlosigkeit des Andern, aber er sprach doch in ruhigem Tone: Wenn Alle so dächten und handelten wie Sie, so würde die Classe der Faulen, der Straßenbummler, der Säufer bis ins Unendliche wachsen, ja das gewöhnliche Volk würde es für einen Unsinn halten, zu arbeiten, da man ja auch ohne das leben und schlafen und betrunken sein kann. In unsrer Republik braucht kein Mensch, der es ernst meint, müßig zu gehen. Sollte je ein Arbeiter vom Unglück verfolgt werden, so haben wir die Woltätigkeitsanstalten. Wer bettelt, ist ein Tagedieb, und ich würde mich schämen, einen Dieb zu unterstützen. Jeder Cent, den ich auf der Straße weggeben würde, wäre ein Raub an meinen Kindern. Außerdem geben sogar die Socialisten zu, daß solche Privatwoltätigkeit nur schadet. Wozu haben wir unsere Polizei und unsre Kirchen?

Der Mann, der etwas gegeben hatte, war aufgestanden, er war auch rot geworden im Gesicht. Lieber Herr, sagte er in einem erhöhten Tone, so daß auch einzelne Umstehende den Schluß der Controverse hörten, Sie suchen nach Gründen der Weisheit und der Wolanständigkeit, um Ihre angeborene Niedertracht zu entschuldigen. Sie würden wohl daran tun, Ihre innere Meinung so vorsichtig zu verbergen wie Ihren Geldbeutel. Sehen Sie, das Almosen-Geben — so nennt man es ja wohl in Eurer Sprache — ist für mich nicht nur an und für sich eine Woltat, sondern auch ein Blitzableiter, ein Ventil meines Zorns. Wenn ich nämlich das Bedürfniß fühle, so einem Menschen wie Sie einen Tritt vor den Hintern zu versetzen, so sage ich mir, daß ich mich einer uncivilisirten Handlung schuldig machen würde; da gehe ich lieber auf die Straße und versöhne mich mit der Menschheit, indem ich einem Tramp ein Geldstück in die schmierige Hand lege.

Das Gespräch war zu Ende. Nicht weit von dem Hotel in einer Basement-Kneipe hockte das Individuum, ein großes Schnapsglas in der Hand, an einem höllisch geheizten Ofen. Wie ein Seliger lächelte es vor sich hin, es hatte sich mit den 15 Cents das Paradies erkauft.

„Und das Glück des Beglückten fülle dein Leben!"

Einst traf Aspasia, die hehre, goldlockige Freundin des Perikles, mit der schönbusigen Phryne zusammen. Die hohe Frau verschmähte es nicht, mit der Priesterin des Sinnengenusses ein Gespräch anzuknüpfen, denn sie selber stammte aus den, freieren Sitten als das Mutterland huldigenden, Colonien und hatte schon mancherlei erlebt, ehe Perikles in dem schönen Körper den schönen, ihm ebenbürtigen Geist entdeckte. Indessen konnte sie es doch nicht unterlassen, nach Art hochstehender Personen und nach Art aller Menschen, welche über die Jugend-Torheiten hinaus sind, ein klein wenig die Moral-Richterin zu spielen.

Hast du dich niemals darnach gesehnt, fragte Aspasia, einem Manne, der dir Alles ist, Alles zu sein? Jedem Mann, antwortete verschmitzt lächelnd Phryne, der mir Alles ist, bin ich Alles. Aspasia zog ein wenig die olympischen Brauen zusammen. So meine ich es nicht, ich frage: Fühlst du nicht das Entwürdigende, das trotz der Rosen, womit dich das Leben überschüttet, darin liegt, Jedem zu Gefallen zu leben? Siehe, mich hat Perikles zu einer Leuchte des Volkes gemacht, und mein Atem haucht ihm Mut zu großen Taten ein. Was in unsrer Seele die Sorge um Götter und Menschen an Raum übrig läßt, das füllt unsre Liebe aus, und ich würde es für eine Entwürdigung meiner selbst halten, Anderen die Schönheiten meines Leibes zu enthüllen.

Und doch, warf Phryne ein, enthüllst du Vielen die Schönheiten deiner Seele! Ich will mich nicht dir gleich stellen, aber du hast geringschätzig von mir gesprochen, darum will ich dir auch meine Meinung sagen, ich, die Hetäre, der Gattin des Perikles. Der Gattin? Hast du nicht das Weib des Perikles, das ihm vor den Göttern angetraute, die Mutter seiner Kinder, zum öden Wittwensitz verdammt? Ich habe schon tausend Männer beglückt, aber ich habe keinem den Herd vereinsamt und die Laren des Hauses gekränkt. Ich habe keine Klugheit zu verschenken, aber mich liebte der jugendfeurige Alkibiades und der in Weisheit ergraute Sokrates. Sie

lieben mich Alle, die Freien, die Kühnen, die Gesunden, wie sie die Welle lieben, die sie umbuhlt, die Luft, die sie umfächelt, das Licht, das sie umstralt. Unfruchtbar blieb Here, aber mit meinesgleichen zeugte der Olympier Helden. Ich lebe in ewiger Lust, ich kenne keine Reue, ich lebe in ewigem Rausch, denn um neuen Most zu bergen, leert man rasch den alten Schlauch. Ich kenne nur ein Glück, das des Beglückens, und du willst mir es zum Vorwurf machen, daß ich Viele glücklich mache, während du, geizig und eitel, nur in Einem dich bespiegelst? Eine Frevlerin wäre ich, wollt ich den Leib, den mir die Götter gegeben, nicht Jedem gönnen, der mir Liebe erweckt im leicht erreglichen Busen. Nur Liebe kann ich geben und will ich geben, solang mir die Parze der Jugend Faden spinnt, und ich bin stolz in dem Gefühl, daß meine Liebe nicht zur schwarzen Sorge wird, nein, daß sie Jeden, den ich umarme, mit Wonne erfüllt, und sei es nur auf eine Stunde. Deine Staatspläne mögen groß sein, dein Name mag rühmend genannt werden von den Sängern, die Hellas' Ruhm singen; aber Vieles ist dir mißglückt, und Vieles wird dir mißglücken, und Tausende verschmachten in dem Stralenkranz, der dich und deinen Perikles umgibt. Mich aber singt jeder Vogel, in jeder Blume blü'e ich mit, die des Menschen Auge erquickt, und doch bin ich, die Hetäre, den Göttern näher als du; denn nur wer Viele beglückt, ist den Unsterblichen vergleichbar.

Schweigend, nachdenklich wandte sich Aspasia. Phryne aber, Antlitz und Busen mit Purpur übergossen, stürzende Tränen im Auge, warf sich einem Fremdling ans Herz, der des Weges daher kam.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Pest schwang ihre schwarzen Schwingen über Athen. Einsam, sterbend lag Perikles in säulengetragener Halle. Da schleppte sich Phryne herein, noch die Rosen im Haar, aber selber schon vom tödtlichen Fieber durchschüttert, und reichte ihm den letzten Labetrunk.

Aspasia war auf ihr Landgut entflohen. Später heiratete sie einen rohen Gemeinde-Krakehler, den Gerber Kleon.



Die Himmelfahrt Mariä.

Das ist die einzige kirchliche Offenbarung, an die ich glaube. Ich habe es ja selber gesehen, aber es war ganz anders als wie die Maler es malen. Es war an einem Frühlingsmorgen am Rhein. Aus weißen, wogenden Nebelhüllen schwebte sie im Glorienschein hervor, ihr Antlitz war wie das der Geliebten und der Mutter zugleich, lauter Liebe, wie Gewänder fielen die Nebel von ihr ab, nackt leuchtete der herrliche Leib im blauen Aether. Und ich warf mich auf die Kniee und betete zu diesen Augen, zu diesen Brüsten, zu diesen Armen, daß sie mich emporzögen. Aber ein Schatten von Wehmut flog über ihr Angesicht, weißliches Gewölk umzog die göttliche Gestalt bis über die rosigen Fußzehen, und so verschwand sie wie eine Wolke — höher hinauf. Ich habe seither diese himmlische Maria in manchem irdischen Weibe vergebens gesucht.

Es ist fatal, daß diese einzige Tatsache der christlichen Heilsgeschichte, die mir imponirt, in der hl. Schrift mit keinem Worte erwähnt ist. Die Lehrer der katholischen Kirche haben sich wie immer zu helfen gewußt. Sie griffen ins alte Testament, und der hl. Alfons von Liguori, dessen Bildniß in meinem Luginsland angeklebt ist, beschreibt die Geschichte nach der Paderborner Zeitung „Leo“ also: Als Christus in den Himmel zurückgekehrt war, ließen ihm die Engel keine Ruhe mit seufzenden Gesängen: „Erhebe dich, Herr! zu deiner Ruhe, du und die Lade deiner Heiligung.“ Endlich merkte Christus, daß unter der „Lade“ die Mutter Maria gemeint sei, weil er einst „in ihr wohnte“. David führte die Bundeslade nach Jerusalem, also mußte „die wahre Bundeslade“, Maria, in den Himmel geholt werden. Pfui Teufel! würde ich bei diesem an alte Schachtel, wenn nicht an Schlimmeres erinnernden Vergleich ausrufen, aber der Teufel ist ein Gentleman und würde sich nie vor Ladies solcher Ausdrücke bedienen. Unser Liguori stiehlt dann freudig aus dem „Hohelied“, und macht flugs aus der braunhäutigen Geliebten des salomonischen Sängers,

welche des Nachts zu ihrem Schatz schleicht, die blonde, unbefleckte Himmelskönigin.

Man kann sich die Freude der Engel denken, als Maria im Himmel ankam. Auch Adam und Eva kamen herbeigestürzt und letztere flüsterte der Maria ins Ohr: O, du Gebenedeite! was ich mit der dummen Geschichte mit der Schlange verdorben, durch eine gute Heirat hast du wieder Alles gut gemacht. Aber das ist noch nicht Alles. Gott Vater begrüßte sie als seine Braut, der Sohn als seine Mutter, der heilige Geist als seine Braut, was allerdings wieder ein verzwicktes Verwandtschaftsverhältniß abgibt, die Engel verkündeten sie als Himmelskönigin; der gute Joseph aber stand dabei und wußte nicht, wie ihm geschah.

Und mir gehts ebenso, wenn ich mich an der Poesie des kirchlichen Mariencultus erbauen soll. Heilige Maria, die ich gesehen an jenem Frühlingsmorgen am Rhein, bitt für mich!



Auf dem Weg nach Sauk City.

I.

Auch so kann mans gemütlich nennen. Der Regen fällt und umschließt uns wie ein Schleier, die Tropfen stürmen nicht wie bei einem Gewitter stürmisch in den See, sondern setzen mit ruhiger Kraft ein, als ob sie sagen wollten: heute bleiben wir mal dabei, und drüben auf der Picnic-Insel kann man sich die methodistischen Schwestern und Brüder vorstellen, wie sie dem Herrn, der über Regen und Sonnenschein gebietet, Gesichter machen. Da kann man ja wohl einmal eine harmlose Geschichte erzählen, die sich auch bei schlechtem Wetter abspielte und nicht einmal eine Moral ergab.

Es war damals nicht so mir nichts dir nichts nach dem Dorado der deutschen freien Gemeinde zu kommen, nach Sauk City, wo Eduard Schröter nach kurzer Argonautenfahrt eine Heimat für sich und sein Herz gefunden hatte, selbst das Land bebaute und den lateinischen und sonstigen Bauern weit auf der Prairie herum das Evangelium der Freiheit predigte. Auf den Karten und in den ebenfalls im Interesse der Eisenbahnen zusammengestellten Städte-Verzeichnissen war Sauk nicht zu finden; durch redliches Fragen und Hörensagen aber ergab sich, daß man es von drei Punkten aus erobern konnte, von Baraboo, Madison und Mazomanie. Für mich, als vom Südosten kommend, galt es, das letztere zu finden. Mazomanie (sprich Meesomeeni) lag nämlich selber als Station an einem halbvergessenen einspurigen Seitenstrang, von welchem man in der Hauptoffice in Chicago oder Milwaukee kaum eine Idee hatte.

Nichtsdestoweniger stand ich an einem stockdunkeln November-Abend, bis ans Herz durchfroren, vom Instinkt geführt, denn da man dort überhaupt nie Jemand erwartete, gab es auch keine Laterne auf dem Depot,

vor der dichtverhüllten (nicht der Spionage sondern der Witterung wegen) Türe, hinter welcher mein alter Mecklenburger Freund Wirtschaft hielt, weniger weil in jenem öden Nest das Bedürfniß dafür vorhanden gewesen wäre, als weil er auf seine alten Tage nichts anderes zu tun wußte. Leise und knapp schlüpft ich hinein, um dem grimmen Windwolf nicht mehr als einen Hauch zu erlauben, und fand, wie ich es erwartet: zwar nicht auf die Postille aber auf den „Freidenker" (damals noch „Biron und Bruckers Sonntagsblatt") gebückt, zur Seite des wärmenden Ofens im ledernen Lehnstuhl entschlummert den Alten. Den auf dem Boden gespreiteten reinlichen Sand hatte noch kein Fußtritt gestört, die Schwarzwälder Uhr tickte, die Laubfrösche auf dem Sims neben den Brezeln sahen mich starr an; die Kanarienvögel aber in einem halb Dutzend Käfigen fingen zu jubeln an, der unförmige Bauschan hinter dem Ofen stieß einen kurzen Ton aus, der so was wie Costumer! bedeuten sollte, und der Alte erwachte.

Ich war nur einmal in diesem Hause gewesen, allerdings damals, als ich, von jenem wunderbaren Frühlingsfest in Sauk zurückkehrend, in mir die Kraft fühlte, die Menschheit zu erobern, aber ich wußte, daß man mich wie einen Sohn empfangen würde. Welche Behendigkeit der alte Mann entwickelte, nachdem die scharfen Aeuglein in dem roten Gesicht einmal mich „ausgemacht" hatten, welch einen Lärm er in diesem Friedensasyl erweckte! Ein Tritt dirigirte den Hund hinter dem Ofen vor zu einem unfreiwilligen Freudengeheul, die Katze sprang aus irgend einer Dunkelheit mit einem Satz auf den Schanktisch, die Kanarienvögel zeterten drauf los, und der Alte rannte immer zwischen dem Bierkrahn und der Hintertür hin und her und rief mit der Stentorstimme des ehemaligen Schiffers nach der Alten. Die aber hatte schon was erspäht durchs weißverhangene Küchenfenster und mußte sich doch erst en beten uptakeln, und als sie kam, fiel sie mir um den Hals und lachte und weinte; sie hatte ja auch zwei Söhne in der weiten Welt draußen, und ich hatte ihr die Herzensfreude angetan, den einen zu besuchen, und nun wollten sie ja beide freien, und man kennt die Deerns nicht, sind ja wol all rechtschaffen, aber wenn die Jungs erst mal heiraten, haben sie ja nimmer viel übrig für die Eltern..... Hier wurde der Alte ungeduldig und schickte sie wieder in die Küche, denn — verhungern und verdursten soll er bei uns nicht.

Und nun folgte das wichtige Punktum der Getränke, auf das ich einigermaßen vorbereitet war. Wat nu dat Beer is, do kann ick jii nich

dortau raten, dat hew ick jo woll Sündag ansteckt, awer do hew ick noch so en poor Boddel Win — — Ne lat man Vadder, wehrte ich mit einem gelinden Schaudern im Herzen ab, ich habe in der letzten Zeit zu viel Wein trinken müssen in den großen Städten, ich habe aber bei dem Wetter eine wahre Sehnsucht nach so einem Ollen Kloren, Ihr habt doch das letztemal so was gehabt in der Flasche mit dem Amsterdamer Siegel. Da hätte man erst dies Gesicht leuchten sehen sollen. Un dat sallst du hewwen, min Jong! Aber erst mußte er in die Küche laufen, um der Ollen von meinem fein entwickelten Gedächtniß für etwas Gutes zu berichten. Und dann saßen wir um die frische, dicke Flasche, und ich mußte Würste essen, wie sie mir die kühnste Phantasie nicht vorgespiegelt hätte, und die mir doch gut schmeckten, und der Alte erzählte mir zum zweitenmal, wie er in den Stürmen der Ostsee lieber an den Deuwel als an den lieben Gott geglaubt und hier auf seine alten Tage in Herrn Schröter und jetzt auch in mir den Mann gefunden habe, den er für seine Religion brauche, und die Mutter flüsterte mir ins andre Ohr, daß er manchmal eins über den Durst trinke, aber sonst eine gute Seele sei, und wir tranken und ich sang ihnen Studentenlieder vor, das Lied vom Grovsmidt und von Adam und Eva im Paradies und las sogar (o Arroganz!) ein Stück aus Fritz Reuter vor; aber sie schwuren, ich spreche besser Plattdeutsch wie ihr oller Pfaff daheim, was immerhin ein zweifelhaftes Compliment gewesen sein mag.

Und die Stunde verrann; nur ein Stück ihrer Wärme senkte sich mir für immer ins Herz. Als ich wieder des Weges gefahren kam, waren die beiden Alten todt.

Draußen schien der Wind auf mich gewartet zu haben. Ein Schneesturm, wie er nie schöner über die Prärien Wisconsins gefahren ist, schlug den Pferden, die uns an den Wisconsin River ziehen sollten und dem Kutscher und mir ins Gesicht. Ich lachte, denn für mich war das heimatliches Wetter. Als mir aber der Kutscher, für dessen innere Erwärmung ich auch gesorgt hatte, sagte, daß die eine, ältere der Damen, die im Rücksitz des Wagens verborgen waren, bald aussteigen und mir Platz machen würde, und ein Streiflicht unsrer Laterne mir die vierte Insassin als ein Geschöpf mit rosigen Wangen und blitzenden Augen verraten hatte, da tanzten vor mir in den Schneeflocken liebliche Erwartungen, und mir wars so warm, so warm, daß ich der ganzen kalten, armen Welt meinen Mantel hätte schenken mögen.

II.

Als ich damals vor Jahresfrist die Strecke zwischen Sauk City und Mazomanie im Wagen zurücklegte, war es ein prachtvoller Frühlingstag, die Lerchen begleiteten uns wie eine singende Ehrengarde, und selbst der ewig kritische und krittelnde Fritz Schütz wußte nichts Gescheidteres zu tun, als mitzusingen — so gut ers konnte; heute tanzten die Bäume in verschwommenen Umrissen wie Erlkönigs Töchter im Sturm, und der Sturm pfiff sein Lied, und die weißen Flockenvögel rasten in geschlossener Masse „mir grad ins Angesicht". Das war eine Nachtfahrt, wo die Menschen sich gern eng aneinander schließen; und es kann es mir Niemand verdenken, daß ich weder an den Vortrag dachte, den ich am Sonntag vor dem äußerst kritischen Publikum von Sauk City halten sollte, noch an meine hohe „Mission" überhaupt, sondern ausschließlich an das Ewig-Weibliche hinter mir. Ich befürchte, daß ich mich heute noch nicht auf einen höheren Standpunkt schwingen würde, trotzdem zwanzig Jahre über meinen schuldigen Scheitel gerauscht sind.

Des Kutschers Wort war gut. Nach etwa einer Viertelstunde hielt das Gefährt, und ein riesiges Kleiderbündel, welches die alte Frau bedeutete, wurde nach einem Pförtchen befördert, wo die Laterne schon wartete. Jetzt war der Augenblick zum Umsteigen gekommen. Noch besann ich mich auf das einleitende Wort, ohne welches der Deutsche keine Tat tut, da ertönte es aus dem Dunkel hinter mir — ach! die Mädchen von Sauk sprechen alle ein so liebes, schönes Deutsch: „Wollen Sie nicht hier hinten Platz nehmen? Man ist doch etwas geschützt." „Gewiß! natürlich!" stammelte ich freudig erregt und kletterte schleunigst über die Lehne. Im selben Augenblick aber schwang sich die junge Dame auf den Vordersitz und zwar mit den Worten: „Ich sitze nämlich lieber vornen."

Der Amerikaner sagt: "You could have knocked me down with a feather". So eine Gemeinheit war mir denn doch noch nicht passirt. Die Gedanken wirbelten in meinem Kopfe: War ich denn irgendwie aufdringlich gewesen? Selbst wenn sie meine Gedanken hätte lesen können, sie waren nicht weiter gekommen als bis zu dem unbestimmten woltuenden Gefühl vereinigter tierischer Wärme. War ihr mein Gesicht beim Laternenschein so abschreckend häßlich vorgekommen oder so gottsträflich dumm? Das war doch eine unprovocirte, abscheuliche Beleidigung, gegen welche auch nur mit einem Wort sich zu verteidigen, die eigene Würde verbot! Schade, daß wir nicht in ein recht tiefes Schneeloch umkippten,

ich hätte die Schändliche mit gräßlicher Wollust langsam an den Beinen herausgezogen. — Der Wagenlenker hatte über das neue Arrangement nichts zu sagen, und fort gings wieder mit aufschnaubenden Pferden dem Sturm entgegen.

Und wie ich so in ohnmächtiger Wut, die mich nicht wie das andere innere Feuer zu erwärmen vermochte, da hockte und auch noch erbärmlich zu frieren anfing, bemerkte ich, daß die Umrisse der beiden Gestalten vor mir einander immer näher rückten, bis schließlich jeder hellere Schein zwischen ihnen verschwunden war und sie nur noch einen einzigen Klumpen bildeten, und ich fühlte am Gang der Pferde, daß der Kutscher ihnen die Zügel gelassen, und ich vernahm jene Laute, die auch beim heimlichsten Küssen sich nicht ganz unterdrücken lassen, und aus abgerissenen Worten, die an mir vorbeiflogen, entnahm ich, daß es sich hier um ein Liebespaar handelte, das ganze acht Tage nicht zusammengewesen war. Da breitete sich ein großer Frieden über meine Seele, und ich verzieh Alles, weil ich Alles verstand, ich bezahlte auch den heißen Schnaps bei der kurzen Rast an der Waldschenke. Leider verdarb das Mädel wieder Alles durch die Frage, wie ich mich denn „eigentlich" da hinten amüsire. Das war mir zu boshaft, von dem Augenblick an existirte sie nicht mehr für mich.

III.

Das Klappern der Hufe auf der Wisconsin-Brücke weckte mich aus einem ungemütlichen Halbschlummer, die spärlichen Lichter von Sauk City tauchten auf, und da stand auch schon Eduard Schröter an der Grenze des Weichbildes mit seinen Paladinen, die Schneeflocken schimmerten im Bart und die Augen in dem lieben, verwetterten Gesicht. Schnell ein Willkommen-Trunk, dann den Fußpfad am dunkel strömenden Fluß entlang, und zwischen den zwei Pappeln, dem Wahrzeichen des Schröter'schen Tusculum, schloß mich sein Eheweib Elise an den breiten, vollen Busen, der neben dem eigenen so viel Freud und Leid Andrer mitfühlen mußte, und grüßte mich mit mütterlichem Kusse. Ich hatte den Weg gefunden, ich war daheim.

Schröters Gastzimmer war eine Cottage-Dachstube, in welcher sich unter allerlei Urväterhausrat auch diejenigen Bücher befanden, die in dem nicht allzugeräumigen Bücherschrank des unteren Stockwerkes keinen Raum fanden, Reminiscenzen der theologischen Zeit, Schulbücher, Horaz, Tacitus, Homer, Sophokles etc., von teuerem Jugendschweiße schwer,

Bücher, die man kaum mehr in die Hand nimmt und bei deren Fehlen man sofort eine unbehagliche Lücke verspüren würde. — Ich glaube, es geht ähnlich mit der classischen Erziehung, man kann sie nicht gebrauchen, und sie liegt verstaubt in einem Winkel des Gedächtnisses, aber ihr stiller Einfluß ist da, und man möchte sie so wenig missen wie die Erinnerung an das Walten der Mutter über dem Liebesleben des Kindes.

Als ob mich wieder Mutterliebe umfinge, so war mir's zu Mut, als ich in dem Bett mich heimisch machte, das Mutter Schröter mit Federkissen und Plumeaus zu einem wahren Wintertrotz aufgebauscht hatte, und als ich mit den Füßen einen mit heißem Wasser gefüllten Krug empfand, strömte mir ein Wolgefühl zum Herzen, wie ich es nicht mehr gekannt, seit ich Columbias trügerischen Strand betreten.

Da lag ich also zum zweitenmal in dem Bett, in welchem fast alle Vertreter des freien Gedankens, welche Sauk City besucht hatten, geruht: Lübeking, der treueste Freund L. Feuerbachs, der anarchistische Cyniker Henrich v. Ende mit dem kindlich enthusiastischen Herzen, für welchen es eine Erlösung gewesen wäre, wenn er Nietz'sche kennen gelernt hätte, Gerhard Rohlfs, der das Wiederfinden seines ehemaligen Hauslehrers zu seinen schönsten Entdeckungen zählte, der traurige Ludwig Büchner (insofern als traurig in die Bedeutung „Andre traurig machend" gezwungen wird), Schünemann-Pott mit dem scharfen S, das als Schluß-S, sagenhaft sausend, Pausen ausfüllend, das Herz mit einem nichts-durchbohrenden Gefühle ausfüllte, und dem egoistischen Durste, Bodenstedt, der Kladderadatsch seiner Poesie mit dem Nachtgebet für die Gattin und die christlich germanische Carriere ihres Sohnes, Fritz Hecker und Franz Sigel, beide als Badische auf Hörweite erkennbar, der eine ein Bramarbas, der andre eine bescheidene Tüchtigkeit, die zum Dank für geleistete Dienste vom Schicksal zu allen möglichen harmlosen Windbeuteleien aufgeblasen wurde und wird, Christian Schröder, ehemaliger rheinhessischer Pfarrer, heute noch Sprecher der bescheidenen freien Gemeinde von Painesville, Wis., gesund auf seine alten Tage, weil zugleich Bauer mit Leib und Seele, viele dii minorum gentium, endlich der große und lange Karl Heinzen und sein kleiner kurzer Nachfolger (von Gottes Gnaden wie der König von Preußen, der sich die Krone selbst aufs Haupt setzte) Carl Hermann Boppe. Das Gastbett war etwas kurz gebaut, ich erwog also im Einschlafen, wie puppenwohl C. H. Boppe sich darin gefühlt haben mochte, arrangirte meine Beine so gut es ging und erinnerte mich noch, wie Heinzen erzählt

hatte, daß er auf dem Kopfende der Bettstelle in der „Ank“ und am andren Ende in den Kniekehlen gehangen, und schlief ein, als ob ich nie wieder ein Abenteuer erleben sollte.

Hier könnte ich nun, nach dem berühmten Vorbilde Gottfried Kellers, einen merkwürdigen Traum einschalten, ich begnüge mich aber mit der Tatsache, daß ich im Morgengrauen aufwachte, kalt wie ein Eiszapfen, naß bis ans Herz hinan; ein regelmäßiges Tropfen erschallte unter dem Bett, und eine niedliche kleine Schleif=(Schlitter=)Bahn bildete sich ins Zimmer hinein. Ich leugne nicht, daß eine dunkle schreckliche Erinnerung aus grauer Kinderzeit mich „einen Herzschlag lang“ durchzuckte; aber es handelte sich einfach um einen pflichtvergessenen Kork, der seinen Krug verlassen hatte, es war eben doch keine deutsche Bettflasche, an deren glänzende Zinn=Solidität mit Gewinde=Schluß ich seither mit Ehrerbietung denke.

Philemon und Baucis dieses gastfreundlichen Hauses waren nicht zu erhaben für ein herzliches Lachen über mein Mißgeschick, indem sie mir zugleich, er mit einem Angesetzten von allerlei Coulören und sie mit ihrem stärksten Kaffee auf den inneren Menschen rückten.

War das Frühstück halb vorüber, erhob sich Schröter mit der kleinen Ansprache: „Elise, hier hast du ihn nun, du wolltest wissen, was draußen in der Welt vorgeht, du wolltest ihm selber Herz und Nieren prüfen, hiermit überlasse ich ihn dir auf Gnad und Ungnad.“ Und bald darauf hörten wir ihn draußen in Scheune und Stall rumoren, wie er mit Pathos der Kuh ein freudiges Benehmen und dem fetten Gaul, der sein Lebtag kein Gallöpli angeschlagen, Ruhe und Charakterfestigkeit einredete. Es war aber nicht so schlimm mit dem Examen, das die Frau Elise anstellte; was sie interessirte, war meine Familie, und da ich über dieses Thema mein' Tag' nicht viel zu sagen wußte, so war ich froh, sie mit einem Bild meiner Frau, das dieselbe als sanften, langlockigen Engel gab, einigermaßen zu befriedigen. Abends als ich den Sauk Citiern meinen jungen Enthusiasmus vorpredigte und mich abermals daheim fühlte im jetzt weißen und sonst so grünen Wisconsintal, stand Frau Elise, mit ihren wie vom Abendschein der Jugend rot übergossenen, vollen Wangen selber wie ein Rembrandtscher Engel, unter dem Chor der Frauen und Mädchen und leitete mit ihrem Sopran die Lieder von der Freiheit, die wir meinen.

Bücher, die man kaum mehr in die Hand nimmt und bei deren Fehlen man sofort eine unbehagliche Lücke verspüren würde. — Ich glaube, es geht ähnlich mit der classischen Erziehung, man kann sie nicht gebrauchen, und sie liegt verstaubt in einem Winkel des Gedächtnisses, aber ihr stiller Einfluß ist da, und man möchte sie so wenig missen wie die Erinnerung an das Walten der Mutter über dem Liebesleben des Kindes.

Als ob mich wieder Mutterliebe umfinge, so war mir's zu Mut, als ich in dem Bett mich heimisch machte, das Mutter Schröter mit Federkissen und Plumeaus zu einem wahren Wintertrotz aufgebauscht hatte, und als ich mit den Füßen einen mit heißem Wasser gefüllten Krug empfand, strömte mir ein Wolgefühl zum Herzen, wie ich es nicht mehr gekannt, seit ich Columbias trügerischen Strand betreten.

Da lag ich also zum zweitenmal in dem Bett, in welchem fast alle Vertreter des freien Gedankens, welche Sauk City besucht hatten, geruht: Lübeking, der treueste Freund L. Feuerbachs, der anarchistische Cyniker Henrich v. Ende mit dem kindlich enthusiastischen Herzen, für welchen es eine Erlösung gewesen wäre, wenn er Nietz'sche kennen gelernt hätte, Gerhard Rohlfs, der das Wiederfinden seines ehemaligen Hauslehrers zu seinen schönsten Entdeckungen zählte, der traurige Ludwig Büchner (insofern als traurig in die Bedeutung „Andre traurig machend“ gezwungen wird), Schünemann-Pott mit dem scharfen S, das als Schluß-S, sagenhaft sausend, Pausen ausfüllend, das Herz mit einem nichts-durchbohrenden Gefühle ausfüllte, und dem egoistischen Durste, Bodenstedt, der Kladderadatsch seiner Poesie mit dem Nachtgebet für die Gattin und die christlich germanische Carriere ihres Sohnes, Fritz Hecker und Franz Sigel, beide als Badische auf Hörweite erkennbar, der eine ein Bramarbas, der andre eine bescheidene Tüchtigkeit, die zum Dank für geleistete Dienste vom Schicksal zu allen möglichen harmlosen Windbeuteleien aufgeblasen wurde und wird, Christian Schröder, ehemaliger rheinhessischer Pfarrer, heute noch Sprecher der bescheidenen freien Gemeinde von Painesville, Wis., gesund auf seine alten Tage, weil zugleich Bauer mit Leib und Seele, viele dii minorum gentium, endlich der große und lange Karl Heinzen und sein kleiner kurzer Nachfolger (von Gottes Gnaden wie der König von Preußen, der sich die Krone selbst aufs Haupt setzte) Carl Hermann Boppe. Das Gastbett war etwas kurz gebaut, ich erwog also im Einschlafen, wie puppenwohl C. H. Boppe sich darin gefühlt haben mochte, arrangirte meine Beine so gut es ging und erinnerte mich noch, wie Heinzen erzählt

hatte, daß er auf dem Kopfende der Bettstelle in der „Ank“ und am andren Ende in den Kniekehlen gehangen, und schlief ein, als ob ich nie wieder ein Abenteuer erleben sollte.

Hier könnte ich nun, nach dem berühmten Vorbilde Gottfried Kellers, einen merkwürdigen Traum einschalten, ich begnüge mich aber mit der Tatsache, daß ich im Morgengrauen aufwachte, kalt wie ein Eiszapfen, naß bis ans Herz hinan; ein regelmäßiges Tropfen erschallte unter dem Bett, und eine niedliche kleine Schleif-(Schlitter-)Bahn bildete sich ins Zimmer hinein. Ich leugne nicht, daß eine dunkle schreckliche Erinnerung aus grauer Kinderzeit mich „einen Herzschlag lang“ durchzuckte; aber es handelte sich einfach um einen pflichtvergessenen Kork, der seinen Krug verlassen hatte, es war eben doch keine deutsche Bettflasche, an deren glänzende Zinn-Solidität mit Gewinde-Schluß ich seither mit Ehrerbietung denke.

Philemon und Baucis dieses gastfreundlichen Hauses waren nicht zu erhaben für ein herzliches Lachen über mein Mißgeschick, indem sie mir zugleich, er mit einem Angesetzten von allerlei Coulören und sie mit ihrem stärksten Kaffee auf den inneren Menschen rückten.

War das Frühstück halb vorüber, erhob sich Schröter mit der kleinen Ansprache: „Elise, hier hast du ihn nun, du wolltest wissen, was draußen in der Welt vorgeht, du wolltest ihm selber Herz und Nieren prüfen, hiermit überlasse ich ihn dir auf Gnad und Ungnad.“ Und bald darauf hörten wir ihn draußen in Scheune und Stall rumoren, wie er mit Pathos der Kuh ein freudiges Benehmen und dem fetten Gaul, der sein Lebtag kein Gallöpli angeschlagen, Ruhe und Charakterfestigkeit einredete. Es war aber nicht so schlimm mit dem Examen, das die Frau Elise anstellte; was sie interessirte, war meine Familie, und da ich über dieses Thema mein' Tag' nicht viel zu sagen wußte, so war ich froh, sie mit einem Bild meiner Frau, das dieselbe als sanften, langlockigen Engel gab, einigermaßen zu befriedigen. Abends als ich den Sauk Citiern meinen jungen Enthusiasmus vorpredigte und mich abermals daheim fühlte im jetzt weißen und sonst so grünen Wisconsintal, stand Frau Elise, mit ihren wie vom Abendschein der Jugend rot übergossenen, vollen Wangen selber wie ein Rembrandtscher Engel, unter dem Chor der Frauen und Mädchen und leitete mit ihrem Sopran die Lieder von der Freiheit, die wir meinen.

Ein unwiederholter Augenblick.

Endlich einmal ein Sturm! — Es ist nicht wahr, daß auf dem Schiffe die Menschen sich mehr zu einander hingezogen fühlen, daß einen die schlechteste Gesellschaft human anregt; mir sind die Menschen auf dem Schiff genau ein solches Gift und Opperment gewesen wie auf irgend einem Berggipfel, in irgend einer Felsschlucht, wo man mit dem Urgeist allein Zwiesprach halten wollte. Und im Gebirge können doch die Beine einen weg tragen, hier aber kannst du dem faden Geschwätz gar nicht entfliehen dieser Pygmäen, die sich geberden, als ob der Ocean nur dazu da sei, ihnen eine billige und bequeme Reise und die nötige Freßgier zu verschaffen. Anders wäre es mit einer Gesellschaft, wie man sie sich wünscht, oder mit der Gebieterin seines Herzens — aber dieses Glück ist mir nie zu teil geworden.

Endlich ein Sturm! Das Gesindel ist verschwunden, jammert, betet, flucht, erbricht sich in den Kajüten. Nur Seeleute auf Deck, die zur Staffage gehören wie die Knappen zum Bergwerk, und davorn an der Ballustrade ein flatterndes Gewand. Ich arbeite mich zu ihr hin und stehe neben ihr, dicht unter ihrer Hand klammert sich die meine an eine Eisenstange. Die Wogen kommen gezogen wie lebendig gewordene, auf Raub anstürmende Berge. Nein, nicht auf Raub, auf Vernichtung. Ich verstehe, bis in's Mark erschaubernd, die Sprache des Oceans. Habt ihr das Land geknechtet, nicht knechtet ihr das Meer! Du glaubst, ich sei in meinem Zorne, es ist aber nur der Mutwille und ich spiele mit Euch. Noch ein paar Schläge meiner Pranken, rechts, links, und mein Spielzeug kracht zusammen, versinkt. Oder ich schleudere euer Machwerk auf ein Riff, das auf keiner Seekarte verzeichnet steht, oder ich versenke es, und das ist ein köstlicher Spaß, wie in einem Trichter, oder ich rufe meinen Bruder, das Feuer, und stecke mir eine Fackel an. Bin ich eure Brücke? Bin ich euer Lastträger? Bin ich der Sklave eures Ringes, genannt Wissenschaft? Also spricht das Meer.

Aber ich, der ich so der Sprache des Oceans lausche, ich bin keiner von Denen, die herrschen und beherrschen wollen, nicht einmal die Erde, ich

liebe das Wilde und die Freiheit, der man zujauchzt, selbst wenn sie einen zerschmettert. Darum ergreift mich nicht bleiche Furcht, sondern die Wollust des Verständnisses des Großen, der Harmonie in der Zerstörung, und bei jedem Schlage, den der Allgewaltige führt, möchte ich aufjauchzen.

Und mit der neben mir Stehenden verknüpft mich ein geheimer Strom des unerklärten Feuers. Wie sie dasteht, von hoher Gestalt, aus dem eng anliegenden Gewand Hüften und Brüste kräftig hervortretend, die großen grauen Augen mit den schwarzen Brauen darüber immer gradaus in's Wetter hinein, die Wangen gerötet wie beim Tanz — da sieht sie auch mich, und dieselben Gedanken und Gefühle durchbrausen unsre Seelen. Da kommt wieder so ein Ungetüm, tiefgrün aus schwarzer Wolkenwand, die silberne Helmzier mutwillig über sich in die Luft schleudernd. Und wie sie uns bedeckt, begräbt, ist es, als ob wir schon als befreite Meermenschen in grüner Tiefe vereinigt wären. Nur das Wort will mir nicht über die Lippen, und vergebens heischt die sehnende Seele von dem gebannten Körper die fordernde Bewegung. Einmal streifte ihr Blick die so nah bei einander festgeklammerten Hände und ein Lächeln glitt über die vollen roten Lippen.

Und so stand ich und schaute in den Sturm und dann immer wieder auf die Hand, eine große, fleischige aber festgebaute Hand, eine Arbeitshand, aber ich weiß, welche Fülle der Liebe, welche Stärke des Vertrauens eine solche Hand in ihrem Drucke mitteilen kann. Da deckte ich sie mit der meinen. Eine beseligende Wärme floß durch unsre Adern. Was war das Brüllen des Orkans geworden? ein flüsternder Frühlingswind; was das Toben der Wogen? Najaden-Scherze. Alter Vater Ocean, du hast doch nicht vergessen, daß Aphrodite einst deinem Schooß entstieg?

Aber wir schauten uns nicht an und sprachen kein Wort. — Da eiste sich mit Hülfe eines Stewards ein Mann heran, so en lütt Krötending, wie Fritz Reuter gesagt hätte, aber es war i h r Mann, und sie waren auf der Hochzeitsreise. „Ums Himmels Willen Ottilie, bist du denn verrückt geworden? Du bist ja durch und durch naß! Jetzt aber nur gleich unter Dach!“.... Ich schaute unverwandt in das Chaos, aber die Hand unter der meinen war verschwunden, und die Kälte der nackten Eisenstange drang mir in's Herz. Der Gedanke fuhr mir durch den Kopf: Wenn auch alles drunter und drüber geht, im Rauchzimmer kann man aus der Flasche trinken.

Ich bin mit ihr, mit den grauen Augen nicht mehr in Berührung gekommen.

Thee-Rosen.

Mein Vater schnupfte, meiner Mutter war das ein Greuel, und ich fühle mich bei jeder dargebotenen Dose verpflichtet, den alten Philisterwitz zu repetiren: Ich danke! das ist das einzige Laster, das ich mir nicht angeschafft habe. Mutterherz — mein Rauchen war ihr eine ritterliche Passion, sie behauptete sogar, den Geruch zu lieben, trotzdem ich überzeugt bin, daß sie oft nur mit Mühe die Husten-Anfälle der kranken Brust unterdrückte.

Also Schnupfen war und ist nicht. Wenn ich aber an einer vollerblühten Theerose rieche, so kann ich zwar recht gut verstehen, warum sie den Namen führt und mir so gut wie ein Dichter alle Genüsse des Orients einbilden, aber ich bemerke zugleich einen leichten Anklang oder Anruch, wie man sagen müßte, an Lotzbeck. Ich weiß nicht, ob das Andere auch bemerkt haben, oder ob es bei mir nur mit einer Jugenderinnerung zusammenhängt.

In den unzähligen Gemächern des Mannheimer Schlosses

„Derf mer norr des Schloß betrachte,
Werren eem die Aage scheu,
's gibt doch nergends uff der Erde,
So e Weltsmillionsgebräu!"

hausten Geister der Vergangenheit; durch die unendlichen, düsteren Gänge brauste die wilde Jagd von uns Lyceumsbuben, und fluchend drückte sich der Dragoner-Unterofficier mit seinem endlich geretteten Schatz in eine spinnwebverhangene Nische. In einem der Turmgemächer aber wohnte eine feine alte Dame, ehemalige Kammerfrau einer längst verstorbenen Fürstin, treue Hüterin längst vergessener und vergrabener Geheimnisse. Sie konnte nicht mehr die Treppen hinunter kommen, denn sie hatte sich nach hohen Mustern das Podagra angewöhnt. Wer aber die kleinen Füßchen der zierlichen alten Dame auf dem buntge-

stickten Fußbänkchen postirt sah, konnte selbst an eine so aristokratisch-gemeine Krankheit nicht glauben. Den Tag über arbeitete sie an einer feinen Stickerei, die aber ach! nicht für einen galanten Höfling und heimlichen Herzensritter bestimmt war, sondern ganz gemein in einem großen Geschäft verhandelt wurde. Dafür aber hatte sie auch immer ihr Spitzgläschen Malaga zum zweiten Frühstück und etwas zu naschen für ihre einzigen Besucher, die Kinder. Des Sonntags las sie Geroks „Palmblätter“.

Ich weiß nicht mehr, wie wir mit ihr verwandt waren, aber es galt als Ehre und Belohnung, sie besuchen zu dürfen. Und so schlenderten wir wieder einmal Hand in Hand, meine Cousine und ich — zwölfjährig, Märzeveilche-Liebesglück — über den Schloßplatz mit den rot und weiß blühenden Kastanien, am alten Wachthaus vorbei in den inneren, ganz mit Gras und Moos bewachsenen Schloßhof. Und als wir das Pförtchen geöffnet an dem richtigen der stumpfen Türme, türmten sich vor uns die steinernen Stufen, jene, von längst im Schattenland wandelnden Füßen ausgehöhlten Stufen, die man in der Erinnerung küssen möchte. Nun ergibt es sich oft, daß junge Mädchen im Frühling plötzlich müde werden, oder war es, weil damals in ganz Mannheim, am Neckar und am Rhein, der jetzt verschollene Gassenhauer gepfiffen wurde, kurz mein Mädchen blickte mit einer trost- und hilflosen Miene in die Höhe und seufzte: „Ach, ich bin so müde?“ Was tut unter solchen Umständen der Knabe, der „Ivanhoe“ und viele andre Rittergeschichten gelesen hat? Er packt sich die süße Last auf und trägt sie die Treppen hinauf. — Auf jedem Treppenabsatz, wo man durch die Schießscharten auf den friedlichen Schloßhof oder auf die im Nachmittagslicht fast ebenso menschenleere Stadt hinabblicken und doch nicht gesehen werden konnte, küßten wir redlich die Zahl der Stufen ab; wir meinten, das sei so vorgeschrieben.

O, war ich stark! Ich bins noch so, manchmal im Traum. Aber es war ein süßes dickes Kind, schon sproßte ein Busen meiner keuchenden Brust entgegen, und sie hat mich weidlich schwitzen machen. Ich mußte auch erst gehörig ausschnaufen, ehe wir an der mit verschnörkeltem Eisenwerk verzierten Türe des Turmgemaches anklopften.

Die alte Dame legte ihre feinen Arme in der enganliegenden, knisternden schwarzen Seide um unsre beiden Köpfe und küßte uns auf die glühenden Stirnen. Es war ein Kuß wie ein Tautropfen der ewigen Himmelsgüte. Sie saß an einem weiten Bogenfenster, das Licht strömte

Thee-Rosen.

Mein Vater schnupfte, meiner Mutter war das ein Greuel, und ich fühle mich bei jeder dargebotenen Dose verpflichtet, den alten Philisterwitz zu repetiren: Ich danke! das ist das einzige Laster, das ich mir nicht angeschafft habe. Mutterherz — mein Rauchen war ihr eine ritterliche Passion, sie behauptete sogar, den Geruch zu lieben, trotzdem ich überzeugt bin, daß sie oft nur mit Mühe die Husten-Anfälle der kranken Brust unterdrückte.

Also Schnupfen war und ist nicht. Wenn ich aber an einer vollerblühten Theerose rieche, so kann ich zwar recht gut verstehen, warum sie den Namen führt und mir so gut wie ein Dichter alle Genüsse des Orients einbilden, aber ich bemerke zugleich einen leichten Anklang oder Anruch, wie man sagen müßte, an Lotzbeck. Ich weiß nicht, ob das Andere auch bemerkt haben, oder ob es bei mir nur mit einer Jugenderinnerung zusammenhängt.

In den unzähligen Gemächern des Mannheimer Schlosses

„Derf mer norr des Schloß betrachte,
Werren eem die Aage scheu,
's gibt doch nergends uff der Erde,
So e Weltsmillionsgebräu!"

hausten Geister der Vergangenheit; durch die unendlichen, düsteren Gänge brauste die wilde Jagd von uns Lyceumsbuben, und fluchend drückte sich der Dragoner-Unterofficier mit seinem endlich geretteten Schatz in eine spinnwebverhangene Nische. In einem der Turmgemächer aber wohnte eine feine alte Dame, ehemalige Kammerfrau einer längst verstorbenen Fürstin, treue Hüterin längst vergessener und vergrabener Geheimnisse. Sie konnte nicht mehr die Treppen hinunter kommen, denn sie hatte sich nach hohen Mustern das Podagra angewöhnt. Wer aber die kleinen Füßchen der zierlichen alten Dame auf dem buntge-

stickten Fußbänkchen postirt sah, konnte selbst an eine so aristokratisch-gemeine Krankheit nicht glauben. Den Tag über arbeitete sie an einer feinen Stickerei, die aber ach! nicht für einen galanten Höfling und heimlichen Herzensritter bestimmt war, sondern ganz gemein in einem großen Geschäft verhandelt wurde. Dafür aber hatte sie auch immer ihr Spitzgläschen Malaga zum zweiten Frühstück und etwas zu naschen für ihre einzigen Besucher, die Kinder. Des Sonntags las sie Geroks „Palmblätter".

Ich weiß nicht mehr, wie wir mit ihr verwandt waren, aber es galt als Ehre und Belohnung, sie besuchen zu dürfen. Und so schlenderten wir wieder einmal Hand in Hand, meine Cousine und ich — zwölfjährig, Märzeveilche-Liebesglück — über den Schloßplatz mit den rot und weiß blühenden Kastanien, am alten Wachthaus vorbei in den inneren, ganz mit Gras und Moos bewachsenen Schloßhof. Und als wir das Pförtchen geöffnet an dem richtigen der stumpfen Türme, türmten sich vor uns die steinernen Stufen, jene, von längst im Schattenland wandelnden Füßen ausgehöhlten Stufen, die man in der Erinnerung küssen möchte. Nun ergibt es sich oft, daß junge Mädchen im Frühling plötzlich müde werden, oder war es, weil damals in ganz Mannheim, am Neckar und am Rhein, der jetzt verschollene Gassenhauer gepfiffen wurde, kurz mein Mädchen blickte mit einer trost- und hilflosen Miene in die Höhe und seufzte: „Ach, ich bin so müde?" Was tut unter solchen Umständen der Knabe, der „Ivanhoe" und viele andre Rittergeschichten gelesen hat? Er packt sich die süße Last auf und trägt sie die Treppen hinauf. — Auf jedem Treppenabsatz, wo man durch die Schießscharten auf den friedlichen Schloßhof oder auf die im Nachmittagslicht fast ebenso menschenleere Stadt hinabblicken und doch nicht gesehen werden konnte, küßten wir redlich die Zahl der Stufen ab; wir meinten, das sei so vorgeschrieben.

O, war ich stark! Ich bins noch so, manchmal im Traum. Aber es war ein süßes dickes Kind, schon sproßte ein Busen meiner keuchenden Brust entgegen, und sie hat mich weidlich schwitzen machen. Ich mußte auch erst gehörig ausschnaufen, ehe wir an der mit verschnörkeltem Eisenwerk verzierten Türe des Turmgemaches anklopften.

Die alte Dame legte ihre feinen Arme in der enganliegenden, knisternden schwarzen Seide um unsre beiden Köpfe und küßte uns auf die glühenden Stirnen. Es war ein Kuß wie ein Tautropfen der ewigen Himmelsgüte. Sie saß an einem weiten Bogenfenster, das Licht strömte

herein über Reseden und Geranien und eine graue Katze, die behaglich blinzelnd dazwischen lag. Der herrliche Duft aber, der das Zimmer erfüllte, entströmte zumeist einer prachtvollen Theerose. Sie ist von einem guten Freund, sagte die alte Dame, und ein stolzer Schimmer stieg in ihre Augen.

Mädchen sehen immer schärfer als Knaben. Die listigen Augen meiner Cousine machten mich auf etwas aufmerksam, das ich nie gesehen hätte. Während wir über eine Kiste mit Kostbarkeiten, zu denen die alte Dame uns die Geschichten erzählte, die Köpfe gebeugt hatten, griff sie hin und wieder in das zur Seite des Lehnstuhls hängende Ridicule, ein Döschen tauchte auf, zwei weiße Finger tippten drein und näherten sich einem schnuppernden Näschen, ein leises metallisches Klick, und Alles war vorbei.

Es war schön gewesen bei der alten Dame wie immer. Wir waren auf dem Heimweg und schauten uns soviel in die Augen — wer lehrt die Sterne, sich zu grüßen? — daß wir über die Wurzeln der Kastanienbäume stolperten. Da beichtete auf einmal das „liebe lose Mädchen" und hielt mir etwas Blitzendes entgegen. „Ich hab's mitgenommen," sagte sie. Es war das Döschen, silbern außen, innen pures Gold; auf dem Deckel ein winziges Miniaturgemälde, das einen Officier darstellte in einer Uniform, wie man sie zur Zeit der heiligen Allianz trug, auf der Innenseite die Widmung eingravirt: Souvenir de Louis de P. 1815. 1862. Bei mir verjagte der heftige Schreck, ja der Abscheu vor der Freveltat im Augenblick die Liebe. Statt nach A 1 friedlich heimzuwandeln, zog ich sie mit eisernem Griff links durch den Torbogen beim Lyceum in den Schloßgarten, lautlos, auf den mir bekannten Räuberpfaden bis auf den Gockelsberg. Dort im Rondell saß sie, die Karlsruher Residenztochter, auf dem kleinen Bänkchen und gestand mir, der ich wie ein Inquisitor vor ihr stand, klagte mit Tränen in den lieben braunen Augen und in der fast versagenden Stimme: „Ich hab's ja gut gmeint, weischt, 's war nix mehr drin, und du sollscht's fülle, un mer bringe's ihr wieder." — Der Gockelsberg war das Rendezvous unsrer ehemaligen Räuberbande von der vorigen Classe, und ich hatte mich oft dort als Karl Moor gefühlt. Aber mit dieser Amalia zerschmolz ich in Tränen, und — wie erbsündlich verderbt ist doch die Jugend! — ehe wir mit gegenseitigen Tröstungen fertig waren, hatten wir die Dose ganz vergessen — sie wäre fast an der Erde zwischen den Kieseln verloren gegangen — „Hast du mich lieb?" — „In Ewigkeit?" „Du bist

mir noch einen Kuß schuldig". „Nein, du." Und lauter so dummes Zeug, für das man später dem Herrgott sein ganzes Universum schenken möchte.

Es war gar keine Kunst, meinen Vater aus seinem Tubak-Hafen, Lotzbeck, gemischt mit feinstem Pariser, zu bestehlen. Aber als ich an jenem Abend das Döschen der alten Dame füllte, kam ich mir schlimmer als ein Räuberhauptmann vor; denn die Angst der Entdeckung wühlte in mir, und die Glocken der Jesuitenkirche dröhnten: Heut kommt sie noch!

Aber sie kam nicht; wir gingen am nächsten Tag wieder zu ihr, ich, gedrückt wie ein Sünder, der nicht an die Himmelfahrt glauben kann, meine Cousine lachend und blühend wie eine Pfingstnelke. Als zukünftig „satisfaktionsfähiger Mann" war ich natürlich für offene Erklärung. Das Weib aber hatte schon zu Adams Zeiten ihre eigene Art, Gutes aus Bösem zu machen. „Ich b'sorg das schon," sagte sie, als wir — diesmal trug ich sie nicht — die Steintreppe hinaufstiegen.

Wenn ich etwas mehr hauteur in dem Benehmen der Dame und ein ganz gelindes Erstaunen über den so plötzlich wiederholten Besuch zu verspüren meinte, so ist das auf Rechnung meines schlechten Gewissens zu schreiben. Bei Weibern, Katzen, Sternen, Blumen gibt es kein schlechtes Gewissen, weil sie ihrer Sache sicher sind. Mein Mädchen riskirte einen Ausfall auf einen Lieutenant Winslow, der sich zufällig in den Schloßhof verlaufen hatte, und während wir unsere Aufmerksamkeit auf den bleichen Jüngling (man hat ihn im glorreichen Krieg nachher todtgeschossen) fixirten, practicirte sie das Döschen in das Ridicule.

Die alte Dame hatte jedenfalls in der Zwischenzeit unbeschreibliche Schmerzen ausgestanden; aber keine Miene verzog sich in ihrem Gesicht, als sie mit gewohnheitsmäßig suchender Hand das Döschen wieder entdeckte. Nur die Nasenflügel, zart wie welke Rosenblätter, zitterten einen Herzschlag länger, als sie die erste Prise nahm.

Daher kommt es, daß ich an Schnupftabak denke, wenn ich an einer Theerose rieche. Meine Cousine, das süße Kind von damals, ist jetzt selber eine dürre mittelalterliche Dame geworden; aber wenn sie auch nur ein Loth wöge, ich könnte sie doch keine Treppe mehr hinauftragen. So müssen wir uns begnügen mit dem Duft der Erinnerung: Theerosen schwimmen darin, Erdgeruch, Kastanienblüten und das Aroma eines jungen, sprossenden Menschenleibes.

Nur einmal.

Was bringt mir in sausender Novembernacht das Bild des bräunlichen Mädchens vor die Seele und den Sommertag und den grünen Wald? Schlank war sie wie die indischen Almeh's, die ich im Bilde gesehen, unentwickelt die Büste, mager die langen Arme. War sie schön? Es ist eine erbärmliche Lüge der Dichter, daß sie immer schön waren, die sie besungen. Oder ist es die innere Wahrheit, daß das immer schön ist, was man liebt? Was weiß ich überhaupt, ich habe sie ja nur einmal gesehen.

Dieser böse Regen! Er klatscht an die Fenster, er verklatscht den sterbenden Herbst, und daß es schon im Frühling mit der ganzen Herrlichkeit nicht weit her, nichts Solides gewesen sei! Aber ich habe schon oft die Erfahrung gemacht, daß wenn die Feindseligkeit sich häuft, das Herz auf einmal wieder fröhlich wird. Das kratzt und zerrt so lang, bis ein verborgener Quell herausspringt, und dann geht es einem wie dem schönheitstrunkenen Schuster, von dem Heine erzählt: Mag das Weib schimpfen und lästern, er sitzt entzückt und wandelt im Geiste mit Semiramis in den hängenden Gärten.

Ich höre das Rauschen des Wassers. Ich weiß es nicht mehr, ob es ein Fluß war oder ein See oder das Meer, und wenn ich es wüßte, würde ich es nicht sagen. Es braust mir im Ohr, es umgibt mich mit grüner Dämmerung. Aber es ragt etwas daraus hervor, bräunlich, goldbräunlich im Stral der scheidenden Sonne. Und ich möchte es fassen — winkt es nicht verheißend unter schweren, plötzlich siegreich aufgeschlagenen schwarzen Wimpern? Vergebenes Hangen und Langen ich fasse nichts als Wasser, und der Regen klatscht.

Nein, ich habe sie nicht gekannt; sommerlang irrte ich mit ihr, zwei von der Sitte Verfehmte, im grünen, heimlichen Buchenwald. Hundert Bäche flossen, und auf hundert Brücken zahlten die jungen Lippen mir

willigen Zoll. Und wo keine Brücke war, schlugen wir uns eine. Bei Tag mußten wir lachen über die neugierigen Frösche, und vor lauter Lachen küßten wir uns. Wurde es dunkel, bildeten wir uns Gespenster ein, nur daß wir uns aneinander pressen und uns die Seele austrinken konnten im Küssen. Aber ich sah nie mehr von ihr als das Bronce-Gesicht mit den verschleierten Augen, dem Streifen des noch dunkler schattirten Halses über dem hochgeschlossenen Kleid und die langen, mageren, feuchten Hände. Ich kannte sie nicht, sie stand an der Schwelle, ich küßte das W e i b, aber ich glaubte, in der Seele erzitternd, an das K i n d.

Jetzt weiß ich, wo es war. Es war auf Ithaka. Sie hatte keinen Sinn für Blumen, aber ich hatte ihr wilde Rosen in die schwarze Haar-Mähne gezwungen. Das Wasser schimmerte uns an mit jenen grüngrauen Augen, welche der Grieche „Glaukopis“ nannte. Es war keine Einladung, es war die ewige, billigste und teuerste Weisheit: Tue, was dir gefällt. Die Sonne sah uns gerade ins Gesicht, und kein Baum konnte sich spiegeln im geliebten Element; weit draußen aber schloß ein Gürtel von flüssigem Silber die Welt uns ab. Von der Höhe des Berges lief ein haushoher Grat scharfzackig ins Wasser hinein, als Promontorium die Bucht in zwei Hälften spaltend. Klettere hinüber, sagte sie, mich von sich drängend, wir wollen baden.

Als ich um den trennenden Grat geschwommen kam, stand sie auf einer Felsplatte, bis unter die Arme im Wasser. Hinter ihr schwamm ihr schwarzes Haar, tanzten die Blätter der wilden Rosen. Wie sie die Arme erhob, leuchteten sie und der Nacken wie lichtes Gold aus dem silbernen Wasser; und wie die Wellen ihre Brüstchen umspielten, war es, als ob gelbe Seerosen auf und niederschaukelten. Was das Wasser schwatzte, kicherte, klatschte, als es zwischen unseren Körpern weichen mußte, als wir, e i n m a l in Nacktheit vereint, schwankend im Schwall der Wellen, wütende Küsse der Sekunde abgewannen!?! Mir brauste ein Ocean in den Ohren, und ich fühlte nur noch das Weib.

Aber das K i n d sagte zu mir zwischen den Küssen: Laß mich los! ich fürchte mich, denn ich kann nicht schwimmen. Da antwortete ich ihr mit der Prahlerei jedes schwimmbaren Mannes, daß ich sie über die See tragen könnte. Laß mich los! sagte sie, ich schäme mich. Da preßte ich die Seerosen fester an meine Brust. Laß mich los! sagte sie, ich verachte dich. Da ließ ich, wie von einem appollinischen Pfeil

ins Herz getroffen, die Arme sinken. Der Fels wankte unter meinen Füßen. Sie gab mir einen liebkosenden Schlag vor die Brust. Der schlüpfrige Stein entglitt meinen Zehen. Noch einmal sah ich die Nymphäe aufleuchten — dann überall um mich der Wasser-Palast des Märchens, die grüne Dämmerung.

. . . . Wir gingen heimwärts durch den Wald, ohne uns zu berühren; nur als wir das Bahngeleise, den Anfang der Cultur und der Lüge sahen, fanden sich noch einmal unsre fiebernden Hände und unsre dürstenden Lippen.

Warum kommt mir in diesem schauerlichen Novemberwetter das bräunliche Mädchen zurück? Warum ist's mir, als ob wieder jener Felsenzacken spaltend meine Brust durchbohrte? Weil der Regen klatscht und weil ich das schalkhaft glucksende Geräusch des Wassers nicht vergessen kann, das zwischen zwei jungen Menschenleibern weichen mußte.



Was mir die Drehorgel erzählte.

Frühlingsregen! — Was sind alle Melodien und Harmonien, und wären sie als Laute der ewigen und einzigen Sprache aus menschlicher Seele hervorgedrungen, gegen das leise eintönige Rauschen des Frühlingsregens? Und welche Kunst malt es, wie unter dem zarten Grau das junge Gras in saftigem Grün hervorschwillt? Und welche Poesie des Menschen bringt so den Frieden und läßt zugleich die Saat der Erinnerung sprießen in versöhnendem Lichte, daß auch das Gräßliche nur wie eine Wolke erscheint, die in unmutigem tieferen Purpur erglüht?!

Die Drehorgel, die plötzlich an der Ecke ihre Weisen anhub, als ob sie auch vom Frühlingsregen geweckt worden sei wie das Jauchzen der barfüßigen und bloßköpfigen Kinder, paßte nicht so recht in die Stimmung; aber ich bin nun einmal auch für solche Klänge dankbar, und der Obolus eines Nickels brachte mir das ganze Repertoire, Arien und Tanzweisen, die unsre Großeltern entzückten, bis zu dem echt amerikanischen Gassenhauer: "After the Ball". Die Besitzer dieses „Werkels", das sich noch einer Solo-Klarinettstimme erfreute, waren ein alter blinder Mann und eine alte dicke Frau, die bisweilen ein Tambourin schüttelte, an dem die Glöckchen längst verloren gegangen.

Gedanken kamen und gingen, und die Drehorgel erzählte mir eine Geschichte aus meiner Vergangenheit, die mir bisher stets das Schaudern in der Seele geweckt. Aber das Schaudern, sagt Göthe irgendwo, ist des Menschen menschlichstes Gut.

Es glaubt mir's ja heute Niemand mehr, und ich selber glaub's kaum noch, daß ich einst im lockigen Haar der Jugend und mit einem Gesicht, in welchem das Glattrasirte das Feierliche ersetzen mußte, aller Sehnsüchte und Zweifel voll, Pfarrer war, eine Ironie auf mich selber und den Stand und doch von dem ehrlichen Willen beseelt, unmögliche Gegensätze zu vereinigen. Letzteres versuchte auch mein Küster ehrlich — in seiner Art. Er hielt es nämlich mit dem Pfarrer und dem Kir-

chenrat zugleich. Er erzählte mir allen Klatsch, welcher der Vergangenheit und den Lebensgewohnheiten der Kirchensäulen und ihrer viel wichtigeren Damen anhaftete, und berichtete Jenen Alles, was er aus meinem eigenen Mund (immer bereit überzufließen von dem, weß das Herz voll war) und aus anderen Quellen über meinen nicht ganz kanonischen Lebenswandel in Erfahrung bringen konnte, vergaß auch nicht, auf beiden Seiten seine untertänigste Entrüstung als moralisches Gewicht in die Wagschale zu legen. Dabei soll aber nicht unerwähnt bleiben, daß er bei der Gemeinde immer meine Partei nahm, den übrig gebliebenen Abendmahlswein so zu verteilen wußte, daß die Kirchenräte das Wenigste bekamen und er und ich das Meiste, und über das ganze feiste Gesicht stralte, wenn er mich wie die aufgehende Sonne aus der Sakristei hervorgehen ließ, oder wenn die Gemeinde mit besonders ehrfürchtigem Staunen dem Donner meiner Predigt lauschte. Weil er aber gar so erzählungslustig war und in diesem zweiundzwanzigjährigen Prediger nicht mit Unrecht einen Sinn für allerlei romantische Lebensläufe ahnte, wußte ich bald auch, was er von seiner eigenen Vergangenheit mit Anstand erzählen konnte.

Von Haus aus ein ganz nüchterner und ordentlicher Mensch, kam er als junger Schneidergeselle auf der Wanderschaft durch Oesterreich in die Hände einer erklecklich älteren Frau, die als fahrende Künstlerin das Seiltanzen mit dem Solo-Ballet-Tanz einer Krempel-Menagerie und das wieder mit der geheimen Weisheit des Wahrsagens vertauscht hatte. Schließlich hatten sie eine Drehorgel erstanden, waren „auf Flügeln der Klänge" bis übers Meer gekommen und hatten sich, vielleicht durch eine dumpfe Erinnerung an die Marmorbauten des Wälschlandes angeregt, in Washington niedergelassen, woselbst er wieder das ehrsame Schneiderhandwerk aufnahm und als ordentlicher Christ und nebenbei Kirchendiener lebte. So erklärte sich also das zigeunerhafte Wesen seiner Alten, die man sich damals noch als tanzende Hexe mit dem Tambourin in der Hand auf einem italienischen Marktplatz vorstellen konnte. — Als er aber diese Geschichte beendigt und ich ihm fleißig hatte einschenken lassen, rückte er mir näher und beichtete mir erst ganz im Vertrauen, daß die Frau, als er sie kennen lernte, schon ein Kind gehabt habe, ein Mädchen von einem italienischen „Cawalier", und daß dieses Kind ihnen so viel Geld eingebracht habe, daß sie viel mehr haben könnten als die paar „Lotten" auf Capitol Hill, wenn die Frau nicht früher Alles in Staat und gutem Essen und Trinken hätte aufgehen

lassen. Nicht nur daß die Anita durch ihr Tanzen und ihre liebliche Gestalt das Geld aus den Taschen der Leute gelockt habe, ihr Vater bezahle auch noch bis auf den heutigen Tag für sie Alimente, trotzdem ihn kein Gericht dazu zwingen könnte. Wie, rief ich aus, und die lassen Sie nie zum Vorschein kommen? — Ja, sagte er, das ist nun schon so lange her, daß sie dreißig Jahre alt geworden ist, und seit zehn Jahren ist eine Krankheit bei ihr ausgebrochen, daß sie ihr Gesicht nicht mehr sehen lassen kann. Aber gescheidt ist die, die hat was gelernt, die kann alle Sprachen. Zwei Jahre war sie in einer Klosterschule in Belgien, wir haben sie damals wieder mitgenommen, weil ihr Vater eine Zeitlang kein Geld schicken konnte. Heut noch tut sie nichts als lesen, wenn sie nicht zu große Schmerzen hat. Und bei allen Pfarrern ist sie schon in der Kirche gewesen, aber bei Jedem nur einmal, bei Ihnen ist sie aber schon dreimal gewesen, und sie sagt, so schön und deutlich könne Keiner predigen wie Sie. — Da besann ich mich, daß ich ein paarmal ganz hinten in der Kirche eine Frauengestalt gesehen hatte. Aber im Leichtsinn der Jugend nahm ich mir kaum Zeit zu einem Gedanken des Mitleids.

Ein Jahr war vergangen, es war um die Zeit der Frühjahrsstürme. Wilhelm Jordan, der moderne Rhapsode, brachte den Deutschamerikanern seine Fassung der Nibelungenperle. Ich saß auch zu seinen Füßen und war doppelt beglückt; denn wie sich die Fülle der Stabreime und die Gewalt der deutschen Sprache über mich ergoß, saß neben mir eine echte deutsche Pfarrerstochter, unsre Hände hielten sich umschlungen, und wann immer uns eine Stelle entzückte, trafen sich unsre Augen.

Dein Heil, Brunhilde! Ich trink es in Hoffnung.
Versetzte Siegfried; zu sehen glaub ich
Mein ander Selbst von den Göttern gesendet....

Da rief man mich hinaus, ein Bote verlangte mich, einer Sterbenden das Abendmahl zu geben. Es war hart: so aus dem warmen Leben zum Bett des Todes, aus der gewaltigen, heidnisch germanischen Herrlichkeit in das trübselige Leiden des Christentums, aus dem glänzenden Saal in die regendurchstürmte Nacht; und es war mit einem zwiespältigen Gefühl, daß ich den capitolinischen Hügel bis zu den letzten Hütten erstieg, beschwert von den heiligen Silbergefäßen, um die erst noch ein Vorsteher aus dem besten Schlaf geweckt werden mußte, dem

Teller für das Brot, der Kanne und dem Becher, die innen gülden erglänzten.

Es war des Küsters Tochter, Anita, das Kind der Sünde, welche die letzte Wegzehrung heischte.

Schwer war mir immer das Herz und furchtbar dumm kam ich mir vor, wenn ich zu Kranken oder Sterbenden gerufen wurde. Es war ja nicht menschliche Teilnahme, sondern geistlicher Zuspruch, was man von mir forderte; und daß ich von diesem in meinem ganzen Leben nicht viel hielt, hatte schon das Beispiel meiner Mutter bewirkt.

Meine Mutter, die von einem festen aber ungeduldigen Glauben an die göttliche Gerechtigkeit erfüllt war, und die von mancher Predigt, wenn sie nur eine Saite in ihrem liebesehnsüchtigen und leidgekränkten Dasein anschlug, zu Tränen gerührt wurde, hätte doch in den langen Jahren ihrer Krankheit so wenig an die Zuziehung eines Geistlichen gedacht wie etwa an die des Leibarztes Ihrer königl. Hoheit. Ja, je mehr und bewußter sie dem Tode näher kam, desto weniger beschäftigte sie sich mit religiösen oder überhaupt allgemeinen Gedanken; nur eine große Sorge, die sich doch immer wieder durch die Hoffnung beschwichtigen ließ, war noch in ihr für die Zukunft des einzigen ihr übrig gebliebenen Kindes. Wie überragte diese schlichte Frau, indem sie jeden Gedanken für die eigene Zukunft in sich auslöschte und dem Unvermeidlichen klaglos entgegen ging, so viele große und tapfere Männer, welche sich noch auf dem Sterbebett an den angstgeborenen Glauben an eine Fortdauer anklammern, von der sich ihre Vernunft keine Vorstellung machen kann!

Aber es gab andre Gelegenheiten, wo ich den geistlichen Trost hatte kennen und verachten lernen, die dazu nötige feierlich-dumme Miene, das handwerksmäßige Hersagen der Sprüche, aus denen man, wenn sie dem End zugehen, trotz aller Feierlichkeit deutlich heraushört: „So, mit dir werden wir bald fertig sein“, oder, wie der hochw. Vater Friedland allhier bisweilen nach einer letzten Oelung sich auszudrücken pflegt: „Da haben wir mal wieder Einem die letzten Hufeisen abgerissen“. Aber ich konnte das nicht nachmachen, was der dümmste Bauernlümmel lernt, wenn man ihn in eine Kutte steckt. Trotzdem ist es mir ein paarmal gelungen, wenn ich mit Kranken allein war, durch weltliches und humoristisches Zureden eine bessere Stimmung zu erzielen; und von einer alten Frau weiß ich auch ganz bestimmt, daß sie damit zufrieden war,

denn obgleich sie der Augsburger Confession angehörte, ordnete sie doch an, daß ich ihre Leichenrede halten mußte. Sonst aber machte ich vermutlich auf die Anwesenden einen ebenso kläglichen Eindruck wie auf mich selbst, wenn ich mühsom aus meinem "Vademecum Pastorale" herausklaubte, was für die Gelegenheit paßte. — In dieser Februarnacht sollte ich aber andre Erfahrungen machen.

In dem Wohnzimmer, das zugleich Sterbezimmer der Tochter war, erzeugten einige Wachslichter in einem alten siebenarmigen Leuchter nach jüdischem Muster eine unheimliche, gespenstige Helle. Die Mutter saß, durch die ganze Breite des Zimmers von der Sterbenden getrennt, am Ofen und las mit lauter Stimme Gesangbuchverse auf den Tod bezüglich, wobei sie mit schauerlicher Regelmäßigkeit jede Strophe wiederholte. Der Vater Küster teilte mir in einem Flüsterton wie das Knarren einer Wagendeichsel mit, daß die Kranke schon sehr weit sei und ich ohne Weiteres zur Administrirung des Abendmahl schreiten sollte. Nun hatte mir die Austeilung des Abendmahles trotz der vernünftigeren reformirten Auffassung von jeher Unbehagen verursacht, weil ich wol wußte, daß die Leute sich dabei gar nichts oder was Dummes dachten, und obwol ich mir recht gut vorstellen konnte, daß eine arme gläubige Seele in solcher Ceremonie etwas Beruhigendes finden konnte, fragte ich doch noch einmal den Adoptivvater, ob es wirklich der Wille der Tochter sei. Sie hat gesagt, sie könne nicht sterben ohne das, erwiderte er mir. Ich trat ans Bett. Von der Kranken war nichts zu sehen als eine niedere breite Stirn von der Farbe alten Elfenbeins, darüber sich aufbäumend todt-schwarzes, in massigen Strähnen zu beiden Seiten herunterfließendes Hauptthaar, darunter zwei große, dunkle Augen, aus denen es hervorbrach, wie der Wiederschein von Fackelglanz aus einem Waldsee; auf der Bettdecke lag die gelbweiße Hand eines Skelettes. Das war Anita. Als diese Augen mich ansahen, war mir's, als ob sie mich verzehrten, und ich zitterte wie ein armer Sünder. Mühsam stammelte ich die Einsetzungsworte; als aber der Küster die untere Partie des Gesichtes enthüllte, da stand mir das Herz still vor Schaudern und Entsetzen. Mund und Nase waren nur e i n e — Oeffnung, e i n e eiternde Wunde. Aber die Augen hafteten auf mir in rätselhafter Ruhe. Da überwand ich den Ekel und waltete meines Amtes und goß ihr einige Tropfen Wein auf die bloßliegende, zuckende Zunge. Mit dem Brot habe ich sie nicht gequält. Der Küster bedeckte das Gesicht wieder bis an die Augen, dann verließ er mit der Frau das Zimmer. Und nun deutete diese Todten-

hand auf den Stuhl neben dem Bette, und diese knochenweißen Finger, die wie Feuer brannten, zogen mich mit Krampfstärke ganz nahe heran.

Was ich hörte, wie verstand ich's nur? Es war wie das Lallen eines Taubstummen, manchmal als ob nur die Lichter der Augen und das Zucken der Hand eine Zeichen-Sprache redeten, aber ich verstand, und jedes Wort fiel mir glühend aufs Herz. Es wäre mir am nächsten Tage und manchen Tag unmöglich gewesen, aufzuschreiben, was ich gehört, jetzt beim Rauschen des Frühlingsregens und beim fernen Verklingen der Drehorgel höre ich es wieder Wort für Wort. . . . . Das mit dem Abendmahl war Schwindel, Herr Pfarrer, wir haben hier ganz in der Nähe einen Pfaffen, der hätte das auch besorgen können, aber Sie mußte ich haben, ohne Sie konnte ich nicht sterben. . . . . Lassen Sie die Zwei nicht mehr herein. (Aber die machten gar nicht den Versuch) . . . . Wollen Sie bei mir bleiben, bis ich ganz, ganz todt bin, um Christi willen? — Ich konnte den Laut nicht hervorbringen, aber sie sah an meinen Lippen das Ja. — Sie gefielen mir gleich, als ich Sie das erstemal sah, ein junger Pfarrer. . . . mit einem Pfarrer ist es keine Sünde, haben sie mir in Rom gesagt, und ich wäre ein schöner Schatz, nicht wahr? . . . . Ich habe Sie predigen hören, liegt mir nichts dran, was Sie sagten, ich glaube nichts mehr, bin ja schon lang todt, aber die Stimme. . . . Nur zuhören und ansehen. Aber, o Teufel, o Teufel, das ist mir nicht genug . . . . Entschuldigen Sie, Herr Pfarrer, ich war ein schönes Mädchen, sie bezahlten viel für mich, nicht mir, ich war keine von Denen, aber ihm und ihr . . . . Hier, der Soldat, hatte Geld von Haus, den sollt ich heiraten, von dem bin ich . . . . so geworden. — Jetzt preßte mich ihre Hand wie mit Eisenkraft, und ihre Augen leuchteten wie nächtliche Sonnen. — Würden Sie, wenn ich zu Ihnen gekommen wäre, sowie ich damals war, und ich wäre gut gewesen, würden Sie gut zu mir gewesen sein? Ja, antwortete ich laut. Würden Sie mich geküßt haben? Ja, sprach ich, und als ob eine innere Notwendigkeit mich zwänge; und eine innere Notwendigkeit war es, daß ich mich erhob und mit meinen Lippen ihre Stirn berührte. War ich nicht Vater und Mutter und Geliebter und Gott für diese arme Seele, an der Alles gesündigt worden? Und war nicht auch so ganz im Hintergrund ein Stößchen der Eitelkeit dabei, die sich selbst an die Verwesung knüpft?

Wie ein dankbares Aufleuchten schimmerte es einen Moment in den Augen, dann schlossen sie sich für immer. Aber die Hand hielt mich

fest, noch eine lange bange Stunde. Manchmal ging ein krampfhaftes Zittern durch die armseligen Reste des Körpers, zuletzt ein anhaltendes Wimmern und ein kurzes Schluchzen. Dann löste sich die Fessel der Hand. Ich ließ die heiligen Gefäße zurück und floh in die sturmdurchsauste Nacht, als ob ich dem Tod mich verlobt hätte. Höllischer Durst quälte mich, aber ich war noch zu unerfahren, eine Herberge der Nächtlichen zu finden. Ich schlief bis weit in den Tag hinein, und in meinen Träumen wälzte sich ein wüster Knäuel von Brunhilden und Magdalenen und Bräuten von Korinth. Aber als ich beim hellen Sonnenschein erwachte, war nur noch ein großes Mitleid in meinem Herzen.

Frühlingsregen, alte Melodien. Die dicke Drehorgelmutter ist auch bald darauf gestorben, die Leichenrede, die ich hier hielt, war noch kürzer als die für Anita. Der Küster aber heiratete eine viel jüngere Frau und baute ein neues Haus, und es ging ihm gut; denn er war ein Gerechter.



Das Hohelied vom Egoismus.

Mehr als die Bosheit versündigt sich die Gedankenlosigkeit an der Sprache und am Geist des Menschentums. Da meinen sie Wunder was gesagt zu haben, wenn sie einem edeln Todten Selbstlosigkeit nachrühmen. Wenn Einer im Schaffen seine Befriedigung fand, ohne das Raffen zum Zweck zu machen, wenn Einer zufrieden war, in kleinem Kreise als Apostel menschlicher Güte zu walten, wenn Einer an die Verwirklichung eines großen Gedankens sein ganzes Dasein setzte, dann sagen sie von ihm, er sei selbstlos gewesen. Als ob nicht gerade solche Menschen ihr Selbst, ihren natürlichen Drang kräftigst zur Geltung gebracht hätten! Als ob nicht sogar die Selbstlosigkeit, welche die Kirche als höchste Tugend preist, die sich erniedrigende bis zur Meinungslosigkeit und hündischen Demut, eben nur möglich wäre, weil das Selbst der Bekenner ein gar so erbärmliches ist.

Pfaffen und religiöse Philosophen haben von jeher dem gemeinen Volk mit Begriffsverdrehungen Sand in die Augen gestreut. Der wissenschaftliche und philosophische Materialismus hat so wenig mit dem gemeinen Materialismus: „Lasset uns essen und trinken und raffen, denn morgen sind wir todt", zu tun wie der große Entdecker des natürlichen Entwickelungsgesetzes mit einem Materialien-Krämer; aber das gemeine Volk glaubt es heute noch seinen geistlichen Schulmeistern, daß ein Mensch, der die übernatürliche Offenbarung nicht anerkenne, auch ein schlechter Mensch sein müsse, und der dümmste, verludertste Pfaffe darf des Beifalls seiner Heerde gewiß sein, wenn er in die rhetorische Frage ausbricht: Ist auch ein Unterschied zwischen einem Schwein und einem Materialisten? — So wird auch gedankenlos und absichtlich Egoismus mit Ichsucht — Selbstsucht synonym gemacht. Wer aber sein Herz daran setzt, sein Ich durch äußerliche Dinge zu erhöhen, wer nach Macht und Ehren sucht, die ihm nur die Dummheit Anderer verleihen kann, wer um des schmutzigen Geldes willen sich hundertmal des Tages selbst entäußert, der hat eben kein Ich auf das er zurückfallen kann, der ist inmitten seines Reichtums himmelschreiend arm, der ist nichts weniger als ein Egoist.

Der Egoismus ist etwas Hohes, Leuchtendes. Er will sein Recht, er will seine freie, natürliche Entwickelung, aber er will sie keinen Augenblick auf Kosten der Rechte und der Entwickelung Anderer. Er wird es fast noch schwerer verwinden, herrschen zu müssen, als Beherrschter zu sein. Er strebt nach Harmonie, er kann sich aber nicht als selbstständigen Teil aus dem Ganzen herausreißen, ohne aus unheilbaren Wunden zu bluten. Wie sollte er sich selber allseitig und harmonisch entfalten können, wie sollte er frei und mit schönheittrunkenen Sinnen durch den Weltgarten wandeln können, wenn Verkümmerung, Verstümmelung und Sklaventum wie schwärenbedeckte Bettler am Wege liegen?!

Darum ist der Ichmensch einsam, und das Glück sinkt immer hinter ihm wie Eurydice zum Orcus hinab. Aber er hat Augenblicke, denen er zurufen darf: „Verweile doch, du bist so schön!" und das ist, wenn sein Ich ein anderes Wesen wie ein Sonnenstral durchdringt, und wenn er sein Ich in den Adlergedanken eines Anderen wiederfindet. Der Egoismus brennt als reinste Flamme in der Liebe und in der Dankbarkeit. Das Geben muß Empfangen sein, und Empfangen sein Selbst Finden. Wenn ich aber von Liebe spreche, so habe ich nichts zu tun mit der Freundschaft, die doch immer auf ein Herrschen und Beherrschtsein hinausläuft und bei normalen Menschen die körperlichen Schranken nicht übersteigt, ich spreche auch nicht von den Hirngespinnsten, die als Liebe, hingebende, aufopfernde, selbstlose u. dgl. gepredigt und besungen werden, ich spreche von der naturgesunden, zugreifenden geschlechtlichen Liebe, ganz besonders wie sie in der geschlechtlichen Wollust ihren natürlichen Höhepunkt erreicht. Arme, verlästerte Wollust, welche Höllen sind nicht schon für dich erfunden worden! So ein schönes Wort mit so berechtigtem Begriff: die Lust an dem, was wol tut; aber eine Anklage und einen Frevel hat man daraus gemacht. Arme Wollust! wie eine Phryne stehst du vor den grauköpfigen Bonzen, die dich verdammen, da doch jeder deiner begehrt; wie vor „einer angesteckten Leiche" sieht man sie auf den Gassen seitab von Dir weichen, während sie in ihren Herzen einen heimlichen Altar errichtet haben, auf dem du als Göttin tronst. Du bist in der Tat die unbekannte Göttin, welche tausend Religionen, das Schöne, die Kunst, ja das Menschengeschlecht selber gebar, und die doch Keiner anerkennen will. — Ich aber behaupte, daß in der geschlechtlichen Wollust das edelste Gefühl zur Geltung kommt, dessen die menschliche Natur überhaupt fähig ist, gerade darum zur Geltung kommt, weil die körperliche Schranke gefallen ist: die Befriedigung in der Befriedigung, die Wärme des Wolgefühls, die von dem

Lustfeuer des Andern ausgeht. Nur hier gibt sich der Mensch ganz, ohne Rücksicht, ohne Rückhalt, ohne Hintergedanken. Das sollen uns die Bedauernswerten nicht verkümmern, die auch im Arm der Liebe nicht aufhören können, zu berechnen, oder die nichts zu geben haben.

Es rühmen sich aber Viele der Wollust, die doch nur Lüstlinge und lustsüchtig sind, sie suchen immer nur i h r e Befriedigung und sind so glücklich wie der Gourmand, der a l l e i n an vollbesetzter Tafel schwelgt. Sie suchen immer nur ihre Befriedigung — was gehn sie die Gefühle des Andern an! Siehe da die Bestie im Mann, welche dieselbe ist, ob sie sich im Boudoir der feinsten Courtisane ihr Vergnügen kauft, ob sie im gesetzlichen Ehebett das müde, längst liebeleere Weib zum Beischlaf zwingt, oder ob sie in der Nacht des Wahnsinns den Leib zerfleischt, an dem sie ihre Lust gebüßt. Siehe da die Bestie im Weibe, die wie ein Vampyr das Herzblut der Besten saugt, weil sie — befriedigt sein will.

Befriedigung, Erringung des Friedens, als ob sie möglich wären ohne ein Zusammenklingen! Das ist höchster Friede, wenn in der Frühlingsnacht der Regen hernieder kommt, und sei er vom Sturme geschleudert; wenn die Wolken der Erde sich öffnen und die Erde den Wolken, mögen immerhin Blitze die hymenäischen Fackeln und Donner die Hochzeitsmusik sein.

Nur der höchste Egoismus kennt die höchste Wollust, nur er kennt im geschlechtlichen Genusse die Liebe, nur er findet weit höhere Lust als in der eigenen Befriedigung in der Beglückung des Andern.

Wenn die Jünglinge und Jungfrauen wüßten! Aber was nützte ihnen das Wissen, so lange die als Gesetz und Sitte herrschende Unnatur nicht erlaubt, zu „prüfen, ob sich der Mensch zum Menschen findet." Und was nützte das Wissen und das Prüfen, wenn sie die Selbstachtung des Egoismus nicht haben, der niemals sich zum Werkzeug oder zum Eigentum eines Andern erniedrigen läßt. „Alle Menschen gleichgeboren sind ein adliges Geschlecht", singt Herwegh; ja wenn auch nur eine Spur von adligem Feingefühl in allen Menschen wäre, dann würde der Ekel und der Haß, die man in den meisten Ehen durch lange Jahre großzieht, schon in der Hochzeitsnacht geboren.

Nur der Egoismus kennt das Glück des Beglückens in der Wollust, nur er kennt das süße Rätsel: Ich selber werde größer, besser, mein eigener, in den Augenblicken, da ich mein stolzes Ich daran gebe, dem Nervensystem eines geliebten Wesens höchste Entzückung zu bereiten.

Ich glaube auch nicht an die Gedankenlosigkeit der Wollust. Ich bemitleide jeden Romancier, auch den kühnsten naturalistischen, wenn er von seinem Helden oder seiner Heldin nichts Anderes zu erzählen weiß, als wie sie durch Geduld oder Kühnheit oder Schlauheit oder Leidenschaft den ersehnten Augenblick herbeigeführt haben, um schließlich, von den weißen Armen umschlungen, im Genuß zu ersterben, pro tempore den Verstand zu verlieren. Ich meine vielmehr, daß die Wollust auch geistige Tätigkeit ist, daß die intensivsten Gefühle auch die stärksten Gedanken sind. Und gibt es eine höhere Aeußerung des Selbstbewußtseins als die, das Meine zu dem Deinen zu machen, mich wiederzufinden in deiner Wonne? Für schwache Geister, die entweder Sklaven oder Tyrannen sein müssen, mag die Liebe ein Hypnotismus sein, der Egoismus weiß nichts von solchen dunkeln Künsten, ihm ist sie eine leibhaftige Offenbarung der Weltharmonie, die wir sonst nur ahnen können.

Und ist nicht die Schwester dieser Liebe die Dankbarkeit? Wenn dir über die Erinnerung an die nackte Vereinigung der Leiber auch nur ein Schatten von Unlust und Ueberdruß läuft, so war die Wollust bei dir oder bei ihr eine Lüge. Und wie, wenn sie bei beiden nicht echt gewesen wäre? — Die Lustsucht zerstört, aber die sprießende Blätter- und Blütenpracht ist der Dank der Erde dem zeugenden Himmel.

Ja aber Dankbarkeit ist ja auch eine Tugend der Christen und Philister, die keine Egoisten sein sollen und wollen. Man muß Gott dankbar sein für Alles, was er an uns getan. Er läßt uns alle die guten Sachen (von den bitteren wollen wir jetzt nicht sprechen) zukommen, nicht weil es so in seinem Wesen liegt, sondern weil er Dank ernten will in Gestalt von Gebeten, Brosamen, die man von seinem Tische den Armen zukommen läßt, und Häusern, die man IHM baut. Wenn man nicht dankbar ist, wird er ärgerlich. Und für dieselben Brosamen, die schon als Dank für Gott von dem Tische der Reichen gefallen sind, sollen dann die Armen wiederum dankbar sein. Aber selbst wenn die religiösen Barrieren uns nur noch Schlagschatten sind, wie sie die Pappeln über die weiße Landstraße werfen, wem und für was Alles sollen wir nicht dankbar sein? Den Eltern, daß sie uns überhaupt in die Welt gesetzt haben, den Lehrern, daß sie uns für schlechte Bezahlung mit großem Mißmut einige lederne Kenntnisse eingebläut, dem Staat, den Vorfahren, den großen Gründern und Erfindern, den Frauen für die himmlischen Rosen, und diese wiederum den Männern, von denen sie geheiratet wurden, den Leuten, die uns „unterstützen", wenn sie uns unsre Arbeit abkaufen, dem Freunde, der uns

„verpflichtet“, wenn er uns Geld borgt — ich habe ihm zwar gute Procente und Alles zurückbezahlt, sagt der Gutmütige, aber ich bin doch dankbar — ach, eine solche Kettenlast von Dankbarkeiten, daß man darunter zusammenbrechen möchte! — Es ist gewiß nicht diese Dankbarkeit, in welcher der Egoismus seine schönsten Triumphe feiert.

„Es sei denn, daß ihr werdet wie die Kinder“ — ein Ludwig Büchner kann dies Wort nicht verstehen, weil er selber die Liebe nicht hat und nur ein tönendes Erz und eine klingende Schelle ist. Hast du je einem Kinde eine Freude bereitet, noch ehe ihm das verfluchte „danke schön“ eingepaukt war? Sein Auge leuchtete erst scheu, ob's auch wahr ist, dann immer stralender auf, der ganze kleine Körper war von rosiger Freude belebt, und über der Gabe vergaß es den Geber. Du selber aber warst dankbar — wem? der Welt, dem Kind, dir selber, daß du das Glück mit Augen schauen durftest. Hast du jemals von einem Weibe Abschied genommen, das nicht lügen konnte und dir unter den letzten Küssen ins Ohr hauchte: Ich liebe dich, weil du so bist —? Du wandeltest durch die Nacht, als ob die Sterne nur für dich am Himmel ständen, und zart wie über das Haar der Geliebten strich deine Hand über die feuchten Blätter der Gebüsche. Hast du jemals einen Waldwinkel gefunden, wo eine Quelle sprudelte, und schliefst ein unter Ranunkeln und Anemonen so sorglos, so gotthaft sicher wie an der Mutter Brust? Das Alles ist die Dankbarkeit des Egoisten.

Dann mußt du aber auch auf einsamer Insel im Weltmeer gestrandet sein und auf Steintafeln Inschriften des todten Einsamen gefunden haben, die dir wie Blitze die eigene Seele erhellen. Oder du mußt am Rastort im Hochgebirg das Tagebuch des Wanderers gefunden haben, der höher hinaufgestiegen und nie zurückgekehrt ist — dir stralt eine Helle aus den Zeilen des Bergsteigers, die erst deine Augen blendet wie die unbefleckte weiße Fläche von Schnee und Gletschern, aber allmälig erwärmt sich dein Herz und weitet sich, und du sagst dir: Dieser Mensch umfaßt die Welt; aber Alles, was er sagt, war in dir, wach oder doch schlummernd, träumend. Du beugst dein Haupt vor dem Genius, aber du stellst dich neben den Menschen und sprichst: Du bist Fleisch von meinem Fleisch und Bein von meinem Bein. Und dieser Stolz ist die Dankbarkeit des Egoisten.

Dieser Egoismus hat die größten Taten der Freiheit getan, denn sein Name ist Liebe; dieser Egoismus hat alle Kunstwerke der Erde geschaffen, denn sein Name ist Dankbarkeit.

Am Luginsland.

(Im April 1894.)

Dies ist ein Tag, da die großen Schatten von ungesehenen Wolken rasch über meine Aussicht hinstreifen, und der Wind fegt neckisch aus allen Ecken und hat eben einen Blumenstock von meinem Fensterbrett heruntergeholt. Das abscheuliche Zeichen der Civilisation, das den Pfad des Menschen selbst im Hochgebirg und im Urwald bezeichnet, verunreinigt auch meine kleine Landschaft: die herrenlosen Papierfetzen; sie ärgern mich nicht minder als meine, mit dem Frühling wiedergekehrte, Brigade der contrakten, antiquirten Straßenreiniger. Wie sie mit ihren Harken den trockenen Straßenschmutz dem Winde zu entreißen trachten, bemerke ich, daß sie genau um ein Jahr älter und steifer und gichtbrüchiger geworden sind. Und wie ich selber, alt und steif und gichtbrüchig geworden, dasitze, fühle ich mich als ihren Collegen; erleben kann ich nichts mehr, so muß ich denn das welke Laub und die dürren Schnitzel der Vergangenheit sammeln. Als sie in der Mittagsstunde in Reih und Glied auf der Rasenböschung saßen, habe ich einen Schnaps zum Kessel=Mahl gestiftet, und ich bildete mir ein, aus den lächelnden, zahnlosen Gesichtern steige ein lautloses Hurrah zu dem Leidensgenossen empor. Wir waren gerade dreizehn. Einer von uns wird zur nächsten Frühjahrsarbeit nicht mehr antreten, das hindert aber nicht, daß wir uns heute Alle des Sonnenscheins freuen; uns gottbegnadeten Proletariern geht das Oel bis zuletzt nicht aus, von dem das Lämpchen Lebensfreude glüht.

Heute morgen weckten mich die Klänge einer Drehorgel. Es war mir so wol wie einer Ballschönen, für die der geliebte Leutnant ein Morgenständchen arrangirt hat. Ich dehnte mich auf meinem Daunenpfühl, und mein Herz flüsterte mir zu: Heute passirt dir noch was Schönes. Richtig ertönt unten die in ihrem rauhen Selbstbewußtsein unverkennbare Stimme des Expreßmannes, und wie im Julklapp wird etwas Schweres hereinge=

schoben. Vivat, eine Weinkiste, goldgelber Saft, dem bei Bingen, wo heute noch der Kaiser Karl seinen nächtlichen Segensgang durch die Rheinlande antritt, die Sonne die Seele eingehaucht hat. Sei gegrüßt, du Gold im Munde der Morgenstunde! Wie oft habe ich dich schnöde vergeudet und dem fröhlichen Schwein des Rausches die kostbaren Perlen vorgesetzt! Aber vergeudet man nicht auch die Jugend und die Liebe, und wer mit ihnen haushälterisch umging, war nie jung und hat nie geliebt. So lange die Erde noch solchen Wein schenkt, ist sie keine Rabenmutter, kein Planet, der seinen Zweck verfehlt hat, so lange es Menschen gibt, denen es Genuß und Selbstbefriedigung ist, dem ferne Weilenden solchen Gruß zu senden, so lange sperre ich meinen Pessimismus zu meinen Schmerzen und glaube an den rothaarigen Erlöser, das kommende Jahrhundert.

Ich wollte euch wol einmal von meinen Schmerzen erzählen und von der gebildeten Krankheit, die mir die Ehre angetan hat, ihre Residenz in meinem Körper aufzuschlagen; aber die Wahrheit wollt ihr ja doch nicht glauben, und in Mißverständnissen seid ihr so groß, daß ich mich manchmal frage: schreibe ich nicht deutsch, deutlich? Bin ich als Mystiker bekannt oder habe ich mir einigermaßen Mühe gegeben, die Dinge beim rechten Namen zu nennen. Ich schrieb an Freunde, wie es sich verhält, wie ich Philosoph genug bin, den Humor des Unabänderlichen zu verstehen und wie ich freier als je in der körperlichen Beschränkung Welt und Leben erfasse. Sie antworten mir mit einer Beschwörung, ich solle den Mut nicht sinken lassen, ich sei es meiner Sache schuldig, daß ich bis zuletzt aushalte und was sonst so schöne, aber in meinem Falle gewiß überflüssige Ermahnungen sind. Ich beschrieb Andren mit dürren Worten meinen medicinischen „Umstand", sie meinten: „Na, so schlimm ists jedenfalls nicht!" Einem meiner Besten deutete ich in Bezug auf einen erwünschten Besuch das periculum in mora an, er antwortete mir: „Vorläufig nehme ich Dein Schreiben als einen Stimmungsbrief." Da fällt mir dann dabei ein, daß man mir in den einfachsten Dingen nie so recht geglaubt hat. Einst hatte einer meiner Verehrer — ich erlaube mir auch einmal diesen opulenten Ausdruck — Gelegenheit, in meine Correspondenz Einsicht zu erhalten. „Ja, kriegen Sie denn wirklich alle diese Briefe," fragte er erstaunt, „aus aller Herren Länder?" Er mußte also vorher geglaubt haben, meine Briefkasten-Notizen seien aus der Luft gegriffen. Erzählte ich meine Abenteuer als Grüner, so verständigten sie sich unter einander: Natürlich ist zwei Drittel davon nicht wahr. Schilderte ich kleine Scenen aus meinem jugendlichen Liebesleben, nicht einmal mit Ausschmückung, nur mit

genauerem Bewußtsein der Gefühle, die noch wirr im jugendlichen Busen sich drängten, so meinten sie: „Das hat er hübsch aufgemacht.“ Und doch war ich mein Lebtag nicht im Stande, etwas aufzumachen, etwas zu erfinden, sondern konnte nur bringen, was ich innerlich und äußerlich erlebt habe. Ich habe nie Tränen geschrieben, wenn ich sie nicht geweint habe, ich habe nie von Liebe gesprochen, wenn mich nicht der alte süße Wahnsinn übermannt hatte; ich habe nie eine Blume gepriesen, wenn sie nicht blühend vor mir stand; ja, ich bin so wahr, daß ich es nie wie gewisse deutsche Dichter fertig brachte, bei Wasser oder Bier den göttlichen Wein zu besingen.

Das ist Wein, der vor mir steht, er ist so süß wie der Kuß des schönen Förstertöchterleins in der „Weißen Rose“ in Heidelberg; sie war selber wie eine Moosrose, des Busens Fülle im grünen Sammtmieder, das dunkle Haargelock um das blühende Gesicht. Er macht mich stolz, er macht mir Mut, euch von den kleinen Geschichten im Bereiche meines Luginsland zu erzählen, euch, die ihr mit eignen und Pferde- und Pferdekraft- und elektrischen Beinen durch die Welt stürmt, die ihr räsonnirt, wenn die Oceanfahrt zwei Stunden länger dauert als stipulirt, die ihr es schwer empfindet, daß mit dem Mars noch keine Connexion hergestellt ist, und — die ihr doch noch dankbar seid, wenn man euch das Veilchen zeigt, „das still am Wege blü't“.

Der mir gegenüber liegende Grasplatz (verflucht sei, wer ihn in „Lotten“ auslegt!) ist meine Wiese. Es wächst freilich nur ein Gras darauf, das höchstens einmal nach einer mit Himmelstränen durchtauten Nacht ganz grün wird, das gelbe Leontodon kommt nicht einmal zur Blüte, weil die armen Leute schon vorher die Pflanzen ausstechen, um Salat daraus zu machen. Ach, ihr Hundsblumen und Gänseblümchen, einst so wenig beachtete, wenn ich jetzt eure Sterne auf meiner Wiese aufgehen lassen könnte! Die Böschung, welche meine Wiese von der gemeinen Straße trennt, bildet nur den Bergpfad, auf dem allerlei meist recht gewöhnliche Menschen einherschreiten. Nichts individuelles, ob sie in Lumpen gehn oder in einem Anzug, den der Schneider für vierzig Dollars verpfuscht hat. Nur der Herr Pfarrer macht eine Ausnahme, etwas vom Tannhäuser steckt selbst nach seiner römischen Bußfahrt noch in ihm, und wenn er bei aller apostolischen Würde und Haltung doch nicht umhin kann, nach den Töchtern des Landes zu schielen, so wünsche ich jedesmal pietätvoll: Gott segne deine Studia! — Im Winter wars schöner — wie lang ist's her? ein Augenwink — als der Schnee hoch lag. Da kamen die Büblein und Mädlein aus der Schule, liebes Gesindel! schreien ohne Tonart, balgen

ohne Principien, wälzen sich ohne Anstand im Schnee. Es gab aber eine hohe Schneewehe, in die sich noch keins hineingewagt hatte. Da kam ein kleines Mädchen auf kraftvoll gedrechselten Beinchen, unter der schottischen Mütze hingen verzaust die blonden Locken; hinter ihr her schlitterte an einem Bücherriemen die Wissenschaft über den Schnee. Ich dachte daran, aber ganz gewiß nicht das Mädchen, daß die so schnöd behandelte Weisheit noch ins Köpfchen kommen muß. Den Schneeberg sehen, aufsteigen, einsinken war eins. Nun saß sie bis über die Ohren vergnügt in ihrem Nest, und das lachende Gesichtchen glühte wie ein Röslein im weißen Schnee. Wenn ich jeden Tag so ein Bildchen sehen könnte, brauchte mir kein Maler was zu malen. Heraus konnte sie nicht mehr, es gruben also die Buben einen Schacht und zogen sie an den Beinen herfür.

Aber verfrühter Frühling fraß den Schnee, schöne Tage wie das trügerische Lächeln der Sultanin, die nach deinem Herzblut trachtet. Grausamer Frost gebot dem sehnsüchtigen Sprossen der Baumknospen Halt. Und was ist aus meinem heutigen schönen Apriltag geworden? Die fliegenden Schatten haben sich zu einer grauen Wolkendecke vereinigt. Es wird dunkel, die Schwüle fröstelt einen an, und der Wind schleudert barsche Regentropfen. Drüben auf der andern Seite der großen Verkehrsstraße kämpft eine elegante Dame — ein seltener Schmetterling in dieser Gegend — mit dem Sturm. Den Oberkörper verdeckt der Schirm, aber unterm schwarzseidenen Kleid flattert lustig der weiße Unterrock. Ich meine die Füßchen zu sehen, aus dem der Dichter-Anatom den ganzen herrlichen Bau des Menschenleibes sich construirt, ich vernehme das Knistern der Seide in der Umarmung, ich atme den Veilchenduft der Spitzen, die den rosigen Busen umrahmen. Ferner und ferner ab leuchtet es weiß auf, nur meine Augen vermögen zu folgen, bis das Nichts, das selbst dem Renner Achilles die Grenze setzt, auch den letzten Schein verschlungen hat. Ich bescheide mich wieder in meinem lieben Gefängniß. Noch ein Rest Wein, dem Vergangenen. Und nun lasse ich mich in Traum wiegen von der Symphonie die meinen Blumen entströmt.

*　　*　　*

(Im Dezember 1894.)

„Die Schriften des Waldschulmeisters“ von Rosegger liegen wieder einmal vor mir, und es will mich eine starke Wehmut überkommen, wenn ich daran gedenke, wie und wo ich sie vor fünf Jahren zuerst gelesen. Das war in der Pfingstzeit im Schwarzwald, und mir wars, als ob ich wie der

Andreas Erdmann, nachdem ich wild in der Welt herum gefahren und nie ein Examen gemacht, das mich in die Reihe der erlaubten Menschen eingerückt hätte, jetzt in meiner Heimat angelangt wäre. Ich ruhte so sanft auf dem Netz der Tannenwurzeln wie auf Mutter=Armen. Ueber mir baute der Nadelwald seinen Spitzbogen=Styl. Zwischen den hunderttausend Türmchen der Wipfel leuchtete in kleinen Täfelchen die tiefe Himmelsbläue. Glänzende Käfer rannten über die weißen Blätter des Buches wie vorwitzige Buben, die sich über verbotenes Revier wagten; Ameisen tasteten neugierig zwischen den schwarzen Lettern herum, und ein Spinnlein, das vom nächsten Fichtenzweig sich herabgesenkt, schwebte über der Fläche wie gebannt. Die Holzaxt ruhte, denn es war Feiertag, aber der Specht hackte unbekümmert um den heiligen Geist nach seinen Würmern, und aus dem Buchenwald, der sich zu meinen Füßen ins Thal hinabzog, scholl verschämt wie die Mahnung an eine ferne Liebe das Kuckuck, Kuckuck!

War ich glücklich? Ja, denn ich schlief ein und atmete den Tannenduft, und das leise Waldesrauschen klang durch meine Träume. Aber wenn ich aufwachte, barg ich mein Haupt ins Moos und weinte bittere Tränen um den jungen Waldschulmeister und noch mehr über mich selber, der ich keine Heimat finden konnte, weil ich immer hin und her gerissen wurde zwischen der großen, weiten Welt, in der ich, ein Flämmchen, mitbrennen wollte in dem großen Opferbrand, der für die Freiheit lodert, die nie erscheinen wird, brennen und auch leuchten, so gut ein Glühwurm leuchten kann, der nie ein Examen gemacht hat, zwischen der großen, weiten, trotz aller Opferbrände kalten und gemeinen Welt und dem heimlichen Winkel, den mein Heimweh suchte, wo meine Seele ein Kind sein konnte, das noch vor keinem Schulmeister gezittert, das mit dem Märchen=Schlüssel alle Rätsel löst und nur an Liebe glaubt und von ihr sich nährt.

Heute blättere ich wieder in den Papieren des Waldschulmeisters in meinem trübseligen Luginsland. Der Regen wirft Guß auf Guß an's Fenster, daß es aussieht, wie vor Tränen erblindet, aber mein Auge bleibt klar, und wie ich die letzten Worte des Buches lese: „Entsagung und Ergebung" — schreibe ich im Geiste darunter: Das ist eine große Lüge! Das ist eine Pfaffen=Lüge, die sich auch der Herr Rosegger hat vorschwätzen lassen und mit der er, als trübseligem Trost, die Welt, die er seinem Gott nicht gern, so wie sie ist, in die Schuhe schieben möchte, wieder gutmachen möchte. Hat nicht der Waldschulmeister ein Glück genossen, das ihm das Bestehen aller Examina und alle Ehre der Welt nie hätten verleihen kön=

nen? Durfte er nicht nach seines Herzens Drang Menschen schaffen, Liebe säen in Herzen, die dankbar waren wie verschmachtende Pflanzen für den Regen, ruhte er nicht ein Menschenalter lang am Busen der Natur, durch keine Satzung gehindert, durch keinen Sohn civilisirter Menschheit gestört? Pflanzte er nicht Bildung und Cultur wie Ceres unter Troglodyten? Waren seine Tage nicht erfüllt von eigenem freien Schaffen, und waren seine Nächte nicht frei von der Sorge um den andern Morgen? Und wenn er auch erst mit brechendem Auge das Meer sah, stand es nicht immer vor seiner Seele? Und wenn er das Mädchen-Ideal seiner Jugend nicht heiraten konnte, blieb es ihm nicht immer ein makelloses, von keinem Fleck der Gemeinheit, von keinem Rost der Gewohnheit verunstaltetes leuchtendes Bild? Nur ein Christ, nur ein Sklave spricht von Entsagung und Ergebung, so lang er sich selber treu bleiben kann.

Und ich? Ich könnte wohl von Ergebung sprechen. Wenn dir ein tölpelhaftes Mißgeschick den Rücken zerbricht, daß du die Beine nicht mehr bewegen kannst und du freust dich um so mehr, daß du die Arme noch zu rühren vermagst und daß dir noch keine der fünf Türen ins Leben verschlossen ist, wenn das Ergebung ist, dann soll man mich einen Christen heißen. Und Entsagung? Ich habe auf nichts zu verzichten, weil ich nichts will, das ich nicht kann. Ich habe genossen, was mir zukam, und es gehört mein für alle Zeiten. Ich habe meinen Haß gegen das Schlechte und Gemeine, und er läßt mich meine eigenen Leiden vergessen, er ist ein bitterer Trank, der schließlich doch innerlich wärmt, und ich habe meine Liebe. Die ist aus einem Stück, ob sie im Kuß auf geliebten Lippen flammt, oder ob sie in meinem Lied alle Freien und sich selbst Getreuen des Erdenrundes begrüßt. Ich habe auch meine Unsterblichkeitshoffnung, denn ich denke auch manchmal wie Rosegger:

Ein Blättchen Papier kann älter werden
Wie das frischeste Maiblatt auf Gottes Erden,
Wie das flinkeste Gemslein am Felsenwall,
Wie das lockige Kind im lieblichen Tal.
Ein Blättchen Papier, weiß und mild
Ist oft das treueste, einzige Bild,

Das der Mensch zurückläßt künftigen Zeiten,
Da über seinen Stand die Urenkel schreiten
— — — — — — — — — — — — — — —
— der Gedanke, dem Herzen entsprossen
In Scherz oder Lust und tollen Possen,
Sinkt nieder, und der Ewigkeit Kuß
Verhärtet ihn zu einem ewigen Guß.

Entsagung, Ergebung — ich weiß, welcher Wurm an Rosegger und an seinem Waldschulmeister nagt. Das ist, daß sie für das, was ihnen wehtut, Jemand verantwortlich machen, und gar wen? ihren eigenen allmächtigen Gott. Der Zweifel zermartert sie, sie ringen mit ihrem Gott Tag und Nacht, und müde zurücksinkend, murmeln sie mit bleichen Lippen das Sprüchlein von der Entsagung und Ergebung. Wenn der Sturm über die reiche Ebene wegsaust und just im Gebirg die armselige Saat der Pecher und Holzer mit Hagel zerschlägt, so bleibt noch lange ein Riß im Herzen des Waldschulmeisters. In seinen armen Nächsten fühlt er sich persönlich beleidigt, und mit blutendem Herzen fügt er sich in den Ratschluß des Gottes, vor dessen Liebe es ihm in solchen Augenblicken graust.

O über den Fluch des Gottglaubens! Anzengruber, der Landsmann Roseggers, der sich aber nicht so gut auf den Trost der Entsagung verstand, erzählt eine einfache, erschütternde Geschichte. Ein neuer Kaplan war ins Dorf gekommen und hielt es für seine vornehmste Aufgabe, Diejenigen, welche etwa von der Kirche fern geblieben, wieder zurück zu holen. Da war auch ein alter Hofknecht, der schon dreißig Jahre nicht mehr im Gotteshause gewesen; er hielt sich einsam und wohnte einsam am Berg. Zu dem stieg der Kaplan hinauf und legte sich unterwegs all das theologische Waffenzeug zurecht, mit dem er den Abtrünnigen in den Staub der Demut zu werfen trachtete. Zuvörderst aber bat er den Holzknecht, ihm zu berichten, wie das so gekommen sei. Da erzählte ihm der vergrämte Mann von einem lockenhaarigen Büblein, das vor dreißig Jahren sein und seines Weibes Reichtum, Freude und Sorge war. Viel Küsse und Liebe wurden dem zu teil, aber auch manchmal Prügel, weil das Büblein es nicht lassen konnte, immer an den gefährlichsten und steilsten Felsen herumzuklettern. Eines Tages fand der Vater sein Kind, wie es an einer Felswand hing, ein paar tausend Fuß über dem Tal und so tief unter ihm, daß er es nicht mit der längsten Stange erreichen konnte. Es hing an einem Stäudelein, das sich vor den Augen des Vaters schon in den Wurzeln zu lockern begann. Wie das Büblein die Stimme des Vaters hört, blickt es betrübt herauf: „Gel Vater, ich bekomm keine Schläg'?“ Halt fest, ruft der Vater, ich hol dich. Ja aber wie? Da konnte nur ein Schutzengel helfen oder — Gott. Und wie die Augen da unten mit Tränen sich füllen, und die Todesangst in ihnen aufflackert, da schreit die Seele des Mannes zu ihrem Gotte: Tu an mir, was du willst, aber bei der Liebe zu deinem Sohn, rette mein Kind! — —

Ich habe mit meinen Händen zusammengesucht, was von ihm übrig war, schloß der Vater seine Erzählung, ich habe die Reste begraben. Aber in die Kirche bin ich seither nicht mehr gegangen, für mich ist sie ein leeres Haus. — Der Kaplan war nicht nur Priester, sondern auch Mensch; mit den Wurzeln des Strauches, der die Todesqual des unschuldigen Kindes verlängert hatte, rissen seine theologischen Rettungsapparate, er erhob sich mit stummem Gruß und ging schweigend fürbaß.

Was ist es, das den tiefsten Schmerz entheiligt, zum fressenden Groll macht? Das Gefühl des erlittenen Unrechtes, die Verzweiflung an der Macht des Guten, an die man geglaubt. Das ist ein entsetzlicher Schiffbruch, wenn du erkennst, daß die Leuchte, zu der du als zu dem rettenden Zeichen aufgeblickt, ein Truglicht war. Schwache Naturen werden sich ergeben, starke werden sich empören. Aber wie dem alten Holzknecht, der mit dem Kirchgang auch die Lust am Menschen-Umgang verloren hatte, immer bleibt das Leben ein vergiftetes, zerstörtes. Das ist der Fluch des Gottglaubens!

Wie stünde es mit mir, wenn ich nicht von Gott frei wäre? Ei, mein ganzes Dasein wäre nur Hadern mit dem verantwortlichen Redakteur wie der ganzen Schöpfung so auch meines Lebensläufleins. Ich habe aber glücklicherweise gar nichts mit hohen Herrschaften zu tun. Ich könnte für das, was man in trüben Stunden sein Elend nennt, höchstens mich selber verantwortlich machen, und mit sich selber weiß man immer fertig zu werden. Ich bin mein eigner Priester, absolvire mich selber und genieße, so lange es geht, fröhlich das Abendmahl in Brot und Wein.

Entsagung! Ergebung! Das sind die Zauberworte, mit welcher die alte Hexe, die Kirche, die Weltrevolution zu beschwören trachtet. Wir aber, das neue Geschlecht, wissen recht gut, daß wir zwar den Lauf der Gestirne nicht ändern können, und daß wir die Nacht des Todes auch mit elektrischem Licht nicht hinwegtäuschen können; aber was von Menschen geschaffen, ist kein Naturgesetz, und kein Schein der Heiligkeit macht uns eine Tyrannei unverletzlich. Wir wollen uns nicht ergeben, wenn wir sehen, wie die Niedertracht über redliches Streben hinwegreitet, wir wollen sie vom Pferde reißen. Wir wollen nicht entsagen, wenn uns der Genuß des Lebens verkümmert wird, wir wollen nehmen, was uns zukommt. Wo tausend Flämmlein glühen, wird einmal ein gewaltiges Feuer ausbrechen, und wenn weiter nichts damit bezweckt wird, als daß endlich mit den alten Wanzen-Nestern gründlich aufgeräumt wird, es wird ein Segen sein. Wo Tausende redlich nach Freiheit streben, da muß auch schließlich für

Alle ein Stück des ewig unerreichbaren Ideals in blühende Wirklichkeit treten. Wer noch kämpfen und streben kann, wer sich in Andern wiederfindet und sich selber doch treu bleibt, für den ist das Leben nie leer, ob er als Waldschulmeister den Menschen seines Erdwinkels hilft, Mensch zu werden, ob er vom Luginsland einer Krankenhaft seine fliegenden Blätter den Winden gibt.

Der Regensturm ist längst versaust. Ein rosig Gewölk steht am Himmel, und drüber steht mit silbernem Leuchten der Mond. Ein Augenblick selbstseliger Ruhe. Evoe das Leben! Nun laßt die Nacht kommen.

* * *

(Im März 1895.)

Es will nicht recht vorwärts mit dem Frühling dieses Jahr. Ich meine immer, es liege an äußerlichen Gründen, die Schuld wird aber wohl bei mir selber zu suchen sein. Ich ärgere mich manchmal über die ganze, abgemachte und programmmäßige Geschichte. Da liegt die Wiese in ihrer brutalen Grauheit, ich weiß ja, daß sie schön grün wird, und daß die Blumen bis zu mir in meine Kammer und neue Lieder in meinem Herzen wachsen werden; aber daß ich es weiß, das ist das Fatale, daß ich hinter dem grünen Vorhang schon die glühende Hölle mit den Millionen Fliegenteufeln auftauchen sehe und dann wieder den trügerischen Frieden des Herbstes und die feuchten Schauer des Novembers u.s.w. u.s.w., das muß Einem ja Alles verderben und als einzigen Trost den Gedanken an den lieben Gott lassen. Denn wie muß es erst dem Allwissenden zu Mut sein, der den Ausgang von Allem kennt, wenn er die Purzeleien sich betrachtet, welche man Geschichte der Menschen nennt, und in majestätischer Langweiligkeit den Gang der Gestirne und das Alpha und Omega, das er selber ist. Kann er sich ärgern, wenn ein Lieblingskind vom rechten Pfad abirrt und gar unter die Spötter geht, kann er sich freuen über einen Wiedergefundenen? Keine Ahnung, denn wenn er sich selber besinnt, fällt ihm ein, daß er das ja Alles von Ewigkeit her schon gewußt hat. Was könnte für ihn selbst der Liebestraum sein, den die Theologen dem alten Herrn angedichtet haben, um ihn gleichsam den Menschen menschlich näher zu bringen! Wenn zwei Sterbliche in Liebe für einander entbrennen, so leben sie wenigstens in der Ungewißheit der dunklen und der heitern Loose; es kann eine Ehe draus werden, glücklich oder unglücklich, ein unanständiges Verhältniß, Mord, Zuchthaus oder gar nichts. Als aber unser Gott, damals noch König von Preußen, hätte ich fast gesagt, damals noch spe=

cieller Judengott, das jungfräuliche Weib auf dem Dache erblickte, da wußte er schon, wie nach 1800 Jahren ein Professor der Theologie in Osnabrück die unbefleckte Empfängniß Christi und die Maria selber mit dogmatischen, moralischen und physiologischen Gründen erklären und beschreiben würde; und man kann sich denken, daß da von „zarter Sehnsucht, süßem Hoffen" keine Rede sein konnte.

Oder sollte ihn die Allmacht dazu befähigen, sich der Allwissenheit zu entäußern? Wir wollens ihm wünschen. Uns todtbeglückten Sterblichen ist es gegeben, Augenblicke der Seligkeit zu durchleben, die von keinem Schatten der Zukunft getrübt sind.

Es war eine jener Märznächte, in denen Natur, das mächtige, schamlose, rücksichtslose Weib im Schmerz ihrer Geburtswehen aufschreit, also daß die Stimme unsrer eignen Schmerzen sich verkriecht und man beim sanfter gewordenen Weinen die höchste, vernünftigste Stufe des Mitgefühles findet, den Schlaf. Als ich wieder erwachte, stand der Frühling an meinem Bett. Nicht das siegreiche Weib, das, mit allen Attributen der Schönheit geschmückt, lächelnd die schauerlichsten Bestien in ihre Fesseln schlägt und die ältesten und grämlichsten Tyrannen in ihren Triumphzug zwingt, sondern der lockige Knabe, wie ich einst selber einer war, der Gras und Blumen an seiner Brust zerdrückt als unbewußtes Opfer der Sehnsucht nach dem Licht. Die Sonne schien mir ins Herz, die Ganymed seine Bestimmung offenbarte und die vielleicht auch den armen Abel dem unbekannten Gott einen Altar errichten ließ. — Als aber Kain sah, daß sein Bruder reinere und höhere Lust genoß, als er selber sie je im Gefühl der brutalen Macht aus dem dampfenden Blut ermordeter Tiere gewinnen konnte, da ging er hin und erschlug seinen Bruder Abel und heiratete zur Sühne im fremden Lande. — Ich erkannte den Knaben, die Regentränen der Nacht glänzten ihm wie Diamanten im Haar, eine volle Lichtwelle umgab ihn, und jedes Buch in meinem Schranke blinkte mich mit seinem ehrlichen, Inhalt preisgebenden Rückengesicht an: Hab ich Dirs nicht gesagt?! Da erhob ich meine Stimme und rief und sang: Wacht auf, wacht auf, das ganze Haus, jetzt ist der Frühling da! — Aber für die Einwohner meiner Hütte, für ihre Pflichten und Bedürfnisse war es noch viel zu früh. Und sie stöhnten und murrten über mich, als ob ich ein freiwilliger Nachtwächter wäre, der die Stunden anbläst; und als sie sich endlich den Schlaf aus den Augen und die Entrüstung aus dem Herzen gewischt hatten, da war der Sonnenschein des trügerischen Märztages wieder verschwunden, grau und fröstelnd stand der Himmel. Sie hüllten sich wieder

in ihre Decken, und mein russischer Freund und Adjunkt entzündete, vorwurfsvollen und mitleidigen Blick zugleich im blauen Auge, das Feuer in meinem Ofen.

Da schlief ich wieder ein, und mir träumte, ich stünde vor einer Volksversammlung, angeklagt des falschen Prophetentums und der boshaften Krankhaftigkeit und des überlegten Wahnsinns. Der Ankläger, ein krummbeiniger Hund, den ich einmal beleidigt, sprach, ich hätte den Schlaf gemordet, das heiligste Gut der Menschen, systematisch hätte ich den Traum der Religion gestört, welcher den einzigen Trost der Armen und Elenden bilde, gelogen hätte ich ganz flagrant, denn von dem Völkerfrühling, von dem ich gefaselt, sei absolut nichts zu spüren. Das Alles und noch Vieles, was sich mit meiner körperlichen Verworfenheit beschäftigte, rührte mich merkwürdigerweise gar wenig. Aber ein tiefes Grauen erfaßte mich, als ich mich in der Versammlung umsah und lauter Gesichter ehemaliger Freunde erblickte. Augen, die einst mir freudig entgegengelacht, blickten finster und drohend, Lippen, die einst mich geküßt, sprachen das Verdammungsurteil, Hände, die einst die meinen gedrückt, waren erhoben, mich zu zerreißen. Da wurde ich wehmütig und trotzig zugleich und sprach: Tut mit mir, was ihr wollt, für Euch bin ich ein Sünder und ein Tor, und mit Recht muß sterben, wer Euren Schlaf zerstört. Aber den Frühling hab ich doch gesehen! Nicht den programmäßigen, der Eure Saat schwellen läßt, und wenn Ihr satt seid, wieder einem neuen Winter der Selbstsucht weichen muß, nein das plötzliche Stralen jenes ewig unerreichbaren Ideales, das wieder scheu im Nebel sich verhüllt, noch ehe Ihr die Augen aufmacht, das keiner Erfüllung bedarf, weil seine Ahnung schon Alles mit einem Male ist, das dich beglückt wie der Sonnenstral die Blume, als ob er ihr zulieb die Reise aus dem Unendlichen angetreten hätte. Schlag zu Kain! nie kannst du ein Glück verzeihen, das du nicht begreifen kannst.

Aber ehe das Schlimmste und Beste geschah, wachte ich abermals auf, wie ich wahrscheinlich noch oft aufwachen werde; und — — ich hätte gerne noch mehr geschrieben, wenn — — mich nicht die Nacht zu müde gemacht hätte.

* * *

(Im Mai 1895.)

Schön ist es, zu erwachen, wenn in die zögernd sich öffnenden Augen der helle goldige Morgen scheint. Im leichten Winde schwanken draußen die Baumknospen, die schon ihre kleinen Herzen dem sanften, süßen Hauch

öffnen. Und hier drinnen marschirt der Shamrock mit seinen grünen Blättern und seinen bescheidenen rötlichen Blümchen dem Licht entgegen, und am Nelkenstock hat sich über Nacht eine neue Blüte erschlossen. Eine seltsame Pflanze. Ihre Knospen schickt sie auf schlanken Stengeln stolz in die Höhe. Aber je mehr sie schwellen, desto mehr neigen sie sich im Bogen, bis zuletzt die erschlossene rote Blume tief herabhängt wie brennende Liebe, die sich vor den Leuten schämen muß.

Manchmal ist mirs, als ob ich mich auch schämen müßte, wenn ich meine stillen Gedanken so in die Welt hinausschreibe. Aber dann tröste ich mich wieder, daß die Leute, vor denen man sich geniren muß, diese Sprache ja gar nicht verstehen, die dem Menschen, der groß genug ist, im Blühen und Verblühen den ganzen Inhalt des kleinen Menschendaseins und der großen Welt zu erblicken, immer wieder die Geschichte des eigenen Herzens erzählt.

Kein Herz ist vom Unglück so hart geschmiedet und vom Weidenbaum der Resignation so ganz überschattet, daß nicht in stillen Stunden die Sehnsucht darin wüchse nach etwas Unerreichbarem. Es sind alte, liebgewordene Schmerzen. So streckte ich als Knabe auf den Vorhügeln des Schwarzwalds die Arme aus nach den schimmernden Firnen der Alpen und auf der Neckarbrücke in Mannheim nach den blauen Bergen, in deren Schooß die heimlichen Täler meiner warteten, die quellendurchrauschten, und Heidelberg, der blüten- und klangumflossenen Neckarbraut; so träumte ich in der schmutzigen Sklaverei New Yorks von der Heimat, die ich wiederzusehen nicht hoffen durfte. Alles ist mir in Erfüllung gegangen; und wenn mir jetzt die törichten Wünsche kommen, strafe ich mein Herz ob seiner Unersättlichkeit. Aber wenn ich Nachts den Pfiff der Lokomotive höre, der mich in der frohen Zeit der Wanderjahre so oft erweckt hat, im Felsengebirg widerhallend oder in der mondbeglänzten Prärie sich verlierend, so ergreift es mich wie unsre Alten das Posthorn —

„. . . hörte aus weiter Ferne,
Ein Posthorn im stillen Land.
Das Herz mir im Leibe entbrennte,
Da hab ich mir heimlich gedacht,
Ach wer da mitreisen könnte
In der köstlichen Frühlingsnacht!“

Und noch ein Ton ist es, der mich bei Tag so mächtig erfaßt, das ist das Klingklang des Scheerenschleifers. Als Kind habe ich oft ehrfürchtig

der Hantierung dieser ambulanten Künstler zugesehen, aber ich habe nie die Bekanntschaft eines Scheerenschleifers gemacht und kenne auch Niemand, der einen gekannt hätte. Sie sind also für mich von einem unversehrten Schein der Romantik umgeben, und eher möchte ich einen Scheerenschleifer um sein Loos beneiden als wie mein Freund Henckel den Ruderknecht am Starenberger See. Es hat wohl auch schon einmal ein wackerer Scheerenschleifer einen Dolch geschliffen, der für ein Tyrannenherz bestimmt war.

Ach! die nächtliche Sehnsucht, die sich zu des Geistes des Leibes Flügel wünscht, läßt man sich noch gefallen — der arme Kerl kann nicht mehr laufen, denkt sich dabei der Philister und schleppt mit Pferdebeinen, per Eisenbahn und Dampfschiff seine Langweilerei von Land zu Land — aber vor Dolch, Gift und Bomben bewahre uns die heilige Humanität! Es ist genug, daß man von oben herab bisweilen um der Ordnung willen den Pöbel zusammenschießt, sollten nun die Vernünftigen von unten herauf mit gleichem Unfug antworten?! Nein, die Wissenschaft hat uns bewiesen, daß es Verrückte sind, in denen die Leidenschaft zur Tat drängt, die Vernünftigen klagen und bedauern und mahnen und warnen und wenns hoch kommt, protestiren sie sogar und freuen sich, daß sie so hoch über dem Regenwurm stehen, der in unermüdlicher Minir-Arbeit die Fruchtbarkeit des Erdreichs vermittelt und zum Lohne dafür klage- und lautlos an den Angelhaken sich stecken läßt. Der Tyrannenmord ist ein Ideal der Rumpelkammer; das hindert aber nicht, daß man dem Wilhelm Tell auf jeder Bühne zujauchzt, so weit die deutsche Zunge klingt. Die Vernünftigen wissen, daß es nichts nützt, einen Vertreter aus der Welt zu schaffen, so lange das System in Macht besteht. Es hat auch keinen Zweck mehr, einen Schuft zu brandmarken, die Schuftigkeit bleibt ja doch, es hat auch keinen Zweck die Wahrheit zu sagen, die Lüge ist ja doch Trumpf.

Aber den Frühling soll mir keine Sehnsucht und keine Satyre verderben, er ist heuer so in Glanz und Herrlichkeit eingezogen, daß man ihm einen Riesenstrauß glücklicher Dichterworte in den Schooß werfen möchte. Aber deutlicher als Alles, was gesagt und gesungen worden ist, preist ihn das Wolbehagen, mit dem die kleinen Bübchen und Mädchen sich wieder auf meiner Wiese auf den Rücken werfen und mit den Beinlein gen Himmel jauchzen. Wie ich sie liebe die Ganzkleinen! Die kleinen Katzen, die kleinen Hunde, die kleinen Schweine, die kleinen Menschen, solange die Zucht, die Schule und das Leben noch nicht den natürlichen Schmelz von

ihnen abgestreift hat. Ihrer ist wahrlich das Himmelreich. — Da sah ich auch ein ganz kleines Mädchen, ein Hündchen umtanzte sie, ein Püppchen trug sie im Arm mit jener Anmut und Zärtlichkeit, welche die künftige Mutter verraten. Welches von den Beiden sie wohl am meisten liebte? Ich glaube das Püppchen; denn das Hündchen hat doch selbstständige Anwandlungen, das Püppchen aber ist ganz willenlos ihr Eigentum. Merkst du den Pferdefuß, verehrte Leserin? Als ob es mich losließe das Ewig-Weibliche!

Dort huscht ein Stück davon um die Ecke. Wie man mir sagt, genießt sie nicht des besten Rufes, und der Polizist betrachtet sie mit Protector-Miene. Aber ihre Augen blitzen ganz vergnügt, und fröhlich lacht das rote Band in ihrem blonden Haar, ihre Kleider haben so einen lustigen Schwung, die Pantöffelchen klappern und es schimmern die weißen Strümpfe. Wenn die braven Ehefrauen zum Kramladen gehen, so geschieht es immer so schwer hinwandelnd, als ob sie nasse Kleider schleppten, nicht die nasse Gewandung der griechischen Bildhauer, welche die Formen zeigt, sondern jede Schlampigkeit, die an den Waschzuber erinnert und an das Scheuern der Dielen.

Letzten Sonntag sah ich einen jungen Mann mit seiner Frau zur Kirche gehen. Er ging so schwerfällig, als ob er auch erst aus dem Wasser gezogen worden sei. Ich habe ihn früher in meinen Vorträgen kennengelernt, er sang damals Freiheitslieder und hatte angefangen, Göthes Werke in Lieferungen zu beziehen. Armer Kerl, dachte ich und wußte nicht, ob ich ihn meinte oder mich, obzwar mich nie das Weib zur Kirche verführt hat. Und eine leise Sehnsucht, noch viel heimlicher als die beim Pfiff der Lokomotive oder dem Klingkling des Scheerenschleifers regte sich nach jener freien Frühlingszeit, da man noch sein ehrliches Gemüt in das Lied ausbrausen konnte:

> Hurrah, den Becher her,
> Bruder stoß an!
> Vivat dein Mädchen,
> Wirst doch nicht ihr Mann!

Sehr bedenkliche Anwandlungen! aber sie liegen in der Luft, in der Frühlingsluft.

Rettung zu Göthe.

Wenn ich so in den Zeitungen wühle, die ich doch pflichtschuldigst ansehen muß, in diesen Pfuhl von Kleinlichkeit, Intrigue, Denunciantentum, Klatscherei und Krippenbeißerei, so übermannt mich manchmal ein tiefes Gefühl der Verstimmung; und es ist mir, als ob ich einstmals auf einer glücklichen Insel gelebt, wo selbst das Quaken der Frösche, durch die Ferne gedämpft, melodisch erklang, wo Palmkronen mit dem Himmel sich mischten und nickende Blumenglocken Reigen der Elfen und Plätschern der Nixen einläuteten; als ob ich einmal eine Luft geatmet hätte, die mir die Seele berauschte und den Kopf heiter=klar hielt, als ob ich einmal M e n s c h e n gekannt hätte, statt der Puppen und Homunculi und Mumien.

Dann weiß ich, daß mir genaht ist das seltsame Schooßkind Jovis, die Phantasie, und ich rette mich von all den armen Geschlechtern, die da wandeln und weiden im dunkeln Genuß und trüben Schmerzen des augenblicklichen Lebens, gebeugt vom Joche der Notdurft, rette mich zu ihm, der sie auch zu m e i n e r Göttin und unverwelklichen Gattin gemacht, der mir siegreich die Angriffe der alten Schwiegermutter Weisheit auf das zarte Seelchen abwehren hilft, zu Göthe.

Blieb an Göthe nichts haften von dem Gemeinen, aus dem wir geschaffen sind? Möglich, wahrscheinlich, was kümmerts mich! mein ist er, wie mir ihn Jovis seltsame Tochter geschenkt, mein ist er, wie er mich anschaut aus dem göttlich stralenden Aug seiner Dichtung.

Ein Socialist könnte sagen: Göthe war ein Genußmensch, folglich mußten Andre durch ihn leiden. Wie aber, wenn diese Leiden zur ewigen Quelle der Freuden für das Menschengeschlecht geworden sind?! Muß ich nicht auch leiden durch ihn, wenn ich alle Nägel und Klammern meines Daseins=Schifflein nach diesem Magnetberg hinstreben fühle und doch den Cours nicht ändern darf? Und möcht ich diese Leiden tauschen für alle

Freuden des augenblicklichen, beschränkten Lebens? Ich rette mich zu Göthe. Hier versteh ich das Leben erst recht, und wenn ich mich mehr als je bescheide, daß es nur ein kleiner Ring ist in des Daseins unendlicher Kette, so weiß ich bei ihm mehr als je, welch eine unendliche Fülle von Liebe, Kampf und Leiden dieser kostbare Ring in sich einschließt.

Nicht mich selber sehe ich, nein den Menschen, den ewigen Menschen, dem noch keine Religion und kein Gesetz, kein Staat und keine Civilisation das ursprüngliche Gepräge rauben konnten.

Springt ein gesunder Junge ins Leben hinein, trifft er andre, und eh' er sich's versieht, tönts entweder: "Ergo bibamus"! — oder: „Ich wollt' ich wär' schon groß!" Aber alle Bildungsgrade werden in der einen Strophe ihre Genugtuung finden:

So glühet fröhlich heute,
Seid recht von Herzen Eins!
Auf, trinkt erneuter Freude
Dies Glas des echten Weins!
Auf, in der holden Stunde
Stoßt an und küsset treu!
Bei jedem neuen Bunde
Die alten wieder neu.

Wem das nicht plausibel und vernünftig ist, der wird sein Lebtag nicht aus dem Christentum herauskommen. „Bei jedem neuen Bunde die alten wieder neu." Das ist übrigens für die Herren der unbedingten Consequenz eine Lehre! — Wer's nicht begreift, der wird nie die Rettung zu Göthe begreifen. — Aber es bleibt nicht bei dem fröhlichen Commersiren. Mit jedem Schritt wird weiter die enge Lebensbahn, und ehe der Stürmende sichs versieht, hat ihn sanfte Gewalt unters Rebendach der Liebe gezogen, und wenn er erst seinen Trost in Tränen sucht und mit jener Gewalt der Resignation, die nur der Jugend eigen ist, sich selber vorlügt (o köstliche Lüge, köstlicher als die Wahrheit!): die Sterne, die begehrt man nicht, man freut sich ihrer Pracht, so wird bald eine neue Liebe und immer wieder eine neue neues Leben in seine Seele gießen und er wird, ein nur zu williger Gefangener, zappeln an jenem Zauberfädchen, an dem das liebelose Mädchen ihn wider Willen fest hält.

Diese Liebe weiß noch nichts vom Genuß. Wenn er im Felde still und wild, wenn er nach Osten und nach Westen schweift, überall schwebt ihm ihr süßes Bild vor, er verpaßt Regen, Sturm und Gewitter vor dem

Hause, in dem einst die Geliebte gewohnt, er tröstet sich über wirkliche oder vermeintliche Untreue: ich besaß es doch einmal, was so köstlich ist, und wenns hoch kommt, so strömt er in einem Nachtgesang die ganze unverstandene Sehnsucht seines jungen Daseins nach erfüllter Liebe aus:

O gib vom weichen Pfühle
Träumend ein halb Gehör!
Bei meinem Saitenspiele
Schlafe! was willst du mehr?

* * *

Aber es ist nicht die Liebe allein, selbst wenn sie bis an den Werther-Wahnsinn des Selbstmordes führen sollte, welche so ein Jünglingsherz ganz ausfüllt, schon beginnt auch das leise quälende Fragen jener Welträtsel, welche nie beantwortet werden; und ist der Jüngling-Mann ein echtes Kind seiner Zeit, so wird er erst die Religion seiner Zeit zu überwinden haben.

Man nimmt an, Göthes aufs Ursprüngliche und Menschliche gerichtete Natur habe die Kinderkrankheit der Religion leicht überwunden. Ich bezweifle das sehr. So wie ihn die Sentimentalität in der Liebe mehr als einmal tief unglücklich machte und er erst von Werther's Leiden durch die Schilderung sich befreien mußte, ehe er jenes männlich derbe Wort aussprechen konnte:

Auf das empfindsame Volk hab ich nie was gehalten; es werden,
Kommt die Gelegenheit, nur schlechte Gesellen daraus —

so wühlte er auch in den Tiefen der Mystik und plagte sich mit Faustischen Zweifeln bis zur Verzweiflung, ehe er jene All-Religion sich retten konnte, welche den Göttern, den Unsterblichen, dem ewigen Welt-Ganzen gegenüber mit der Vergänglichkeit sich bescheidet:

Was unterscheidet
Götter von Menschen?
Daß viele Wellen
Vor jenen wandeln,
Ein ewiger Strom:
Uns hebt die Welle,
Und wir versinken.

O, diese Ring-Nächte der werdenden Mannheit, da zornig heischendes, verzweifelndes Gebet mit ernstem Studium oder mit dumpfer Resignation

abwechselt! Jetzt glaubt der kühne Forscher dem Geheimniß der Natur auf der Spur zu sein, ein Hauch göttlicher Schöpfungskraft scheint seinen Busen zu schwellen, aber nur zu bald wird er seiner ewigen Unzulänglichkeit sich bewußt, und der eben noch dem Gotte in prometheischem Uebermut zugerufen:

> Wer half mir
> Wider der Titanen Uebermut?
> Wer rettete vom Tode mich,
> Von Sklaverei?
> Hast du nicht Alles selbst vollendet,
> Heilig glühend Herz?
> Und glühtest, jung und gut,
> Betrogen, Rettungsdank
> Dem Schlafenden da droben? —

den erfaßt schon jener wütende Ekel an Allem, was ihm groß und schön erschienen war:

> Fluch sei dem Balsamsaft der Trauben!
> Fluch jener höchsten Liebeshuld!
> Fluch sei der Hoffnung, Fluch dem Glauben!
> Und Fluch vor Allem der Geduld!

Jedermann citirt das Lied des Harfenspielers: wer nie sein Brot mit Tränen aß — Königin Luise glaubte gewiß etwas recht Frommes in ihrer Herzensnot in die Fensterscheibe eingeritzt zu haben — aber die Wenigsten beobachten, welch furchtbare Anklage in der zweiten Strophe des Harfnerleides gegen die „himmlischen Mächte" ausgesprochen ist:

> Ihr führt ins Leben uns hinein,
> Ihr laßt den Armen schuldig werden,
> Dann überlaßt ihr ihn der Pein,
> Denn alle Schuld rächt sich auf Erden.

Ja, alle Schuld rächt sich auf Erden. Der Orkus ist dem wahren Menschen nur jene schließlich ersehnte Herberge der Ruhe, nach welcher sich des Lebens Fahrt von der Höhe des Daseins rascher hinablenkt. Aber so wie alle Schuld auf Erden sich rächt, so gibt es auch keine Schuld, die nicht auf Erden entsühnt werden könnte. Was an der Menschenliebe gefehlt wurde, das kann auch durch Menschenliebe wieder gut gemacht werden. In seiner Schwester Armen, an des Freundes Brust darf sogar Orest es fühlen, daß der Fluch sich löset:

Die Eumeniden ziehn, ich höre sie,
Zum Tartarus und schlagen hinter sich
Die ehrnen Tore fernabdonnernd zu.
Die Erde dampft erquickenden Geruch
Und ladet mich auf ihren Flächen ein,
Nach Lebensfreud und großer Tat zu jagen.

Neue Liebe, neues Leben! — jenes entzückende Frühlingsgeständniß, das mir lieber ist als alle Schäfer-Klagelieder und aller Trost in Tränen: O Mädchen, o Mädchen, wie lieb ich dich, wie blickt dein Auge, wie liebst du mich! — die Sehnsucht nach dem Grab und Auferstehungsort der Classik: Kennst du das Land, wo die Citronen blü'n? — die Schöpfungs-Sehnsucht und werdende Schöpferkraft:

Ach, daß die innre Schöpferkraft
Durch meinen Sinn erschölle,
Daß eine Bildung voller Saft
Aus meinen Fingern quölle!
— — — — — — — — — — — — —
Wie sehn ich mich Natur nach dir,
Dich treu und lieb zu fühlen!
Ein lustger Springbrunn wirst du mir
Aus tausend Röhren spielen —

Wie drängt sich das Alles in die werdende Mannheit! und dem Reisenden, Genießenden, Zweifelnden und doch Erfassenden, welch goldklare, praktische Lebensphilosophie ergibt sich für ihn, welch gerechter Moralcodex: Eines schickt sich nicht für Alle! Sehe Jeder wie er's treibe —. Aus dem Zagen, dem Hangen und Bangen jener Liebe, die zufrieden ist, wenn man sie einsam weinen läßt, ist jenes köstliche Wiederfinden geworden: Ist es möglich, Stern der Sterne, drück ich wieder dich an's Herz! — jene Zuversicht, welche, an Plato oder an die orientalische Sage von der ursprünglichen Vereinigung der beiden Liebenden anknüpfend, in dem Liebes-Triumphlied aufjubelt, das immer noch ein Stück prometheischen Trotzes enthält:

So mit morgenroten Flügeln
Riß es mich an deinen Mund
Und die Nacht mit tausend Siegeln
Kräftigt Sternenhell den Bund.
Musterhaft in Freud und Qual,
Und ein zweites Wort: Es werde!
Trennt uns nicht zum zweitenmal.

Und statt des bescheidenen Nachtgesanges: schlafe, was willst du mehr —, ertönt Philinens schalkhaftes Lied:

Singet nicht in Trauertönen
Von der Einsamkeit der Nacht.
Nein, sie ist, o holde Schönen,
Zur Geselligkeit gemacht.

Wie das Weib dem Mann gegeben
Als die schöne Hälfte war,
Ist die Nacht das halbe Leben
Und die schönste Hälfte zwar.

Und wenn es einst eine Zeit gab, da den Toren nicht befriedigte irdischer Trank noch Speise, da alle Näh' und alle Ferne die tiefbewegte Brust nicht befriedigen konnte, so ergötzt uns jetzt das kophtische Lied, das leider nur zu oft als Gipfel der Weisheit gilt:

Und auf den Höhen der irdischen Lüfte
Und in den Tiefen ägyptischer Grüfte
Hab ich das heilige Wort nur gehört:
Töricht auf Beßrung der Toren zu harren!
Kinder der Klugheit, o habet die Narren
Eben zum Narren auch, wie sich's gehört!

Das ist freilich auch eine Rettung, die Rettung, welche sich der gebildete Mensch heutzutage sehr leicht zurecht legt, und wenn er's in der Lebensweisheit so weit bringt, daß sein letztes Nachtlied in jenem zufrieden ewigen Ausruhen an der Mutterbrust der Natur ausklingt: warte nur, warte nur! balde ruhest du auch, so meint er des Lebens Vollgenüge genossen zu haben. Ich aber sage: Alles zu seiner Zeit! Lasset das kophtische Lied dem neckischen Weinhumor, lasset die Resignation von Wandrers Nachtlied der müden Zufriedenheit des Alters; für den Mann aber soll es immer gelten:

Ergreift das Werkzeug, Schaufel rührt und Spaten!
Das Abgesteckte muß sogleich geraten.
Auf strenges Ordnen, raschen Fleiß
Erfolgt der allerschönste Preis;
Daß sich das größte Werk vollende,
Genügt Ein Geist für tausend Hände.

Mag es für alle Ewigkeit wahr bleiben, daß man die kreuzigt und verbrennt, die ihr volles Herz dem Pöbel offenbaren, wahr bleibt es auch, was mir als Höhepunkt der dem reifsten Schaffen Göthes entquollenen Spruchweisheit gilt:

Schädliche Wahrheit, ich ziehe dich vor dem nützlichen Irrtum,
Wahrheit heilet den Schmerz, den sie vielleicht uns erregt.

Das ist die Rettung zu Göthe!

Ein Herbst-Traum.

Vor fünf Jahren träumte ich einen Sommernachtstraum von „einer schönen Leserin Shakespeares, die nicht lesen konnte.“ Der Traum setzte sich zusammen aus allerlei Reminiscenzen aus Büchern, Phantasieen und Citaten, und als ich ihn geträumt und aufs Papier gebracht hatte, war es doch mein Traum. Es war viel Dichtung und wenig Wahrheit. Heute habe ich es mit einem Herbst-Traum zu tun; er braucht das Tageslicht nicht zu scheuen, weil er mehr Wahrheit und weniger Dichtung enthält. Es ist ein trauriges Privilegium des Alters, die Wahrheit über die Dichtung zu setzen, Seifenblasen der Phantasie gering zu schätzen und Backsteine der Forschung mühsam auf einander zu stellen. Das ist wieder so ungeschickt eingerichtet vom Vater der Götter und Menschen. In der starken Jugend, da man wie der göttliche Stier eine Europa durch das Meer tragen könnte, liegt man auf dem Rücken und schaut den schillernden Blasen nach, den Mund offen vor grenzenlos staunender Freude; und wenn auch aus der zerplatzenden ein Tropfen Seifenwasser auf die Zunge fällt, man spuckt aus und bewundert die nächste mit gleicher Andacht. Im Alter aber, asthmatisch keuchend, wollen sie bauen und schinden an den Steinen die Hände sich blutig — schwer heilen die Risse, und die Angst vor Blutvergiftung dämpft die Eitelkeit der Architekten — sorgsam atmen sie durch die Nase und gehen am Morgen barfuß durch das Gras, um zum Tagwerk sich zu stärken; und wenn sie etwas vollendet haben, verdirbt ihnen das Hohnlachen irgend eines vorübergehenden Thebaners die Freude an ihrem Tempel. Ich möchte lieber in der Jugend Seifenblasen aus einem erdenen Schüsselchen mit einem tönernen Röhrchen geblasen haben, von deren Glanz Generationen sich erzählen, als im Alter eine Welt schaffen, an der doch Jeder etwas auszusetzen hat.

Darum sind eben auch Herbst-Träume nicht wie Sommernachtsträume. Im Sommer brauchst du noch die Nacht, um die Glut des Tages, deines Tages, auszuatmen in die entnervend beseligende Schwüle

oder in den Busen eines Weibes, im Herbst ist der Tag schon melancholisch genug, und du bist froh, wenn Du nachts schlafen kannst.

William Shakespeare hat seinen Herbst nicht erlebt; wenn er es je gewünscht hat, so war es der müde Wunsch einer überstolzen Stunde, so war es die Comödianten-Sehnsucht, einmal, in einem langen Schlußact, den Fuß auf den Nacken der Erbärmlichen in Wirklichkeit setzen zu können, in Wirklichkeit als der Bessere, Reichere, Mächtigere von ihnen anerkannt, zu tafeln, zu Bett zu gehen und wieder aufzustehen. In der Stunde seines vollen Lebens, des Schaffens oder Genießens hätte er gewiß dem jungdeutschen Dichter beigestimmt: „Die Blüte ist des Baumes Stolz und nicht die Frucht.“

Aber Shakespeare, unser Shakespeare, soll ja gar nicht existirt haben. Ein paar Narren, die sich auf irgend eine Art wichtig machen wollten, haben eine Wurstmaschine erfunden; wenn man sie richtig dreht, so wird aus Offenbarungen des Menschengeistes, die so unparteiisch über der neidischen Befehdung der Kleinen und Kleineren stehen wie die Gestirne über den Stimmen des Sumpfes, eine historische Klatschgeschichte von einer Königin, ihrem Buhler und ihrem Bastard. Und für diesen Beitrag zu der so wie so schon traurigen und zweifelhaften Weltgeschichte sollten wir Wahrheit hergeben, die Fleisch von unserem Fleisch ist, wie Hamlet, Othello oder Richard der Dritte? Ein großer Mann stellte die Behauptung auf: Wenn Gott nicht existirte, müßt man ihn erfinden; er sagte das im Interesse der Feigheit des Pöbels, der Sittenpolizei und der Herren Geometer, die ihre Ausmessungen auf das Weltall ausdehnen und nicht damit fertig werden. Meine Tugend und mein Verstand hat keine so übermächtigen Bedürfnisse; wenn es aller Logik zum Trotz so ein Unding wie einen Herrgott geben sollte, ich brauche ihn nicht; aber mein Herz nährt sich von Persönlichkeiten. Man kann sich für die Menschheit todtschlagen lassen, es gibt dümmere Dinge; aber lieben kann man sie nur in Einzelnen. Nur mit Personen kann ich sprechen, und für mein kindlich Herz sind Homer, Jesus und Shakespeare Menschen, unentbehrliche. Wer sie nicht schreiten und zucken und unterliegen und triumphiren sieht, der mag ja im Einmaleins in den höchsten Potenzen seine Befriedigung finden, der herrliche Ausspruch des Sophokles ist ihm aber nicht in seinem ganzen Umfang aus der Seele geschrieben:

Vieles Gewaltige lebt, und nichts
Ist gewaltiger als der Mensch.

* * *

Ueber die Persönlichkeit Homers und Jesu ließe ich allenfalls noch einige Zweifel gelten, über William Shakespeare kann mir Niemand etwas sagen — es sei denn in Bezug auf seine Werke, die niemals ausstudirt werden — denn ich habe ihn mit eigenen Augen mehr als Zweihundertmal gesehen, als ich anno 1614—16 Aufwärter in der Taverne „Zum Holzapfelbaum" war, zehn Schritte von Shakespeares Haus, genannt "New Place" in Stratford on Avon in Warwickshire.

Das war aber so gekommen. Aus meiner gelehrten Laufbahn in hohen theologischen Schulen in London wurde ich, durch den Tod meines Vaters, im achtzehnten Lebensjahre herausgerissen, und da meine Mutter augenblicklich nichts mit mir anzufangen wußte, tat sie mich zu ihrer Schwester in Stratford, allwo ich in der Wirtschaft half als Kellner, eine Beschäftigung, die mir so wenig gefiel wie nach dem großen London das stille Stratford. Und doch habe ich bald diesen Seitensprung meines Schicksals als das höchste Glück meines Lebens erachten lernen.

Am ersten Adventsonntag war es, als eine Anzahl Männer, nicht von den schlechtesten Bürgern, in unsrem niedrigen Hinterzimmer saßen und sich fein still bei ihrem Getränke verhielten; denn es war um den Gottesdienst, und die Stadt Stratford hielt auf Kirchenpolizei. Da trat durch die Tür herein eine schlanke, so hohe Männergestalt, daß sie fast an den Tragbalken der Decke des Parlours anstieß. Der Mann war ganz in roten Sammt gekleidet, so daß es ordentlich in unsrer Dämmerniß aufleuchtete, auf dem Kopfe trug er ein schwarzes Barett, das zu dem spanischen Bart seines Gesichtes einen rechten Hidalgo-Eindruck machte. Aber ich vergaß bald diese in Stratford selten zu sehende Tracht, als erst einmal die Augen auf mir geruht hatten, diese großen, dunkeln, melancholischen Augen in einem bleichen Antlitz von so vornehmem Schnitt, daß seinesgleichen noch weniger als die Tracht in diesem Town zu finden sein mochte. Die Männer erhoben sich alle zur Begrüßung von den Sitzen und räumten ihm den besten Platz am Kamine ein. Da ersah ich schon, daß der Mann bei den Wirtshausbrüdern wenigstens in hoher Achtung stand. Aber es herrschte ein Schweigen wie in der Kirche. Wie nennt dich deine Mutter, Knabe? fragte der neue Gast, und als ich der Wahrheit gemäß geantwortet: Franz, mein Herr, flog etwas wie ein Rosenlicht über seine ernsten Züge. "A cup of sack", aber schnell, Franz! rief er: und als ich, schon eilend, den Auftrag zu erfüllen, nach Kellnerart versicherte: Anon, anon, Sir! — gleich, Herr, gleich! da schlug er ein Lachen auf, das klang wie

wilde Musik, so toll und glücklich, wie ich nie wieder einen Menschen lachen gehört habe, und wie ich mich erstaunt umdrehe, sehe ich ein zauberhaft verändertes Gesicht; denn wenn der Mann vorher wie ein Fünfziger ausgesehen hatte, der viel gelitten und die Welt verachten gelernt hat, so glich er jetzt einem Jüngling von fünfundzwanzig Sommern und eine ganze Sonne voll Lebenslust und gutem Willen für alle Menschen stralte aus seinen Augen.

In diesem Augenblicke schoß es plötzlich in mir empor, daß ich dieselben zwischen uns gewechselten Worte schon irgendwo gehört hatte. Als Student, der auch auf solche Dinge ein paar Schillinge verwenden kann, wenngleich die Schulmeister scheel dazu sahen, hatte ich in London auch einigemal das Blackfriars-Theater besucht, und nun stand es klar vor meiner Seele, daß ich soeben eine Scene aus dem Stück König Heinrich der Fünfte erlebt hatte, nur daß der Gast mit jenem dicken Ritter nichts gemein hatte und daß ich mich denn doch nicht für ganz so einfältig hielt wie jener Kellnerfranz; auf den Namen des Verfassers jenes Stückes und vieler anderen hochberühmten konnte ich mich aber nicht besinnen.

Als ich mit dem Wein zurück kam, klopfte mir der Fremde, noch immer lachend, die Wange und meinte, wenn ich jedesmal "anon" sage, wenn er ein Glas Sekt trinke, so wolle er noch vor Christtag alles Spanische in dieser guten Kneipe zum Holzapfelbaum vertilgen. Und dann mußte er es haben, daß alle die ehrsamen Bürger mit ihm von dem starken Getränke tranken, weil er jetzt gefunden, daß in seiner Vaterstadt doch ein Stück von ihm existire; und weil die richtige Lustigkeit immer ansteckt, und er ein freigebiger Herr war, so erhob sich bald ein Zechen und eine Fröhlichkeit, wie sie die alte Taverne wol noch nie gesehen hatte. — Da sei Gott vor, daß beim Wein uns die Musen fehlen sollten! rief da der stralende Mann, kennt ihr denn nicht ein Lied, ein richtiges Schelmenlied? Und wahrhaftig, der lahme Schneider Martin fing an zu singen, wie er es von den Minstrels gelernt hatte. Da flog aber meine Tante aus ihrem Buffet, wo sie immer saß wie ein Vogel im Käfig, wenn man bei einer so völligen Dame von fliegen sprechen kann, und beschwor die Gäste bei allen Heiligen, des Sabbattages zu gedenken und sie nicht unglücklich zu machen. Sie schien aber schon von vornherein ihrer Sache nicht so sicher zu sein, und während ihr Mund strenge Worte sprach, machte sie wie zur Entschuldigung einen zierlichen Knix vor dem Fremden. Der aber legte seinen Arm um ihre

Hüften und sprach so liebliche Worte zu ihr, daß sie den Mund gar nicht mehr zusammen brachte, und es ein Glück war, daß ihr Ehemann schon lang im Grabe lag und es nicht sehen konnte. Ehe sie sichs versah, hatte sie aus seinem Glas getrunken und die Erlaubniß erteilt zu dem Unerhörten. Und der Schneider sang, und — was man nicht alles erleben muß, im Refrain hörte ich ganz deutlich die dünne Stimme meiner Tante in ihrem Käfig mitklingen:

So merrily
And ever among so merrily.

Als eben die Leute aus der Kirche kamen, erhob sich der fremde Gast, sein Gesicht war wieder bleich und melancholisch wie zuvor. Auf meine Rechnung, sagte er mit der Miene eines Lord zu der Wirtin, und schicken Sie mir den Büttel, daß ich die Polizeistrafe der guten Leute bezahle. Und damit schritt er zur Türe hinaus. Unsre Stratforder aber schrieen ihm aus vollem Halse nach: "God bless you, Master Shakespeare"!

Da ging es wie eine Leuchte in mir auf: Das war ja der Name des Verfassers von König Heinrich der Fünfte und so vieler hochberühmten Comödien und Tragödien. Wiewohl ich mir nicht erklären konnte, wie er hierher kam, zweifelte ich keinen Augenblick, daß der große Shakespeare an unsrem Kamin gesessen, der Mann, den selbst die Königin, wie man sagte, "my sweet William" nannte. Da hat mich ein so seltsames Gefühl ergriffen, daß ich in den kleinen Garten hinter dem Haus ging und weinte.

* * *

Wenig Glauben, aber viel Hohn, sogar Haß wird mir zu teil, wenn ich aus den Erfahrungen meiner bald dreihundertjährigen Lebensdauer berichte. Es gibt nur wenig Menschen so gelehrt, so vornehm liebenswürdig und zugleich von so kindlichem Vertrauen beseelt wie Lord Lytton Bulwer einer war. Viele meiner Erzählungen habe ich in glänzendem Gewand in seinen Büchern stolziren sehen. Aber von meiner Bekanntschaft mit Shakespeare wollte er nichts wissen, nichts davon, daß ein solcher Geist mit alltäglichen Leiden und Freuden zu tun gehabt, nichts davon, daß mir, dem Schüler und interimistischen Aufwärter im Wirtshaus zum Holzapfelbaum, ein Einblick in dieselben gestattet war-

den. Ich hätte ihn ja an Jesus und seinen Umgang mit den Niedrigen und Verachteten erinnern können, aber teils wollte ich mich und das Meinige Niemand aufdrängen, teils sehe ich auch den Umgang Jesu in einem andern Lichte als den Shakespeares. Bei dem jüdischen Reformator scheint mir die Absicht vorzuliegen, aus der Tiefe das Gebäude der neuen Welt heraufsteigen zu lassen, sein Umgang mit Zöllnern und Sündern war forcirt, und man sorgte dafür, daß die Herablassung des Gottgleichen überall bekannt wurde. Shakespeare aber hatte das natürliche Bedürfniß, mit Leuten aus dem Volk zu verkehren. „Ich lerne mehr von einem Fuhrknecht," sagte er mir einmal, „als von einem Doctor der Universität in Paris; aber, der Teufel soll mich holen, wenn es mir ums Lernen zu tun ist, ich liebe es, wie der Fuhrknecht die Sprache seiner Heimat spricht, wie er, seinem vor mir geheuchelten Respekte zum Trotz, sich räuspert und frei ausspuckt. Sieh nur unsre Mary Ann, sie trägt ihre Hinterbacken stolzer als eine Herzogin von Geblüt und ist doch die bescheidenste Dirn im ganzen Kirchspiel! Ich kenne eine Mary Ann, die würde gern die Erhöhungen, so ihr der gute Gott vorn und hinten geschaffen, vor lauter Demut glatt hobeln lassen, und ist doch von einem abscheulichen Hochmutsteufel besessen." — Mit der zweiten meinte er seine eigene Eheliebste, die andre Mary Ann war unsre cornische Magd, ein hübsches, derbes Mädel, dem ich vorher nach Knaben-Manier manchen Kuß gestohlen hatte. Aber seit Master Shakespeare in unsrem Hause verkehrte, hatte sie keinen Blick mehr für mich. Anders mit meiner Tante: sie sah gar wohl das Vertrauen, dessen mich der große Mann würdigte, und ich brauchte von dieser Zeit an keine gemeinen Handreichungen mehr zu tun in Haus und Stall; ja sie hätte uns die Getränke selber gebracht, wenn sie uns in intimem Gespräch vereinigt sah, nur daß Shakespeare das nicht erlaubte; ich mußte mich, wenn er etwas bestellte, immer in Kellner-Position werfen und mit möglichst gellender Stimme rufen: "Anon, anon, Sir!" — Wir sind das unsrer dramatischen Vergangenheit schuldig, Franz, pflegte er zu sagen.

Aber das Alles wollte ich erst nachher erzählen. My Lord Lytton Bulwer wollte von solchen Geschichten gar nichts wissen; es interessirte ihn, wie man zu jener Zeit auf der Schule die alten Autoren traktirt und die fremden Wörter ausgesprochen habe, und er forschte so lang nach geheimer Weisheit in mir, bis ich ihm allerlei dummes Zeug von Magie und Beschwörungskunst erzählte, wie ich es in meiner Jugend gehört. Das schrieb er dann sorgfältig nieder. Ich selber habe es erst

in dieser Zeit gemerkt, wie töricht ich war in jenen Tagen, da ich ein so hohes Glück genoß. Hätte ich doch damals, als der Tod Shakespeares unsre kleine Welt erschütterte, Alles niedergeschrieben, was ich von ihm wußte, Handschriften von ihm und Reliquien gesammlt, welchen Dienst hätte ich in diesem Jahrhundert der großen Welt der schönen Künste erweisen können! Aber so voll Verehrung und Liebe ich zu diesem Manne aufschaute, für die Ahnung, daß er der Stolz und das Rätsel kommender Jahrhunderte sein werde, war meine Seele doch nicht groß genug.

So habe ich denn auch Lord Lytton Bulwer gewisse Dinge nicht erzählt und schreibe heute erst Alles nieder, was mir im Gedächtniß geblieben ist. Ich liebe die heutige Zeit und lasse mich durch die Narrheit, den lebendigen und persönlichen Shakespeare zu verneinen, nicht irre machen, ich liebe sie, weil sie gerechter ist als die Vergangenheit. Das habe ich selber vielfach erlebt: Große Menschen hat man zu ihren Lebzeiten allzumenschlich behandelt, man hat keinen andern Maßstab an sie gelegt als an den Nachbar Dick und Harry, große Menschen der Vergangenheit aber hat man zu Heiligen gemacht; und wenn Einer andeutete, daß sie auch menschlich aufzufassen seien, hätte man ihn schier gesteinigt. Wie man es heutzutage mit den Lebendigen hält, will ich mich nicht zu untersuchen ermessen, es wird sich immer noch bewahrheiten, daß um die höchsten Gipfel die rauhsten Winde wehen und daß die tiefgehendsten Wurzeln vom Erdfeuer versengt werden. Aber das Große wird uns darum nicht mehr kleiner, wenn dieselben Würmer an ihm nagten, die uns die Blüte zerfressen; und wenn das Geschlinge kleiner, auch uns nicht fremder Freuden und Unarten an unsern Eichenmenschen sich hinaufrankt, so werden sie uns dadurch nur um so lieber.

Ich habe mich immer dagegen gesträubt, Jesum, den Christ, sündlos zu glauben; dann wäre er ja ein Gott gewesen, und als Gott hätte er kein Verdienst, ja nicht einmal Anspruch auf unsere Bewunderung für seine Sündlosigkeit. Ich will mir ihn lieber als einen armen, innerlich zerrissenen Menschen denken, der sich eine übermächtige Aufgabe gestellt. Aber die Wanderung durch die Wüsten der Verdammten wurde ihm zu beschwerlich, der Kampf im Blachfeld dünkte ihm zu gemein, er wollte fliegen und mit himmlischem Feuer die Feinde vernichten; da scheiterte er, wie die Luftschiffer unsrer Tage, noch ehe er in den freien Aether gelangte, an den Zinnen des Tempels, an den er die letzte Hand der Zerstörung nicht zu legen gewagt hatte.

Fern sei es von mir, Jesum neben meinen Meister William Shakespeare (and he was truly my master) zu stellen; denn wenn es etwas Göttliches gibt, so ist es, sich nicht über sich selber zu erheben und innerhalb der Grenzen seiner Kraft das Unsterbliche zu schaffen. Das ist es, was ich im Charakter Jesu vermisse. Ich kann nicht wie Chidher, der ewig junge, alle zehntausend Jahre über die Erde fahren, aber ich meine, alle fünfzig Jahre genügt auch. Und wenn ich dann merke, wie Berge zu Tälern und umgekehrt geworden sind, wie Meinungen und Satzungen und die darauf gegründeten Reiche, alle ihrer Zeit als göttlich autorisirt und für die Ewigkeit gegründet, einander abgelöst und vernichtet haben, dann wächst mir mein Meister Shakespeare ins Riesengroße, ins Göttliche hinein, um diesen Ausdruck für das Uebermenschliche zu gebrauchen; denn seine Werke sind heute noch so wahr wie am ersten Tag. Es macht sie mir auch wahrlich nicht billiger, daß ich sie zuerst in Blackfriars Theater hörte, wo die vornehmen Herrchen auf dem Rande der Bühne saßen und Bier aus großen Kannen dazu tranken, oder im Hinterzimmer des Holzapfelbaums, wo mir und manchmal auch Andern, aber davon werde ich später zu erzählen haben, Shakespeare selber Stücke seiner Dramen vorlas, vordeklamirte und — jawol — auch vorspielte.

Zunächst muß ich etwas constatiren, was mir vielleicht Niemand glaubt. Aber was verschlägts mir, ich erzähle nur, weil ich erzählen muß, ehe es zu spät wird. In ganz Stratford war nur ein Wesen, dem Shakespeare seine innersten persönlichen Leiden anvertraute, und das war der armselige Schüler und Kellner. Von jenem ersten Aufgehen an des großen Gestirnes in meinem beschränkten Gesichtskreis, wie ich es im vorhergehenden Capitel geschildert habe, verging fast kein Tag, an dem ich mich nicht des feurigen und doch so milden Lichtes erfreuen konnte. Ich glaube jetzt, da ich über die Jahre der Eitelkeit hinaus bin und es sagen darf, daß ich nicht nur ein leiblich verständiger und nach Neuem begieriger, sondern auch ein hübscher Junge war. Oft in seinen traurigsten und fröhlichsten Stunden ergriff mich der Meister plötzlich beim Schopfe und küßte mich auf den Mund. Ich mußte mir auch die keimenden Bartsprossen sorgfältig wegrasiren, denn: wenn Zwei sich küssen, sagte er, darf nur der Eine einen Bart haben. Oft muß ich weinen und lachen zugleich, wenn ich von der Liebe Shakespeares zu seiner Tochter Susanne oder gar zu seiner Ehefrau Anna Hathaway lese. Ja, in den 28 Jahren seines Londoner Lebens, in den wilden

Lustbarkeiten und Stunden der Niedergeschlagenheit wird er wohl oft heiße Sehnsucht empfunden haben nach dem Herzen seiner Anna, nach den lachenden Augen seines Töchterleins und dem friedlich fließenden Avon. Aber nur der Fluß goß Trost in seine Seele in den Jahren seiner Zurückgezogenheit. Bei seinen kurzen Besuchen von London, wenn er kam, reichbeladen mit Geschenken und seiner Gemahlin den schmählenden Mund mit Küssen verschloß, mag wohl Alles in Freuden abgegangen sein, und es mögen beim Abschied auch Tränen geweint worden sein; als er aber „für gut“ heim kam, um mit den Seinen zu leben — — —

Im vorigen Jahre trieb mich die Sehnsucht wieder einmal nach Stratford, wo der Avon noch immer friedlich die überhängenden Erlen und Weiden in seiner Flut bespiegelt wie anno 1615. Das Haus Shakespeares ist längst verschwunden, aber die Hütte steht noch, moosbewachsen, mit eingesunkenem Dache, wo William und Ann ihre ersten Liebesschwüre tauschten. Dort wohnt jetzt eine steinalte Frau, die letzte der Hathaways. Sie ernährt sich als Hüterin der dort aufgestapelten, teilweise zweifelhaften Shakespeare-Reliquien. Sie hatte ein großes aufgeschlagenes Buch vor sich. Ich fragte sie, ob sie vielleicht in Shakespeares Werken lese. Etwas wie frommer Abscheu glitt über ihre verwitterten Zügen. Ich lese nur in der heiligen Schrift, flüsterte sie. Da war es mir, als ob Ann Shakespeare, die geborene Hathaway, deren Leichenzug ich selber gefolgt, seit 280 Jahren lebendig geblieben und hier gesessen hätte. Und ich dachte an den zerfallenden griechischen Tempel; die Welt der Kunst erblickt in ihm immer noch erhabenste Offenbarung; auf den geborstenen Marmorstufen aber sitzt ein schmutziger Bettelmönch und verkauft Splitter vom Kreuze, und in seinen Winkeln hausen christlicher Spuk und Hexenkunst.

* * *

Als ich vor einem Jahre die Hathaway-Hütte besuchte — ich weiß nicht mehr, wie viel über ein Säkulum ich Stratford nicht mehr gesehen, wollte ich meine müden Glieder einmal noch unter dem Maulbeerbaume lagern, den Shakespeare liebte wie ein eigenes Kind, weil er ihn selbst gepflanzt hatte. Die Stratforder machten sich nie etwas aus Maulbeeren, ihre Warwickshire Aepfel waren ihnen lieber, und wenn Master William ihnen sagte: Ich pflanze die Bäume und esse die Beeren, ihr werdet nach mir aus den Blättern Seide spinnen, so verstanden sie ihn weder im einen noch im anderen Sinne. Aus der Seidenraupen-Züch-

tung ist freilich nichts geworden, aber ein seidenes Kleid käme auf jede schöne Stratforderin und, warum nicht, auf jede häßliche auch, wenn der Maulbeerbaum heute noch stünde, den Shakespeare gepflanzt hat. Ich fand ihn nicht mehr. Schon 1736 hatte ihn der damalige Besitzer von New Place, ein Prediger des Evangeliums, umhauen lassen, weil er sich darüber ärgerte, daß so viele Fremde den Baum eines in seinen Sünden Dahingefahrenen sehen wollten. Der Garten war wol noch da, der Blumengarten und der Baumgarten, der bis an den Avon sich hinabzieht, aber von der Steinmauer, so die beiden zu meiner Zeit trennte und, wie sich später zeigen wird, in meinen Erinnerungen eine Rolle spielt, war nur noch in einer Ecke ein dick mit Epheu überwucherter Trümmerhaufe übrig.

Wenn ich zwischen meinen Büchern weile, schaut mich manchmal das geliebte Antlitz mit den Zauberaugen an wie das Gesicht Adonai's, das mein Freund Bulwer in seinem Zaoni geschildert, und wenn ich in der Dämmerstunde in einer jener wenigen comfortablen Wirtsstuben sitze, wie sie Dickens so köstlich geschildert, und die noch hin und wieder in Altengland zu finden sind, so ist es mir oft, als ob ich ihn hereinkommen sähe mit seinem roten Gewand und seinem breiten weißen Spitzenkragen; in dem Garten aber hinter dem New Place konnte ich mir das geliebte Bild mit aller Anstrengung der Sehnsucht und des Gedächtnisses nicht heraufbeschwören. Nur die Gestalten der Familienglieder des größten Britten tanzten ungebeten um mich herum und schienen allesammt die Zungen herauszustrecken gegen mich alten, mit zwinkernden Augen im Sonnenlicht stehenden, einsamen Mann; sowie einst Jungfrau Judith mich verhöhnte, als ich ihr ob des frechen Betragens gegen ihren Vater die Strafe Gottes prophezeite.

So will ich denn zunächst über die Familie Shakespeares sprechen, die Frau und die Töchter, über welch letztere ich viel Schönes und Rührendes gelesen, nur daß es leider nicht wahr ist. Wenn ich noch einmal erwähne, daß meiner Tante Haus, die Taverne zum Holzapfelbaum, nicht zehn Schritte von New Place entfernt und unser kleines Gärtchen nur durch eine Weißdornhecke mit vielen Gucklöchern (Schießscharten, nannte sie Master William, für Verliebte, aber die Pfeile, die von ungefähr sich herein verirren, treffen viel sicherer als die mit heißem Bemühen hinausgesendet werden) von den prächtigen Gärten des Manor Hauses getrennt war, wenn man bedenkt, daß ich jung und neugierig war und es keineswegs unter meiner Würde hielt, dem Gespräch der Dienstboten zu

lauschen, wenn man hinzufügt, daß die Frau und die Töchter des hochverehrten Mannes Gegenstände des höchsten Interesses sein mußten, so wird man von mir eine geziemend getreue Schilderung des Aussehens und des Wesens derselben erwarten dürfen.

Als Master William nach langer Abwesenheit in der glänzenden, tosenden Welt in den Frieden seines Hauses zurückkehrte, ein neunundvierzigjähriger Mann, ein Greis an Welterfahrung, ein Kind in seiner Liebe, war Mistreß Shakespeare siebenundfünfzig Jahre alt. Sie war aber immer noch eine stattliche, üppige Frau, fast so groß wie der Meister selber. Wäre sie doch eine Königin, sagte er von ihr, ich würde ihr Vieles verzeihen. Ihre Gesichtszüge waren regelmäßig und stolz, aber es war eine graue Bläſſe darüber gebreitet. Wenn sie wollte, und sie wollte immer, wenn der Dean der Dreifaltigkeitskirche sie besuchte oder gar Herren von der höheren Geistlichkeit vor ihrem Hause abstiegen, nahmen ihre Augen einen Glanz an, wie ich ihn manchmal auf Heiligenbildern gefunden. Wenn sie aber mit Jemand zürnte, und das war fast zu allen Zeiten, ganz gewiß aber wenn ich armer Junge ihr in den Weg lief, ging ein so grausames und grauenhaftes Lächeln der Verachtung über ihr Gesicht, daß ich immer an die Medusa der Alten denken mußte. Oft sah ich sie durch den Garten schreiten, und dann war es, als ob sie selbst die Blumen und Vögel mit feindseligen Blicken betrachtete. Sie war eine schlechte Hausfrau, denn sie betete Stunden lang am hellen Tage; sie bezahlte jährlich eine große Summe an die Armen des Kirchspiels, aber nie konnte ein fahrender Bettler erzählen, daß er je von ihr auch nur einen Penny oder ein Stück Brot erhalten. Die Küche in New Place, für welche unser Gemüsegärtlein hin und wieder etwas Gewürz lieferte, war stattlich eingerichtet, aber es war, als ob der Glanz der Zinn- und Silbergeschirre erblindet sei, und was aus ihr hervorging, war armselig. Meine gute Tante würde sich geschämt haben, solches Essen vor einen Fuhrmann zu setzen. Nur wenn geistlicher Besuch da war, wurde gebraten und gesotten, daß der Duft zu uns herüberdrang. Ich habe nie gesehen, daß diese Frau mit ihren Kindern Liebkosungen gewechselt hätte, aber zweimal habe ich einen Blick in ihre Seele getan, der mir das Blut zum Herzen trieb und mir trotz meiner Knaben-Unschuld mehr verriet, als mir der Meister hätte erzählen können. Einmal ging sie im Garten, es war ein herrlicher Sommertag, und die Finken jubilirten wie toll. Da kam Shakespeare mit leisen Schritten hinter ihr her, umfaßte sie und küßte sie auf den Streifen

des Halses, der über der Krause zum Vorschein kam. Da wandte sie sich um, kein Wort sprach sie und mit keiner Bewegung stieß sie ihn zurück; aber in dem aschenfahlen Gesicht loderten die Augen wie zwei Fackeln des Hasses, also daß der unglückselige Mann wie vor einer giftigen Schlange zurückwich und gleichfalls wortlos von dannen schritt. Ein andermal, es war wol an demselben Fleck, nicht weit von dem Maulbeerbaum, da stand sie mit dem Bischof von Westmoreland und sprach, soviel ich vernehmen konnte, mit ihm über göttliche Dinge; denn die Herren Geistlichen kamen von weit her, die woltätige und fromme Frau kennen zu lernen. Auf einmal streckte sich der Bischof, ein dicker, kurzer Mann mit einer rötlichen Nase, zu seiner ganzen Länge und küßte sie grad auf den Mund. Da sank das Weib vor dem Pfaffen auf die Kniee, ein wüstes Dunkelrot hatte das Grau ihres Gesichtes verdrängt, und jetzt sah ich auch, daß sie zum erstenmale ein Kleid trug nach Art der Damen am Hofe, das ihr gewiß Master William mitgebracht, und daß ihr Busen fast unverhüllt den Blicken des Mannes sich darbot. Da riß ich mich hinweg in Zorn und Scham. Drinnen bei uns saß mein Meister beim Weine und fühlte sich zu allen Humoren aufgelegt. Es war mir nicht möglich, an diesem Tage eine fröhliche Miene zu machen, und er spottete meiner und nannte mich einen Romeo, der sich vor Gram verzehrt, weil unsre Magd Mary Ann keine Julia sei.

Aber wenn mir auch das Herz schier brach, nie hätte ich ihm mit einem Worte andeuten können, was ich gesehen. Nur einmal, als Shakespeare in hellem Zorn schonungslose Worte über seine Frau sprach — er hätte es nicht getan, wenn nicht der Wein seine Zunge unvorsichtig gemacht hätte — wagte ich es, mit einem Worte der Entrüstung beizustimmen. Da fuhr er mir aber sackgrob über den Mund, und sein wilder Blick durchbohrte mich wie ein Schwert. Gleich darauf aber zog er mich auf seinen Schooß, küßte mich und flüsterte mir lächelnd in's Ohr: Ueberlaß das mir, Knabe! Nur Narren dürfen die Wahrheit sagen, du bist aber zu gut, mein Narr zu sein. Da rief ich bald wieder mit meiner hellsten Stimme: "Anon, anon, Sir!" und mußte ihm an demselbigen Tage so oft Sekt kredenzen, daß man mich zum erstenmale ins Bett tragen mußte und es mir am nächsten Tage zu mut war, als ob zehn Teufel in meinem Kopfe sich prügelten. — Ich habe es erst nach dem Tode des Meisters erfahren, daß er bei dieser wie bei ähnlichen Gelegenheiten oder überhaupt wenn er im Wein seinen Kummer ertränkt hatte und am andern Morgen wieder so frisch bei uns eintrat wie die

aufgehende Sonne, ein ansehnliches Geldstück bei der Wirtin für mich hinterlegte. Ohne mein Wissen häuften sich die Ersparnisse; und diesem Vermächtniß, das mich befähigte, meine Studien wieder aufzunehmen — ihr könnt euch aber denken, daß sie nicht mehr auf Gottesgelahrtheit hinausgingen — hatte er kurz vor seinem Tode noch einen mit Sapphiren besetzten Goldring hinzugefügt, den er einst von einer Dame zum Geschenk erhalten. Zu meiner Schande sei es gesagt, daß ich dieses Kleinod einst als Pfand für eine Zeche hinterließ und nie wieder einlösen konnte. Es haftete wol nicht die echte Liebe von Anbeginn an dem Ring, tröstete mich später Charles Lamb, als ich bei ihm meinen Verlust beklagte, und wenn er dir einen guten Rausch verschafft hat, so hat er dir soviel gegeben, als ein armer Teufel erwarten kann.

Es wird mir schwer, diese und die folgenden Dinge zu erzählen, und ich muß wieder einmal Atem schöpfen. Aber es muß nach und nach Alles vom Herzen herunter.

* * *

Das einemal ausgenommen, redete Shakespeare nie direkt über seine Frau; es sei denn, daß er sie wie Sir Nigel für die schönste Dame in merry old England erklärte vor einer Gesellschaft, die aus dem lahmen Schneider, dem buckeligen Schuster und dem halbblinden Schulmeister bestand und Jeden, der es zu bezweifeln wagen sollte, mit einem Federwisch in ein Mauseloch zu jagen drohte. Desto mehr aber pries er vor meinen Ohren seine Töchter. Wenn noch eine dritte vom selben Schlag dazu gekommen wäre, sagte er einst, so hätten sie alle drei Cordelia heißen müssen. Und mir, der ich es besser wußte und daß er sich nur mit seinem guten Herzen und mit der Kraft seiner Phantasie selber betrügen wollte, mir wurde es dabei jedesmal wieder schwül ums Herz. Manches Madrigal und Sonett auf die Schönheit und Liebenswürdigkeit seiner Töchter hat er mir vorgetragen; aber ich wußte wol, daß er die Lieder nicht seit seiner Heimkehr gedichtet, sondern in London in den Augenblicken der Sehnsucht nach dem Heim.

Es ließ sich auch die Schönheit der Töchter bei jeder in ihrer Art nicht leugnen. Beide hatten die üppige Fülle der Mutter geerbt, nur daß Susanne groß und langsam war, mit tiefschwarzem, schwerem Haar, und jenes fatale Grau damals schon, in ihrem dreißigsten Jahre, sich über ihre Züge zu lagern begann; während Judith, damals Achtundzwanzig, kleiner und beweglicher war, in braunen Löckchen rollte sich

ihr Haar, und es war, als ob sie aus lustigen braunen Augen Jedem, der darauf einging, eine lachende Liebesgeschichte erzählen wollte. Ich spreche mich vielleicht nicht ehrerbietig genug aus über eine Dame, die zur Zeit fast zehn Jahre älter war als ich; aber wo sollte die Achtung herkommen, da ich ihr heimlich und zum Zeitvertreib gut genug gewesen wäre, vor den Leuten aber ein Stück Luft, durch welches sie gerade wie ihre Mutter verächtlich hindurch sah. Das Schlimmste war, ihre Fröhlichkeit war auch nur eine erzwungene und vor den Leuten. Ich habe sie wie ein Teufel in Haus und Hof herumfahren sehen; das dauerte immer mindestens eine Woche lang, und das Vergnügliche dabei war, daß in solchen Zeiten selbst die Mutter und der Schwager Doktor vor ihr Angst hatten. — Was war aber der Kummer der schönen Judith? Man rechnete sie in Stratford schon allgemein zu den alten Jungfern; und jedesmal, wenn eine ihrer Gespielinnen — sie hielt sich immer zu den jüngsten — heiratete, bekam sie ihre Wutanfälle. Wenn sie dann wieder lachte, war es in einem silberhellen Ton, und ihr ganzes Wesen schien Fröhlichkeit zu atmen. War aber doch nicht die rechte Sorte. Wenn unsre Magd Mary Ann über irgend etwas Dummes lachen mußte, so wurde sie so hilflos, daß man sie mit einem Strohhalm hätte umstoßen können. Frl. Judith aber lachte gewissermaßen mit Bewußtsein, nie zu ihrem eigenen Vergnügen, nie im Kreise ihrer Familie, sondern stets für eine andre Person. Die aber mußte männlichen Geschlechtes und heiratsfähig sein. Und wenn sie nicht die richtige Beachtung fand, wurde sie im Handumdrehen zur Gewitterwolke.

Ich erinnere mich mit gemischten Gefühlen, wie einst Master Shakespeare den Versuch machte, seinen Töchtern und mir seinen Sommernachtstraum vorzulesen. Es war im Mai nach seiner Heimkehr, er hatte mich herüber holen lassen, und wir saßen im Garten zwischen Syringenhecken im Abendschein. Wie er las, nein, sprach und agirte! denn er wußte fast alle seine Stücke auswendig bis auf die Stellen, die er selber als langweilig bezeichnete, wenn es auch keinem Andern so vorkam, und kein Andrer hätte wagen dürfen, es zu sagen. Mit allen Fasern meines Wesens sog ich die fremde Welt in mich ein. Trotzdem war es unmöglich, nicht zu beobachten, welchen Eindruck das unsterbliche Werk des Vaters auf die Töchter machte. Gleich von vornherein überzog sich das Gesicht der Frau Susanna Hall (die älteste war damals schon lange an den Doctor verheiratet, von dem ich später sprechen muß) mit jener unglückseligen grauen Blässe, und ihre Augen wurden starr, als ob hier

von allen Scheusäligkeiten der Welt erzählt würde. Als aber jene Stelle kam, wo die sanfte Hermia, durch Liebe kühn gemacht, mit heroischen Worten sich verschwört, beim Stelldichein zu erscheinen, erhob sich Frau Hall mit einer Geberde des Abscheus und verschwand im Innern des Hauses. Ich glaube, ich hätte die Stelle überschlagen sollen, unterbrach sich sinnend Shakespeare. — Man staune über die Kindlichkeit des großen Mannes, oder wollte er bloß die Ahnung verscheuchen, daß er dieser Tochter zulieb Alles hätte überschlagen müssen?! — Judith aber, der es immer gefiel, wenn von Liebe und Hochzeiten die Rede war, rief aus: Unsinn, sie weiß nicht, was hübsch ist. Da zog Shakespeare sie in seine Arme und überhäufte sie mit all den Liebesworten, die er einst über das wunderhübsche Baby verschwendet hatte, als er vor fünfundzwanzig Jahren zu Besuch gekommen war. Ja du bist mein gescheidtes Goldkind, rief er aus, ist nicht ihr Haar Gold, Francis, wenn die Sonne durchscheint? O du mein tollköpfiger Puck, du meine Queen Mab, du Titania, mögest du nie in einen Esel dich verlieben! Während er sie aber liebkoste, schoß sie Blicke zu mir herüber, denn, wie gesagt, wenn kein Andrer da war, mußte ich gut genug sein, ihre Macht zu erproben. Mir aber brannte das Herz nach den Schicksalen der schönen Hermia und Helena und nach dem ganzen Aufbau einer in fremden, herrlichen Farben glühenden Welt. — Nun folgte die Scene mit der Vorbereitung des Theaterspiels, das die ehrsamen Handwerker zu Ehren des königlichen Beilagers aufzuführen gedachten. Ich mußte mich mit aller Anstrengung zurückhalten, nicht gerade herauszulachen, denn wenn auch so fröhliche Geschichten in unsrem Stratford sich nicht ereigneten, so war es mir doch, als ob ich die Stimmen unsrer Stammgäste vernähme, wenn sie die weisen Anschläge unter sich berieten, aus denen nie etwas wurde. Wo aber blieb jetzt das Lachen der schönen Judith? Zu meinem maßlosen Erstaunen bemerkte ich, daß sie sich langweilte, ja sie rümpfte die Nase und gähnte, als ob sie in eine Gesellschaft geraten, zu gemein für die reichste Erbin der Stadt. Einmal noch schien ihr Interesse sich zu entzünden bei dem Streit zwischen Titania und Oberon. Dann legte sie sich im Sessel zurück und schloß die Augen, wie man es wohl tut, um mit ganzer Seele zu hören und sich in die fremde Situation hinein zu denken. Und immer glänzender erwuchs die Feenwelt, aus den Syringen des Gartens schienen die drolligen und zarten Elfen empor zu schwirren, und wie Nachtigallenschlag klangen dazwischen die sehnsüchtigen Reden der verliebten Paare. Schön Judith aber war wirklich

eingeschlafen, es ließ sich nicht mehr verhehlen, denn aus ihrem leichtgeöffneten Munde drangen Töne, die nicht anders als Schnarchen gedeutet werden konnten; es klang ganz zart und fast melodisch, aber trotz alledem war es ein Schnarchen. Armes Kind! sagte Shakespeare, es ist die Frühlingsluft. Aber zugleich war ihm eine dunkle Röte, fast als wie vor Scham, ins Gesicht geschossen, und ich wußte, daß er im Herzen getroffen war; wie es denn nach meiner Meinung für einen Dichter nichts Schrecklicheres geben kann, als wenn man bei der Entwickelung seiner Gedankenwelt einschläft. — Wir ließen sie weiterschlafen und schlichen uns in den Parlour des Holzapfelbaums, wo Shakespeare durch die Macht der Umstände mehr daheim war als in seinem eigenen Haus und Garten.

Die Weiber, sagte er mir im Tone eines müden Weisen, die Weiber, mein Sohn, kümmern sich nicht viel um die Schöpfungen der Phantasie, sie wollen selber etwas erleben. Sie werden es nie glauben, was ich beweisen kann und Du bald genug erfahren wirst, daß die Wirklichkeit immer einen Stachel in sich trägt und nur die Kunst süße Befriedigung verleiht. Darum wollen wir uns aber unser Vergnügen nicht rauben lassen, nicht wahr, Francis mein Junge! Und nun trug Shakespeare mir und den Stammgästen die Aufführung von Pyramus und Thisbe vor, mit so verschiedenen Stimmen und Gesten, daß man ein ganzes Theater zu schauen vermeinte. Und das geschah mit einer so wilden Lustigkeit, daß mir Unheil schwante. Unsre Stammgäste, wie schon gesagt, lauter mindere Leute (die angesehenen Stratforder gingen nur bei besonderen Gelegenheiten oder gar nicht ins Wirtshaus), erlustirten sich über die Maßen. Der bucklige Schuster, dem es so wie so schwer wurde, würdig auf dem Sitze sich zu halten, lachte sich verschiedene Male vom Stuhl herunter, und der dürre Schulmeister weinte fortwährend große Tränen. Es saß aber auch der Bettelvogt dabei, das war ein Mann von sehr billigem Verstande, aber mit riesigen Kräften; man wußte von ihm, daß er einmal einen widerspänstigen Vagabunden mit seinen Händen erdrosselt hatte. Der hatte so lange stumpfsinnig und auch etwas geärgert vor sich hingestarrt, denn das waren nach seiner Meinung doch nur Vagabunden-Witze, die man nicht zu verstehen braucht, bis auch ihm wie vorhin Frl. Judith die Augen zufielen und aus seinem offenen Maule ein Schnarchen hervordrang, das schon mehr dem Brüllen des Ochsenfrosches in den Sümpfen am Avon glich. Eben hatte Shakespeare im Falsetto Thisbe ausrufen lassen:

Asleep, my love?
What, dead, my love?
O, Pyramus, arise!

Da macht er eine kleine Pause, ergreift den vor dem Bettelvogt stehenden Krug mit Doppelale, setzt ihn ihm umgekehrt aufs Haupt und ruft dabei:

Wo gar zu trocknes Erdreich,
Ist's Menschenpflicht zu gießen.

Da schoß dem das gute Getränke durch das Haar über den gewaltigen Nasenzinken in den struppigen Bart, wie wenn ein angeschwollener Bach, braun von der mitgerissenen Erde, vom Hochwald über Felsen hinweg setzt und im Unterholz in zahllose Bächlein sich zerteilt. Mit Gebrüll erwacht der Bettelvogt, greift mit den Händen je einen Nachbar und stößt ihnen die Schädel zusammen, daß es kracht. Da ist aber auch schon Shakespeare mit einem Sprunge dazwischen und schaut den Wütenden mit einem Blicke an, wie ich ihn bei Tierbändigern gesehen. Ich habs getan, sagt er, sonst kein Wort. Da spielte sich ein wunderlicher Kampf ab in den Zügen des Bettelvogts. Aerger, Scham und Respekt stritten wider einander, aber zuletzt brach es durch wie die Sonne Yorks, und er grinste erst und lachte dann, lachte aus vollem Halse über den Witz, wie ihn eben nur, hahaha! Master Shakespeare machen konnte. Master Shakespeare bezahlte an diesem Abend wieder einmal die Zeche für die ganze Gesellschaft.

Späterhin trat ich in die Maiennacht hinaus. Der Wächter rief schon die zwölfte Stunde, und beim Scheine seiner Laterne sah ich den jungen Weinhändler Thomas Quincy von der Straße her über den Zaun von New Place mit Fräulein Judith sprechen. Ich hörte auch, was er erzählte, es war eine einfältige Geschichte von zwei Bauern, die über ein Kalb in Streit gekommen waren. Aber schön Judith lachte in einem fort, daß es klang wie närrisch gewordene Silberglöcklein.

Ja, ja, es gibt verschiedene Humore!

* * *

Immer endet die Historie im Wirtshaus, werden die Leser meiner Aufzeichnungen sagen, und es ist mir fast, als ob sie mich dabei auf einer großen Schwäche ertappt hätten, denn ich habe selber die Hälfte meines ewigen Lebens im Wirtshaus zugebracht; reuig, wie Graf Platen, gestehe

ich jetzt zu, daß ich kostbare Stunden vergeudet und in falschem Stolze den Ekel an der stereotypen Gesellschaft nicht in mir überhand nehmen ließ. Aber das ist Alles längst vorbei, und mit Master Shakespeare war es eine ganz andre Sache. Stratford war in der damaligen Zeit bei allen Fahrenden, die sich naturgemäß für solche Statistika interessiren müssen, als frommes und geiziges Nest bekannt. Das frömmste Haus in der Stadt war aber New Place. Man faßte dort das Bibelwort: Du sollst kein Bildniß noch irgend ein Gleichniß machen, buchstäblich auf, und ein Künstler, der zur Warnung, Ermunterung oder auch nur zur Abspiegelung der Wahrheit alle Leidenschaften der Menschen darzustellen wußte, war in den Augen der Mistreß Shakespeare, geborene Hathaway, nicht mehr als einer der "Trinkers", "Strollers", Zigeuner, welche auf der Gemeindewiese ihre Sprünge machten. Davon aber, daß Dichter in ihren Werken die Wahrheit aller Dinge durch Vergleichen und Sichten für unser menschliches Herz viel deutlicher darstellen können als der Herrgott selber, hatte sie keine Ahnung. — Sie hatte ihrer Zeit unsren Master auch nur so „gefangen", als Siebenundzwanzigjährige den neunzehnjährigen Jüngling, und wenn noch etwas Liebe für diesen Wildfang in der Tiefe ihres hohen Busens vorhanden war, so konnte sich das gar nicht hervorwagen unter jener heuchlerischen Büßerlust, die sich nur geheime Freuden in Christo erlaubt, im Uebrigen aber für sich und den Nächsten die Welt zu einem Jammertale macht. So kam es, daß Shakespeare, übersättigt von Ruhm, Abenteuern und falscher Liebe, bei seiner Familie keine Ruhestätte fand und bald seine Tage in unsrer Schenke zum Holzapfelbaum nicht nur beschloß, sondern auch anfing.

Daß er aber bei uns gute Stunden verlebte, dafür bin ich verantwortlich, denn, ohne mich zu rühmen, war ich wie die Tischplatte in unsrem Parlour, zusammengetischlert aus den härtesten Hölzern Englands, wenn man aber mit einer ehrlichen Faust darauf schlug, gab es einen Klang wie ein Glockentönen; und ich war auch wie ein neuer Schlauch, in welchem der älteste und beste Wein gut aufgehoben war. Du bist wie ein frosterstarrter Maikäfer, sagte mir der Meister einmal, wenn ich dich anhauche, hebst du die Fühlhörner und die Flügeldecken (ich mußte auch mit diesem Vergleiche zufrieden sein); warum gibt es nicht lauter Maikäfer?

In meinem langen Leben habe ich gefunden, daß sich schließlich zwischen den verschiedensten Menschen ein modus vivendi herstellen läßt, und so hätte die Liebenswürdigkeit Shakespeares doch schließlich der

sterilen Frömmigkeit seiner Frau und ältesten Tochter ein Compromiß abgerungen, wenn nicht — der Herr Dr. Hall gewesen wäre.

Ich habe in meinem ganzen Leben kein Capitel gelesen, das mich die Schadenfreude so tief fühlen ließ wie das in den Pickwick Papers, wo Sam Weller dem scheinheiligen Pietisten die gründliche Abfuhr angedeihen läßt. Leider kann ich von dem Dr. Hall nichts Aehnliches berichten, er trug sein Teig=Gesicht noch viele Jahre als geachteter Alderman, Kirchenvorsteher und Vermögensverwalter des Shakespeare=Estate in Stratford herum, als das hohe Gras schon längst die Monatsröslein überwucherte, die ich auf meines Meisters Grab gepflanzt hatte. Dieser Mann hatte außerordentlich große Plattfüße und lange grausame Hände. Ein Bart von unbestimmt rotbrauner Farbe verbarg sein, anscheinend mit lauter Reißzähnen gefülltes Maul, aus dem der Honig der Höflichkeit und Milde nur so tropfte. Aber es war ein Honig, den man dreist als Fliegengift benützen konnte, und eine Milde, die jedem Kranken und Gesunden, der nicht mit ihm allabendlich, Hymnen singend, auf den Knieen lag, zu verstehen gab: Ich habe zwar Mitleid mit Dir, aber der Teufel wird Dir ein ewiges Feuerlein anstecken, daß Dir das Lachen vergehen soll. Daß er Niemand gerade in die Augen sehen konnte (eine Eigenschaft, die ich allerdings auch bei ganz guten Menschen gefunden habe), prägte seinem ganzen Wesen erst recht den Stempel eines entlaufenen Zuchthäuslers auf. Dieser Mann wußte sich, nach dem Worte der Schrift, Freunde zu machen mit dem ungerechten Mammon. Er hatte einen großen Kirchenstuhl schnitzen lassen für sich und die Familie Shakespeare; der stand in der Kirche wie ein Mausoleum für lebendig Todte. Er war der Schatzmeister für das Spittel und das Alteleuthaus, und weil unter seiner Verwaltung selbst diese Erbärmlichkeitsanstalten Zinsen trugen, wurde ihm alljährlich der Dank des Magistrats öffentlich verkündet. Die Lehrer priesen ihn den Kindern als ein Muster an Lebenswandel und Frömmigkeit, nur von dem dürren und halbblinden Armenschulmeister habe ich nie ein gutes Wort über ihn gehört. Aber wenn ich erwähne, daß er Abends herumspionirte, wo noch Kinder nach dem Läuten des curfew auf der Straße spielten, und Nachts, wo noch Lichtschein durch die geschlossenen Läden der Herbergen schimmerte, also freiwillig dem Büttel im Amte secundirte, so wird man begreifen, daß unsre Stammgäste schlecht auf ihn zu sprechen waren. Der Schuster und der Schneider nannten ihn einen Schinder, weil sie ihm höhere Zinsen zahlen mußten als dem Juden. Der Bettel=

vogt meinte, es sei eine wahre Freude, den Schrecken durch die Glieder der Vagabunden und Fresser auf Gemeindekosten fahren zu sehen, wenn der Doctor mit dem leisen Gang seiner großen Füße um die Ecke biege. Unsrer Magd Mary Ann hatte er einmal Glasscherben aus dem Fuß gezogen, und seit der Zeit spuckte sie aus, wenn sie ihn sah; ja als sie in einem hitzigen Fieber lag und man den Dr. Hall an ihr Bett holte, schrie sie so lange und schlug mit den Händen um sich, bis er wieder wegging. Es war mir das damals um so erstaunlicher, da unsre Mary Ann sonst älteren Herrn nicht so leicht etwas übel nahm. Man erzählte mir, daß Susan Shakespeare vor ihrer Verheiratung wohl eben so munter wie ihre jüngere Schwester aber viel herzensgütiger gewesen sei. Mein Meister sagte einmal, als er, den Kopf auf den Arm gestützt, nach seiner Gewohnheit in traurigen Stimmungen monologisirte: O wie hat der Wurm meine Moosrose zerstört, o wie hat der Schatten mein Licht gemordet! Und ich wußte, von wem er sprach. Viele Jahre später besuchte ich wieder einmal meine Tante, die noch immer Wirtin zum Holzapfelbaum war. Die wackere alte Frau pries die guten alten Zeiten; wie sie auf Master Shakespeare zu sprechen kam, flossen ihre Tränen reichlich, aber ihre matten Augen konnten noch zornig aufglühen, als ich sie nach dem Dr. Hall fragte. Ich will ihre Worte hier ohne Umschreibung wiedergeben: Wirst Du's glauben? Dieser Schuft (Dr. Hall war damals gerade im zwanzigsten Jahre seines Kirchenvorsteherstums) hat es nun so weit gebracht, unsre Susan auch körperlich zu ruiniren, sie liegt an der Zehrung auf den Tod. Ich seh's noch wie heute, als das liebe Kind, denn ein Kind war sie trotz ihrer fünfundzwanzig Jahre, zu mir herüber kam, in Tränen ganz aufgelöst. Sie sei eine Sünderin, eine Verlorene, nur die unendliche Gnade Gottes könne sie aus der Verdammniß erretten. Und was war los? Der Dr. Hall, mög es Gott ihm verzeihen, ich kanns nicht, hatte ihr gesagt, sie sei ein Kind der Sünde, in Sünden empfangen oder wie es in dem rundköpfigen Geträtsch heißt, denn sie sei auf die Welt gekommen, als William Shakespeare und Ann Hathaway erst vier Monate verheiratet waren. Nun war das ja wahr, und Niemand wußte es besser als ich, daß Ann Hathaway niemals ihren William eingefangen hätte, wenn das Kind nicht schon gezappelt hätte. Man kann ja jetzt mit dir über solche Sachen sprechen, Francis, aber ich hätte es nie erwähnt, und das ärgste alte Klatschweib in Stratford hätte nicht davon gesprochen. Der Schurke aber machte sich durch seine Wissenschaft des Unglücks — wenn's über-

haupt ein Unglück war — unsre schöne stolze Susan zur Sklavin. Er machte daraus ein schleichendes Gift für ihr ganzes Leben, ein Halfter, an dem er sie führte, ein Joch, unter dem ihre Seele sich todtwund rieb. Und weißt du, was er noch getan hat? Am Tage nach dem Begräbniß Master Shakespeares lag er mit seinen Weibern — bei meiner Seele Seligkeit die Alte war ihm so zu willen wie die Tochter — stundenlang auf den Knieen, sie plärrten ihre Psalmen, sogar das Singen unsrer Susan, das einst wie Drossellied tönte, war zu einem gebrochenen Wimmern geworden, und dabei verbrannten sie auf dem Herd alle Bücher, die der Master von London mitgebracht hatte, und eine Masse beschriebenes Papier, ich konnte es deutlich von außen durchs Küchenfenster sehen, daß die großen Züge darauf standen, wie sie in manchen Inschriften an der Wand unsres Parlours verewigt sind, und den Gestank konnte man in der ganzen Nachbarschaft verspüren.

Hier unterbrach ich die gute alte Dame: Jawol kann man mit mir jetzt über solche Sachen reden, und ich kann Merkwürdiges beifügen und auch etwas, was ich bisher geheim gehalten. Was da verbrannt wurde, war Unsterbliches, wie es sich vielleicht in Ewigkeit nicht mehr zusammenfügen wird. (Ob ich mich gerade so ausgedrückt habe, will ich nicht entscheiden, es verirren sich in meine Erinnerungen manchmal Gedanken und Sprache der späteren Zeit.) Ganze Scenen hat mir der Meister aus den Tragödien vorgelesen, die er der Welt als sein Vermächtniß hinterlassen wollte, Einblicke in die Werkstatt eines allwissenden Gottes waren es für mich, und ich erinnere mich, daß eines der Werke „Der ewige Jude" und eins „Aspasia und Hypatia" genannt war. Das war wahrlich Höllenfeuer, das der fromme Doctor entzündet hat, denn er hat ein Stück Erkenntniß allen künftigen Generationen geraubt. Ich habe kürzlich ein Buch über Giordano Bruno gelesen. Wahrlich, es scheint mir, als ob im Namen der christlichen Liebe immer das Beste und die Besten verbrannt würden. — Aber jetzt will ich dir auch jenen Jungenstreich beichten, den ich in meiner Lehrzeit hier ausgeführt, und dazu muß ich, da du kein Priester und wir nicht papistisch sind, einen Zeugen haben.

Nun hatte im Laufe der Zeit unsre cornische Magd einen Bäckermeister geheiratet. Nach der schickte ich einen Boten; und sie kam mit ihren Kindern, die wie rotbäckige glänzende Aepfel um sie herum kollerten. Aber sie standen starr, mit offenem Munde, als ich ihre Mutter herzlich küßte. Sie haben so etwas noch nie gesehen, sagte die Frau

Bäckermeisterin. Ei, was war sie für ein stattlich Weiblein geworden! Eine Kette aus venetianischem Golde trug sie um den Hals, und in der Kapsel aus Krystall war eine welke Rosenknospe eingeschlossen, die Shakespeare einst in Wein getaucht und ihr in den Busen geworfen hatte. Nicht wahr, Mary Ann, sagte ich, wenn Zwei dasselbe tun, ist es doch nicht dasselbe. Wie meinen Sie das, Herr Francis? Nun, ich denke an Shakespeare und Dr. Hall. Da wurde sie purpurrot und begann zu zittern wie von einer noch nicht überwundenen Angst. Erst bedeckte sie mit den Händen ihre Augen, als ich meinen Knabenstreich erzählte, aber nachdem gab sie die Augen frei und lachte boshafter, als es eigentlich einer ehrsamen Bäckermeisterin zukommt. Dies aber war die Geschichte, und wenn sie nicht ganz ästhetisch ist, so ist sie doch wahr, und ich kann sie nicht bereuen. Als Shakespeare aus der Fremde zurückgekehrt war und sich wie Odysseus endlich wieder der langersehnten Umarmung seiner Gattin zu erfreuen gedachte, erschien am ersten Abend Dr. Hall mit einigen Predigern des Sprengels. Sie aßen und tranken von den Süßigkeiten und dem kostbaren Wein, welche der Meister von London mitgebracht und beteten mit der Frau und den Töchtern die ganze Nacht. Sie riefen alle Qualen der Verdammniß auf die Häupter der Papisten herab und auf die verruchte Unsitte der Comödien-Buden, wo die Sinneslust gekitzelt und das himmlische Heimweh der armen Seele mit schnödem Spott traktirt wird. Schön Judith verschlief ihren Teil, aber Susanne und ihre Mutter wehklagten und schlugen sich die Brüste, als ob sie ihren Heiland verraten hätten. Nun fragt Ihr mich, warum der stolze und starke Meister diesen Unfug ertrug? Weil er Angst hatte vor dem Doctor Hall, die Angst eines gesunden Mannes vor einem Skorpione. Wohl wollte er sein Hausrecht wahren und trat auf einmal mit einem Quos Ego! zwischen die Gesellen; da hielt ihm aber der Dr. Hall einen Brief vor die Augen. Es war das Schreiben einer hochgestellten papistischen Dame, und es muß eine Süßigkeit enthalten haben, die in diesem Augenblicke unserm Meister zur Galle wurde. (Ich habe dies wie überhaupt die ganze Scene von der geschwätzigen Judith erfahren, die mich manchmal ihres Vertrauens würdigte.) Von diesem Augenblick an saß Shakespeare stumm und betrachtete sich mit dem verächtlichen Blick eines von Schurken an die Wand Gedrückten die Comödie. Aber wenn seine Augen auf der Geliebten seiner Jugend weilten, nur die betenden Mucker existirten für das Weib und der unsichtbare Himmel, wurden sie traurig. Von der Zeit an haßte ich den

Doctor Hall, und eine grimmige Freude erfaßte mich, als ich merkte, wie er um unsre Mary Ann herumstrich. Weißt du noch Mary Ann? Ich brauchte dir nicht zu verzeihen, daß du mich wie einen dummen Jungen behandeltest, seitdem Shakespeare unser Haus betreten, denn mein eigenes Herz war ja voll von ihm, aber an deinem Ekel gegen den scheinheiligen Schleicher hatte ich meine Freude. Da sah ich denselbigen einmal im Dunkeln an unsrem Gartenzaun herumspekuliren, der Kerl horchte gern an den Hintertüren, um nach Hause zu tragen, was Shakespeare im Wirtshaus redete, und in der Hoffnung, auf unser cornisches Mädel zu stoßen. Das Letztere hätte man ihm eigentlich nicht übel nehmen sollen, nicht wahr Mary Ann? Ich aber holte mir die Mary Ann und postirte mich hinter sie, und da sie sonst nichts Weißes an sich hatte — Gott schütze ihre Beine! ich habe sie nie gesehen — mußte sie mit dem Hembzipfel winken. Wie er da heranschlich und in heiserem Ton herauspreßte: Da bist du ja, mein Schatz! und schon die großen Hände nach ihr ausstreckte, schoß ich ihm gerade in die im Dunkeln grün leuchtenden Augen. Meine Waffe war eine Spritze, wie sie die Knaben aus Hollunder bästeln, und gefüllt hatte ich sie mit Jauche aus unsrer Mistgrube.

Daran ist nun gewiß nichts Schönes, und ich muß die Frau Bäckermeisterin der Gnade des Lesers empfehlen, wenn sie hier ausrief: Ach war das schön! Er brüllte wie ein Stier, und sechs Wochen lang trug er eine blaue Brille. Meine Tante sagte: Ihr habt schöne Sachen getrieben! Aber dabei wackelte ihr das Herz in dem immer noch stattlichen Busen vor Vergnügen.

Abends trank ich mit dem Bäckermeister Brown Stout, jetzt nicht mehr als dienstbarer Geist, sondern als Gast, der selbst das "Anon, Sir", des Kellners verlangen konnte. Herr Shakespeare, bemerkte der wackere Bürger, und dabei tat er vor dem Ausreden einen gewaltigen Zug, muß ein merkwürdiger Mann gewesen sein; wenn meine Mary Ann seinen Namen hört, lacht und weint sie zu gleicher Zeit.

* * *

So habe ich die Liebe des Weibes und Mannes gesehen unzähligemal, so muß es vor mir gewesen sein, und so wird es nach mir sein: leichtsinnig und stark bei ihm, für Alle, wie das Licht der Sonne — in Meeren hat es sich gespiegelt, aber mit dem letzten Stral kehrt es doch zurück zu der welken Morning Glory, die ihm an den hölzernen

Türpfosten einer Hütte entgegen geklettert ist; geheimnisvoll trügerisch bei **ihr** wie Luna's Licht; die Dichter besingen den Mond, aber eine Stallaterne würde sie besser führen auf den Pfaden ihrer nächtlichen Trunkenheit — wenn ich auf Gräbern das Mondlicht liegen sehe, welches kein Blümchen zeitigt, so ist es mir, als ob es immer nur das fahle Leuchten des Hasses gewesen wäre. Was klein ist, rollt sich dem Großen in den Weg, daß es darüber strauchle. Wer immer nur Licht und Wärme empfängt, **haßt** im Tiefsten seines Gefühles den Woltäter.

Sagte einst zu mir Master Shakespeare: Weißt du, wann der Fuchs die Füchsin verläßt und seinen Bau und die Jungen? Sobald die ersten Primeln aus ihrem heimlichen Nest im Erdboden hervorlugen. Er **muß** fort, Fremdes erobern und genießen, denn auch einem Fuchs gehört die ganze Welt. Wenn er nach langen Monden zurückkehrt, zur Zeit, da die Schatten der Bäume dünner und länger werden, zerzaust von allerlei Stürmen wie sie, bringt er ein gutes Beutestück mit, um die Seinen zu versöhnen. Aber die Jungen sind groß geworden und bellen ihn an und verteilen seinen Raub unter sich, und die Alte fährt ihm zum Willkomm in den Pelz, und er kann froh sein, wenn er sich in einem Winkel des Baues, den er geschaffen, niederlegen darf. — Ich wußte wohl, was er meinte, und daß ihm das Lachen nicht aus dem Herzen kam; aber es kränkte mich, daß sich der Meister mit einem Fuchse verglich. Viel eher dachte ich an einen Löwen — bei seiner Heimkehr findet er, daß die Löwin mit Füchsen Gemeinschaft gemacht und als Füchse die Jungen großgezogen hat; der Löwe ist aber zu großmütig, sie zu zerreißen. Ich habe auch damals schon von allen griechischen Heroen den Odysseus am meisten verehrt, weil er mit den Gästen seines Hauses so unhöflich umging.

Achtundzwanzig Jahre hatte Shakespeare alle Lust und alle Unbill, alle Verfolgung und alle Ehre der großen Welt an sich erfahren. Nun empfand er eine große Sehnsucht unter den Genossen seiner wilden Knabenzeit, ob sich gleich keiner mehr recht an ihn erinnern mochte, in Frieden und Ansehen seine Tage zu genießen. Sein großer Reichtum, gegen den er sich redlich gewehrt hatte, war ihm gerade gut genug, seinem alten Stratford neuen Glanz zu verleihen: seine weltweite Erfahrung wollte sich gern bescheiden, den Spießbürgern ein neues, stolzes Rathaus zu bauen, die Wege zu verbessern, bis daß um London Town selber keine solchen zu sehen gewesen, Wasserleitungen herzustellen und etwa zum Segen für künftige Geschlechter Zucht der Maulbeerbäume

und der Seidenraupen einzuführen. Für die Stratforder aber war sein Gold und Silber gut genug, es ihm abzunehmen, doch nicht, ihm die Achtung zu verschaffen, deren die ersparten Groschen eines Metzgers oder Bäckers sich erfreuten. Der größte Dichter Englands und der Welt hätte in Stratford nicht einmal Magistrat werden können. Was er besaß, war Sündengeld, was er erlebt, war Teufelsspuk, der Mann seiner Tochter, Dr. Hall (verflucht sei sein Andenken!), hatte das den Stratfordern genugsam eingepredigt, und sie waren doch, weiß Gott! auch ohne das schon dumm genug; seine Kunst war eine von Gott verfluchte und im Grunde bei den guten Stratforder Bürgern nicht besser angesehen, als die der Seiltänzer und Bauchredner auf den Jahrmärkten. Außer mir war Keiner in Stratford, der ein Stück des Meisters aufführen gesehen hatte. Seine Tochter Susanne war der schönen Judith so weit an Bildung überlegen, daß sie ihren Namen schreiben konnte, und wenn sie auch lesen konnte wie ihre Mutter, so waren es doch nur die Bibel und fromme Gesangbücher, die in diesem Hause gelesen wurden. (Manch liebes Mägdlein wird die Nase rümpfen, aber es wäre ihm damals selber kaum besser ergangen. Noch lange nach Shakespeare war auch die älteste Tochter Miltons des Schreibens unkundig, und ich kenne auch heute noch Töchter von Schriftstellern, die zwar lesen können, aber wie und was! am allerwenigsten die Werke ihrer Väter.) Ich selber habe noch die Grabschrift auf dem Denkstein der Frau Susanne Hall geb. Shakespeare gesehen: „Mein Vater war berühmt in den Augen der Welt — Mein Mann aber hat mich den schmalen Weg zum Herrn des Himmels geführt.“ Die medicinischen Tagebücher des Doctors sind heute noch vorhanden. Aus denselben geht hervor, daß dieser Aesculap zwei Drittel der Erkrankungen aus der Behexung durch den bösen Blick eines Katholiken herleitete und daß seine Medicamente ebenso oft aus Gebet und Handauflegen bestanden, wofür er sich aber doppelt soviel bezahlen ließ wie für seine Salben und Tränklein.

Keine Stelle seiner Werke schien dem Dichter so sehr am Herz gelegen und keine citirte er öfters als die 1. Scene des 3. Akts in King Henry der Vierte (Erster Teil). Oft ließ er den Percy Hotspur die Verachtung gegen die Dichtkunst mit der Stimme unseres Bettelvogtes sprechen — ich citire immer die Sprache Altenglands, wo ich das Verständniß für alle Leser des Erdenrundes voraussetzen darf und die beste deutsche Uebersetzung mir für die ursprüngliche Sprache meines Meisters nicht genügt: — Glendower, der wälische Merlin, hat eben geprahlt,

that he framed many an English ditty lovely well, and gave the tongue an helpful ornament, a virtue, that was never seen in you. Antwortet ihm Hotspur: And I am glad of it with all my heart; I had rather be a kitten, and very mean than one of those same ballad-mongers. Das glauben mir meine besten Freunde nicht, setzte Shakespeare hinzu. Sie wollen haben, daß ich nur die falsche Dichtkunst geschildert: „gezierte Poesie, so wie der Paßgang eines steifen Gauls.“ Aber ich sage dir, Francis, ich gäbe lieber mein halbes Leben drum, der beste Bogenschütz als der beste Tragödien-Dichter Englands zu sein. Und dann sprach er die Stelle noch einmal in dem barschen, verächtlichen und doch den geborenen grand seigneur in jeder humoristischen Wendung verratenden Tone Percy Hotspurs und die ganze Scene durch, bis seine Stimme bei den Worten brach: Come Kate, thou art perfect in lying down, come quick, quick, that I may lay my head in thy lap ..... — Aber nach meiner Ueberzeugung kam er immer wieder auf diese Scene zurück, weil er in dem Doctor Hall etwas Verwandtes fand mit dem Glendower seines Dramas. Nie werde ich Aehnliches wieder hören, und Garrick, der in manchen Dingen als Schauspieler den Meister übertraf, konnte bei solchen Stellen nur den unendlichen Schmerz in mir wecken, daß die Ewigkeit den Vorhang gesenkt vor dem Garten von New Place oder dem Erlendickicht am Avon oder dem Parlour der Taverne zum Holzapfelbaum. Wenn ich heute von Religion reden höre und müd mein Haupt senke, daß dieser Fluch immer noch nicht ausgetragen ist, höre ich die Stimme William Shakespeares und die Glendowers, des Wichtigtuers:

Glendower:

> Why, I can teach you, cousin, to command the devil.

Hotspur:

> And I can teach, thee, cos, to shame the devil
> By telling truth; tell truth, and shame the devil!
> If thou have power to raise him, bring him hither,
> And I'll be sworn to shame him hence,
> O, while you live, tell truth, and shame the devil.

Aber was hätte das Alles bedeutet für den großen und milden Geist dieses Mannes, wenn er das Eine gefunden hätte, ohne welches Adam und Eva im Paradiese so arm sind wie das letzte sterbliche Paar auf der im ewigen Eis erstarrenden Zone. Wer weiß, wie oft die Ringe gewechselt an seiner Hand, wer weiß, wie viele Frauen von der Sorte

einer Doll Tearesheet bis zu der einer hochgeborenen englischen Julia mit ihm Liebesschwüre gewechselt hatten! Ist es auch Untreue, wenn der Sturmwind tausend Prachtblüten und ganze Felder von Haidekraut und Shamrock an sein Herz reißt, um zuletzt nach dem wilden Ritt um die Welt wieder säuselnd zu dem Vergißmeinnicht zurückzukehren in den Bergwinkel am Bach, wo er zuerst prüfend die jungen Schwingen erhob?! — Ich sammle nur die Scherben einstiger Größe und eines Glückes, wie es Wenigen zu teil wurde, ich bin ein einsamer, alter Mann und die Liebe ist mir weder ein harmloses noch ein wahnsinniges Spiel mehr mit Maaßliebchen oder Blättern der grünen Weide; aber ich weiß, daß das Liebe und Treue war, was Shakespeare in den achtundzwanzig Jahren seinem Weibe bewahrt hatte. Ja, ich behaupte, daß er unschuldiger zu ihr kam als damals, da sie den lockigen Knaben zur Erkenntniß zwang unter den leider nicht verschwiegenen Ulmen von Shottery.

Aber das Weib war eine Ehebrecherin, und wenn sie nie einen andern berührt hätte, das Weib war untreu, noch ehe sie die Liebe sich einbildete, das Weib haßte ihren Lichtspender. . . . Nennst du mich ungerecht, du, Leser, für den ich diese Scherben eines Prachtgefäßes sammle? Du würdest mich absolviren, wenn du einmal gesehen hättest, wie Shakespeare mit sehnenden Blicken den Quell der Liebe in Anna Hathaway's Augen suchte . . . . und sie wandte sich von ihm und flehte auf den Knieen ihren Gott an — bei allen Teufeln! den männlichen Gott, denn zu Füßen einer Maria hätte sie sich nie bequemt — er möge durch seine Gnade die Schande tilgen, die der Vater ihrer Kinder über ihre Familie gebracht.

* * *

Volles Vertrauen bin ich schuldig. Ich habe es in der langen Zeit verlernt, einen Beichtvater oder, was weitaus angenehmer, wenn auch unsicherer ist, eine Beicht-Geliebte zu haben — sie redet einem jede Reue aus, aber man muß früher oder später sein Vertrauen bereuen — ich kann Alles nur noch Allen sagen. Und wenn ich es Allen sage, so ist es mein Meister Shakespeare, der mir zuhört; er könnte mich vielleicht in Einzelnem zurechtweisen, und doch bezweifle ich auch das. Sein Sinn stand auf das Höchste, er sah manchmal mit offenen Augen nicht, was um ihn vorging, er mußte wie alles Große zusammenbrechen, um ewig zu leben, ich aber, der ich nur widerspiegeln kann, bin wie der ruhig fließende Avon auserkoren worden, Jahrhunderte zu überleben, um schließlich im Nichts zu verschwinden. Er würde mir aber in der inne-

ren Wahrheit, wie Alles zusammenhing, rechtgeben. Also, ich will es nicht mehr länger verhehlen, daß ich die Mistreß Judith einmal mit dem ganzen scheuen Stolz einer vorher unberührten Seelensinnlichkeit liebte. Ich habe mir das Wort ausgedacht, weil ich mir eine Seele ohne Sinne nicht denken kann.

Was tust du, Mary Ann, fragte einmal Shakespeare unsre cornische Magd, nachmalige Bäckermeisterin, wenn du in die Hölle kommst? Die war damals zu dumm, irgend eine Frage zu beantworten, sie hielt ihre Schürze vors Gesicht, um ihr einfältiges Kichern zu ersticken, und blickte aber über den Rand mit ihren Vogelaugen, wie hilflos verliebt, nach dem hohen Herrn. Meine Tante, die sich doch manchmal ärgerte, daß ihr bester Gast öfter seine Rede an die dumme Magd als an sie richtete, nahm die Sache auf und antwortete für die Dirn: Mary Ann würde sich umsehen nach Ihnen, Sir Shakespeare. "God bless you for the "Sir"!" sagte er, stieg mit seinen langen Schritten, ich denke, er brauchte nur drei dazu, in den Vogelkäfig und küßte sie auf beide Backen, daß es nur so schallte. Aber, setzte er hinzu, als wir uns alle von dem Erstaunen erholt hatten, Mary Ann wird sich gar nicht nach mir umsehen können, denn ihre hübschen Augen, die sogar von den Würmern verschont werden mögen, sind im höllischen Feuer längst verbrannt.

Ich behaupte nicht, daß das Theologie oder Wissenschaft ist, ich meine nur, es hängt einigermaßen zusammen mit der Versprechung der Priester vom ewigen Leben. Von der Mary Ann aber weiß ich, daß sie eine ganze Nacht (so drückte sie sich aus, ich wette, es war nur eine halbe Stunde) geweint, weil sie Master Shakespeare in der Hölle nicht mehr sehen sollte.

Meine Gedanken wandern, wie es bei einem alten Mann vorkommt, und ich kann also gerade so gut hier eine kleine Erinnerung einschalten, die mir sonst vielleicht verloren ginge. Einst besuchte ein Schauspieler meinen Meister, und, wie der es haben wollte, kam er im geistlichen Gewand; es war ein junger stattlicher Mann, mit dem Namen Marvin. In New Place küßte der Gast die Hausherrin gerade auf den Mund. Die merkt aber bald, daß ein andrer Teufelsgenosse seinen Einzug gehalten, und die zwei ehemaligen Collegen kommen herüber nach dem Holzapfelbaum. Hier, sagte Shakespeare, bin ich König, und dieses, auf meine gute Tante deutend, ist die Königin. Da küßte Marvin meiner Tante die Hand und schielte dabei nach Mary Ann, die es nie versäumte, ihr frischgewaschenes Gesicht unter der Küchentür zu zeigen, wenn sie

Gäste in die Wirtsstube kommen hörte. Du bist ein Verräter, ein doppelter Verräter! rief Shakespeare, wo ich Knecht des Hauses bin, hast du geküßt, wie man eine Bauernmagd küßt, wo ich König bin, küssest du wie ein Cavalier. "You are Touchstone," sagte Marvin, "but good manners sometimes breed bad comparison." "No, no," antwortete Shakespeare mit seinem herzlichsten Lachen: "As you like it, but you kiss, as it is in the flesh!"

Wenig Küsse habe ich in meiner damaligen Jugend erhalten, wenn man davon absieht, was einem im kindlichen Unverstand zukommt. Den ersten Kuß, bei dem man wirklich fühlt, daß man ein Mann ist, erhielt ich von Mistreß Judith, und wenn sie nicht bei den Urteilen der Stratforder über ihren Vater mit „Ach ja", und „O, O!" und „Es ist zu schlimm!" beigestimmt hätte, wäre ich ihr immer dankbar geblieben.

Für solch einen Kuß mußte ich aber die schwerste Arbeit tun, die je einem Jüngling auferlegt wurde. Ich mußte den Vermittler spielen zwischen ihr und den Liebhabern, die sie am Bändel führte mit der löblichen Absicht, sich schließlich den reichsten und besten zum Gemahl zu wählen. Nicht vergessen soll, wer dies liest, daß ich jung und dumm war und mich doch über die Stratforder Bauernjungen hoch erhaben dünkte. Mistreß Judith war aber zu der Zeit schon 26 Jahre alt, üppig aufgeblü't wie eine Sonnenblume.. Wenn ich mich weigerte, ihre Aufträge zu besorgen, log sie mir vor, es sei ja nur, um mit den dummen Kerlen Unsinn zu machen. Dabei war ich aber ihr Lockpfeifer für den Gimpelfang und mir hatte sie es zu verdanken, daß sie schließlich doch noch Hochzeit halten konnte. Diese lustige, diese böse Hochzeit! sie bedeutet für mich das Ende der glücklichsten Zeit, ja meiner Jugend überhaupt; nicht etwa, weil mir dadurch Mistreß Judith, die mich denn doch nicht allzu lang zum Narren hielt, dadurch entrissen wurde; sondern weil der Tod des Unsterblichen damit zusammenhing.

Heute noch ist es mir, als ob ich erröten müßte, wenn ich gestehe, daß ich damals auch Verse machte auf die schöne Judith. Shakespeare, der mich lesen konnte wie ein offenes Buch, brachte mich auch wirklich dazu, daß ich ihm die kindischen Geschichten zeigte. Francis, sagte er, ich gäbe die Hälfte meines Ruhmes, wenn ich noch einmal solche dummen Verse machen könnte. Die Tränen stiegen mir in die Augen, da zog er mich auf seinen Schooß und sang mir ein Lied wie eine Mutter ihrem gekränkten Kind.

* * *

Nicht weil ich an mir selber Wunderbares erlebt, sondern auf Grund der vorhandenen Beweise seiner Geisteskraft schien es mir schon damals unmöglich, daß Shakespeare die Welt, die er wiedergab, nicht auch gesehen und erlebt haben sollte. In meiner Begeisterung sagte ich ihm einmal, als er mir eine Scene aus seinem Julius Cäsar vorgelesen hatte: Wahrlich, du mußt damals selber dabei gewesen sein, und alle Länder der Erde mußt du gesehen haben! O du törichter Francis, antwortete er, ich kann nicht einmal soviel Latein wie der Doctor Hall oder ein irischer Priester zur Ausübung ihres Handwerks gebrauchen, und ich bin nie weiter im Schiff gefahren als einmal nach dem Lande der verrückten Schotten, die immer die Dinge im Voraus sehen und sich doch nie selber helfen können. Eines Tages wirst du finden, daß meine Sicilianer, meine Afrikaner, meine alten Römer und Griechen gerade so denken und sprechen wie die Engländer unsrer Zeit. Ich kann wol Unterschiede machen zwischen Franzosen, Schotten, Wälischen und Engländern, weil mich ihre Eigentümlichkeiten oft ergötzt haben, aber in ihren kleinen und großen Leidenschaften, meine ich, sind die Menschen überall dieselben und dieselben geblieben, seit Adam vor seinem Schöpfer sich versteckte und Kain den Abel erschlug. Es hat mir eine Dame vorgeworfen, ich müsse das Lieben in Italien gelernt haben, denn wenn Zwei in England günstige Gelegenheit fänden, so machten sie nicht soviel Umstände und Redensarten. Es war eine hochgeborene Dame, Francis, aber ich war damals ein frischer Bursch und sagte ihr: Mit Euch, hochgnädige Dame würde ich auch keine Umstände machen; aber Ihr habt vermutlich noch nie beobachtet, welch ein Wesen, Hüpfen und Ansingen zwei englische Drosseln verüben, ehe sie flügelflatternd sich vereinigen und anheben, das Nest zu bauen. — Wenn du dein Leben lebst, Francis, so wirst du schließlich Alles empfunden haben, was ich zusammengeschrieben. Und wenn du Prince Hal oder Romeo Montague selber wärest, weder Othello noch König Lear, noch Timon von Athen werden dir erspart bleiben. — Aber, Romeo starb an seiner ersten Liebe, wagte ich einzuwerfen. — Unsinn, Knabe, es war weder seine erste noch seine letzte Liebe. Julia lebt noch und hat mit ihrem Vetter Tybalt im heiligen Ehebett schon manches Kind gezeugt, und ich — ich starb schon tausend Tode, und der mir jetzt bevorsteht, wird ein ganz gewöhnlicher Tod sein, ohne Redensarten und ohne Stichwort für Freund oder Feind.

Da ich dies schreibe, tröpfelt es trostlos vom December-Himmel, und die Lichter überm Weg zucken unheimlich, als ob sie am Ersticken

wären. — Mein Meister sprach damals oft von seinem Tod, nicht in Freud, nicht in Leid, sondern wie von dem ersten Winterfrost, der früher oder später kommen muß. Mir erschien er in seinem 51. Jahre als die Fülle von Kraft und Gesundheit, und meine Tante meinte, Leute, die in diesem Alter vom Tod sprechen, werden hundert Jahre alt. Aber einmal wurden wir doch bis ins Innerste erschüttert, trotzdem es sich nachher im Gedächtniß wieder verwischte.

Es war an einem Hochsommertag. Es hatte den Abend vorher stürmische Scenen in New Place abgesetzt, und Shakespeare hatte darauf eine so große Quantität Manzanilla getrunken, daß er, meines Wissens zum erstenmal, auf seinen Füßen nicht mehr sicher war. Ich habe nachher oft über den Zusammenhang von Haus und Wirtshaus nachgedacht, und daß Magen, Gehirn und Beine darunter leiden müssen, wenn man dem Herz Wunden schlägt. Nun aber saß er am Nachmittag ganz munter als einziger Gast in unsrer Wirtsstube und behauptete, aus keinem fürstlichen Geschmeide blitze der Sonnenstral so schön zurück wie aus den Zinndeckeln unsrer Bierkrüge. Auf einmal wurde er still und legte die Stirne auf die am Tischrand gekreuzten Arme. Wir glaubten, er wäre eingeschlafen. Ich stand an der Einschänke und scheuchte mit einem Blick unsre Mary Ann zurück, die eben von der Küche wieder hereinpoltern wollte. Da sah ich, wie in dem Silbersand auf dem Fußboden unter dem Tische ein hellrotes Etwas sich bewegte und in kleine Zacken auseinander lief. Da krampfte mir, obgleich ich noch nie so etwas erfahren, der Gedanke das Herz zusammen: das ist Blut. In demselben Augenblicke erhob der Meister das Haupt, bleicher als sonst, aber lächelnd, mit seinem Tüchlein wischte er die letzten roten Tropfen von den Lippen und meinte: Es ist ein so hübsches Farbenspiel — die rote und die weiße Rose, ihre Dornen haben England und mich innerlich zerrissen — es ist schade, daß man das mit einem gemeinen Besen wegwischen muß. Tun Sie mir die Liebe, Frau Wirtin, und besorgen Sie es selber, die Mary Ann könnte einen Schrecken kriegen. Als er aber sah, daß wir selber tief bekümmert waren, fuhr er fort: O ihr Kinder! das hat gar nichts zu bedeuten. Ich habe zuviel Herzblut, ich könnte mit dem Ueberfluß noch meine ganze Familie versorgen. — Das Unheimliche war dabei, daß keinerlei Husten oder Erschütterung vorhergegangen war, daß es so lautlos geflossen wie eine Quelle, der kein Hinderniß im Weg steht. Wenn sich das wieder ereignet hat, und das war ohne Zweifel der Fall, so haben wir wenigstens nichts davon bemerkt.

Und er war derselbe in seiner köstlichen Lustigkeit, die wie Frühlingsluft oder der erste Schnee Alles ansteckte und in allen Humoren. Nur machte mich meine Tante darauf aufmerksam, daß seine Handgelenke schmäler erschienen und die Adern an den weißen Händen blauer hervortraten, und ich selber glaubte oft einen Seufzer zu vernehmen, wenn er langsamer als sonst vom Stuhl sich erhob und zu seiner ganzen Länge sich streckte.

Dann kam das Ende. Und das Ende war eine Hochzeit, gerade wie in den Geschichten, die zum Vergnügen der Müßigdenker erfunden werden, und — doch anders.

Da muß ich aber erst noch einmal auf die Liebescomödie der Mistreß Judith zurückgreifen.

* * *

Als ich das letztemal schrieb, stand mir der Liebestraum der Mistreß Judith so vor Augen, daß ich unwillkürlich die Hand ausstreckte, sie am Kleid zu fassen und als hörte ich ihr fröhliches und doch so gemeines Lachen, weil ich sie nicht am Bein gepackt. Das war damals in Stratford unser Verhältniß. Sie brachte mich dummen Jungen so weit, daß ich sie (um mit ihrem Vater zu reden) mit ins höllische Feuer gezogen hätte; aber wenn ich zugreifen wollte und schon den Mund spitzte, die roten Lippen zu berühren, entschlüpfte sie mir, hub ihre spanischen Röcke (alles aus der großen Kiste, die der Vater von London geschickt) so hoch in die Höhe, daß man ihre nackten Beine sehen konnte, das blühende Fleisch bis übers Knie — Hosen und Strümpfe gab es damals Gott sei Dank! noch nicht für's Frauenzimmer — und rief mir zu: O du dummer Hausknecht vom Holzapfelbaum! Ich genoß das Wolwollen, ich darf sagen die Liebe ihres Vaters, des größten Mannes, den die Welt je hervorgebracht, also konnte ich mich, trotz der Eitelkeit der Jugend, bald über diese Enttäuschungen hinwegsetzen. Aber wenn ich jetzt bei meinem unmenschlich hohen Alter an jene Zeit der Knabenschaft zurückdenke, so meine ich diesmal, es hätte meiner Liebe für den Meister Abtrag getan, wenn ich die Gunst der Mistreß Judith genossen hätte, und das andremal ist mir's, als ob ich's nie wieder gut machen könnte, daß ich sie nur am Kleid gefaßt.

Sei dem wie ihm wolle: Mistreß Judith war wie ein Frühlingsgewitter, Shakespeare aber bleibt mir der Himmel, der noch über mir blauen wird, wenn ich ihm für immer Farewell sagen werde.

Für die Hochzeit des Grafen Southampton hatte Shakespeare den Sommernachtstraum gedichtet. Francis, versteh mich recht, sagte er mir, die Hochzeit war mir so unmöglich wie Titania's Begattung mit einem Esel, aber es war die Gelegenheit, ein Stück meiner Narrheiten vor die Leute zu bringen, um in dieser höchstgeborenen Gesellschaft zu erproben, ob sie alle Narren sind oder ich der größere von ihnen. Und — dabei schlug er auf den Tisch, daß ich dachte, die zarte Haut müßte an dem zarten Holze platzen, "by Gad! they were bigger fools then I ever was". Sie haben es bis zum Himmel gepriesen, und es ist nichts als ein Rigmarole .... Als ich mir Richard III. herauskam, standen sie drum herum wie die Katz um den heißen Brei; sie konnten mir die Morde nicht verzeihen, die ich nicht begangen; dieselben Kerle, Francis, die heute noch morden, so lang sie einen Vorteil darin sehen, bezichtigten mich, ich hätte das Andenken ihrer Vorfahren entehrt; die Ladies erklärten, so etwas, wie die Scenen zwischen Gloster und Anna seien unnatürlich .... dieselben Ladies — es war eine drunter, Francis, die mir am Sterbebett ihres Gemahls ein deutliches Zeichen nach ihrem Schlafgemach machte, mir, dem Comödianten! Mir war's zu ekelhaft, mich gelüstete nicht, wie meinem Richard, nach tränengebeiztem Fleisch. ... Aber die Hochzeit! Francis, die soll stattfinden, sobald die ersten Primeln da sind. Ich will diesen Handschuhmachern (God bless my honest father, he was one!) von Stratford zeigen, daß ich nicht umsonst 500 Pfund zu verzehren habe. Und dann sprach er zu mir minutenlang darüber, daß der Mensch ohne Pfund so wenig wert sei wie das Pfund ohne Mensch. Und dann auf einmal wieder, als ich schon dachte, Belehrung von ihm zu empfangen, wie mir sie die Tante auch schon geboten, beginnt er mit der Einleitung: „. . .um aus dem raschen Anfall unsres Witzes — In einen mehr gesetzten Ton zu fallen," ein schottisches Lied (sonst, wie ich vielleicht schon gesagt, konnte er die Schotten nicht leiden), das ich später bei Robert Burns wiedergefunden habe. Es war ein Lied, und wer konnte so singen, so den Balladen-Ton einhalten, wie mein Meister! Aber meine Tante weinte, und Mary Ann stand in der Küchentüre und hatte ihre ehrlichen Augen so auf Shakespeare fixirt, als ob in ihm ihr wälischer Heiland zur Erde gekommen wäre.

Die Hochzeit. — Es war da in Stratford ein junger, ich muß selber sagen, dummer Mensch, namens Thomas Quincy, der Sohn eines reichen Weinhändlers und Besitzer einer Weinstube, welche aber

Shakespeare nie besuchte, erstlich, weil dort die Heiligen nach des Apostel Pauli Rat zur Gliederstärkung ein Gläslein tranken, und zweitens, weil er in seinem eigenen Hause (Please God, 'an it would have done him good!) und in unsrer Schenke das Beste bekommen könnte. Diesen Thomas Quincy hatte sich die schöne Judith auserkoren; denn sie war schon dreiunddreißig Jahre alt und ihre Gespielinnen hatten schon Kinder. Er wollte aber nicht anbeißen, weil Shakespeares Vater schon um der Schulden und um dem Büttel auszuweichen nicht in die Kirche gehen durfte, und weil sie ihm zu alt war. Dieses ist den Jahren nach zu nehmen; denn selbst ein Mensch wie Thomas wußte es und hat es auch später zu seinem Nutzen erfahren, daß ein solches Frauenzimmer immer jünger ist als ihr Mann. Ich muß dem Thomas nachsagen: Trotzdem ihm das Geld des reichsten Mannes — und das war Shakespeare in Stratford — durchaus nicht gleichgiltig war, hätte er lieber unsre Mary Ann geheiratet; aber Mistreß Judith hatte es für sich beschlossen. Und wenn es auch mit der Ausführung der Beschlüsse, wie sie heutzutage von Weibern in Versammlungen gefaßt werden, nicht weit her ist, der Beschluß einer einzelnen Jungfrau, einen bestimmten Mann zu heiraten, wird immer zum Gesetz erhoben, namentlich wenn diese Jungfrau mit reifen Reizen ausgestattet ist. Und so hetzte sie mich auf den Quincy, und gab mir Küsse an ihn mit, manchmal nur mit den Spitzen ihrer Finger, manchmal mit einer Kraft ihrer Lippen, daß ich erst meinen Meister ansehen mußte, um wieder über mich Herr zu werden.

Ich habe all mein Leben lang sagen hören, und mein Leben erstreckt sich über zwei Jahrhunderte, daß es nicht schön sei, wenn zwei männlich Geborene sich küssen. Ich habe mich damals auch geärgert, wenn Mistreß Judith ihre Schwester küßte, gleichsam um den Andern zu sagen: das könnt Ihr nicht haben. Wenn Mary Ann und meine Tante sich küßten, weil sie über eine verstorbene Verwandtschaft weinten, so kam mir das lächerlich vor. Wenn in unsrer Wirtschaft der bucklige Schuster den blinden Schulmeister küßte, so dachte ich, wie ich es in der heiligen Schrift gelesen: Sie sind des süßen Weins voll. Aber Shakespeare küßte mich, mehr als einmal, und oft citirte er mir die Sonette, die er in seinen früheren Tagen seiner Liebe zu einem Jüngling gewidmet hatte. Es ist eine Unart, da ich jetzt in Deutsch schreibe, aber es passirt mir immer wieder in die Sprache meiner Heimat zu verfallen: Er sagte zu mir: A kiss from man to man, Francis, is honest, but,

may the devils and the gods judge! in a kiss between man and woman, there is always some dishonesty."

Ich verstand das damals nicht, trotzdem ich lieber den letzten Tropfen Sekt oder Blut von Master Shakespeares Lippen geküßt hätte als von denen der schönsten Dirne in Stratford. Ich will auch jetzt mir über diese Frage kein Urteil anmaßen, weil ich nicht unparteiisch bin. Jetzt in meinen alten Tagen, da ich zitternd am Feuer der Erinnerung mein Herz wärme, wäre mir doch der Kuß der Judith lieber als der ihres Vaters. Aber ich weiß, daß drei der edelsten Menschen, denen ich begegnet bin, Percey Shelley, Platen und Turgenjew, ein Engländer, ein Deutscher und ein Russe, den ehrlichen Kuß eines sympathischen [illegible] des besten Weibes mit Allem, was ja Jeder weiß, vorgezogen haben.



Ruhe-Briefe.

I.

Villa Weidenlaub, am Orion-See,
den 12. Juni 1895.

> Und der Himmel ist im Wasser,
> Und die Freude ist auf Erden.

Also noch einmal in der Welt, nach fünfzehn Monaten Zimmergefängniß, noch einmal im Besitz der Erde, und wäre sie schon tausendmal verteilt worden, noch einmal erfüllt von jenem überströmenden Gefühl, das uns die Jugend als Erbe hinterläßt:

> „Wie ist doch die Erde so schön, so schön!
> Es wissen's die Vögelein,
> Sie haben so leichtes Gefieder
> Und singen so fröhliche Lieder
> In den blauen Himmel hinein.
>
> Und Maler und Dichter wissen es,
> Es wissen's viel andre Leut,
> Und wer's nicht malt, der singt es,
> Und wer's nicht singt, dem klingt es
> Im Herzen voll lauter Freud."

Ich will mich gewiß nicht versündigen am Luginsland, ich werde mich ja doch wieder mit ihm befreunden müssen. Es hat ja auch eine Wiese, aber sie ist, was man so „stoob'g" nennt, und ein paar Baumgruppen, aber sie sind überall von Häusern und Stadtstraßen eingeengt. Und es ist ja auch ziemlich friedlich da, aber das Gerappel der Wagen und Straßenbahnen geht doch den ganzen Tag, und des Morgens mit dem ersten Sonnenstral hastet schon der Fluch der Arbeit mit den Blechkesseln nach den verschiedenen Kasernen, und wenn die Luft auch für eine große Stadt eine reine genannt werden darf, so wird sie doch manchmal von der schnöden Cicho-

rienfabrik hinter dem Hause verpestet, und wenn sich nicht zuweilen ein Lüftchen her verirrt, liegt man auch wie ein Fisch auf dürrem Sand. Hier aber —

Ich muß die Lebenswonne beschreiben; sollte mir sie Jemand neiden, so möge er bedenken, daß die Schmerzen der Matrazengruft in ihrer ganzen Scheußlichkeit mir auch in dieses Paradies nachgefolgt sind.

An den blauen Wassern lieg ich, goldnen Sonnenschein im Herzen. Der Lake Orion ist ein Becken, das ein den Menschen freundlicher Titan aus dem Felsengrund gehauen hat, dann füllte er es mit dem klarsten Wasser der Quellen, und um das Ganze hübscher und mannigfaltiger zu machen, setzte er kleine, waldgekrönte Inseln hinein. Das ist Alles, das ist für mich eine Welt. Wasser und Bäume und die tausend Farben, welche die Sonne hinein zaubert, das ist der Reiz dieser Landschaft, ich aber bin mitten darin. Unsre Villa liegt nicht weit von der Landstraße und nicht weit von der Eisenbahn und doch so abgeschlossen wie auf einer grünen Insel. Intimen Besuchern rathe ich, auf die Anmeldung am Frontportal durch den immerhin etwas steifen und ceremoniellen Butler — diese Leute sind nun einmal so — zu verzichten und sich lieber um's Haus herum durch den etwas verwilderten Garten zu schlängeln, um an der Hinterfront mit einem Schlag in die bisher verborgene stralende Wasserwelt versetzt zu werden. Hier ist die säulengetragene Veranda, auf der ich meine Tage verträume, und auf die ich mir in warmen Nächten auch das Bett setzen lassen werde. Durch nichts als durch einen kleinen Grasfleck, auf dem die Kinder gerade drei Purzelbäume schlagen können, getrennt, liegt zu meinen Füßen der See. Man wohnt so in Venedig, aber die Lagunen stinken, wenn auch die begeisterten Italia-Fahrer selten das Factum erwähnen, und das Fieber schwebt darüber, und ekelhaft schmutzig ist die Flut, welche die Marmorstufen beleckt. Hier aber schaukelt der Nachen am hölzernen Quai auf klarblauem Wasser, durch das du hinabsehen kannst, zwanzig, dreißig Fuß tief bis zum schimmernden Steingrund mit seinen wehenden Algen; und der frische Gesundheitshauch, den die Hügel einander über den See zusenden, erstirbt auch in der glühendsten Mittagshitze nicht.

Ueber mir spreiten nicht Palmen ihre Kronen, es sind nur ganz gemeine hochstämmige, langästige amerikanische Weidenbäume mit ihren graugrünen Blättern.

„.... wie wehst du kühl, o Weidenlaub von Babylon."

Aber meine Bäume wissen nichts von Babylon und nichts davon, daß Judas an einem ihrer Sippschaft sich gehenkt hat, und daß Ophelia und Desdemona sie besungen, sie sind so ohne Religion und ohne Gefühl eines historischen Zusammenhangs und ohne Wunsch wie meine Seele, wenn sie unter ihnen einschläft. Sind rechte Proletarierbäume, die an jedem Wasser wachsen. Doch schwingen und singen die Vögel darin, und wenn die Sonne des Mittags darauf scheint, glänzen die Blätter so grüngolden wie im Buchenwald, und des Nachts blinken die Sterne hindurch wie die Augen verschwiegener, verschämter Liebe.

„Still liegen und einsam sich sonnen", ist auf diesem Fleck Erde wahrlich keine tapfere Kunst. Der absolute Friede liegt in der Luft. Wohl stöhnt und schnaubt und brüllt bisweilen die Eisenbahn hinter uns, es ist, wie wenn ein Untier im Vorüberbrausen sich ärgert, daß es den Frieden dieses Asyls nicht stören kann. Daß ich diese heilige Stille noch einmal erleben darf! nur Zwitschern und Locken von Singvögeln — endlich einmal keine Spatzen, sondern wirkliche Singvögel, zu denen ich freilich auch das lustig lärmende Gesindel der Robins, Blackbirds, Catbirds und Schwalben rechne — und das leise Glucksen der Wellchen, die am Strande spielen. Hier muß die Seele gesunden, das kann kein Siechtum des Leibes verhindern. Wieder einmal die Natur schauen dürfen, wie sie beim ersten Morgengrauen ihre Hüllen wegwirft, in schimmernder Mittagsglut nackt ihre Arme nach uns ausbreitet, bis sie aus des Abends Schleiern verschämt an unseren sehnenden Busen sinkt! Wieder die Sonne begleiten dürfen auf ihrem feurigen Ritt und des Nachts mit den Sternen Zwiesprache halten!

Und das Alles, wonach so mancher arme Teufel aus dem feurigen Ofen eines sklavischen Daseins vergebens sich sehnt, mir geschenkt durch die Güte einiger Freunde, nein durch den prometheischen Funken, der sie mir zu Freunden gemacht, und den zu schüren und weiter zu tragen, mir ein Gott verliehen. Ich bin dankbar; dankbar sein können, heißt glücklich sein.

Eben braust die Eisenbahn wieder vorbei, das Untier pfeift so vorwurfsvoll, als ob es wüßte, daß ich es doch für ein unfreundliches Biest halte. Es soll mir ja die Besucher bringen; denn Alles zu seiner Zeit, nicht ganz der Einsamkeit ist die Villa Weidenlaub geweiht. Hier möchte ich vielmehr alle Freunde haben, mit denen ich einmal eine schöne Stunde verlebt und euch Alle, die ihr einmal Braut meiner Seele waret (Alle? das

Echo in diesem Friedensparadies antwortet: Alle!), alle Musik, die ich gehört, und allen guten Wein, den ich schon getrunken (ein trefflicher Keller steht uns zur Verfügung, aber leider —). Hier klingt Alles köstlich, von einer Regimentsmusik oder einem Männerchor, die von der gegenüberliegenden Insel das Echo wecken könnten, bis zu dem Lebe, liebe! einer engeren Gesellschaft oder dem Zitherklang auf der Veranda. Wenn du ein guter Sänger bist, so kannst du hier mit derselben Begeisterung „Santa Lucia" singen wie am Golf von Neapel oder auf dem Genfersee, wenn du aber nur einen Dudelsack in der Kehle hast, so fährst du ein Stück auf den Genfersee hinaus, bis das nächste Vorgebirg dich verdeckt, dann klingt auch das schön. Bist du aber so ein Glücklicher, der jenen Inbegriff von Musik und Wein, ein Liebchen, sein eigen nennt, so bringe du es erst recht mit; alle Heine'schen Verse werden dir hier einfallen, und süßer als der Sang der Nachtigallen ist das Geflüster Liebender auch unter Weidenbäumen. — Nicht vergessen soll werden, daß hier auch Alles gut schmeckt, was hier herum wächst und gebacken und geschlachtet wird; der unüberwindliche Appetit der Kinder bezeugt es, und meine immer noch eheliche Gattin blüht wie eine Pfingstrose. — Ich habe also dem Dampf-Leviathan schleunigst Abbitte getan und werde ihn jeweils mit dem Gedenken begrüßen: Ob er wohl etwas Liebes mitbringt?

Nur Eins darf man von mir nicht erwarten: Viel schreiben. Um Briefe der Ruhe schreiben zu können, muß man Ruhe haben, und wenn man zuviel Zeit hat, hat man nie Zeit genug. Für heute, resp. für die Woche ist's schon genug. Eben sinkt die Sonne Homers, ich eile, ihre letzten Küsse zu empfangen.

Die ganze Welt grüßt aus seiner Welt

Der arme Teufel.

II.

Villa Weidenlaub, am Orion-See,
den 3. Juli 1895.

„Und ein Arm und ein schimmernder
Nacken wird bloß—"

Aber es kam doch ein Morgen, frisch im Thau wie ein Jüngling, der vom Gebirge steigt, und ich sprach zu meiner Seele: Einst hast du die Sonnenwende in den Nächten begrüßt mit lohenden Holzstößen und liebeflammendem Herzen, wenn aber die Sonne selber hinter den Bergen emporstieg

oder fern aus dem Nebelmeer, so lagst du und schliefst; nun, da du für immer im Tale wohnst und unter einem Himmel, der weit und breit ist wie das Meer, erlebst du den ersten Lichtschein und seufzest oder jauchzest wie das Nilpferd, von welchem der Naturforscher Brehm, in Frack und weißen Glaces von Afrika erzählend, behauptete, es begrüße jeden Morgen mit sanftem Gerohre oder wildem Gebrüll den Schöpfer der Welt.

Wenn die Geschöpfe am Orionsee auch ihren Schöpfer begrüßen, so sind sie gewiß am frühesten daran von allen Lebewesen. Die stille, heilige Nacht währt nur bis zwei Uhr, gleich darauf geht ein Vogel-Gezeter los, das unter Umständen eine schläfrige, mißgestimmte Seele tief empören kann. Es ist da namentlich ein geflügelter Spektakelmacher, der den Ton angibt; für den Kerl beschränkt sich die Schlafenszeit auf die Dunkelheit von 11 bis 2 Uhr. Ueber seine Herkunft ist unsre ornithologische Familie im Unklaren; während die Gattin behauptet, es sei ein Blackbird, der an Landeskenntniß rasch sich bereichernde Sohn ihn Robin nennt, versteigt sich Arthur dazu, einen Pirol in ihm zu vermuten. Jedenfalls gehört er nicht zum Stamme jener Asra, welche sterben, wenn sie lieben, sondern zu den Dichtern, die es verkünden müssen Allen, welch Glück vom Himmel ihnen gefallen; denn was er unablässig vom Rande seines Nestes und von den benachbarten Baumgipfeln zwitschert und flötet, bedeutet in unsrer Sprache: „Ich bin der Vater!“ In meinem rachsüchtigen Gemüt meine ich immer, Madame Vogel müßte sich ihre eigenen Gedanken über den Prahlhans machen. — Gegen vier Uhr läßt er und das Corps, das er dirigirt, etwas nach, wahrscheinlich ist es die erste Frühstückspause, und zartere Töne kommen zur Geltung. Es ist da namentlich ein süßes Stimmchen, das über die Seebucht einen sehnsüchtigen Ruf ergehen läßt, der sich anhört wie: “O sweet, come sweetee!” Ich bin überzeugt, daß dieser Musjeh schon längst eine zahlreiche Familie hat und daß die Sehnsucht, die sich in seinem Sang ausspricht, auf die schöne vergangene Zeit der jungen Liebe sich bezieht. — Zu den liebsten Stimmen des dämmernden Tages gehörte mir der Ruf einer Eule; er klang in langen und wohlabgemessenen Zwischenräumen wie Guggu, und dann in tieferer Lage wiederholt Guggu, Gugguu! Diese Molltöne hatten etwas ungemein Beruhigendes; es klang wie das gute Gewissen nach einer angenehmen und nützlich verbrachten Nacht, und man sah ordentlich, wie der Vogel sich dabei mit der rechten Pfote behaglich über den Magen strich. Herr oder Madame Eule war Einsiedler, ich habe nie eine Antwort-Stimme gehört, und jetzt ist leider das friedliche Guggu verstummt. Ist er oder sie der Alles hin-

raffenden Dummheit zum Opfer gefallen — der Präconsul dieses Gemeinwesens hat die Eulen als schädliche Tiere vogelfrei erklärt! — oder fortgezogen, weil ihm der Gesang nicht gefiel, den wir in einer schönen Nacht auf der Veranda der Villa Weidenlaub losließen?

Unterdessen haben schon einige Hähne gekräht, nur pro forma und nicht mit der richtigen Begeisterung, weil sie sich bewußt sind, daß hier andere Leute viel früher aufstehen, im Gegenteil, beim Hähnekrähen pflegt man gewöhnlich wieder im stiller gewordenen kühlen Morgen einzuschlafen. Da erhebt sich auf dem Grasfleck am nun schon aufblitzenden Wasser ein solches Gekreisch, Gekrächz, Gezänk, Gezeter, als ob hundert Mönche mit hundert Rabbinern disputirten, es sind die Schwarzvögel, die sich um die Ueberbleibsel unseres gestrigen Abendmahles streiten. Es dauert aber nicht lange, hoch oben im Weidenbaum erschallt ein Warnungspfiff, und mit Geknatter und Gesause verschwindet die ganze Gesellschaft im Gehölz — mit hochgehobenen Pfötchen und funkelnden Augen, jede Sehne zu zitternder Straffheit gespannt, schleicht die Katze durch die thauschweren Kleeblüten. So wie sie mich sieht, ist alle Jagdlust blitzschnell aus Augen und Haltung verschwunden, sie scheint ganz versunken, mir den Rücken zukehrend, in den Anblick der Morgenpracht, durch ein leises Zucken der Ohren deutet sie decent die Ueberraschung an, die sie bei meinem Anruf empfinden sollte, und indem sie mir ein Gesichtchen zudreht, in welchem die Augen noch halb im Banne des Schlafes zu stehen scheinen, spricht sie mir durch jenen neckischen, unendlich lieben Triller, den nur die Katzensprache kennt, ihre Verwunderung aus, daß ich auch schon wach sei.

Alte Katze, altes Hausmöbel der Stadt, Vermächtniß jener guten Tante, die in ihrem umfangreichen Busen auch für diesen verleumdeten. verhetzten armen Teufel ein Plätzchen übrig hatte, das hast du dir auch nicht träumen lassen, daß du noch einmal Freinacht und Freijagd erleben solltest, wie sie der Componist des Rodenstein'schen wilden Heeres nicht besser sich träumen lassen konnte, contemplative Sonnung wie Hiddigeigei im Schloßgarten am Rhein, und — die Liebe, im Sonnenschein "coming through the Rye", nächtlich am Kreuzweg, wo der Tanzboden mit Baldrian bestreut ist und der Mond der Kronleuchter ist! O, man kann in anständiger Gesellschaft kaum davon reden, diese hochbetagte Katzendame, die ihr Leben nur unter dem ausschließlichen Einfluß gelehrter und schöngeistiger Kreise hingebracht, die an den Rätseln des Daseins schon die Zähne sich ausgebissen und zu allem noch in ihrer Wittwenschaft eine Familie von drei unerzogenen Kindern mitgebracht hat — schon in der zweiten Nacht

ihres Hierseins hat sie mit einem grasgrünen, nein schneeweißen, allerdings wohlhabenden, Katzenjüngling vom Lande, der ihr Erzurneffe sein könnte, ein skandalöses Verhältniß angeknüpft, das vermutlich nicht ohne Folgen bleiben wird! Ein Glück, daß die unschuldigen Kleinen (Mietzchen, Melanie und Peter), die fröhlich wie Tigerchen in der Freiheit heranwachsen, nicht wissen, warum das Lager der Mutter in so mancher Nacht kaum warm wird.

Wenn du zu mir kommst, erlaube ich dir, daß du alle diese Nacht- und Morgen-Geschichten verschläfst. Es schläft sich süß in dieser Kühle. Du kannst dich noch genug laben, wenn die Sonne über dem Wasser rings um meine Burg hoch steht. Weithin flimmerts und glitzerts; wenn du aber in die dämonische Schönheit des Wassers dich versenken willst, so wirf dich unter meinen Weiden und Erlen ins Gras und blicke in den grünen, geheimnißvollen Spiegel; denn, Göthe zum Trotz, ist es nicht das „feuchtverklärte Blau", das dem Fischer zum Verhängniß wird, sondern das Grün, in welchem du Himmel und Bäume und dein eigen Antlitz wiedergespiegelt siehst und aus dessen unergründlichem Dämmer das feuchte Weib heraufsteigt. Seele des Weibes, wie gleichst du dem Wasser! Und doch seid ihr Alle Narcissus, ihr sehnend Hinabblickenden! ihr sucht ja doch noch nur euer eigenes, schöneres Gesicht, euer besseres, verklärtes Selbst. Kühlung deiner kampfheißen Stirn, Friede deinem hochklopfenden Herzen, lockt es aus der Tiefe, und du sinkst in die schmeichelnden, buhlenden Wogen. Und wann „du auftauchst vom Grunde — So bist du arm und alt, — So still ists rings in der Runde — Und über die Wasser wehts kalt." Wol dir, wenn dir der Himmel zur Warnung ein Zweiglein in die klare, grüne Fläche fallen läßt, jetzt runzelt sich Alles zusammen, der Unfriede zittert in tausendfach gebrochenen Blitzen, und das ideale Angesicht, die Harmonie der Schönheit, die deine Seele sucht, grinst dir entgegen von Hohn und Haß verzerrt, schlangenumringelt, ein Medusenhaupt. Ich weiß aber, wie der Kühne sich und seine Freudigkeit rettet und das Rätsel löst. Er reißt die Kleider vom Leibe, die lächerlichen Schranken, die niederziehenden Rücksichten, er springt kühn wie ein Frosch in die geheimnißvolle Flut und taucht wieder hervor wie ein schaumgeborener Gott. Mit den Armen umschlingt er und zerteilt er den trügerischen Zauber, in Wollust zwingt er und bannt er den Dämon, und aus Friede und Unfriede bringt der Siegende die blühende Princessin Gesundheit ans Sonnenlicht.

III.

Villa Weidenlaub, am Orion-See,
den 16. Juli 1895.

Oft, wenn ich die Wasserfläche vor mir betrachte, im geheimnißvollen Grün des Morgens, im silberbesternten Blau des Mittags, im Rot und Gold der untergehenden Sonne, oder wenn die Nacht ihr Mondesantlitz in den dunkeln Wellen kühlt, oft erfaßt mich eine heiße Sehnsucht, einen nackten Menschenleib emportauchen zu sehen. Es brauchte kein feuchtes Weib zu sein, nur eines Menschen Sohn, der schwimmen und tauchen kann. Die Poesie der Griechen hat nicht umsonst alle Gewässer mit menschenähnlichen Gestalten gefüllt. Selbst der Geist Gottes fühlte sich einsam, als er über den Wassern schwebte, und er hatte keine Ruhe, bis er mit Wesen spielen konnte, in denen er sich selber wiederzufinden glaubte. — — Soweit hatte ich morgens geschrieben, der Abend brachte mir Erfüllung meines Wunsches, Orioniten und Sommerfrischler erhuben auf einmal ein Plätschern im Wasser, als ob die Heidenzeit angebrochen sei, und wehmütig klang von ferne in ihr Jauchzen das Läuten des Betzit-Glöckleins. In den feinen Badeorten freut sich der Zuschauer der knappen Badeanzüge, viel empfehlenswerter (für den stillen Beobachter nämlich) ist der Gebrauch jener langen Nachthemden, die schon jeder Liebende verflucht, und der sog. Wrappers im Bade, sie vermitteln Ansichten, wie sie nicht einmal Böcklin malen dürfte.

Dabei ist mir denn wieder einmal eingefallen, wie die getrennte Erziehung der Geschlechter, die Scheu, ja der Abscheu vor dem Nackten, der den Kindern förmlich aufgezwungen wird, den Fluch heraufbeschwören, der unserm spätern Liebesleben den Stempel der Lüsternheit aufprägt, und daß es diese Lüsternheit ist, welche unsre moralischen Dichter als den keuschen Zauber des süßen Unbekannten in Töne setzen und für welche die Ritter der staatserhaltenden Sittlichkeit ihre Lanzen einlegen. In den Tagen meiner Knabenzeit, da schon der Jüngling in mir erwachte und die Wogen dieser Lüsternheit mir überm Kopfe zusammen zu schlagen drohten, war es die Göttin Gelegenheit, die meiner Phantasie die nötigen frischen Bäder verabreichte. Es war die Zeit, da man Tag und Nacht nach dem entschleierten Geheimniß des weiblichen Leibes sich sehnt, und doch seiner Geliebten und Angedichteten die Gemeinheit der Nacktheit nicht einmal in Gedanken zuzutrauen wagte. Wir wohnten in einem großen Hause, das in

Form eines halben Quadrats gebaut war. Von dem Fenster meiner Bude im obersten Stock des einen Flügels sah ich, hinterm Vorhang versteckt, direkt in das Zimmer des andern Flügels, in welchem vier liebliche Töchter, im Alter von 10 bis 16 Jahren des Morgens die Sonne begrüßten, nackt und weiß aus Decken und Nachtgewändern sich schälten, Kämpfe und Spiele junger Najaden führten, wie sie das Auge Vater Homers gesehen, und mit rosigen Leibern dem Bade entstiegen. Wie oft habe ich die Psyche-Gestalt der Aeltesten gesehen, mir zugewandt, mit den Augen in die Sonne blinzelnd, die Arme über das blonde Köpfchen erhoben, wolig sich reckend und streckend, unbewußt ihrer Schönheit, aber im Gefühl der Jugend und Gesundheit, indeß die schimmernden Wassertropfen ihr aus dem Haar über den jungen Busen rannen. Das war allerdings eine Offenbarung, wie sie mir alte und neue Classiker nicht bieten konnten, und die mich doch zurückführte auf das Schönste, das ich gelesen. Und — wunderbar! jene dunkle Glut der Lüsternheit, die Ausgeburt der Nacht und der Unwissenheit, erlosch in mir, ich fühlte mich dankbar und glücklich und frei. Oft traf ich mit dem schönen Mädchen auf dem Gange nach der Schule zusammen, aber nie hat mich in ihrer Gesellschaft ein gemeiner Gedanke gestört. Nur Sonnenschein war zwischen uns. Ich habe auch nie an sie eines jener Jammergedichte gemacht, mit denen man die eigene Sinnlichkeit zu belügen sucht.

Das Unbewußte, das Unbekannte, das Geheimnißvolle — hier sind die Wurzeln der Religion, hier haust der Dämon, der uns aus dem Natürlichsten selber die Geißel des Unnatürlichen zusammendreht. Ich glaube gern an die Keuschheit der Germanen, von denen Tacitus erzählt, Knaben und Mädchen badeten täglich zusammen, und der wahnsinnige Badeanzug und die Badehose waren noch nicht erfunden.

Trotz manchen lieben Besuches hatten wir doch im Ganzen in den letzten zwei Wochen eine trübe Zeit. Man fühlt sich auf dem Lande mitleidend, wenn die Grundbedingungen zum Wachstum der Nahrung, wie mit göttlicher Bosheit, durch die Natur vorenthalten werden man fühlt das Wetter ganz anders als in der Stadt. Kein richtiges Grün, kein Blau, immer grau der Himmel, trotz sausender Winde kein Wolken-Jagen, und Abend für Abend versank die rote Sonne wie eine Schusterkugel, die in einen Sack plumpst. Aber der Orionsee hat auch so was wie ein Urner Loch, wenn's da herausbläst, müssen schleunigst Türen und Fenster geschlossen werden. Es kam diese Nacht ein Sturm, daß es mich

ordentlich im Bett aufhob, und ein prachtvoller Regen auf die dürre Landschaft. Leider heißts auch hier wie in jedem richtigen Zecherlied: Es gibt wol manchmal zu viel, aber nie genug.

IV.

Villa Weidenbach, am Orion-See,
den 14. August 1895.

Es gibt so kühle, dunkle Nächte am See. Ich wache auf, und ein süßer Duft wogt mit der Kühle über mein Bett. Es ist, als ob eben die Nixen auf meiner Veranda getanzt hätten, mit Seerosen bekränzt. O ihr weißen Blumen! wie ich euch geliebt habe als Knabe, wenn ich am Waldweiher lag und aus euern Blütenkelchen die ganze deutsche Märchenpracht emporstieg. Noch jetzt, wenn sie mir sie bringen, herausgerissen aus ihrer geheimnißvollen Tiefe, mit müde hängenden Köpfen, blicken sie mich an wie meine grausam entwurzelten, verschmachtenden Jugendträume. Ein Weib war einmal einem Manne die Sonne, und für sie tauchten aus der Tiefe seiner Seele die weißen und goldenen Rosen herauf. Da neigte sie sich wie liebend zu ihm herab und riß sie ihm alle lächelnd aus der Seele und machte einen Kranz daraus für ihr Haupt. Aber in wenig Minuten waren die Blumen welk, und nun lag der Kranz verdorrt und zertreten im Staub der Straße.

Ich wache auf, eine Grille beginnt zu zirpen, nur wenige Tacte, dann verstummt sie wieder wie erschrocken in der großen Stille. Das war aber nicht wie der Gesang des Heimchens, den uns der englische Romancier erst recht herzensnah gebracht hat, das war wie das Seufzen einer ganz einsamen Seele, die in der Nacht erwacht und aus der dunkeln Stille ohne Antwort wieder in den Traum zurück sich sehnt.

* * *

Letzte Woche hatten wir Zuwachs unsrer See-Bewohner bekommen, einige Studenten von Ann Arbor und ein Gänserich, den sich meine Nachbarin zulegte. Die Studenten sind wieder fort, schöne Augen mögen ihnen nachgeweint haben, der Gänserich ist zu meiner Freude stationär geworden. Die Studenten ruderten viel und ließen fortwährend — singen konnten sie nicht — jenes unmöglichste, unsinnigste, auf's Tiermenschliche zurückgehende Geräusch los, den „College-Yell“. Ich ärgerte

mich nicht darüber, es ergötzte mich sogar. Wenn nur irgendwie, und sei es noch so formlos und unschön, das Gefühl jugendlicher Unabhängigkeit zur Geltung kommt! Mein Gänserich blieb ihnen aber nie die Antwort schuldig.

Das ist ein Prachtkerl, der Monarch des ganzen Sees, und weil er Niemanden seinesgleichen zu tyrannisiren hat — im ganzen Bezirk gibt es merkwürdigerweise keine zahmen Gänse oder Enten — so gebärdet er sich, als ob Land und Wasser und Menschen ihm untertan seien. Eben hat er sich noch in der Bucht zu meinen Füßen gepuddelt, und gleich darauf ertönt von der fernsten Insel sein Triumphgeschrei; mitternächtig erhebt dieser Erzbummler vom See seinen Ruf, als ob ein Capitol zu erobern wäre. Er sieht ordentlich wie ein Schwan aus, wenn er durch das blaue Wasser rudert, und ich glaube, er hält sich auch für einen und das entschädigt ihn für die Einsamkeit und den unbefriedigten Drang seines Herzens. Nur vor Einer hat er Respekt, vor unsrer gebildeten alten Katze. Als er an unsrem Grasplatz landete, entstand sofort ein Duell ohne Binden und Bandagen, welches mit seinem Rückzuge, allerdings nicht ohne Würde ausgeführt, endete. Madame Jeanette hat Familie, und wenn sie auch selber außerhalb unsres Bezirkes in der Wahl ihres Umganges nicht die wünschenswerte Vorsicht zeigt, im Hauskreis, als Umgang ihrer Töchter, duldet sie nicht einmal einen fremden Kater, geschweige denn einen Gänserich.

Aber die Tage und Nächte des Herbstes werden kommen, wenn hoch oben in der Luft der Schrei der freien Gänse ertönt, die nach Süden ziehen; dann wird in der Brust meines armen Gänserichs ein nie gekanntes Sehnen erwachen, und er wird die Flügel breiten und auffliegen und ohnmächtig zurücksinken. Der unzerreißbare Faden ist an seinem Fuß befestigt, die Unkraft der Civilisation ist ihm schon eingeboren; und ist seine Domäne noch so groß, er ist und bleibt ein Haustier und kann nur Jammertöne nachsenden seinen wilden Vettern, die ihrem Naturdrang folgen und im Nord und Süd ihr Vaterland haben.

Da ich nun doch einmal in's Tierreich geraten bin, will ich noch hinzufügen, daß die schlimmsten Feinde meines Daseins, die Fliegen, mich auch hier gefunden haben. Kein Wunder, daß die Ruhe-Briefe so spärlich ausfallen! Ich glaube mich noch zu erinnern, wie mir diese Bestien auf der Nase spazierten, als ich noch eingebütschelt in der Wiege lag und die Gefühlsnerven nach und nach in's Bewußtsein traten; ganz gewiß weiß ich, daß sie mich in den Schulstunden zur Tierquälerei ver-

führten, das einzige Biest, das diese Bestialität in mir weckte, und daß sie mir den höchsten Genuß der Kirchweih (Kirmes, Kerwe), den Zwetschgenkuchen, verekelten. Das liebe Tierchen findet sich auch in der Wüste Sahara und im Hochgebirg des Himalaya, wenn das ein Trost ist. Sie findet sich auch hier, und zwar bei Tag und bei Nacht, und erfreut sich noch einer besonderen Abhärtung. Orion ist nämlich eine windige Gegend, wenigstens diesen Sommer hat uns das fortwährende Blasen manchen schönen Tag ungenießbar gemacht; das treibt wenigstens die Fliegen weg, sollte man denken, ja prost die Mahlzeit! Das scheint gerade ihr Lieblingswetter zu sein. Ordentlich wo's richtig weht, setzen sie sich hin und lassen sich den Hobel ausblasen. Ich sage: Ich verachte die Wissenschaft samt der Technik, die aus Einöden Paradiese macht, so lange sie uns nicht gegen diese Bestien schützen kann.

Damit es nicht an Abwechselung fehle, tanzen im letzten Abendscheine die Mosquitos an. Sie haben mich wacker angezapft, aber zu einer rechten Feindseligkeit kann ich es doch nicht bringen. Sie fressen nicht, sie kneipen, sie besudeln nicht, wo sie genießen; sie wissen so schön ihre Zeit zu wahren. In der Nachmittagssonne führen sie für mich graciöse Tänze auf und werfen mir gewiß verliebte Seitenblicke zu: „Und heute Nacht ...." Ja, wenn ich nur meine Freude dran haben könnte! Ums Blut wärs mir nicht leid, aber als Bezahlung lassen sie ein Tröpflein Gift! Hier neige ich mich wieder bewundernd vor der Naturwissenschaft, sie erklärt doch Vieles. Es sind nur die Weibchen unter den Mosquitos, die stechen. Es heißt also wieder: Schweigen und Leiden geziemt

Einem armen Teufel



Der Schrei einer gequälten Seele.

Ihr Wenigen, ihr würdet mir Alles verzeihen, wenn ihr wüßtet, was ich ertrage. Ich spreche nicht im Namen der Menschheit oder der Unterdrückten oder als irgend ein Märtyrer einer großen Sache, ich schreie aus eigener Not, und ich weiß, daß weder Götter noch Menschen mich erretten können.

Auch im körperlichen Schmerz schreie ich wie der geringste gepeitschte und gefolterte Sklave schrie, so lange er nicht für sein Zähne-Zusammenbeißen das himmlische Versprechen des Christentums im Herzen trug, aber auch wie Herakles, als das Hemd der Deianeira an seinem Leibe fraß. Wie ihnen gibt mir das Schreien eine körperliche Erleichterung. Einem gläubigen Christen, wenn es überhaupt noch so etwas unter lesbaren Menschen gibt, mag das Beten eine Erholung sein. Das Beten ist ein Schreien zum Herrn. Ich aber schreie nie zu irgend einem Herrn. Mögen Andere die Laute meiner Qual so auffassen, was sind die Andern mir? Wenn ich mich selber im Verdacht einer solchen Schreierei haben könnte, würde ich mir indianische Stumpfsinnigkeit zum Gesetz machen.

Indianischer Stumpfsinn oder europäische Glattheit helfen mir auch über die viel schlimmeren Qualen meines beleidigten ganzen Wesens hinweg, bis ich mir Luft machen muß.

Und warum soll mein Jammer nicht dem von Tausenden, vielleicht ehrlicherer und besserer Menschen, hinzugefügt werden, da er doch ehrlich ist und weithin gehört wird?

Ich bin umgeben von Dummheit und Wichtigtuerei, und ich bin in meinem lachend begonnenen, ärgerlich fortgeführten, für mich ewig scheinenden Kampf so von meinen Gegnern (entnervender als Haß und Verleumdung ist die Opposition „in aller Freundschaft") angesteckt worden, daß ich selber Dummheiten und Prahlereien als Waffen gebrauche. Zum Freien und Höchsten angelegt, habe ich mich nach und nach dazu zwingen

lassen, Rücksichten der Partei, der Wolanständigkeit, der triumphirenden Unanständigkeit, der Feigheit — im einzelnen Falle gelten zu lassen. Wenn Andre den Saum des Gewandes der Schönheit bespuckt, habe ich mich durch das edle Beispiel, im Bewußtsein der mir eingetrichterten Gemeinheit, verführen lassen, den Beweis zu liefern, daß ich das mindestens ebenso gut kann. Von Haus aus (dank meiner Sippschaft bis zur Urzelle) war ich auf das Reine, Freie und Sonnenhelle angewiesen. Das Reine haben sie mir frühzeitig in der Liebe zu verderben gesucht; und weil ich nach einem Menschenalter freien Lebens erbärmlichere Sklaverei erdulde als der ärmste Knecht, muß ich mich oft sklavisch auf mein Recht besinnen, wenn sie meine letzten und heißesten natürlichen Triebe Verbrechen oder Wahnsinn nennen. Zur Sonne stand und steht mein Sinn und muß doch zufrieden sein, wenn ich wie der Studenten-Schimmel Dreck zu fressen bekomme.

Ach, gebt mir doch den Erdboden, den braven und doch unberechenbaren — trägt er Nährfrüchte, Jedem können sie wol bekommen, der den Mut hat, sie zu genießen, treibt er Giftpflanzen, so stehen sie in stolzer, abstoßender Häßlichkeit oder sie betrügen durch humoristisch sich verschlingende Ranken, durch leuchtende Farben und lockende Beeren!

Aber Dreck ist kein Erdreich. Und mir bietet sich der Schmutz des ewig sich selbst genügenden Klatsches, mit dem scheußlichen Gift der Verleumdung wird mir aufgewartet, das nur dann losgelassen wird, wenn es sich um „Feinde der guten Sache" (ha ha! der eigenen Sache) handelt, während man bedingungslos die Kränze windet, wenn die Höflichkeit oder gar die Brosamen vom Tische eines Großen ins eigene Maul fallen.

Ich sterbe nicht an irgend einer Krankheit, aber aus Mangel an Sonnenlicht und Liebe.

Wenn ich das schreibe, beweist mir ab 1 mein Landlord, daß ich Fenster genug im Hause habe, protestiren mein Doktor und meine Freunde, daß ich jederzeit spazieren fahren kann, wann, wohin und soweit ich will (bis zu einer „vernünftigen" Grenze), erklärt mir die Beherrscherin des Luginsland, unterstützt von allen wolmeinenden Menschen, daß ich in Bezug auf das zweite schon viel zu viel in meinem Leben gehabt hätte, und — im Uebrigen, was D a s anbelangt etc.

Mehr als das. Ich bin ja so glücklich, meine Eitelkeit wird von allen Seiten gefüttert; aber ich weiß, wenn ich bei meinem Schreiben Tränen vergieße, dann sagen sie in ihrem Herzen: Da hat er uns wieder schön zum Narren gehalten; und wenn ich schreibe in demütiger und

lachender Erkenntniß meiner Unwissenheit, dann sagen sie: Der Mann hat doch etwas gelernt! Wo ich etwas bündig und klar, vielleicht mit unnötiger Derbheit betone, da wittern sie etwas dahinter, und wo ich das Echo einer kleinen Schalkhaftigkeit erwarte, da sehen sie weiter nichts als „griene Beeme“. Es ist schon ein gewisses Naturvergnügen vorausgesetzt, wenn sie nicht überall nur dürre Aeste, greifende, drohende, höhnende, krönende, fordernde, spendende Schattenarme sehen; darum fragt auch in der bekannten Berliner Frühlingsidylle des ehrlichsten und darum beklagenswertesten aller Dichter die besorgte Mutter in argwöhnischem Ton ihre Natur schwärmende Tochter: „Was sehen denn dich die jrienen Beeme an?“ — Aber selbst ihre Naturbegeisterung wird mir verdächtig, da ich doch täglich erfahre, wie sie so ganz von ihrer kleinen Eitelkeit, ihrer kleinen Rechthaberei, ihrem kleinen Ehrgeiz, ausgefüllt sind! — Und wenn ich beobachten muß, wie die Gescheidtesten, die ich erreichen kann, in meinen besten Artikeln einen absichtlich übersprungenen Gedanken sich nicht ergänzen, an der unwillkürlichen Schönheit einer Sprachwendung gedankenlos vorübergehen, eine Anspielung auf classisch Vorhandenes sich nicht enträtseln können, dann wird mir auch ihr Verständniß der Classiker selber — zweifelhaft.

Ich bin so elend ohne den Glauben — muß ich es hervorstöhnen, daß dies nichts mit dem gepredigten zu tun hat, über welchen schon die Phantasie meiner Kindheit erhaben war? — ohne den Glauben an die Menschen.

Ach, und wenn ich es nur mit Schlechten zu tun hätte! Aber bei alledem sind es Menschen, „frei von Schuld und Fehle“, und wenn wir so recht in den törichten und doch so süßen Erinnerungen aller Kneipgenossen schwelgen, muß mir manchmal die mephistophelische Impertinenz durch den Sinn fahren: „Mit wenig Witz und viel Behagen dreht jeder sich im engen Cirkeltanz wie junge Katzen mit dem Schwanz,“ und nur zu oft dabei die tödtliche Angst: „Gib acht, die Bestialität wird sich gar herrlich offenbaren!“

Als ob ich nicht selber daran schuld wäre! als ob ich die Offenbarungen nicht hervorriefe! Es liegt ein dämonisches Vergnügen darin, die Menschen zu stacheln, bis sie sich geben, wie sie sind, ein dämonischer Zwang, bisweilen nach tage-, monate-, jahrelangem Verzichten plötzlich mit einem Worte die Wahrheit zu sagen. Ich danke dir Gott, daß ich nicht reich bin, sonst würden sie auch noch dieses Vergnügen und diesen Zwang heuchlerisch entschuldigen. So muß ich wenigstens meine „Lau-

nen" direkt büßen. — Sagt die Gevatterin — zu dem andächtig beistimmenden Gevatter: „Sie haben gar keine Ahnung, wie launisch dieser Mensch ist." — Ja die Launen! Auf einmal im schönsten Sommertag des fleischlichen und gemütlichen Einverständnisses sage ich zu einem Weib, meinetwegen sei es mein Weib (jeder anständige Freidenker ist dennoch überzeugt, daß der Herrgott speciell für ihn ein Weib präparirt hat, ob nun der Herrgott Jehovah oder Plato heißt): „Du bist ja roh, du bist kein Tier, du bist eine Bestie!" Arme Genossin eines launischen Kranken, wie soll sie wissen, wie und wann sich die Schmerzen gesammelt haben, die hier zur Explosion kommen? daß es sich nicht um eine Beschimpfung handelt, sondern nur um einen Schmerzensschrei? daß Hülfreich eine Schmarotzerpflanze ist, wenn es nicht in dem wurzelt, was Göthe Edel und Gut und ein ebenso großer Apostel: Die Liebe genannt hat, freilich eine Liebe, die über die Wollust=Einheit von Mann und Weib hinausgeht?!

Ich will wieder schweigen — und lustig sein. Ich hätte diese Ausgießung auch „Zornige Gedanken 2" nennen können, aber lächerlich ist ein Zorn, um den sich Niemand kümmert. Lächerlich mag ja auch mein Schmerzensschrei sein. Gut, ich kümmere mich auch um kein Urteil. Dixi, sed animam meam non salvavi.



Phantasien auf der letzten Saite.

„So hab ich endlich dich gerettet, aus dieser Menschen rohem Schwarm", du heilige Maiennacht! Es ist still auf den Straßen geworden, fernab hört man, wie einst des Posthorns Klang das Pfeifen der Lokomotiven, die in die weite Welt ziehen; am Himmel zieht langsam eine große weiße Wolke vorüber, von einem unsichtbaren Lichte angeglüht. Der Robin läßt noch einmal aus seinem Nest ein zufriedenes Lachen hören — der hat heute wieder einen guten Tag gehabt — wie Silberklang schwirrt in der Ferne das unsterbliche Lied der Frösche, und die Nachtluft schlingt ihren weichen, feuchten Arm um meinen Nacken. So bin ich doch nicht ganz um meinen Mai gekommen, so hab ich endlich dich gerettet!

Ich wollte mit dir Zwiesprach halten wie einst, als ich durch junges Buchengrün dem Frührot entgegen stieg oder im goldenen Mittagsschein vom Bergesgipfel über die Wälder-Meere jauchzte, ein wahrhaftiger Kaiser der Welt, oder zur Nacht in den liebeschweren Blüten-Hainen meiner Heimat wandelte; ach, seufzend, dichtend, — da ist der Friedhof des Dörfchens, der Mond gießt so recht seine Himmelsliebe darüber aus, und mit gutmütiger Mühseligkeit gibt die alte Turm-Uhr die zwölf Schläge der Mitternachtsstunde. Da presse ich mein heißes Gesicht in das kühle Moos eines Grabhügels und weine, weine. — Ich kann nicht mehr zu dir kommen, ich kann dich nicht mehr aufsuchen auf den verschwiegenen Wegen, da du zuerst das Holdseligste im Herzen mir wecktest, ich habe auch hier nur selten eine Stunde, in der ich mich aus der Misere zum reinen Naturgenuß aufraffen kann; aber du hast mich nicht vergessen, du bist zu mir gekommen, du gütige Maiennacht!

Ich höre die Züge in die Ferne donnern, aber ich kann nicht mit, ich spüre, wie draußen der Wind sich hebt, aber ich kann ihm meine Brust zur Kühlung nicht bieten, ich atme den Duft der Mairose vom

Busen des schönsten Weibes und der ersten Maiglöckchen, aber wenn ich sie an meinem Herzen, an meinen Lippen zerdrücke, was bleibt mir dann? Doch du bist da und beugst dich über mich und erzählst mir die Märchen meiner Jugend und bringst mir die Grüße meines großen Vaterlandes, das überall ist, wo auch bei Nacht die Amsel pfeift und die Nachtigall schlägt und der Kuckuck ruft.

Da lieg ich im Haidekraut, im Schatten der Felswand, und drüben der feierliche Wald, von dem man sich gar nicht denken sollte, daß er einem so neckischen Kobold Asyl gibt. Wie viel Jahr? Halt, verehrtester Herr Kuckuck, ich muß Sie vorher benachrichtigen, daß ich schon längst verheiratet bin und daß Krebells Frida, Heckmanns Rosine in Neckargemünd und Frl. Sophia Daudistel, die liebe Besucherin von St. Goar die Ehren der Großmutterschaft genießen — der Orden der „Mütter", sind alte Weiber, „trinken Kaffee oder auch Thee". Also beschränken Sie sich auf die für mich und meine Abonnenten maßgebende Zahl der Lebensjahre. Und nun erhebt sich ein Guggugen — ich hab es jetzt selber gehört, daß dies die richtige Les- und Schreibart ist und hätte es auch früher beweisen können. Kinder treffen in solchen Dingen das Richtige: Ein Kind, das den sonderbaren Vogel aus dem Buch gelernt hat, spricht mit altkluger Miene vom Kuckuck, ein Kind, das im Wald seine Bekanntschaft gemacht, spricht immer Guggug und vergißt, auch in der äußersten Goldwüste des späteren Lebens, nie den zärtlich neckenden Ton — ja, was zum Teufel, schreit denn der Kerl immer noch? Das müssen zwei sein oder gar vier? Nein, es handelt sich nur um ein Pärchen, und das Echo mischte sich darein. Und immer fort Guggug, Guggug! Der geneigte Leser merkt etwas und sagt bei sich: Das meint die Ewigkeit.

Amen! Wer das Ewige geschaut, gehört der Ewigkeit. Warum hast du mir die germanische Jungfrau gezeigt, wie sie zum Feldsegen nackt die Gemeinflur im Mondschein umschritt — eine Hoheit ging aus von dem schimmernden Leib und den sinnenden Augen, daß selbst einem bocksfüßigen Waldgott der Witz im Maule erstarrt wäre — warum brachtest du mich in Hertha's Hain, als die Göttliche dem Bade entstieg? Schling deine Arme enger um meinen Hals, schließe mir mit feuchtem Kuß die Lippen, würge mich, tödte mich, Gütige!

Ach, ich war ja schon todt, meine Seele war in mir gestorben, eine ganze Woche lang. Und wär's nur eine Charwoche gewesen! Groß

wird auch der Kleinste, wenn er, für eine große Sache leidend, in den Tod geht; selbst der Verzweiflungsschrei des Menschensohnes: Gott mein Gott, warum hast Du mich verlassen! ist die letzte Wollust eines Besiegten. Aber dieser tränenlose Stumpfsinn, dem der Wein und die lieblichsten Lippen, selbst in der Vorstellung, zum Ekel werden, sechs Tage und Nächte lang, wenn das der Tod wäre, ich würde mich bedanken zu sterben, ich würde die Guggugsrufe mit dem Abzug der üblichen Procente auf Lebensjahre ausrechnen. Aber ich weiß, der Tod ist etwas Erlösendes, Befreiendes. „Zur ewigen Ruhe eingehen", heißt ein schönes christliches Wort. Aber damit sind sie ja nicht zufrieden, die Affen, die Laffen, die Pfaffen, sie wollen gar nicht in Ruhe gelassen sein, sie wollen weiterleben. Auf den wenigen Denkmälern jenes Friedhofes im Schwarzwald stand eingemeißelt: „Hier ruht in Gott oder in Frieden. . . ." Mag also immerhin in der altersgrauen Kirche die noch ältere und grauere Lüge der Auferstehung verkündet worden sein, schweigend predigten und predigen noch die Grabsteine daneben die Wahrheit.

Hört ihr, wie die letzte Saite wimmert und ächzt und sich bäumt! Striche hält sie noch aus, breite volle, daß ein Strom des Gesanges bricht aus dem alten Holze, kann noch die alten Freiheitslieder singen, läßt sich gern vom Bogen zu sündhaftem Leichtsinn zwingen — so eine einzige alte Saite zeigt sich oft dauerhafter als ein ganzer nagelneuer Bezug.

„. . . doch kann ich nicht glauben,
Daß du sterbest, solange du liebst" —

sang Hölderlin seiner Diotima. Eben brachte mir ein irregulärer Nachtwind ein Wölkchen Duft vom Nelkenstock am andern Fenster. Im selben Augenblick schaut hinter den Blumen wie eine freundliche Ueberraschung der Mond herein. Alles Leid, alle Erniedrigung ist vergessen, die letzte Saite fühlt ein ganzes Orchester in sich schwirren. Das beste Bild, das Keppler gezeichnet hat, tritt in mein Gedächtniß, und wie das hessische Mädel seufze ich aus tiefstem Herzen: Wann ich jetz en Schatz hätt!

Lyrischer Anhang.

Begreifen uns're Zeit gewalt'ges Ringen,
Im Herzen heil'gen Zornes Springquell tragen,
Der Freiheit ihre Schlachten helfen schlagen
Und köstlich Herzblut ihr zum Opfer bringen.

Für Freund und Feind.

Mir bleibe fern der Unkenchor der Heuchler,
Mir bleibe fern, wer lächelt stets und witzelt,
Mir bleibe fern, wen nur Gemeines kitzelt,
Mir bleiben fern die Hündler und die Schmeichler!

Ich lieb' sie nicht, die stets bedächtig Weisen,
Auch nicht, die stets das Roß des Pathos reiten,
Auch nicht, die jammern stets von schlechten Zeiten,
Auch nicht, die stets im selben Ringe kreisen.

Ich lob' mir leichte, luſt'ige Gesellen,
Die gerne sind, wo volle Becher winken,
Und gern der Schönheit an den Busen sinken,
Doch die auch, wenn zum Kampf die Hörner gellen,

Begreifen unsrer Zeit gewalt'ges Ringen,
Im Herzen heil'gen Zornes Springquell tragen,
Der Freiheit ihre Schlachten helfen schlagen —
Und köstlich Herzblut ihr zum Opfer bringen.



Das Lied vom armen Teufel.

Wer früh sein Morgenliedchen singt
Und spät noch mit dem Becher klingt,
Wer Silber aus dem Mond gewann
Und Gold der Sonne münzen kann,
Ist ohne Zweifel —
Ein armer Teufel.

Wer's manchmal ruhig regnen läßt
Und innerlich den Menschen näßt,
Wer, wenn der eigne Rock zerlumpt,
Den Sonntagsrock dem Freunde pumpt,
Ist ohne Zweifel —
Ein armer Teufel.

Wer indirekt nur Steuern zahlt,
Und doch nicht mit der Armut prahlt,
Nein, stolzer, als der Andre ist,
Der sich das Geld mit Scheffeln mißt,
Ist ohne Zweifel —
Ein armer Teufel.

Wer aller Basen Klatsch-Gericht
Um eines Mädels lieb Gesicht
Ertragen kann, und in der Nacht
Viel lieber als am Tage wacht,
Ist ohne Zweifel —
Ein armer Teufel.

Wem eines Vögleins Nachtgesang
Mehr gilt als Patti-Stimmenklang,
Und wen ein warmes athmend Weib
Mehr freut als jeder Marmorleib,
Ist ohne Zweifel —
Ein armer Teufel.

Wer in des Wetters Mitternacht
Des Riesenzorns der Götter lacht,
Wer die Erlösung stolz verneint,
Und eines Kindes Schmerz beweint,
Ist ohne Zweifel —
Ein armer Teufel.

Wer's Vaterland im Herzen trägt,
Sich nur für ganze Freiheit schlägt,
Und wenn er auf Verbessrung sinnt,
Gleich mit der ganzen Welt beginnt,
Ist ohne Zweifel —
Ein armer Teufel.



Tränen, Küsse, Lieder.

Frühling kommt, doch nimmer wieder
Kehrt des Frühlings süßer Wahn,
Keine Tränen, Küsse, Lieder
Spinnen diesmal den Roman.
Ach, wenn sonst der Sturm im Märzen
Rauschend durch die Wälder brach,
Rief er auch in meinem Herzen
Liebesdrang und Sehnsucht wach.
Träufelt' im April der Regen,
War mein Herze schwer und voll,
Und es war ein Liebessegen
Wenns von Tränen überquoll.
Wie der Regen, so die Tränen,
Sind vergessen und vorbei,
Wenn erfüllt der Liebe Sehnen:
Sonnenschein und Kuß im Mai.
Holder Mai, wie hat das Klingen
Meiner Lieder dich gegrüßt!
Ja, es läßt sich herrlich singen,
Wenn man küßt und wieder küßt.
Juni brachte rote Rosen,
Und gar manche Sommernacht
Hab ich so mit Liebeskosen,
Küssen, Dichten zugebracht.
Frühling kommt, doch nimmer wieder
Kehrt des Frühlings holder Wahn;
Keine Tränen, Küsse, Lieder
Spinnen diesmal den Roman.

Zum neuen Jahr 1888.

Was frommen den zertretnen Saaten
Der Sehnsucht friedliche Schalmein?
Wir wollen statt der Tränen Taten
Und Blut statt Wein.

Neujahr 1887.

Es war wie immer,
Es blieb beim Alten,
Wir haben uns Alle
Recht brav gehalten.

Wir hatten Mut
Im Wirtshaus-Orden;
Wir schauten zu,
Wie Andere morden.

Wir sagten uns selber:
Es muß so sein!
Und tranken grimmig
Unseren Wein.

Wir haben dem Volk
Recht brav geraten —
Jedoch der Henker
Verzeichnet die Taten.

* * *

Wir trösten uns, 's ist nur noch ein Jahr,
Gebt acht, wie ihr dann euch verwundert,
Dann machen wir euch historisch klar:
Es jährt sich das Jahrhundert!

Bis dann erlaubt uns die Polizei,
Den Bastillensturm zu feiern,
Mit Schlüsselbüchsen zu schießen dabei
Und die Marseillaise zu leiern.

Wie werden sie klingen die Friedensschalmein!
Wir haben Erfahrung erworben;
Wir schlucken die Tränen mit hinein,
Zum Ändern sind wir verdorben.

Ja wohl, wir warten noch einmal ein Jahr,
Man wird ja immer gescheidter —
Und ist das Essen auch dann nicht gar,
Dann geht's noch e Bissel so weiter.



Paradise Lost.

Einst in trauter Dämmerstunde
Saß ich in der alten Runde,
Drein die Liebe mich gebannt:
Mutter am Klavier, die Söhne
Um sie her und jene Schöne,
Die so oft mein Lied genannt.

Stille ist's, als gings im Kreise
Leise nach der Engel Weise,
Nur mein Herze hörbar schlägt.
Horch, da tönt ein süßes Klingen,
Sanft, als ob des Engels Schwingen
Tasten im Akkord bewegt.

Wie es schwoll zu vollrem Klange,
Fiel die Tochter mit Gesange
Zu dem Spiel der Mutter ein.
Hat der stille Engel Worte
Und sind dies wohl die Akkorde
Seiner Himmelsmelodein?

Wie die Töne leis verhallten,
Meine Hände mußt ich falten
Zum Gebet wie nie zuvor.
Und des Glückes ganze Fülle
Blühte in der heiligen Stille
In mir auf wie nie zuvor.

Daß die flücht'ge Stunde bliebe!
Hehre, reine, heil'ge Liebe
Bist du, bist du erdentstammt?
Oder hat dich tränenweiche,
Ach und doch so wonnereiche
Mir ein Gott in's Herz geflammt?

Lampen brachte man in's Zimmer.
Ach, wie rasch der helle Schimmer
Meinen holden Traum zerstört!
In den altgewohnten Bahnen
Des Gesprächs mocht Niemand ahnen,
Was mein Ohr, mein Herz gehört.

Doch ich fühlte unter Scherzen,
Wie der Gram mir wuchs im Herzen,
Wie's mir graute immer mehr;
Denn ich wußte, was dich eben
So beglückte, wird im Leben
Dich beglücken nimmermehr.

Suchte seither viel und fand viel,
Lernte Vieles und verstand viel,
Aber nie fand ich das Glück.
Habe viel um Licht gerungen —
Jenes Glück der Dämmerungen,
Nimmer kehrt es mir zurück!



Aus der Jugendzeit.

Sie haben mich im Traum gestört,
Ich bin erwacht,
Rings um mich Nacht,
O wär ich wieder traumbetört!
Was so ein Traum so glücklich macht!
Ihr glaubt es nicht,
Erlaubt es nicht,
Daß man sich freut verschwiegner Pracht.
Wenn ich euch auf der Heerstraß' find,
Da grüß ich euch,
Im Traumbereich
Herrscht doch allein mein süßes Kind.

* * *

Als ich Abschied nahm in Liebe,
Strömten Tränen in die Küsse,
Bittersüße letzte Küsse —
Doch dem Herzen blieb die Hoffnung.

Als ich Abschied nahm in Zürnen,
Goß sich von den trocknen Augen
Heiß der Tränenquell zum Herzen,
Und mein Herze wollte brechen.

* * *

Deine Augen sind die Sterne,
Meine Lieder Nachtviolen,
Wenn die hehren Sterne leuchten
Blühn die Nachtviolen auf.

Gönnst du mir die halben Blicke,
Sing ich dir die kleinen Lieder,
Gönntest du mir lange Küsse,
Säng ich dir ein stolzes Lied.

Deine Augen sind wie Sonnen,
Wie das Meer so ist mein Herze,
Jede Meereswelle spiegelt
Ihren Glutenstrahl zurück.

Du bist wie die weißen Rosen,
Ich bin wie die Nachtigallen,
Wenn die weißen Rosen blühen,
Singt die Nachtigall ihr Lied.

* * *

Eine Ros' hab ich gebrochen,
Auf dem Kirchhof fand ich sie,
Ihre besten Düfte gab sie,
Und kein Dorn hat mich gestochen.

Ach vielleicht aus einem todter
Herzen ist sie aufgewachsen,
Und ich bin ihm nun verfallen
Diesem Herzen unterm Boden.



Weihnacht.

Weihnacht, Weihnacht! Christ ist geboren,
Satan bezwungen,
Wieder errungen
Das Paradies, das einst wir verloren.

„Allen Menschen ein Wohlgefallen!"
Tönt es vom Himmel —
Glockengebimmel,
Und die Erde seufzt: Allen, Allen?

Strahlst du auch in der Armen Kammer
Himmlischer Lichtschein?
Tritt doch hinein
Und vergolde den Zorn und den Jammer!

Predige Frieden den ganz Enterbten!
Furchtbarer Trug —
Ist's nicht genug,
Daß mit Blut wir die Erde färbten?

Soll uns noch immer das Märchen gelten:
Dulden das Leid
Unserer Zeit
Für Triumphe in anderen Welten?

Weihnacht, Weihnacht, nächtlich Geklinge
Weiche dem Weihtag!
Kraftvoller Schlag —
Das ist der Heiland, den ich besinge.

—— —— —— —— —— ——

—— —— —— —— —— ——

Weihnacht, Weihnacht, thörichter Schwärmer,
Bist nicht betrogen
Genug und belogen?
Wird nicht dein Herz von Jahr zu Jahr ärmer?

Andere Zeiten.

Schon längst ist der Stundenzeiger
Ueber die Zwölfe gerückt,
Noch immer sitzt Einer im Pfarrhaus
Ueber die Bücher gebückt.

Und sitzt und sinnt und grübelt,
Was wohl die Wahrheit sei,
Und wird nicht los den Gedanken:
O wär ich noch einmal frei!

Wie törichte Mücken schwärmen
Rings um das Lampenlicht
Erinnerungssüße Gestalten,
Ach! er verscheucht sie nicht.

Nur manchmal flüstert er leise
Und faltet die Hände dabei:
O führe uns nicht in Versuchung!
O wär ich noch einmal frei!

Der sitzt und schreibt seine Predigt
Von dem erlösenden Christ
Und weiß doch, daß er selber
Nicht mehr zu erlösen ist.

Im Schnee.

Mühsam schleppen zwei Pferde den Leichenwagen durch den tiefen Schnee. Ist ein Sarg darauf mit einem Stück Menschentum darin. Eine geschlossene Kutsche folgt, und etwa ein Dutzend Männer stampfen schweigend hinterher; in den Lüften geben zwei Krähen schreiend das Geleite.

* * *

War einmal ein Büblein, das klatschte freudig in die Hände, als es zum ersten Male die schönen weißen Flocken in der Luft tanzen sah. Und jauchzend sauste es auf dem Schlitten über den Hügel hinab; aber als es tüchtig durchnäßt und durchfroren war, kehrte es weinend zur Mutter zurück. Die kochte ihm ein Süppchen und sang ihm ein Schlaflied und saß noch lange an dem Bettchen und träumte von dem großen Manne, der aus dem kleinen Knaben werden sollte.

* * *

Schnee, Schnee! Jubelnd ergießt sich der Strom der Schüler aus dem grauen Klostergebäude. Und der Kampf beginnt, der uralte Kampf zwischen Griechen und Trojanern. Es sausen die weißen Kugeln und schlagen fröhlich platzend auf. Aber er ist der Hektor, der Vorkämpfer; und weil er als solcher es gar zu arg treibt und den Respekt gegen die Professoren-Götter außer Acht setzt, überwindet ihn das Schicksal; trübselig zwischen vier kahlen Wänden hat er Zeit, über seine Tapferkeit nachzudenken, während von draußen das Geschrei der schon wieder Kämpfenden in seine Zelle dringt.

* * *

Hussah! mit Peitschenknall und Schellen-Geläute über leuchtenden Schnee durch den hohen, schweigenden Wald. Die Liebe kutschirt, und die Liebe ist blind, plumps liegen sie im Graben. Aber als sie lachend sich

herausgewühlt und einander gegenüber stehen — fernab das Verklingen der Glöcklein — da geht ein Zünden von Augen zu Augen Hast du mich denn lieb? O, in alle Ewigkeit!

* * *

Schnee, endloser Schnee, endlose Zäune, endloser, grauer Horizont. Da stapft einer drauf los, mit hungrigem Magen, aber doch frohen Mutes; denn unendlich ist ja auch die neue Welt, die Welt der Freiheit. Die will er sich erobern. Rauch des Herdes grüßt ihn von weitem, und im Heu vergräbt sich behaglich der hoffnungsfreudige Tramp.

* * *

Auf einem Hügel steht ein großes Haus, weithin schimmern die Fenster in die Schneelandschaft. Drinnen spricht Einer zu aufhorchenden Herzen und glänzenden Augen von den Idealen, die er mitgebracht wie das Andenken an die Lichter des Weihnachtsbaumes, und von der Freiheit, die man auch in der Republik nicht geschenkt erhält, sondern die man sich erobern muß. Erhabene Herzenswünsche, stolze Prophezeiungen vom Kampf, der vor der Türe steht, von dem Sieg der Geknechteten. Und dröhnender Beifall erschallt, Frauen begrüßen ihn wie den Johannes des Messias der Freiheit, harte, schwielige Fäuste pressen seine Hände. — Keuchend schleppt ihn der Dampf durch die Schneewehen zu neuen Triumphen seiner Sache und — seines Ehrgeizes. Flammensäulen schießen aus dem Erd-Innern empor. Es gibt keine Nacht mehr!

* * *

Ist das auch Schnee in der Weltstadt, dieser schmutzige Brei? Auf dem Polizei-Wagen sitzt Einer. Schlüssel klirren, Gitter rasseln. Jetzt hat er wieder Gelegenheit, über das Schicksal des Vorkämpfers nachzudenken, der die Achtung vor den obrigkeitlichen Göttern vergessen hat.

* * *

Immer mehr Schnee! seufzt ein vergrämtes, verbittertes Weib, und keine Kohlen im Haus und keine Schuhe für die Kinder! Auf dem Bett liegt Einer. Ist er krank? ist er betrunken? Ja, wenn du schaffen könntest wie die Andern? Wenn du nicht elenden Hirngespinnsten nachgejagt

wärest! Du bist ein famoser Welterlöser. Und wo sind jetzt die Weiber, die zu deinen Füßen saßen und mit denen du schwärmtest und schwelgtest, während bei deiner Familie die Not am Herde hockte? Der aber schreit auf: Ich verbrenne, ich verschmachte. Legt mir Schnee auf den Kopf, Schnee aus dem Bergwald, Schnee von der Prärie!

* * *

Mühsam schleppen die Pferde den Leichenwagen durch den Schnee. Von den Männern, die der Leiche folgen, sagt einer zum andern: Er wollte ja verbrannt sein; er hat viel für das Wiederaufleben der classischen Sitte gesprochen und geschrieben. Aber seine Frau wollte nichts davon wissen. Was, dem Lump soll man noch eine Extrawurst braten? sagte sie. — Der Schnee fällt in lautlosen Flocken, krächzend lassen zwei Krähen sich nieder auf den Bäumen des Friedhofes.



Zur Kindesweihe.

Eins grüß' ich stets auf allen Wegen
Und wünsch' ihm Lust und Heil und Segen
Und preis' es heut beim Saft der Reben:
Das ist ein junges Leben!
Ist es der Baum im Frühlingsstrahl,
Bedeckt mit Knospen ohne Zahl,
Ist's in des Nestes sichrer Hut
Des Vögleins flaumbedeckte Brut,
Ist es das Kind, das weich und warm
Geborgen in der Mutter Arm:
Ich seh in Allem nur die Spur
Des ew'gen Lebens der Natur.
Gebt nur der Knospe Sonnenschein,
Dann prangt die Blüte bald im Hain;
Dem Vöglein gebt der Mutter Flügel,
Bald schwingt sich's über Thal und Hügel,
Und gebt dem Kind der Liebe Glück,
Dann gibt's Euch Glück und Lieb' zurück.
So sprechen wir Materialisten.
Doch anders spricht der Pfaff der Christen.
Die Blüten und die Vögelein,
Die läßt er freilich ungeschoren,
Doch zu dem Kind spricht er: Verloren
Bist du, o Wurm, von vornherein,
Denn dich gebar ein sündig Weib,
Der Teufel steckt in deinem Leib.
Vor dir ein Leben voll Qual und Pein,
Zum Schlusse der Hölle Flammenschein!

Doch ich, bestellt durch Gottes Gnaden,
Kann dich des bösen Fluchs entladen.
So hört ich Manchen! Sah ihn dann
Mit Wasserflut die Finger netzen —
Es schrie der Täufling vor Entsetzen —
Spürt er den kalten Strahl im Angesicht.
Wenn wir's so hören, klingt's wie ein Gedicht.
Doch täglich könnt ihr diese Farce schauen:
Der Dummen Dummheit ist das Glück der Schlauen!
Nicht naht dem Kinde, das wir heute weihen,
Der Kirche alte Zauberlist,
Nicht tut es not, es erst noch zu befreien,
Da es von Freien ja geboren ist.
Und all die finstern Wahngeschichten,
Die uns den Kopf verdreht, das Herz beengt —
Dies Kind wird gern darauf verzichten,
Wenn es des Lebens vollen Sonnenschein empfängt.
Und was Erhabenes der Menschengeist gestaltet,
Und was als Kunst im Reich des Schönen waltet
Soll in dem jungen Geiste auferstehn.
Die Freiheit steht an seiner Wiege Wache,
Und als ein Herold der gerechten Sache
Wird es dem neuen Tag entgegengehn!
Glück auf! Wenn auch kein Priesterwort hier tönet,
So spricht der Freund doch, was sein Herz gebeut:
Der fünfte Sproß, der Eure Liebe krönet,
Gesegnet sei er heut und allezeit!
Die Becher her, scheinkt ein —:
Vera soll ihr Name sein!



Ein Februar-Allegro.

Da ich seit einiger Zeit wieder festliege — man wird es schon gemerkt haben — oder zur Abwechslung festsitze, kann ich mir auch wieder die Welt von meinem Luginsland aus betrachten.

* * *

Es geschah aber, daß man in der unheiligen Höhle der Winde einen nachträglichen Fastnachtsscherz verabredete, eine Erinnerung für unsere lieben Christen, brummte Aeolus in den Bart, in der stillen Buß- und Fastenzeit, daß wir auch noch da sind. Da wälzte sich eine gewaltige Sturmwoge das Mississippi-Tal hinauf, des Flusses Welle strömte zu Berge, das Blut der Menschen vor Angst zum Herzen; und nur die Starken, die dazu verdammt sind, gegen den Strom zu schwimmen, erfreuten sich endlich einmal lustiger Fahrt. Schäumte der Mississippi unten, warf die Sturmeswoge von oben ein ganzes Meer in Milliarden Regentropfen übers Land.

Und je weiter die Vorboten des Endschicksals gen Norden rauschten, desto wilder wurde der Fastenscherz. Nordisches Land und nordische Menschen sind geharnischt, also wurden die Wassertropfen zu Milliarden Dreizacken und Speeren, und was Lebendiges keine schützende Burg hatte, sank tausendfach durchbohrt in die ewige Nacht. Jetzt beim Oberen See empfängt Boreas den südlichen Bruder, aufrauscht jauchzend das Wasser bis in seine unergründliche Tiefe bei der Umarmung der Beiden. Und nun Arm in Arm schwenkt! In breiten Massen rasen die Wolkenrosse, eine Hunnen-Armee der Luft, den See und das Land von Michigan herab, bis sie auch das lang verschonte und fast verzärtelte Detroit erreichen. Und wie ich am Fenster sitze, stürmt es heran, grau, weiß, fahlgelb, schwarz von Nordnordost, grade auf mich zu. Ich höre deutlich das Lachen, es ist ja nur Fastenwitz, wie es durch die Ritzen des hermetisch verschlossenen Fensters die Papiere von meinem Tisch fegt und den Schnee als Visitenkarte

darauf deponirt; die Blumen erstarren und die eisigen Todeslanzen schlagen gegen meine Brust.

Ach, ich habe in den letzten Tagen und Nächten zu viel vom Süden geträumt und von des Frühlings milden Tagen. Ich bin nicht mehr der Mann für solch rauhen Schabernack. Ich weiche dem Stärkeren, ich flüchte mich ins Bett und vergrabe mich unter die Decken. Ist es Mitleid, ist es Verachtung des Feigen? das wilde Heer schleudert mir nur ab und zu eisige Luft und prickelnde Schneekrystalle um die Nase, im Uebrigen duldet es mich als Zeugen des grandiosen Radaus, der jeder göttlichen und menschlichen Polizei spottet.

Das ist kein Sturm mehr! Ich liege still und höre mit dem Herzen und schaue mit dem Geiste den Weltuntergang. Das ist die Symphonie der Disharmonie, das Ende aller verlogenen Harmonien. Krach auf Krach wie von unaufhörlich platzenden Bomben, es stürzen die Burgen göttlicher und menschlicher Macht. In den Lüften wirbeln Türme und Zinnen und goldschimmernde Kreuze. In den Lüften tanzt ein Wald von gespenstig nackten Telegraphenstangen. Die Erde wirft die Todten aus, und sie fliegen so hurtig wie die Lebendigen. In dem rasenden Tongemälde vernimmt mein Herz einzelne Stimmen, das Wimmern geborstener Glocken, den gellen Angstschrei des Unterdrückers, wie ihn die eisige Faust vom weichen Pfühle reißt und ins Wolkenmeer wirft. Ein wahnsinniges Gelächter, es ist das letzte Gebet eines Pfaffen. Da klingt es wie Liebeswerben: Nimm mich und schütz mich! Es ist die Tochter des Reichtums, das Gewand und das Geschmeide ist ihr vom Leibe gerissen, sie bettelt um einen Herzschlag Wärme an der Brust des schmutzigsten Knechtes. Dann hör ich einen hellen Ton, anschwellend und versinkend, es ist das Sterbelied eines Weisen, eines Dichters: Und ob du mich tödtest, ich liebe dich, Mutter Natur!

Und von allen vier Ecken der Welt ertönt ein jauchzendes Geschrei, das fast den Sturm übertönt: Frei, endlich frei! Gleich, endlich gleich! Dann bange, unirdische Stille, in die es nur wie nachdröhnendes Sturmlachen hereingrollt: Für die Brüderlichkeit braucht ihr jetzt nicht mehr zu sorgen.

Der Schnee häuft sich auf meiner Decke und legt sich mir kühl aufs Haupt. Die Endschlacht ist geschlagen, es ist vollbracht, was zu vollbringen war, nur Toren haben mehr gehofft. Der Schnee schließt mir die Augen. Es ist ein selig Sterben.

Heidelberg, Neckar-Steinach.

Hier, wo die Natur, die, ewig jung, auch am getreuesten zu der Jugend hält, selber mitdichtend studiren half, wo der Waldhauch von den Bergen erfrischend durch die Straßen ging und nachts die Brunnen auf den stillen Plätzen rauschten und in dem Blütenmeer der Gärten rings die Nachtigallen schlugen, mitten zwischen den Burgen und Erinnerungen einer großen Vergangenheit .. Eichendorff.

Seh' ich von Epheu einen Schoß,
Wärs auch am fremdsten Mauergestein,
Der im goldenen Sonnenschein
Schwankt in die blaue Luft hinein,
Denk ich dein, o Neckarschloß!

. . . .

Als wir betraten den lichten Saal,
Grün in des Waldes Gothik erbaut,
Jedes Auge hat dich erschaut,
Wangen glühten dir wie einer Braut,
Vöglein schwiegen allzumal.

Doch ein Student erhob sich dreist,
War ein Vandale in Rot und Gold,
Grüßend mit dem Becher hold
Sang er den schönsten Minnesold:
Daß du wie eine Blume seist.

Und ich lechzte nach seinem Blut;
Denn ich sah, wies die Seel ihr durchdrang,
Süßes Gift in süßem Sang,
Aber ein einziger Blick mich zwang:
Sei doch lieb! o bleibe gut!

. . . .

Trifft mich einsam ein Mondenstral,
Ist auch die Nacht sonst liebleer und kalt,
Wächst vor mir in bleicher Gewalt
Des Ott-Heinrichsbaus Trümmergestalt,
Und der Duft aus dem Blütental.

Ach! allein mit der Nachtigall —
Schäme dich, Jüngling, der Tränen nicht,
Werden dir einst zu Sternen licht!
Jungtraurig Herz so leicht nicht bricht,
Rauscht des Waldes Widerhall.

* * *

Manchen Rausch hab' ich getragen
Lächelnd wie ein Mißgeschick,
Manchen Stock hab ich zerschlagen
Auf der Heidelberger Brück.

Schritt ich morgens Stolz-besessen
Auf der Heidelberger Brück,
Kam ich abends mit Compressen
Und mit Blutigen zurück.

Was nicht auf der Hirschgaß blü'te,
Fand sich sonst im Neckarschleim —
Bauernprügel erster Güte
Wuchsen stets in Nauenheim.

Tausend luft'ge Küsse sandt ich
Neckarauf- und niederwärts,
Denn gar manche Heimat kannt ich
Für mein leichtgefesselt Herz.

Spätes Hoffen, Jubeln, Klagen,
Liebesleid und Liebesglück —
Ach, ich möchts noch immer tragen
Auf die Heidelberger Brück!

* * *

O Pfarrerstochter von Königsbach,
Ich bin ein sündiger Kumpan,
Der Ablaß deiner lieben Hand
Hat mir gar wol getan!

O Pfarrerstochter von Königsbach,
Ich bin ein sündiges Gebein;
Ein Brief bleibt immer nur ein Brief,
Stell du dich lieber selber ein!

Hoch oben auf der Engelswies'
Da knieten wir selband,
Da hat sie Fürbitt und Gebet
Für mich zum Himmel gesandt.

Ich habe geschworen beim Himmelsblau
Und bei ihren Augen schön,
Ich wollt' ein solider Studio sein
Und in die Collegien gehn.

Hoch droben auf der Engelswies'
Sie legte mir Siegel an
Mit Küssen, daß der böse Feind
Mir nicht mehr nahen kann.

O Pfarrerstochter von Königsbach,
Ich wollt', du wärst nicht todt:
Ablaß und Buße und Siegel
Tun mir schon lang wieder not!

* * *

Die wilde Jagd, Halloh! Halloh!
Vom Dilsberg über Stock und Stein,
Und wer des kühnen Schwunges froh,
Sprang spritzend in die Flut hinein.

Holüber, Schiffer! rufts im Chor,
Streck deine Glieder, fauler Wicht!
Der Neckar sprengt manch Felsentor,
Studentendurst bezwingt er nicht.

O goldne Harf am Neckarstrand,
Du aller Kneipen Lindenblüt,
Wer dein gedenkt im flachen Land,
Dem zieht ein Heimweh durch's Gemüt.

Dort schenkt man ein so goldnes Naß,
Daß rasch der Flaschenberg sich türmt,
Die alte Harfe liebt es baß,
Wenn's toll in ihre Saiten stürmt.

Und mit den Wellen zieht er hin
Und mit dem Wind ist er verrauscht
Und bleibt doch immer Herzgewinn —
Der Bruderkuß, den man getauscht.

Wem dort ein Trinkspruch nicht gelang,
Der blies sein Lebestag in Moll,
Und ist auch kein Studentensang,
Der dort nicht schon zum Himmel schwoll.

Und wie der Nebel wirkt und schafft
Und hinterm Berg das Licht zerrann,
Rückt schüchtern und gespensterhaft
Ein langer, dürrer Gast heran.

Der Landschad ist's vom Schwalbenest!
Ruft einer aus der Zecher Schaar,
Den unser Lärm nicht schlafen läßt,
Man setz' ihm einen Becher dar.

Der Lange, Dürre trinkt den Wein,
Als ob er ewig ihn vermißt,
Und dankt in zierlichem Latein,
Daß Gott ihm heut so gnädig ist.

Und wieder eine Stimme spricht:
Jetzt ist der Fremdling erst erkannt,
Der arge Landschad ist es nicht,
Es ist ein Gotteswort vom Land.

Da zupft der Gast ein Band hervor
Dreifarbig unterm schwarzen Kleid —
Und feierlich erschallt der Chor:
O alte Burschenherrlichkeit!

. . . .

. . . .

Doch aus dem Klirren und Klingen
Mußts mich auf einmal zwingen
In die einsame Nacht.
Wie eine Schattenmasse
Liegt des Dorfes Gasse.
Aber dort weiter winkt freundliche Helle,
Lockt ein Klingen zur selben Stelle.
Und wie ich, dem Dunkel entrückt,
Auf dem Steindamm stehe,
Welcher den Bach überbrückt,
Steht mein Herze still und lauscht.
Vor mir liegt die Steinach-Schlucht
Mond- und Wasser-durchrauscht.
Aus dem Winkel des Waldes
Bricht der Mond und das Klingen zumal,
Und die Fülle ergießt sich
Ueber mich hin ins Neckartal.
Hatt' es oft gesehen,

War als Kind dort vertraut,
Hatte immer nur Himmel
Und Bäume und Wasser geschaut;
Aber nun vom Weine
Und vom Zauber durchglüht,
Füllte ein tiefes Dankgefühl
Mein erwecktes Gemüt.
Meine Arme breitet' ich weit:
Dich umfaß ich von dieser Frist,
Die du dich heute mir geneigt
Und mir in strahlender Güte gezeigt,
O meine Mutter, wie schön du bist!



Auch ein Festgruß zur Jubelfeier Heidelbergs.

Gar Mancher singt vom Becher
Und wußt ihn nie zu fassen;
Gar Mancher preist Altheidelberg,
War nie in seinen Gassen.
Mir ist in's Herz gegraben
Die Lieb so treu und fest,
Daß sie in schmucke Reime
Nur schwer sich fassen läßt.

Ich hab mit Kindesaugen
Die Pracht in mich gesogen,
Ich bin auf Knabenbeinen
Durch jenen Wald gezogen,
Ich hab in Jünglingshänden
Den Becher dort geschwenkt
Und in den Blütenzauber
Die Seele ganz versenkt.

Noch in den Rosentagen
Hat man mich ausgemerzet,
Weil ich mit dummen Streichen
Die schöne Zeit verscherzet.
Doch konnt man mir nicht rauben
Des Denkens freien Flug
Und daß ich meine Liebe
In die Verbannung trug.

Ich gönn Euch Eure Feste,
Ich gönn Euch Euren Kater,
Ich gönn Euch auch den lieben,
Den alten Landesvater.

Doch was ich einst gefunden
In jenem Paradies,
Ist erst mir wert geworden,
Seit man mich draus verstieß.

Denn der Erkenntniß Wonne
Erwirbt man erst durch Schmerzen,
Und wahre Liebe waltet
Nur in den freien Herzen!
Die Alten, die Verbannten,
Sie kennen kein „Gebet“
Und über allen „Bändern“
Das rote Banner weht.

Und noch ein Salamander:
Ich gönn Euch Euer Dürsten,
Ich gönn Euch das Te Deum,
Ich gönn Euch Eure Fürsten.
Das Lied vom freien Burschen
Muß ausgepfiffen sein,
Es ist zum Hohn geworden
Am Neckar und am Rhein!

Doch von den Unversöhnten
Im Westen sei's gesungen,
Denn jung sind unsre Herzen
Und gut sind unsre Lungen.
Alt Heidelberg, du Feine,
In Treuen denk ich dein,
Doch bitter würzt die Träne
Mir den Erinnerungswein.



Frühlingsgewitter.

Der schlimmste Tyrann ist der Schulmeister, die schlimmste Tyrannei die der Schule. Die täglichen Qualen des Jünglings wiederholen sich in den nächtlichen Traumqualen des Mannes.

Es war in der sanften Schwüle einer Aprilnacht. Ich wand mich wieder einmal in einem jener Schulträume, da zwang mir die Augen und die Seele auf: ein Licht, das nicht meiner trübseligen Nacht-Laterne entströmen konnte, und eine Stimme, wie sie nie ein Schulmeister besessen. Stral auf Stral, Schlag auf Schlag, Donner auf Donner — das erste Frühlings-Gewitter.

Ein Gewitter bei Tag ist ein Mißtrauensvotum des alten Kroniden, ein Gewitter bei Nacht ist eine der unzähligen Liebeserklärungen des ewigen Himmels an die ewige Erde; nur daß, anders als bei uns armen Menschlein, Erklärung, Umarmung und Befruchtung eins sind.

Als wir Kinder waren, hat man uns gelehrt, bei Gewittern zu beten, und uns damit die Furcht vor der herrlichen Naturerscheinung in's Innere gepflanzt. Als wir nicht mehr beteten, ahnten wir im Gewitter die Kraft, welche uns fehlt und gerade darum uns begeistert, die liebende und schaffende Kraft, den Genius. Der das Gewitter fürchtet, muß ein feiger und darum schlechter Mensch sein, einerlei ob er zum Gott der Christen betet oder zum goldenen Kalbe. Die vor dem Donner flieht, das muß ein Weib sein, das große, selbst in der Vernichtung beglückende Leidenschaft nie begriffen hat.

In einem kleinen dramatischen Fragment hat Uhland den Einfluß des Gewitters auf zwei verschiedene Naturen trefflich geschildert: Herr und Diener sind aus, um der Dame des Herrn ein Ständchen zu bringen, aber die kleinliche Knechtseele steckt im Herrn und nicht im Diener, dessen Seele sich gegen sein Schicksal eben so stark empört wie gegen die fade Musik seines Herrn. Wie das Fräulein, so der Himmel verhüllt sich in Unmut und wirft Blitze aus, wie Saul nach dem harfen-

stümpernden David den Spieß. Es schlägt der Blitz wol gern in die Musik? fragt bebend der Herr, mich überfällt ein Schauder, laßt uns fliehen! Der Diener aber, der in diesem Moment Kraft und Mut zur Freiheit gewinnt, zerschmettert sein Saitenspiel:

Ich höre dich, gewalt'ge Donnerstimme!
Dich herrlichen Choral der Wolken.
Vergeh, erbärmlich Machwerk, ich bin frei!

Ich hatte nichts zu zerschmettern als den erbärmlichen Alb eines Traumes, aber ich öffnete das Fenster, und meine Brust sog den frischen Atem des Frühlings-Gewitters ein, meine Seele jauchzte dem Donner zu, der langnachhallend der Welt ewige Weisheit predigte und mit Victoria-Geschmetter den Sieg des Frühlings verkündigte. Als aber des Regens unendliche Quellen herniedergossen, „lag ich und dachte mir viel".

Im Winter schweigt die Natur. Nur wenn das Eis kracht, ist es wie das dumpfe Pochen des ungeborenen Frühlings im Mutterleib — nein, es sind Sehnsuchtslaute, Seufzer der Braut nach dem befruchtenden Bräutigam. Aber des Schnees Decke legt sich geräuschlos rings auf die Flur. Das ist der Tod, der süße, wunschlose Tod, das ist das Entsagen ohne Schmerz, das ist der Pessimismus, das Schweigen der *schwachen* edlen Seelen. Der Starke aber harrt der Stimme, er glaubt an den Moment, da die Natur zu ihm spricht; und siehe da, über Nacht lockt Sulamith ihren Salomo, und das hohe Lied des Donners ruft dir ins Ohr: Nur der Lebende hat Recht!

— —

Ich lag und dachte mir viel. Da vernahm ich ein Schleichen und Dappeln und Schleppen und dann ein Wimmern von ganz feinen Stimmchen, das kläglich und doch gebieterisch klang. O, du grundgütige Mutter Natur! die Katz hatte wieder einmal Junge bekommen.

Man sagt: Katzen fürchten sich vor dem Donner. Aber wenn das Furchtbare ihrer Fruchtbarkeit nicht im Wege steht, so sollte um so mehr schaffen der kühne, donnerfreudige Mensch und das Herz öffnen dem Gewitter und dem Frühling, der „ewigen Rechtsverwahrung", dem „ewigen Protest", dem Allerstarkenseelenfest.

Stimmungen vom Orion-See.

Ich sah eine Abendwolke,
Ihr wüst geballtes Grau
Spiegelte sich im Wasser —
Eine Gorgonen-Schau.

Da färbte ihre Säume
Ein hektisch Rosenrot,
Durch grüne Himmelsräume
Lockt sie der Flammentod.

Lockt sie die sterbende Sonne
In die goldene Pracht —
Ist selber Gold geworden —
Und dennoch wurde es Nacht.

* * *

Warum ruft der Vogel immer,
Wann mein Herze nichts begehrt?
Hat der Lampe Lügen-Schimmer,
Armer Vogel, dich betört?

Laß uns doch die nächt'gen Stunden,
Wunschlos wie die Ewigkeit!
Morgen brechen neue Wunden,
Und mit Schmerzen mahnt die Zeit.

* * *

Das sind ungefüge Stanzen,
Die der Sturm dem Wasser dichtet,
Wolken spitzen sich zu Lanzen,
Und der Friede ist vernichtet.

Alte Eichen mögen splittern
Vor den ungefügen Stanzen,
Lust'ge Weidenblätter zittern —
Ist es Zittern, ist es Tanzen?

* * *

Glaube nicht, daß du allein bist,
Schnurrt die alte liebe Katze,
Prüfend legt sie an das Kinn mir
Ihre sammetweiche Tatze.

Glaube nicht, daß du allein bist,
Zirpt der Fink und lacht die Sonne,
Und ein kühles Lüftchen fächelt:
Deine Lust ist unsre Wonne.

Wie ganz anders klingt die Sprache
Von den stolzen Menschensöhnen!
Armer Kerl, wie du allein bist!
Halb in Mitleid, halb in Höhnen.

* * *

Ich bin ein Rohr — ich bin ein Pfeil,
Ich bin ein Erz — ich bin ein Beil,
Ich bin ein Kiesel — ich bin ein Keil,
Ich bin ein Lichtspahn — ich bin ein Brand:
Er ist erloschen, gehts morgen durchs Land.

Strophen.

Von den zwei Herzen in meiner Brust
Sagt das eine: Vertragen!
Das ist doch nur Bubenlust,
Sich um nichts zu schlagen.

Und das andre fröhlich geigt
Noch im nächtgen Grauen:
Wenn sich dir was Schlechtes zeigt,
Gilt es darauf zu hauen.



Zum zwölften Gang.

Der erste Schnee fiel hernieder,
Er fiel mir auf Bart und Haar,
Wir Vögel schütteln's Gefieder,
Doch die Augen bleiben uns klar.

Ihr wißt es, ich bin gefangen
In meinem eng-trauten Zelt,
Doch kann ich mit Armen erlangen
Die ganze weite Welt.

Ich möcht mich in Frieden bescheiden,
Seit ich meine Schwingen verlor,
Doch mein Blut, mein Blut wills nicht leiden,
Das strömt noch so heiß wie zuvor.

Und male ich einen Engel,
Müde des heidnischen Graus',
So wird ein sündiger Bengel,
Ein nackter Sünder daraus.

Will ich wie der von Bechlaren
Mehren in Frieden mein Gut,
Wecken mir wieder Fanfaren
Den alten törichten Mut.

So wirds mit dem „Zwölften" auch kommen —
Ich sprech es fröhlich beim Wein:
Ein „Jahrgang" kann mir nicht frommen,
Ein „Waffengang" wird es wol sein.

„Nun aber bleiben glaube, hoffnung, liebe, diese drey, aber die liebe ist die grössеste unter ihnen."

Es ist zwar kein Weihnachtswetter. Kaum daß ein leichter Reif meine graugrüne Wiese versilbert, und ein herbstduftiger, sonnendurchstrahlter Himmel steht über der Welt. Aber der heilige Joseph und die heilige Elisabeth läuten mit allen Glocken den Advent ein, und die „Himmelstöne, mächtig und gelind" suchen auch mich in meinem Luginsland. Ich scheuche sie nicht von mir, denn ich gehöre zu den „weichen" Menschen; die Erde hat mich nie verloren, und ungetrübt durch die Enttäuschung ob nicht erfüllter Botschaft, überströmt mich der warme Quell der Erinnerung.

Schnee lag im Schwarzwalddorf bis an die Fenster, wo im Sommer die Gelbveigelein blühen, Schnee bedeckte die tannengrünen Berge, Schnee hing in den schweren Wolken des Himmels. Weiße Dämmerung bei Tag, aber wenn in der langen fröhlichen Nacht ein Schlitten im Fackelschein vorüberklingelte oder auch nur ein Mütterchen mit dem Laternchen über die gebahnte Straße huschte, flimmerte es auf wie silberne Märchenherrlichkeit.

Welch einen unendlichen Schatz von Glauben, Liebe und Hoffnung, birgt ein kleines Kinderherz in der geheimnißvollen Weihnachtszeit! Aber der Glaube könnte vor keinem christlichen Consistorium standhalten, die ganze Heidenwelt des Orients und Occidents schwärmt darin, der grauenhafte Bel zu Babel bahnt als gutmütiger Belzenickel dem Christkind und seinem Eselein den Weg, Frau Holle streut den Schnee, daß Niemand die Spuren verfolge. Die alte Ampel mit dem Docht im Oel und dem klir-

renden Kettchen wird zu Aladdins Wunderlampe, und die Mutter erzählt am Kachelofen die Geschichte von dem weißen Jüngling, ob er nun Baldur heißt oder Christus, der mit Sonnenpfeilen die Nacht bekämpft und Lichtsegen der Erde bringt. An solchem aus der Seele aller Völker geschöpften Märchenglauben rankt sich die Hoffnung ins Unendliche. Ist das Knäblein nicht auch so niedrig geboren in dem dunkeln Erdenwinkel, und wird es nicht auch dereinst als Held in blanker Rüstung und mit blankem Schwert durch die weite Welt ziehen und die Schlechten tödten und die Guten belohnen und mit seinen Eltern und Geschwistern im hohen Schlosse wohnen am blauen Meer? Ja, die Hoffnung spreitet Fausti Mantel auch im fernsten, tiefsten Tal; aber der Glaube, und sei es der kindliche Märchenglaube, stellt sich trennend zwischen die Geschöpfe der Wirklichkeit, beeinträchtigt die Liebe der Menschen untereinander.

Was waren mir alle Flüge der Phantasie, was war mir alle Weihnachtsfreude mit den lieben Geschenken — die Bleisoldaten, der Schlitten, das Bilderbuch — und dem schimmernden Baum gegen den Kuß und die Liebkosung der Mutter und das Ruhen in ihren Armen?! Was war mir ein Gebet zu dem unbekannten Gotte?! Ich hätte am liebsten nur immer meiner Mutter gesagt, wie lieb ich sie habe. Ich konnte mich nie recht mit der Idee des schenkenden Christkindes befreunden, ich hätte viel lieber Alles meiner Mutter verdankt; und eine selige Gewißheit dämmerte in mir auf, als ich einst, in der heiligen Nacht von der Hoffnung geweckt, auf nackten Füßchen zur hellen Tür-Ritze schlich und in dem Engel, der die Lichter am Baum entzündete, meine Mutter erkannte. Also war die Liebe das Größeste im Herzen des Kindes.

Aber es stand geschrieben, daß die Menschen den Menschen nicht Alles sein sollen. Aus grauem Altertum reckten die Götzen, die Schöpfungen der menschlichen Furcht und Begehrlichkeit, die grausamen Hände und verlangten den Zehnten von der menschlichen Liebe. Und wie eine Wolke, von der man nicht weiß, ob sie Segen ergießt oder vernichtenden Blitz schleudert, schwebte über uns der Inbegriff aller Götzen der Welt, der christliche Gott. Ihm sollten wir danken für jeden Sonnenstral und für jeden freundlichen Blick aus menschlichem Auge. Man tödtete die lebendige Nachtigall und ließ eine künstliche unsrer Sehnsucht singen, man riß der Natur das Herz aus der Brust und machte sie zum Uhrwerk eines Schöpfers. Wenn die Lämmer im Grase sprangen, weil ihnen der Frühling in den Kopf stieg, wenn die Vögel einander den Hochzeitsruf zujubi-

lirten, wenn der Wald im Winde sein uraltes Lied sang — sie loben Gott den Herrn, sagte uns der schwarze Mann des Glaubens. Und unser Freuen und Leiden sollte nur in Ihm sein. Ihn sollten wir loben, ob er segnete oder fluchte, ob er Leben weckte oder vernichtete. Ihn sollten wir lieben und fürchten. Aber nur die Furcht blieb in den Herzen der Menschen, und sie wurde zur Scheu voreinander, die sich wie ein Vorhang senkt auch zwischen Mutter und Kind. O die glücklichen Momente, da der Vorhang fiel, sie mahnen mich heute an die verlorenen Ewigkeiten, da die dreimal verfluchte Sparsamkeit und die gottwolgefällige Scheu Seelen hungern ließen, die sich zu einander drängten!

Sei still, meine Seele, entzünde die Kerzen am Weihnachtsbaum und freue dich, daß du immer der Unendlichkeit der Liebe dir bewußt warst.

Welch eine Reise von dem tollen Jahr 1848, das auch in die Schwarzwaldberge seinen Weg gefunden, bis zur Wende des Notjahrs 1894! Mir ist sie so vielbedeutend wie die ganze Weltgeschichte. Und wenn ich jetzt, im Sonnenschein von Weihnachtsstimmung umflossen, von den Glocken die liebe Lüge des Advents, des Großen, der da kommen soll, vernehme, so kehrt es wieder im Fugen-Satz: „Nun aber bleibet Glaube.....“ Ist aber ein Glaube, der abermals vor keinem Consistorium der Welt, weder vor einem christlichen noch vor einem socialistischen stichhaltig wäre. Es ist der Glaube, der keine Hoffnung mehr braucht, weil er alles Weltspiel und alle kaleidoskopischen Verschiebungen des unendlichen Getriebes schon in sich trägt. Es ist der Glaube an die Narrheit der Menschen, der Glaube an Dornenkronen, an denen sich wiederum die Lippen der gläubig Verehrenden wund ritzen, an Auferstehungen, die leuchtend über die Erde schreiten, um sich nachher wieder ins Grab zu legen und zur Verwesung beizutragen, an Himmelfahrten, die im Grase endigen, das so langsam seine Halme streckt, daß noch Keiner sein Wachsen gehört hat. Jedes Kerzchen an meinem Baum ist ein Glaube, der sich langsam verzehrt; wenn sie aber alle erloschen, bleibt noch ein feiner Duft übrig, wie eine Erinnerung an die immergrünen Nadeln der Tannen und an das Funkeln der ewigen Sterne in der Winternacht. Und ich freue mich wie ein Kind, nein, nicht wie ein Kind, denn ich bin stolz auf meine Freude, daß meine Liebe mir ganz geblieben ist, und daß kein Götze und Gott, kein Schatten und Schemen sie mehr verdüstern kann. All die Lippen, die ich geküßt, all die Herzen, die an meiner Brust geschlagen, und wenn sie mich zehnmal verraten hätten, sie bleiben mir die heiligste Offenbarung, sie bleiben die Fülle

meines Reichtums. Und was ich geglaubt habe und gehofft, nachdem ich von Gott frei geworden, wie ich aus jedem Märtyrer-Grab den Rächer erstehen und in jeder Morgenröte den Befreier erscheinen sah, es war ja Alles nur Liebe, und für die ist jede Enttäuschung nur wie ein Abschied für zwei Herzen, die gesinnt sind, bei einander zu stahn; die überdauert Alle.

Wenn mein Lichtlein erlischt, so werden es andre Herzen sein, in denen der Duft waltet wie von grünen Tannen-Nadeln und das Licht wie von den Sternen und der Klang wie Fugen-Satz: „Nun aber bleibet glaube, hoffnung, liebe, diese drey, aber die liebe ist die grössefte unter ihnen.“



Der Frühling kam.

Der Frühling kam — wie fand er mich?
Mit ein paar Sonnenstralen,
Mit einem Schimmer, der gründlich strich
Ueber die Gräser, die fahlen.

Mit ein paar Blättern am dürren Baum —
Wie sie im Frühhauch beben!
Mit ein paar Blumen, den Jugendtraum
In einer Gruft zu verleben.

Der Frühling kam — ob seiner Pracht
Mußt ich ein Lächeln heucheln —
Zündet ein Licht in öder Nacht,
Einem Blinden zu schmeicheln.

Borstig die Zeit vorüberkroch,
Und die Vampyre saugen.
Erst als ich an den Syringen roch,
Brannten mir plötzlich die Augen.



Maßliebchen.

Er liebt mich
Von Herzen
Mit Schmerzen
Ueber alle Maßen
Klein wenig
Oder gar nicht.

Durch das offene Kirchenfenster drang ein leises Duften von Veilchen und Levkojen und mit ihm ein Sonnenstral, der legte um ein blondes Köpfchen einen Heiligenschein. War ein ketzerischer Schalk, der Sonnenstral, denn er hatte dem Mädchen ins Herz gesehen, und er wußte, daß keine Andacht darin wohnte, sondern Vorgedanken an den Nachmittagsspaziergang durch den hohen Wald mit seinen nickenden Blümlein, die man zu Zweien pflückt. Und wenn die Wimpern gesenkt waren, so war es nicht in christlicher Demut, sondern in süßem Bangen vor zwei dunkeln Augen, die unverwandt herüberblickten, ob man sang oder betete, ob man saß oder stand oder kniete. Und wenn sie die Hände auf der Brust gefaltet hatte, so war es nicht in Gedanken an den lieben Gott, sondern, als ob sie ihr Herz zurückpressen müßte, daß es ihr nicht fortfliege vor lauter Sehnsucht.

Und doch war dieses holde Mädchenbild nur ein einziges Gebet zu dem Gott, den nur die Jugend kennt und glaubt: Schenk mir mein Glück!

Ach, wie die Orgelklänge die bangen Zweifel aufwühlen! Es ist ja noch kein Wort von Liebe gesprochen worden zwischen den Beiden, ja sie haben sich noch nicht einmal ordentlich angeschaut, und als er ihr heute Morgen das erste Röslein brachte und sich die Hände einen Augenblick berührten, war er so rot geworden wie sie selber und war weggelaufen und erst in der Kirche wieder zum Vorschein gekommen.

Da erscholl von der Kanzel jenes wunderbare Wort, das auch von pedantischem oder fanatischem Munde gesprochen seinen erhabenen Klang nicht verliert: Nun aber bleiben Glaube, Hoffnung und Liebe, diese drei; aber die Liebe ist die größeste unter ihnen. Da zwang es sie, die Augen

aufzuschlagen, und der bittende, dürstende Blick des Andern ergoß sich in sie, hinab bis ins Herz, wolig, beglückend wie Sonnenstral und Veilchenduft; und wie ein Dankgebet stieg es in ihr empor: Er liebt mich! Sie hörte nicht die Auslegung des Pfarrers; was war es ihr, wie Paulus die Agapä verstanden hat, ihr war es genug zu wissen: daß die Liebe das Größeste ist. Und was die Gemeinde sang und die Orgel brauste und die Glocken tönten, war Alles nur das Eine:

Er liebt mich!

* * *

Und ist es denn wirklich wahr, daß dein Herz von Anbeginn an mein gehörte? Weißt du noch, als ich dich zuerst auf der Straße sah, ich war ja noch ein kleines Mädchen. Ich habe Tag und Nacht an dich gedacht. Ich konnte meine Schulaufgaben nicht mehr machen, und du bist schuld daran, daß ich oft gescholten wurde. Und wenn du am Hause vorübergingst — weißt du noch, wie ich die Blumen am Fenster so gestellt, daß man doch zwischen durch sehen konnte — sagte ich mir immer: Er muß ja so wie so vorbei, er kommt nicht wegen deiner. Aber wenn ich des Nachts mit geschlossenen Augen wach lag und dein Bild immer wieder vor mich trat, klopfte mein Herz hartnäckig drauf los: Und er kommt doch wegen deiner! — Gelt, es ist keine Sünde, daß wir uns lieb haben und daß wir uns — so oft küssen?

O das Wandeln im Garten des alten Schlosses! Fernher klingt das Rauschen des stürzenden Baches, fernher das Lachen und Gläserklingen der fröhlichen Gesellschaft. So ganz allein. Kein Mensch darf es wissen, nur die Rosen und die Waldvögelein und der liebe Gott im blauen Himmel.

Und diese Rose dir an die Brust und diese mir ins Haar, müssen lauter rote sein, denn rot ist die Farbe der Liebe. Ach, da hast du die eine zerdrückt! Aber es gibt ja noch viel Rosen und viel Küsse. Sag mirs noch einmal: Hast du mich lieb? Ich sag dirs noch tausendmal: Ich lieb dich

Ganz von Herzen.

* * *

Wie endloses Weinen strömt das Wasser vom Himmel, und die Winde seufzen in den Pappeln; es dampfen und triefen die Pferde, die verdrossen den Postwagen auf der Landstraße dahinschleppen. Da sitzt

Einer drin, dem ist es gar weh zu Mut. Noch fühlt er die heißen, tränendurchströmten Abschiedsküsse auf den Lippen; wenn die andern Passagiere nicht wären, würde er selber in ein bitterliches Weinen ausbrechen. So würgt er die Tränen in sich hinein, und eine geheime Furcht steigt in ihm auf, ein namenloses Elend, wenn er der Schmerzgewalt dieses Abschiedes gedenkt. Jedes Wort ist wie in seine Seele eingebrannt, und er weiß jetzt schon, daß er dieses Antlitz, das ihm, mit bebenden Lippen lächelnd, noch Trost einflößen wollte, noch oft in seinen Träumen sehen wird. Du bist mir ja treu, hatte sie an seiner Brust geflüstert, und ich glaube an dich. Andre werden dir gefallen, andre werden dir zulächeln, aber so wie mich kannst du doch keine lieben. Und dann hatte sie ihm die Augen geküßt und den Mund, und ächzend war hinter ihr das Tor ins Schloß gefallen.

Weiter schleppt sich der Wagen, der Himmel hellt sich auf, und als er an der Bahnstation angelangt ist, spiegelt sich die Sonne in Millionen Regentropfen. Er lächelt auch und gedenkt der Freunde, die ihn jubelnd empfangen werden, und ein paar lustige Dirnen drängen sich in seine Gedanken, die lächelnd Alles, auch die Untreue, verzeihen.

Sie aber steht am Fenster und starrt mit brennenden Augen in die sinkende Nacht. Eine tödtliche Angst schnürt ihr das Herz zu. Kann man denn noch zweifeln, wenn man einmal glaubt an die Allgewalt der Liebe? O ihr Lüfte und du einsamer Stern, bringt ihm die Botschaft, daß ich ihn liebe

Mit tausend Schmerzen.

* * *

Wild packt das Leben mit Genuß und Enttäuschung. Ist das noch Derselbe, der einst in den treuen blauen Augen seinen Himmel suchte und fand? Wie eine Idylle, von der er einst gelesen oder die er einst im Bilde bewundert, tauchen zuweilen das Kirchlein, der Burg-Garten, der Abschied herauf. Aber er will leben, genießen und schaffen. Wer was für die Unsterblichkeit tut, ist berechtigt, jeden Becher der Freude zu leeren, der ihm am Wege geboten wird; denn was dem Andern Ehre und Ruhm ist, bleibt ihm versagt, und nach Vergangenem darf nicht zurückschauen, wer der Freiheit eine Gasse brechen will. Es kommen aber Stunden, da er verzweifelt an sich und der Genuß ihn anekelt; dann holt er ihre Briefe hervor, die Haarlocke, die getrockneten Blumen, und es überfällt ihn ein gewaltiges Heimweh. Und er schreibt in stürmischen Worten sein Heimweh. Bei dir nur ist Ruhe, du allein bist die Wahrheit!

In einer Gewitternacht kehrte er wieder, selber ein erobernder, verzehrender Gott. Klage nicht, frage nicht, unsere Minuten sind kostbar. Was ich auch getan und gewesen, du gehörst mein, ganz mein, Leib und Seele. Das sind Küsse, die sie erst lernen muß, ach, und denen sie doch nicht widerstehen kann. Das ist die Umarmung, in der ihr ganzes Wesen aufgeht. Ist es auch recht und tun wir keine Sünde? Aber die Leidenschaft verschmäht die Erlaubniß und kennt keine Sünde. Niemand weiß es, nur der Blitz hat es gesehen.

Verlaß mich nicht, Geliebter, ich habe nur noch dich auf der Welt. Aber ich muß, ich muß fort, und ich komme wieder, mein Weib, mein Weib, ich liebe dich

Ueber alle Maßen!

* * *

Die Tage kommen und gehen, und sie werden zu Jahren. Noch wanderten Briefe zu ihm, bald tränenschwer, bald leidenschaftlich fordernd, anklagend, beschwörend. Aber er findet keine Zeit, ihr ein paar Zeilen zu senden. Rascher, toller kreist er im Wirbel des Lebens, grimmiger rächt sich jeder Genuß und jede Schaffensfreude durch Enttäuschung. Sie rächt sich auch noch wol einmal, und die alte Liebe zuckt auf wie ein verlöschendes Feuer. Aber er hat nie mehr Zeit. Mit schmerzlichem Lächeln sieht sie ihn kommen, mit Resignation gehen. Nur manchmal schlingt sie wie Rettung suchend ihre Arme um seinen Hals, in ihren Augen schimmert die Liebe, die nie erlöschen kann, und wie um ein Almosen bettelt sie: Ich weiß, ich genüge dir nicht, ich weiß, du mußt dich zwingen, zu mir zu kommen, aber nicht wahr, du verläßt mich nicht ganz? nicht wahr, du behältst mich lieb, nur noch ein

Klein wenig!

* * *

Und die Jahre vergingen, und wieder ist es Frühling Am schäumenden Bach in all der grünen Herrlichkeit steht ein vergrämtes Weib, mechanisch zerzupft sie ein Maßliebchen.

* * *

Und aus den Stimmen des Waldes und des Wassers hört sie nur das eine trostlose Wort:

Gar nicht! Gar nicht!

Droben im Dorfe am Mühlenberg.

Droben im Dorf am Mühlenberg
Liegt ein Schüler und lacht —
Drunten im Dorf im Mühlenbach
Baden drei Jungfern bei Nacht.

Was schwimmen denn da für Röselein?
Ei die sind für den Kranz,
Ei, die sind von des Amtmanns Sohn,
Morgen gehn wir zum Tanz!

Was sind denn das für Röselein,
Schneeweiß, rot und gelb?
Ei, die schickt der Reiter mein,
Morgen zieht er in's Feld!

Schau die feinen Röselein
Kommen im Wasser getanzt!
Ei, mein lustiger Müller
Hat sie für mich gepflanzt!

O du bittere Liebespein!
O ihr Röslein rot!
Zwischen den drei Jungfräulein
Litten sie große Not.

Oben am blauen Himmelszelt
Wandelt der Mond in Pracht —
Droben im Dorf am Mühlenberg
Liegt ein Schüler und lacht.

„Mein Schatz ist fortgegangen, ich seh' ihn nimmermehr."

Auch fremde Träne höhlt das Herz mir aus
Wie Tropfen der Cascad' den weichen Stein,
Und fremde Schmerzen werden mir zum Erbteil.
Das sind die Diamanten meines Reichtums,
Die Perlen, die Rubinen blutig rot.
Und wenn die böse Ungeduld
Mir nächtlich an dem wachen Herzen zehrt,
Ein Blick in jenen Schatz löst mir die Seele
Und scheucht vom Bett die Unholdin.
Ein Wort klingt nach, ein Antlitz aus dem Nebel
Taucht auf, vom Schmerz verschönt,
Und mit dem andern Herzen fühl ich wieder,
Wie schwer das Leben und wie schön es ist.

* * *

Im schimmernden Inselreiche
Ein wolkenloser Tag,
Goldzitternd die Luft, die weiche,
Ueber den Wassern lag,
Ueber den grünen Wassern,
Wo weiß von Brandung umsäumt
Das hohe Felsen-Eiland
Den Traum der Ewigkeit träumt.

Auf der getürmten Altane
Saß die glückliche Schaar,
Freiheit war unsre Fahne,
Freude kränzte das Haar.

Kränzt' auch den kahlen Schädel,
Den sonst die Schuld umschleicht;
Der Himmel hat der Erde
Den Kuß der Versöhnung gereicht.

Und wie der Wein durch die Kehlen,
Die deutschen Kehlen drang,
Tönten schon unsre Seelen
In der Heimat Gesang.
Und weil wir lustig waren,
Wehmütig war der Klang,
Und weil wir so schön beisammen,
Tönte vom Scheiden der Sang.

Das Mädchen an meiner Seiten
Sang hell durch Basses Gebrumm,
Doch bei dem „Scheiden und Meiden"
Ward sie auf einmal stumm
Wie ich mich zu ihr neigte,
Flossen die Tränen sacht.
Du armes, trauriges Herzlein
In der leuchtenden Sommerpracht!

In all dem Klingen und Tosen
Legt ich um sie den Arm:
Was bleicht dir deine Rosen
Was füllt dein Herz mit Harm?
Ueber die zuckenden Lippen
Brachen die Worte schwer:
„Mein Schatz ist fortgegangen,
Ich seh' ihn nimmermehr."

Da stieg in mir ein Wallen:
Du arme, reiche Maid
Bei Gott! ich wünscht uns Allen
So echtes Liebesleid.
Ich will dirs tragen helfen,
Hab selbst schon so gebüßt —
Dann hab ich ihr die Tränen
Von Lippen und Augen geküßt.

Love went by.

Es war einst ein Jünglingmann, der hatte die Hand an den Pflug gelegt und beschaute sich siegesgewiß das Feld, das er erobern, brechen und ausnützen wollte. Um ihn her brausten die fröhlichen Winde das Lied von der unendlichen Ferne, und durch das rauhe Getöse klang leise eine süße Stimme wie das unbewußte Klingen, mit dem der Morgenstern die Sonne grüßt. Es war die Liebe, die vorüber ging. Aber der Mann am Pfluge verschloß ihr Ohr und Herz: Erst muß ich mein Feld bestellen, dann sollst du mir willkommen sein.

Und das Feld war bestellt, es dampfte die frisch aufgewühlte Erde. Kleine weiße und blaue Blümelein blinzelten aus den Hecken am Ackersrand hervor, die Lerche stieg singend in die Luft. Da ging die Liebe vorbei, errötend, mit keuschen Wimpern die Sehnsucht verhüllend. Aber der Ackersmann rief: Du kommst zu früh. Ich muß mein Feld bestellen, ich muß säen, auf daß mir tausendfältige Frucht werde.

Und die Saat schoß grün, und die Saat schoß goldgelb hervor. Stolz wandelte der Mann durch den reichen Segen. Die Luft erzitterte von Sonnenstralen und Finkensang, rote Rosen nickten über die Mauer am Ackersrand. Da kam die Liebe durch des Kornes Gassen; heiß, duftig streifte ihr Atem den Mann, aus den voll aufgeschlagenen Augen loderte Sinneseligkeit. Aber er wies sie zurück und freute sich seiner Stärke: Erst muß ich meine Arbeit einheimsen, dann sollst du mit mir schwelgen am reichbesetzten Tisch, und der Becher soll dir nimmer leer werden.

Die Scheunen sind gefüllt, die Tenne liegt glatt wie ein Tanzboden, und fernher klingt das Lied der feiernden Drescher zu dem Manne, der einsam durch die Stoppelfelder geht, wo das listig blickende Mäuslein die letz-

ten, verlorenen Körner in sein unterirdisches Häuslein rettet. Da erfaßte ihn allgewaltige Sehnsucht, und er breitete die Arme aus nach Süden, von wannen die Liebe kam: Ich habe meine Pflicht erfüllt, ich habe gewonnen, was ich mein nennen wollte, ich habe Alles und nichts. Hohn ist mir der Gesang der Fröhlichen, sauer wird mir im Becher der Wein, ich sehe die Schatten kommen, die Erstarrung, und ich bin allein. O, Liebe, wo bist du?

Aber nur das Seufzen des Waldes gab Antwort, rote, gelbe, welke Blätter streute der Wind auf das Stoppelfeld, in Grau wandelte sich das Gold des Abendrotes: Die Nacht brach herein.



Letzte Liebe.

Wenn die Gedanken nächtlich schwirren
Um Bilder, die ich einst verehrt,
So sind sie stets nach kurzem Irren
Zu Deinem Bild zurückgekehrt.

Wenn ich um Abschiedsworte weine,
Die mancher süße Mund mir sprach,
Zuletzt tönt immer noch das Deine
Sehnsüchtig mir im Herzen nach.

Wohl hunderttausend Liebesgrüße
Sind mir von schöner Hand gesandt,
Und doch sind es nur Deine Küsse,
Die mir bis in das Herz gebrannt.

Was hundertmal ich schon geschworen,
Hab hundertmal ich nicht geglaubt,
Oft hab ich Lust und Lieb verloren,
Oft wurde Beides mir geraubt.

Und wenn nun auch mein flüchtig Wesen
Den holden Glauben sich erwirbt
Von jener Liebe auserlesen,
Die mit dem Menschen selbst nur stirbt,

So halt es, Liebste, wol erwogen:
Du mußt mir eine Bürgschaft sein;
Denn fänd ich, daß auch Du gelogen,
Stürzt' mir der letzte Himmel ein.

Ein Kuß.

Sang gibt es, der Vielen gefällt,
Und der doch nur Geräusch;
Lippen gibt es, die nie geküßt
Und die doch nicht keusch.

Wie mich ein einfach Lied beglückt,
Draus die Seele spricht!
Bess'res als des Volkes Sang
Schafft Frau Musika nicht.

Lippen, die viel andre geküßt,
Legten sich mir auf den Mund;
Reiner Liebe heilige Gut
Ward durch sie mir kund.

Alter kehrt zur Kindheit zurück —
Bin ich denn schon so weit,
Daß sich in Küssen wiedergebiert
Liebe vergangener Zeit?

Liebe, die nichts begehrt und hofft,
Die nicht gibt und nimmt,
Nur wie verwandter Saiten Ton
Rein zusammenstimmt?

Helden.

„Der grimme Hagen,
Die Faust am braven Stahl,
Lehnt er und lauscht.
Aber Herr Volker,
Bein über Bein,
Sinnenden Auges
Fiedelt er sich und dem Freunde
Ein Liedlein.“

Läg der Tronjer im Spitale
Und der Volker irgendwo,
Alle beide auf dem Siechbett —
Wären sie des Lebens froh?

Held ist gut sein, wo sie liegen,
Die man selber niederzwang;
Zuckt die Hand noch nach dem Schwerte,
Wird man nicht der Zukunft bang.

Freut der Sänger sich des Liedes,
Leuchtet's in der tiefsten Nacht:
Und die Angst hat keine Stätte,
Bei der würd'gen Todtenwacht.

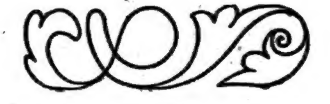
Aber wenn mit Schwert und Harfe
Dir der Stift der Hand entsinkt,
Eine gypsgegossene Larve
Statt des grünen Lorbeers winkt;

Wenn der Horizont, sich engend,
In der Finsterniß zerfließt,
Jede Regung deiner Liebe
Sich in's Herz zurück ergießt;

Und vom eignen Gift erkrankend,
Du wie ein Thersites brüllst,
Trotz der hohen Gottgedanken
Schmutzig Menschenlos erfüllst —

Zeiget mir des Tronjers Trotzen,
Wenn am Mund die Wasser steh'n,
Spiele Volker, Liedgeselle,
Wenn die Saiten flöten geh'n!

Heldentum heißt: E i n s a m pfeifen,
Pfeifen auf die ganze Welt,
Bis das Faß im letzten Reifen
Lautlos auseinanderfällt.



Zuletzt.

Das Schlimmste, was dem Menschen aufgehoben,
Ist nicht die Not und nicht der Tod. — —
Es war dein Traum,
Daß du der Sonne gleichen wolltest,
Die ihre Glut ausstralt verschwenderisch und ohne Rückhalt
Und wenn der Sonne nicht, so doch der Blume,
Die jedem Hauch ihr Herz eröffnet
Und ihren Duft verstreut.
Doch bleibt dir nichts vom reichen Erbteil,
Wenn in den Schatten stirbt der Tag
Und Blatt auf Blatt in welker Not verblaßt.
In deinen letzten Stunden einsam,
Streckst du vergebens deine Arme
Nach Liebe aus,
Der du ein Leben lang geopfert.
Es mag die Treue stehn an deinem Lager,
Die, sich zum Lohn, ausharret bis zuletzt,
Und auch die Reue, die sich grämt,
Daß ihr das Heucheln nicht gelingt,
Der Strauß, den man dem müden Kämpfer schickt,
Und auch ein Becher mit dem edeln Trank,
Der dir ein letztes Lächeln auf die Lippen lockt.
Doch was dir vorgeschwebt als letzte Labung
In Stunden, da das Glück —
Das lachende, küssende Glück —
Den Tod dich denken ließ mit Lust,
Sie wird dir nicht gereicht.

Nur hinter den geschlossnen Lidern
Siehst du in weiter Ferne Sterne blinken,
Geliebte Augen, die von Tränen feucht,
Als ob sie jetzt die Botschaft schon vernommen.
Und näher tritt mit der gesenkten Fackel
Die sanfte Schwermut, die den Knaben schon,
Wenn ihm das Herz in Schluchzen brechen wollte,
In Schlaf gewiegt,
Und flüstert dir ins Herz das kühle Wort,
Das aller Weisheit letzter Trost,
Daß man die Sterne nicht begehrt,
Und daß man arm dahinfährt, wie man kam.

